Gottfried Kellers leben

Jacob Baechtold,
Gottfried Keller


UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819

Gottfried Kellers Leben.

Seine Briefe und Tagebücher.

Von

Jakob Baechtold.

Dritter Band: 1861—1890.



Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1897.

7. Der Herr Staatsschreiber.

(September 1861—Juli 1876.)

„Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens." So schrieb Goethe in sein Tagebuch, als ihm der Herzog im Januar 1779 eine neue Würde auf die Schultern legte.

So lernte auch Gottfried Keller denken, nachdem er in seiner Amtsstube heimisch geworden und entschlossen war, die Jahre seiner guten Manneskraft dem Dienste des Staates zu widmen. Sein Weltverstand bewahrte ihn vor der Mißlichkeit eines ungewissen Litteratenlebens. Von der Kunst dachte er zu hoch, als daß er sie je zur Erwerbsquelle erniedrigt hätte. Der Freiheit, die er bisher fast im Übermaße genossen, entsagte der gereifte Mann freiwillig, um sich dienend in ein Ganzes einzuordnen. Es war eine etwas späte, dafür um so strengere Selbstzucht, die sich Gottfried Keller angedeihen ließ. Sowie er seine Absicht erreicht sah, gab er sich die Freiheit zurück.

Es handelte sich nicht etwa bloß um eine würdige Sinekure, als ihm im Herbst 1861 das Amt übertragen wurde. Der Umkreis der Geschäfte eines ersten Staatsschreibers des Kantons Zürich — bis 1871 gab es noch einen zweiten — war ansehnlich. Demselben stand die Oberleitung der

Staatskanzlei zu. Er war zugleich Sekretär der Direktion der politischen Angelegenheiten. Über die Verhandlungen des Regierungsrates (der obersten vollziehenden Behörde des Kantons) führte er die Sitzungsprotokolle; er hatte den offiziellen Verkehr mit den übrigen Kantonsregierungen und dem Bundesrate zu unterhalten, mußte die jährlichen Rechenschaftsberichte sämtlicher Departemente zusammenstellen, Gesetzesentwürfe, Eisenbahnkonzessionen, Verordnungen aller Art registrieren oder endgültig redigieren, sowie die Unmasse von Ausfertigungen, Pässen, Heimatscheinen u. s. w. mit seiner Unterschrift versehen. Kurz, das Amt nahm seinen ganzen Mann vom Morgen bis zum Abend in Anspruch, zumal dieser Mann jedes schläfrige Büreausystem haßte und streng auf Fleiß, Ordnung und Pünktlichkeit bei sich selbst und den übrigen Angestellten sah[1]). Der neue Staatsschreiber behauptete gleich von Anfang an volle Selbständigkeit. Fremde Hilfe, selbst in Dingen, die ihm ferne lagen, verschmähte er; es kam vor, daß er zum Verständnis eines holländischen Aktenstückes ein entsprechendes Wörterbuch kaufte, um ja nicht etwa der Leute Rat angehen zu müssen. Seine Einkünfte kamen, Sporteln und freie Wohnung eingerechnet, der damals für stattlich gehaltenen Jahresbesoldung von fünf- bis sechstausend Franken gleich.

In der gesetzgebenden Behörde, dem Großen Rate von Zürich, saß er nur bis 1866 und hat ein einziges Mal das Wort ergriffen, in der Frage der eidgenössischen Verfassungsrevision (Dezembersitzung 1865). Nach Ablauf der ersten

[1]) Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften S. 8 ff., Adolf Frey, Erinnerungen an Gottfried Keller, 2. Aufl. S. 84 ff. (1893).

Amtsdauer wählten ihn seine Mitbürger von Glattfelden, denen er nicht demokratisch genug war, nicht wieder in den Rat.

Durch seine Stellung als Staatsschreiber wurde Gottfried Keller Mitglied der verschiedensten Kommissionen: so war er seit Frühjahr 1862 Aktuar des aus Abgeordneten der beteiligten Kantone und der Nordostbahn bestehenden Eisenbahnkomitees Zürich-Zug-Luzern, ebenso desjenigen der Linie Bülach-Regensberg. Viele Mühe verursachte ihm seit März 1863 das Sekretariat in dem Hilfskomitee zur Unterstützung der Polen.

Dem Staatsschreiber fiel ferner die Abfassung der jährlichen Bettagsmandate, Ansprachen der Regierung an das Volk auf den eidgenössischen Buß-, Bet- und Danktag, zu, so oft wenigstens, als nicht ein Mitglied der Behörde selbst „Lust verspürte, seinen Stil an der besagten Kundgebung zu versuchen"[1]. Sofort nach der Wahl Kellers verschwur sich ein Teil der Züricher Geistlichkeit, nie und nimmer ein Mandat aus dieser Feder von der Kanzel herunter, wie der Brauch ist, verlesen zu wollen. Sie ist nicht allzuhäufig in den Fall gekommen, von ihrem Vorsatz abgehen zu müssen, da Keller nur die Mandate von 1863, 1867 und 1871 geschrieben hat. Gleich das prächtige des Jahres 1862, mit welchem er seinen Amtsantritt gerne bezeichnet hätte, wurde von seinen „sieben Tyrannen" unter den Tisch gewischt und durch ein farbloses ersetzt[2]).

[1]) Nachgelassene Schriften S. 203.

[2]) Abgedruckt a. a. O. S. 205 ff; vgl. auch S. 344 ff. In dem Kellerschen Mandat von 1863 erscheint die Stelle: „Alles Edle und Große ist einfacher Art. Möge diese klare Einfachheit bei aller materiellen Entwickelung unserer Zustände fort und fort die Grundlage

Sein Blick wurde immer klarer und weiter und verschloß sich auch der Einsicht in das Gebrechliche unserer Einrichtungen und Zustände nicht, wovon der Dichter später so freimütig sprechen sollte.

Das erste Jahrzehnt, in welches Kellers Amtsführung fiel, war politisch ein höchst unruhiges. In allen Ecken der alten Republik Zürich rumorte es. Das Volk war mit seiner Verfassung nicht mehr zufrieden. Die bisherige repräsentative Demokratie sollte der reinen Volksherrschaft näher geführt werden. Alte Forderungen: Erweiterung der Volksrechte, Einführung des Referendums, Ausbau der Volksschule, Unentgeltlichkeit des Schulunterrichts, Wahl der Regierung durch das Volk, Einführung der Progressivsteuer u. s. w. suchten sich Durchbruch zu verschaffen und riefen einer Totalrevision der Verfassung. Erst ging die Bewegung ihren verhältnismäßig ruhigen Gang. Gottfried Keller zeichnete dieselbe 1864 in der „Sonntagspost“ seines Freundes Dr. Abraham Roth in munterer Weise folgendermaßen:

„Dieser Revisionshandel ist bis jetzt wenig verhängnisvoller Natur und mehr eine fast belustigende Mischung von Behaglichkeit, Pathos und Brummerei bei unerwartet komischen Wendungen. Einem beschaulichen Schweizer, der für seine Person mit einem dauerhaften ‚Brief‘ nach alter Façon auskäme, wird es seit einigen Jahren bei dem Wort Verfassungsrevision immer wunderlich zu Mute. Die Erd-

unseres religiösen Lebens, unserer Wissenschaft und Erziehung bleiben, und wir werden der Einigkeit und Genügsamkeit nicht ermangeln, welche uns schließlich zum wahren Großen führt.“

genossen haben sich in neuerer Zeit an fremden und eigenen Nationalfesten fleißig als Lehrmeister der Freiheit, der nationalen Kraftübungen und Geschicklichkeiten feiern lassen, und es ist auch unverkennbar, daß unsere öffentlichen Sitten und Gebräuche einen Einfluß über unsere Grenzen hinaus üben. Fragen wir aber nach dieser Lehrmeisterschaft auf dem Gebiete der Landesverträge und der Gesetzgebung, und blicken wir dabei auf den unaufhörlichen Wechsel, das ewige Mißlingen, Verwerfen und Wiederanfangen, die ganze kleinliche und schmale Kurzlebigkeit in Verfassungs- und Gesetzessachen, so müssen wir entweder denken: der Schweizer ist eben ein Mann der Praxis und nicht der Theorie, ihm geht es schlecht, wenn er sich als Paragraphendrescher aufthut; oder aber wir müssen annehmen, daß hier irgend eine moralische Unfähigkeit eingerissen ist — — Was nun die Zürcherische Verfassung betrifft, welche dermalen einer ganzen oder teilweisen Änderung verfallen, so ist dieselbe immer noch unsere Verfassung vom Jahr 1831, die erste, welche das Zürchervolk in freier Abstimmung und ohne äußeren Zwang angenommen hat. Sie enthielt 94 Artikel, von welchen 34 mehr oder weniger abgeändert, ein paar auch gestrichen worden sind, so daß zur Zeit noch 60 von den alten Artikeln als alte Garde dastehen. Jene 34 Änderungen wurden mittelst acht Verfassungsgesetzen zu fünf Malen vorgenommen, weshalb unsere Verfassung einem Fäßlein Wein von einem berühmten Jahrgange gleicht, welchen man von Zeit zu Zeit mit neuem Weine speist, ohne ihm die alte Jahreszahl zu nehmen. In solchen Fällen kommt es für den Kenner immer darauf an, ob die alte Blume noch die Oberhand behalte oder ob es im Grunde ein ganz anderes Getränk geworden sei." Nach

einer kurzen Darstellung des Ganges der Revisionsbewegung fährt Keller fort: „Merkwürdiger Weise gelangte der Regierungsrat im Verlauf seiner Beratungen ebenfalls zur Totalrevision, und zwar nicht aus Furcht vor der demokratischen Forderung oder um die reine Demokratie einzuführen, sondern weil er, einmal ins Ausgleichen und Redigieren hineingekommen, nicht mehr innezuhalten vermochte. Eine Verfassung ist aber keine stilistische Examenarbeit. Die sog. logischen, schönen, philosophischen Verfassungen haben sich nie eines langen Lebens erfreut. Wäre mit solchen geholfen, so würden die überlebten Republiken noch da sein, welche sich einst bei Rousseau Verfassungen bestellten, weil sie kein Volk hatten, in welchem die wahren Verfassungen latent sind bis zum letzten Augenblick. Uns scheinen jene Verfassungen die schönsten zu sein, in welchen, ohne Rücksicht auf Stil und Symmetrie, ein Concretum, ein errungenes Recht neben dem andern liegt, wie die harten glänzenden Körner im Granit, und welche zugleich die klarste Geschichte ihrer selbst sind."

Die Züricher Verfassungskämpfe nahmen vorübergehend eine Wendung zum Schlimmen, als ein keckes Demagogentum dieselben in die trübe Bahn persönlicher Befehdung abzulenken suchte. Es erschienen jene berüchtigten Pamphlete, welche die Justiz des Kantons, besonders das Obergericht mit dessen Präsidenten, als innerlich korrupt zu brandmarken bemüht waren. „Unsere politischen Geschichten — schreibt Keller im Juni 1868 an Hegi — sehen trüb aus. Wenn's so fortgeht und angenommen wird, was die Kommissionen jetzt machen, so soll unsere gute Republik ganz auf den Kopf gestellt werden und von vornen anfangen in einer Weise, wie

es nur nach einer blutigen Revolution oder nach einem Eroberungskriege bisher geschah, und da nicht einmal in solcher Art. Doch wird das Zürchervolk darüber nicht zu Grunde gehen, wenn nicht äußeres Unglück dazu kommt." Der Dichter hat die „dämonisch" seltsame Bewegung, welche mehr Schrecken und Verfolgungsqualen in sich barg als manche blutige Revolution, obgleich nicht ein Haar gekrümmt wurde", im „Verlorenen Lachen" scharf und gerecht geschildert. Die Angriffe des „allgemeinen Reichstags der Verleumdung" richteten sich namentlich auch gegen das Haupt des sog. „Systems", Dr. Alfred Escher. Escher, einer der bedeutendsten Staatsmänner der neueren Schweiz, der Begründer der Gotthardbahn, war zwar schon seit 1855 aus der Regierung ausgetreten, galt jedoch seinen demokratischen Widersachern nach wie vor als der eigentliche Beherrscher des Staates, als der Mächtige, welcher auf alle wichtigen Entscheidungen und Wahlen einen bestimmenden Einfluß ausübe. Der Aristokrat von unbestrittenem Freisinn, unermüdlichster einsichtigster Thätigkeit für das Gemeinwohl, der Mann mit der vornehmen Ruhe und Mäßigung, der vielbeneidete Krösus, welcher alle Machtfülle in sich zu vereinigen schien und doch den schwersten Enttäuschungen nicht entging, ihnen indes in edler Haltung ungebeugt Stand hielt. Alfred Escher war damals das Ziel gemeinster Schmähsucht. Erst nach seinem Tode (1882) waren alle Parteien darüber einig, daß ihm eine unvergängliche Bürgerkrone gebühre. Er pflegte alles um sich zu sammeln, was durch Geburt, Geist, Kapital hervorragte. Daher brachten seine Gegner das Stichwort „System" auf. Dieses sog. „System" wurde gestürzt und die demokratische Verfassung im April 1869 mit Mehrheit vom Volk

angenommen und eine neue Regierung eingesetzt[1]). In dieser neuen Aera spielt „Martin Salander".

Für Gottfried Keller konnte es nicht fraglich sein, auf welche Seite er sich in diesen Parteiwirren zu stellen hatte. Partei zu nehmen, hielt er für die Pflicht eines jeden rechten Mannes, mit dem Vorbehalte, jede politische Unwahrheit, komme sie, woher sie wolle, zu verleugnen. Der Radikalismus, dem er sich in seinen von konfessionellen Kämpfen im Innersten aufgewühlten Jugendjahren in die Arme geworfen, hatte sich längst zu maßvoller Anschauung abgeklärt. Ein gesunder Freisinn war geblieben, die Abneigung gegen alles Extreme und gegen jedes demagogische Wählertum zugleich immer stärker geworden, so daß schroffe Parteimänner der äußersten Linken, die ihn nach seiner Abkunft und seinem ersten Auftreten als politischen Lyriker bedingungslos für den Ihrigen gehalten, Keller nun mit Unrecht Abfall von der Sache der Demokratie vorwarfen. Er wurde kurzweg zu den „System-

[1]) In sein Handprotokoll (Brouillon) schreib G Keller am 14. Juni 1869. „Schlußsitzung der alten Regierung

Her kommt der Tod, die Zeit geht hin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin

Dieses war die letzte Sitzung der sogenannten dreißiger Regierung nach Untergang der Verfassung von 1831 Anwesend waren. J J Treichler von Richtersweil Regierungs-Präsident, Dr Eduard Suter von Pfäffikon, Dr Rudolf Benz von Pfungen, eidg Oberst, Felix Wild von Wädensweil, Franz Hagenbuch von Zürich, Adolf Huber von Wädensweil, Heinrich Studer von Wipkingen, J J Scherer von Winterthur, eidg. Oberst (nachheriger Regierungs-Präsident) — Staatsschreiber. G. Keller von Glattfelden und Joh Boßhard von Pfäffikon

Nachmittags 4 Uhr konstituierte sich die direkt vom Volke gewählte neue Regierung Im Großratssaale tagte inzwischen der neue Kantonsrat"

lern" gezählt. Um so mehr, als der Glattfelder Plebejer sogar in der Gesellschaft Alfred Eschers bemerkt wurde und im Laufe der Jahre in ein gewisses freundschaftliches Verhältnis zu dem hervorragenden Manne gelangte. Daher war der Staatsschreiber 1869 bei der veränderten Lage der Dinge auf den Abschied gefaßt; denn er konnte mit seinen politischen und persönlichen Urteilen niemals hinter dem Berge halten. Schon das Jahr zuvor hatte er es beim Zusammentreten des neuen Verfassungsrates nur zum zweiten Sekretär desselben und im Juni 1869, als der neue Große Rat sich zur ersten Sitzung versammelte, vollends nur zum dritten Sekretär und zwar unter starker Opposition gebracht[1]). Desto unerwarteter, aber auch desto ehrenvoller war es für beide Teile, als die neue demokratische Regierung ihn in seiner bisherigen Stellung als ersten Staatsschreiber bestätigte.

Fünfzehn Jahre hindurch hat er dieselbe musterhaft verwaltet. Der eidgenössische Kanzler Schieß, ein gestrenger Beamter, pflegte zu sagen, Gottfried Keller sei der beste zuverlässigste Staatsschreiber der Schweiz gewesen.

Das gute alte Mütterchen durfte noch die Freude erleben, den Sohn in einer gesicherten Lebensstellung zu sehen. Am 5. Februar 1864 kurz vor Mitternacht starb es ganz plötzlich, ohne eigentlich krank gewesen zu sein, seines Alters 76 Jahre und zwei Monate. Der Gottfried war noch nicht zu Hause und hatte keinen Abschied nehmen können. Es

[1]) Keller rückte erst nach der Ablehnung L. Forrers in der Sitzung vom 1. Juli zum zweiten Sekretär vor, zu der Stelle also, die er auch im frühern Großen Rate bekleidet hatte. Er legte sie zu Ende des Jahres nieder.

blieb ihm eine der bittersten Erinnerungen fürs Leben. Er sei nachher — sagte er einst traurig — gewiß vier Wochen lang in kein Wirtshaus mehr gegangen. Am Abend des 9. Februar wurde Frau Elisabeth auf dem Kirchhof der hohen Promenade bestattet (Grabnummer 195). Nicht minder betrüblich war dem Sohne der Gedanke, daß seine Mutter im Grabe nicht zu Staube werden könne, sondern infolge einer Eigentümlichkeit des Friedhofes als ein armes Wachsfräulein körperlich fortbestehen müsse.

Er war häuslich jetzt fast ganz vereinsamt. Damals und später dachte der Junggeselle wider Willen zum öftern ans Heiraten. „So alle sieben Jahre sei etwas Neues los gewesen“, brummte er einst. Verschiedene Werbungen waren erfolglos. Man traute ihm von weiblicher Seite nicht das nötige Talent zum Hausvater zu. So blieb er sitzen.

Und zwar am Abend oft auch auswärts. Denn einen Stuhl im Wirtshaus hielt er nach wie vor für eine der kleinen Glückseligkeiten des Lebens. In den Zunfthäusern zur „Saffran“ und „Zimmerleuten“, im Café „Zürcherhof“, im „Gambrinus“ besaß er einen solchen; später, seit 1875, besuchte er an den Abenden, da er ausging, fast ausschließlich das prächtige Zunfthaus zur „Meise“. Er war Mitglied einer Samstagsgesellschaft, welcher Alfred Escher, Professor Rüttimann, Schulpräsident Kappeler, Regierungsrat Hagenbuch u. s. w. angehörten, ebenso zählte er zu den Gesellschaften der sogenannten Landtöchterschule. Der weitere Freundeskreis wechselte vielfach. Es waren vornehmlich Leute der Wissenschaft und der Kunst, die ihn gerne beim Abendschoppen aufsuchten. Kaum hat ein Mann von Bedeutung an der Universität oder am Polytechnikum in Zürich gelehrt, ohne in irgend

eine Beziehung zu Gottfried Keller getreten zu sein. Besonders die vom Auslande Hergekommenen. Noch bildete das gastliche Wesendonckſche Haus den Vereinigungspunkt für alle schönen und edlen Bestrebungen. Dort traf Keller häufig die Musiker Th. Kirchner und Friedrich Hegar; dort sah und hörte er Klara Schumann, Julius Stockhausen u. s. w. Den im Frühjahr 1864 von Zürich wegziehenden Philologen Hermann Köchly verabschiedete er in der antiquarischen Gesellschaft mit einem lustigen Liede (s. Anhang). Als einen großen Verlust empfand er den Weggang Fr. Th. Vischers am Schluße des Sommersemesters 1866. Die beiden knorrigen Männer hatten sich überraschend gut vertragen und blieben sich — wie der Briefwechsel zeigt — bis an ihr Lebensende treulich zugethan. Durch seine schöne Studie über Gottfried Keller[1]) hat Vischer dem Schweizerdichter ein weithin ragendes bleibendes Denkmal gesetzt. Bezeichnend ist es, daß der eine den andern da, wo er sich öffentlich über ihn äußert, in tapferer streitbarer Stellung schildert. In Vischers „Pfahldorfgeschichte" prügelt der Barde Guffrud Kullur von Turik den Druiden, „weil er ihn und seinesgleichen überhaupt nicht leiden konnte"; Keller in seinem Aufsatze zu Vischers achtzigstem Geburtstag[2])

[1]) Zuerst in der Beilage zur „Allg. Ztg." 1874, Nr. 203 ff. erschienen, etwas verändert abgedruckt in „Altes und Neues", Heft 2. Keller schrieb aus Brixlegg (Tirol) am 30. Juli an Weibert: „Ein so ausführliches Eingehen ist mir noch nie widerfahren oder, richtiger gesagt, begegnet, und es freut mich sowohl die Kritik als das Lob beides gleich, auch kann ich sagen, daß ich zum ersten Mal das hervorheben und erörtern höre, was man in der Stille, wie das so zu geschehen pflegt, hervorgehoben zu sehen wünscht."

[2]) Nachgelassene Schriften S. 194 ff.

läßt den Freund mitten in eine Kellerei hineinspringen. Vischer gibt an jener Stelle („Auch Einer“ 1, 253) eine zutreffende Beschreibung von Kellers Äußerem. „‚Groß ist er nicht,‘ sagte Bürger Porrer zum Nachbar Ferrer. ‚Aber sieh‘, was für ein edles Haupt,‘ erwiderte dieser und hatte recht, denn unter der klaren Stirne wölbten sich in feinem Bogen die Brauen über den lichtvollen dunklen Augen, die Adlernase deutete auf Feuer und Schwung, und auf die süße Gabe des rhythmischen Wortes die wohlgeformten, nur leicht geschlossenen Lippen. ‚Und wie schön er den Kopf trägt,‘ ergänzte Bürger Kiwarch die beiden andern; denn ungesucht stolz stand das bärtige Haupt auf dem schwungvoll gezeichneten Halse.“

Mit **Gottfried Kinkel**, der als Nachfolger Lübkes seit dem Herbst 1866 in Zürich lehrte, wollte es zu keinem herzlicheren Verhältnis kommen. Kinkel war für Keller zu wenig einfach, zu pathetisch. Von **Johannes Scherr**, den er als ausgezeichneten Gesellschafter schätzte, wandte er sich nach Erscheinen des Buches „Porkeles“ ab. Einen jüngeren verständnisvollen Freund gewann er an Professor **Geiser**, dem heutigen Direktor des eidgenössischen Polytechnikums. Gerne verkehrte er mit dem feinsinnigen **Eugène Rambert**, der allerlei von Keller für die Lausanner „Bibliothèque universelle“ ins Französische übersetzte oder übersetzen ließ. Der durchreisende **Berthold Auerbach** mußte im September 1865 „heiße schwerblütige Tage“ aushalten und trank Brüderschaft mit Keller[1]).

[1]) B. Auerbach hatte 1865 auf der Reise von Thun nach Zürich seine Brieftasche verloren und befand sich in großer Aufregung, nicht sowohl der 50 Thaler als der reichlichen poetischen Entwürfe wegen, die sie enthielt. Keller ließ im Handblick auf ihren poetischen Inhalt die Tasche suchen, und Auerbach erhielt sie wirklich durch die Berner

Den vaterländischen Festfreuden entrichtete dieser vorderhand seinen Zoll noch reichlich. Erst der wachsende Strom begann ihn, wie seinen Martin Salander, stutzig zu machen. Im Juli 1862 reiste er zum eidgenössischen Sängerfeste nach Chur. Sein Freund, Nationalrat Gaudenz von Salis, der genialische Enkel des gleichnamigen Dichters, war Festpräsident. Gottfried Keller hinterließ den Bündnern als Gastgeschenk das Becherlied: „Der Traube Saft behagt dem Mund". Wie ernst er es mit Volksfesten gehalten wissen wollte, zeigt ein charakteristischer Vorfall eben jenes Jahres. Man rüstete sich in Zürich zum Besuche des großen Frankfurter Bundesschießens. Auch Professor Vischer, selber ein eifriger Schütze, zog mit und hat in einem bekannten Aufsatze darüber gesprochen. Noch rechtzeitig verlautete, daß sich den Teilnehmern ein Zürcher, der das Gewerbe eines Kupplers betrieb, anzuschließen beabsichtige. Da erhob Gottfried Keller, wohl durch Vischer von dem Vorfall unterrichtet, öffentlich und mit Namensunterschrift seine Stimme dagegen, daß ein derartiges Individuum mit rechtschaffenen Männern unter der schweizerischen Fahne zu schreiten wage. Durch sein mannhaftes Auftreten verhütete er eine nicht zu ertragende Schamlosigkeit[1]).

Polizei unversehrt zugestellt, wodurch — wie er an Keller schrieb — „ein ganzes Sommerleben nun wieder in gute Richte gebracht sei". Übrigens stehe viel weniger darin, als er geglaubt habe. G. Keller brummte noch lange über diese nachträgliche Entdeckung Auerbachs. Er sah den wohlmeinenden Freund, der kräftig mit zu Kellers literarischen Ansehen beigetragen, im Sommer 1873 zum letzten Mal in Zürich. Vgl. im ferneren B. Auerbachs Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. Bd. 2, 218, 240, 251. 388, 447.

[1]) „Zürcher Intelligenzblatt" Nr. 159 vom 6. Juli 1862. „Die Freunde und Gönner dieses , welche es nicht über sich ver-

In ungewohnter Einförmigkeit, gegen die sein Naturell sich mitunter eine kleine Empörung gestattete, flossen ihm die sechsziger Jahre dahin. Sein sonst so munterer Briefverkehr stockt jählings, der poetische Quell droht scheinbar zu versiegen und sein Dichtername in Vergessenheit zu geraten.

Da benützten seine Mitbürger den Anlaß, der sich ihnen an Gottfried Kellers fünfzigstem Geburtstage bot, den Schweigsamen laut an seine Bestimmung zu mahnen.

Die Anregung zu einer öffentlichen Feier des 19. Juli 1869 war von der studierenden Jugend der Zürcher Hochschule, zunächst vom Zofingerverein, ausgegangen. Die übrigen Verbindungen der Universität und des Polytechnikums, sowie die verschiedenen großen Sängergesellschaften der Stadt hatten freudig ihre Mitwirkung zugesagt. Der Herr Staatsschreiber erfuhr von der Veranstaltung erst, als sie nicht mehr rückgängig zu machen war. In der schönen Sommernacht des Montags kurz vor 9 Uhr sammelten sich die Studenten, die Fackelträger, die Freunde und Bekannten Kellers nebst einer großen Volksmenge auf dem Bahnhofplatze[1]. Der Zug, an seiner Spitze acht Banner, berittene Chargierte und ein Musikkorps, bewegte sich den Limmatquai entlang über die

mögen, sich von demselben für einige Tage zu trennen, scheinen nicht zu wissen, daß anderwärts die Begriffe über gesellschaftliche Zulässigkeit anders gestellt sind als hier, wenn es indessen im Auslande zu beschämenden Szenen kommen sollte, so wird die Schuld auf diejenigen fallen, welche wissentlich in solcher Gesellschaft und zwar mit der Kokarde und unter der Fahne gereist sind." Eine Erwiderung des Getroffenen steht in Nr 160, G Kellers Antwort in Nr 161

[1] Vgl „Republikaner" vom 21. Juli 1869, „Neue Zürcher Ztg" vom 19. und 21. Juli, „Zürcher Freitagszeitung" Nr 29 und 30. Eine schnöde Zürcher Korrespondenz über die Feier brachte die „Luzerner Ztg" vom 24 Juli (Nr 199)

Münsterbrücke vor das Hotel Baur (Stadt). Die Sängerchöre stimmten das Keller-Baumgartnersche „O mein Heimatland“ an, worauf der Redner der Studentenschaft in begeisterter Ansprache an den Gefeierten namentlich das patriotische Element in dessen Dichtung pries. Gottfried Keller, zwischen den hohen Säulen des Balkons stehend, sprach allen verständlich auf den weiten, mit einer dichten Menge gefüllten, vom Fackelschein erhellten Platz hinaus. Das Unternehmen, seinen fünfzigsten Geburtstag ans Licht zu ziehen, habe in ihm das beschämende Gefühl einer unverdienten Ehrung erregt und er befürchte, man könnte, wenn in dieser Weise so hell in das dunkle Kämmerlein des Poeten hineingeleuchtet werde, nichts finden als ein altes verlassenes Frauenzimmer, die Muse früherer Tage. Möglich, daß dieser Schein sie früher wecke, als sie selber gedacht, daß sie sich dann aber auch sogleich unnütz machen möchte. Ältere Frauenzimmer könnten zwar interessant, dagegen ebenso schwatzhaft und bösartig sein. Sollte so etwas bei ihm vorkommen, hätten es die Veranstalter dieses Festes auf dem Gewissen. Wenn bessere Leute als er bei derartigen Anlässen zu sagen pflegen, daß sie die Ehrenbezeugung auf die Sache bezögen, welcher sie hätten dienen wollen, so sei dies bei ihm doppelt und dreifach der Fall. Dann erging sich der Redner im Preise seines allzu früh geschiedenen Freundes Wilhelm Baumgartner und endigte mit dem Wunsche, daß die ihn heute über Verdienst feiernde Jugend dereinst ihren eigenen fünfzigsten Jahrestag mit demselben heitern Sinne, mit dem nämlichen Wohlwollen, mit unveränderter Freundlichkeit des Herzens und der gleichen Liebe und Freude am Vaterland und am Liebe begehen möge

In vierspänniger Kutsche wurde der Jubilar darauf in die Tonhalle geführt, wo sich fröhliches Treiben erhob. Den Kommers eröffnete der Dekan der philosophischen Fakultät, Professor Georg von Wyß, welcher die Glückwünsche der Hochschule, sowie das jubelnd aufgenommene Diplom eines Ehrendoktors dem vaterländischen Dichter überreichte. Erziehungsdirektor Sieber sprach dem jungen Doktor den Dank der Volksschullehrer und des Erziehungsrates dafür aus, daß Keller in seinen Dichtungen, namentlich in der „Frau Regel Amrain" einen so tiefen Blick in die Bedürfnisse der nationalen Erziehung gethan habe. Nachher ergriffen die Professoren Johannes Scherr, Gusserow, Bursian, Gottfried Kinkel[1]), Geiser u. a. das Wort. Durchwegs wurde betont, daß des Dichters äußerer Erfolg weit hinter seinem Werte zurückgeblieben und Keller in seinem eigenen Lande noch lange nicht nach Gebühr bekannt und geachtet sei „Geben Sie, rief Kinkel aus, unserm Dichter den Erfolg, der ihn auffordere, mit den Schöpfungen herauszutreten, die neben den Akten der Staatskanzlei in seinem Pulte liegen, und des Neuen froh zu werden, das, vielleicht unter der Anregung des heutigen Abends, seinem reichen Geiste noch entblüht!" Nun betrat der graduierte Gottfried Keller die Bühne und hell, ein illustriertes Schweizeralbum aus der Tasche ziehend, erst einen Monolog über die Schönheit seiner Heimat, der es nie an Dichtern fehlen könne. Dann gab's ein lustiges Brillantfeuer von Humor, Laune, Satire, Ernst, Gedankenblitzen Was der Herr Staatsschreiber in den Bart murmelte, war freilich nur wenigen von den hundert andächtig

[1]) Kinkels Rede ist abgedruckt in der „Zürcher Freitagszeitung" 1869, Nr 23, auch separat erschienen.

Lauschenden vernehmlich. Aber gesprächiger als sonst eröffnete er einen Einblick in sein verschlossenes Seelenleben, legte die künstlerischen Ziele, denen er gefolgt, dar, geißelte namentlich den phrasenhaft-hohlen Ton eines sich breit machenden unwahren Patriotismus und zeigte, was die Schweiz, der sein Hoch galt, auf dem Gebiete der Kunst Rechtes zu leisten berufen und befähigt sei.

Eine Rede von Gottfried Keller hatte in ihrer lapidaren Einfachheit stets etwas Imposantes. Es wird allen Hörern unvergeßlich bleiben, wie er z. B. gegen den Schluß des Banketts zur Jubiläumsfeier des ihm befreundeten Theologen Alexander Schweizer (1884) sich erhob und sprach: „Meine Herren! Es gibt, wenn ich recht sehe, zwei Sorten von Theologen: solche, die über dem lieben Gott und solche, die unter ihm stehen. Alexander Schweizer hat immer zu der letzteren Art gehört. Er lebe hoch!"

Jene Geburtstagsfeier des Dichters verlief in ungetrübter Fröhlichkeit. Musik, Gesang, Vortrag Kellerscher Gedichte („Die Schifferin auf dem Neckar", „Der alte Bettler") lösten sich ab. In freundlicher Mitteilsamkeit schritt Herr Dr. Gottfried die langen Tische entlang, den einzelnen für ihre Teilnahme dankend. Die von den eigenen, damals noch sehr nüchternen Mitbürgern an ihn ergangene Mahnung an seinen Dichterberuf nahm er sich wohl zu Herzen[1]).

Noch einen anderen höchst schätzenswerten Gewinn brachte ihm der denkwürdige Tag. Unter den Festgenossen in der Tonhalle befand sich, ohne Keller persönlich zu kennen, der 1868

[1]) „Die Illustrierte Schweiz" 1871 S. 35 brachte zu Kellers 52. Geburtstag in Form eines Gedichtes eine neue öffentliche Aufforderung im nämlichen Sinne.

als Lehrer des römischen Rechtes aus Wien berufene achtundzwanzigjährige Professor **Adolf Exner**. Eine erste kurze Unterhaltung zwischen den beiden Männern bahnte eine Freundschaft an, welcher die zahlreichen folgenden Briefe das schönste Zeugnis reden. Heute deckt — allzu früh! — die Erde des Dornbacher Friedhofes in Wien die Hülle des trefflichen Menschen und Gelehrten, den ein jäher Tod mitten in der aufsteigenden Bahn gestürzt hat; und mit Wehmut gedenkt auch der Herausgeber dieses Buches des Dahingeschiedenen, dessen Beistand ihm so wertvoll war, dessen Zuruf ihm so ermutigend klang.

Was Exner zu Gottfried Keller zog, war in erster Linie der Mensch, die eigenartige Persönlichkeit. Eine vornehme, künstlerisch feinsinnige Natur, mit Semper und Brahms befreundet, ein heller fröhlicher Geist, gewann Adolf Exner rasch die herzliche Zuneigung des Herrn Staatsschreibers. Als im Sommer 1872 Schwester Marie auf Besuch kam, und der Zürichberg an schönen Abenden seelenvergnügte Menschen — Karl Dilthey gehörte zu ihnen — zu sich heraufhocte, wurde der Bund mit den Exnerschen Geschwisterpaare geschlossen. Schon im Herbst verließ der österreichische Freund Zürich und kehrte als Nachfolger Iherings an die Universität Wien zurück. Eine glänzende Zukunft erwartete ihn dort. Zunächst ein außerordentlicher Wirkungskreis als akademischer Lehrer ersten Ranges und eminent praktischer Jurist. Dann Schriftstellerruhm und zwar vorerst für ein Werk, an das er die Arbeit dreier Züricher Jahre gesetzt hatte. Adolf Exner wurde der juristische Lehrer des Kronprinzen, Mitglied des Reichsgerichtes und des Herrenhauses, Rector magnificus der Hochschule; seine Antrittsrede vom Oktober 1891

über politische Bildung lebt in frischer und dankbarer Erinnerung aller derer, die mit ihm die humanistischen Studien für die Grundlage einer wissenschaftlichen Bildung halten. Dabei blieb er der bescheidene einfache Mann, der seine liebsten Erholungen im Kreise einer angenehmen behaglichen Häuslichkeit, auf großen Reisen, im Anschauen von Kunstwerken, im Genusse edler Musik, in den Freuden der Jagd und des Landlebens fand. Ein fröhlicher Briefwechsel entspann sich zwischen Zürich und Wien. Die zutraulichen lustigen Kellerbriefe an die Geschwister bilden die Zierde dieses Bandes. Reizendere hat er nicht geschrieben als diejenigen an Marie Exner, nachmalige Frau von Frisch. Er sandte auch etwa ein Manuskript, frische Aushängebogen nach Wien, und Exner erwies sich als guter, ehrlicher, oft kühler Beurteiler. Er mahnte zum Abschluß projektierter Lustspiele und empfahl sich bereits als Bühnen-Unterhändler mit Laube und Wilbrandt. Keller holte seinerseits, um allerlei Weihnachtsgeschenke der Exnerischen zu erwidern, die verstaubte Malschachtel wieder hervor und pinselte, Jugend-Hantierungen auffrischend, wunderschöne Aquarelle für sie. Ja es geschah das Unerhörte: der Unbewegliche reiste 1873 ins Salzkammergut und ein Jahr darauf nach Wien. Im Exnerschen Hause oder in der Villegiatur am Mondsee fühlte sich der in allen Dingen der Gastfreundschaft so zurückhaltende und spröde Mann wohler als irgendwo. Er ging lange mit dem Plan um, unter Exners landeskundiger Führung nach Italien zu fahren. Im Sommer 1878 erschien dieser als junger Ehemann in Zürich. Beim Züricher Universitätsjubiläum im August 1883 sahen sie sich zum letzten Male. Eine gemeinsame Seefahrt nach der Ufenau

blieb dem jüngeren Freunde in unauslöschlicher Erinnerung. Der letzte mit klarer Hand geschriebene Brief Gottfried Kellers galt Frau Marie.

Das Vaterland, die Freunde setzten noch stolze Hoffnungen auf Exner. man erwartete ihn dereinst in der Stellung eines österreichischen Justiz- oder Unterrichtsministers zu sehen. Um so schmerzlicher und allgemeiner war die Trauer, als der Telegraph am 10. September 1894 aus Kufstein die Nachricht brachte, daß Adolf Exner am Morgen jenes Tages, im Begriff zu einer Jagd aufzubrechen, vom Schlage gerührt worden und in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre gestorben sei[1]).

Das weltbewegende Jahr 1870 traf Gottfried Keller in stiller, oft unterbrochener Arbeit an den neuen Seldwyler Geschichten. Den großen Ereignissen jenes Sommers folgte er mit ungeteilter Sympathie für Deutschland, der er um so energischeren Ausdruck zu geben liebte, je lärmender die große Masse um ihn her zu Frankreich hielt. Auf einem Briefkouvert vom 30. September 1870 stehen die Verse von seiner Hand:

„Kommt herbei, ihr Völker, und seht,
Wie eines der Eueren untergeht!"

Und in dem „Prolog zu Beethovens hundertstem Geburtstag" tönt die Erregung jener Tage nach. Dem neuen Reich oder dessen Oberhaupt eigentliche poetische Huldigungen darzubringen, hielt er dem Republikaner nicht angemessen und billigte Stellen dieser Art in einer Liedersammlung eines Landsmannes nicht. Er beteiligte sich an dem Kommers

[1]) Vgl L. Mitteis, Erinnerung an Adolf Exner (1894) und J. Ungers Nachru; in der „N Fr Presse" vom 27 Sept 1894 (Morgenbl.).

des 9. März 1871, welchen die in Zürich wohnenden Deutschen zur Feier der Wiederaufrichtung des Reiches veranstalteten. Bekanntlich wurde der Festabend in der Tonhalle durch den Pöbel und eine Schar in Zürich internierter französischer Offiziere auf beklagenswerte Weise gestört, in den nächsten Tagen nahmen weitere Tumulte einen so drohenden Charakter an, daß eidgenössische Truppen aufgeboten werden mußten, worauf sich die Ruhe rasch wieder herstellte. Der Vorfall rief überall den peinlichsten Eindruck hervor, und vergebens bemühten sich hervorragende Schweizer und Deutsche, alte gegen die Schweiz hervorgeholte Schlagwörter wie Deutschenhaß u. dgl. zu bekämpfen. Die durch den Tonhalleskandal hervorgerufene eidgenössische Untersuchung führte dem Dichter einen neuen Freund fürs Leben zu, den zum Bundesanwalt ernannten Fürsprecher Hans Weber aus Lenzburg (den jetzigen Bundesrichter), der bald darnach auf einige Jahre nach Zürich übersiedelte. In jenen Tagen schloß sich der Kern der deutschen Kolonie fester an Keller an.

Wenn Fr. Pecht in dem etwas grämlichen Buche „Aus meiner Zeit“ 2, 321 (1894) bei Gelegenheit eines Zusammentreffens mit Keller bei Dr. Wille in Mariafeld die Bemerkung macht: „Für Deutschland hatte Keller eigentlich wenig Verständnis und noch weniger Liebe“, so entspricht dieses Urteil der Wahrheit nicht. Keller liebte Deutschland als seine eigentliche geistige Heimat. Gegen das ihm nicht immer angenehme Gebahren einzelner Deutscher konnte er allerdings manchmal kräftig losziehen. Darauf wird sich die Äußerung Pechts gründen. Keller ging sogar republikanisch gesinnten oder mit der Heimat unzufriedenen Deut-

schen zu weit in seiner Deutschfreundlichkeit. Beim Abschiedsbankett des an die neue Universität nach Straßburg berufenen Professors Gusserow (März 1872) ließ er sich zu einem Toast hinreißen, in welchem er bemerkte, der Scheidende solle die Straßburger von ihren alten Freunden, den Zürichern, grüßen und ihnen sagen, sie möchten sich im neuen Reiche nicht allzu unglücklich fühlen. Vielleicht käme eine Zeit, gleichviel ob nächstens oder in fünfhundert Jahren, da sich dieses neue Reich so entfalte, daß es Staatsformen der verschiedensten Art, also auch republikanische, vertragen und in sich aufnehmen könne: dann wäre eine freiwillige Rückkehr der Schweiz zu Deutschland so ganz unmöglich doch nicht. Sofort ergriff Kinkel das Wort und schilderte mit unnötiger Emphase seine Hingebung für die Sache der Republik, wenn diese jemals gewaltsam bedroht würde. Kellers Trinkspruch wehte in der schweizerischen und deutschen Presse vielen Staub auf. Das alberne Wort: Vaterlandsverräter wurde ihm von gedankenlosen Leuten nicht erspart. Selbst die Schweizerstudenten in Leipzig richteten ein kränkendes Schreiben an ihn. Er sah sich genötigt, seine vielfach mißverstandene Rede öffentlich zu erläutern[1]. Vor der Hand sei er, wenn die neue Bundesverfassung angenommen werde, mit seinem Vaterland und dessen Stellung zu der übrigen Welt noch lange zufrieden. Sollte dagegen diejenige Richtung zum Ziele gelangen, welche den förmlichen Einheitsstaat einführen, somit den alten Bund mit seinem fünfhundertjährigen Lebensprinzip aufheben wolle, so halte er dafür, daß durch das Herausbrechen des eidgenössischen Einbaues der Kantone

[1] Nachgelassene Schriften S. 358 ff.

eine Höhlung entstehen würde, welche die Außenwand unseres Schweizerhauses nicht mehr genug zu stützen im stande sei. „Eine im Innern so ausgeräumte Schweizerrepublik aber würde ihre Kraft und altes Wesen wieder gewinnen, wenn sie im freien Verein mit ähnlichen Staatsgebilden zu einem großen Ganzen in ein Bundesverhältnis treten könnte. . . . Wenn ich für einen solchen Anschluß, ein solches Unterkommen in künftigen Weltstürmen mit Vorliebe an Deutschland dachte, so geschah es, weil ich mich doch lieber dahin wende, wo Tüchtigkeit, Kraft und Licht ist, als dorthin, wo das Gegenteil von alledem herrscht. . . . Einstweilen aber wollen wir nicht um des Kaysers Bart streiten."

Um dieselbe Zeit lüftete der Dichter endlich den Vorhang, hinter welchem er seit Jahren die Fülle von Gestalten verborgen hielt. Was er fürs erste sehen ließ, waren die „Sieben Legenden". Schon in Berlin zwischen 1854 und 55 entworfen, sollten sie nach dem ursprünglichen Plane in die „Galatea"-Novellen („Sinngedicht") verwoben werden. Er löste sie jedoch aus diesem Zusammenhange heraus und bot sie, als ihn im Jahr 1862 Adolf Strodtmann in Hamburg zu einem Beitrage für den „Orion" aufforderte, jenem zum Abdruck an. Strodtmann verzichtete darauf, da ihm die zur Verfügung stehenden Mittel nicht erlaubten, das verlangte Honorar von 50 Thalern für den Bogen zu bezahlen. Keller legte die vergilbten Blätter wieder zu dem übrigen und klappte seinen Pultdeckel geschlossen zu. Fast ein Jahrzehnt verging. Da ersuchte ihn im August 1871 der Chef der Goeschenschen Verlagshandlung in Stuttgart, Ferdinand Weibert, um ein Manuskript zum Verlag. Keller holte abermals seine Legen-

den hervor und sah sie gründlich durch. Weibert griff mit beiden Handen zu. Zu Ende des Dezembers gingen sie in die Druckerei.

Den Titel „Auf Goldgrund“ ließ der Dichter auf Vischers Rat (Brief Nr. 149) mit Recht als prätentiös fallen. Auf Ostern 1872 kam das Büchlein zur Versendung.

Die Vorlage zu diesen kleinen Dichtungen hatte er in einer älteren Legendensammlung von Kosegarten gefunden[1]). Beim aufmerksamen Lesen derselben wollte ihm vorkommen, als ob in diesen Sagen nicht nur „die kirchliche Fabulierkunst sich geltend mache, sondern wohl auch die Spuren einer ehemaligen mehr profanen Erzählungslust oder Novellistik zu bemerken seien“. Es reizte ihn, diese Gebilde nachzuzeichnen, wobei ihnen — wie er sagt — „freilich zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen“. Daß die Legende eine naiv schalkhafte Behandlung sehr wohl erträgt, hatte schon Hans Sachs, hatte Goethe gezeigt. Einen kleinen „Protest gegen die Despotie des Zeitgemäßen in der Wahl des Stoffes und eine Wahrung freier Bewegung“ nannte der Autor seine Legenden Emil Kuh gegenüber.

Gleich nach ihrem Erscheinen sind diese poesiedurchtränkten Dinger als wahre Wunderwerke namentlich auch in formaler Hinsicht erkannt worden. Gottfried Kellers Muse zeigt sich hier in ihrer höchsten Schönheit. Graziöseres besitzt unsere Litteratur jedenfalls nicht. Auf den Leser strömt das Gefühl unmittelbarer Beglückung ein.

Wie behandelt ein Gottfried Keller das Heilige? Die

[1]) S. o. Bd. 2, 461

schönste Antwort hierauf hat Ferdinand Kürnberger in seinen „Litterarischen Herzenssachen" (1877) gegeben. Nicht höhnisch wie Voltaire, nicht frivol wie Heine, sondern mit der entzückenden Naivetät Homers oder eines Kindes. Kürnberger geht von einem Ausspruch Hippels aus: „Wer von Gottes Mund spricht, thut etwas sehr Gewöhnliches, wer aber nur die Hälfte von Gottes Nase spräche oder von seinen Beinen, würde Gott danken können, wenn man ihn nicht für eine Art Gotteslästerer hielte." Einem Kind in seiner Naturunschuld möchte man es noch hingehen lassen. Unter den Erwachsenen dürfe es nur einer thun: Gottfried Keller. So ist es in der That. Wenn seither andere mit Legenden in Kellerscher Stilnachahmung aufgetreten sind, hat der Leser die Empfindung des Geschmacklosen nicht überwinden können.

Der genannte Kürnberger hat es als Kellers eminentestes und ihm ganz eigentümliches Talent bezeichnet, daß dieser uns über Menschen lächeln macht ohne den mindesten Abbruch an ihrem Ansehen und ihrer Würde. „Will Jean Paul den belächelten Menschen bei uns wieder rehabilitieren, so taucht er ihn in das Medium einer allgemeinen Menschenliebe, läßt uns eine gefühlvolle Thräne weinen über unser Aller beschränktes und einfältiges Menschenlos .... Diese überwundene Spielart des Humors und der Sentimentalität, dieses veraltete Zopfprogramm ‚unter Thränen zu lächeln'... überragt Gottfried Keller wie ein freier Baum einen Spalierbaum. Er sagt nicht: ‚lächle, aber liebe!' was ziemlich leicht ist, sondern er sagt, was sehr schwer ist: ‚lächle, aber achte!' Humor mit Respekt." Den Zauberstab dieses seines Talentes habe Meister Gottfried nirgends mit freierer und keckerer

Anmut geschwungen als in dem „Fähnlein der sieben Aufrechten". Jeder werde dort in seiner Art komisch, und doch verkörpern alle eine starke Volks- und Männerehre. Was dem Künstler bei den Menschen so unvergleichlich gelungen sei, versuche er — als die vorausgesehene Steigerung — nun auch mit den Göttern und Heiligen.

„Kellers Legendengeist — fährt Kürnberger fort — hat den katholischen Glauben innerlich um kein Tüpfelchen einer Nadelspitze verletzt; er hat diesen Glauben nur mit der Miene der Unschuld und mit der Folgerichtigkeit der Konsequenz über eine Linie geführt, über welche ein Katholik ihn um keinen Preis führen würde. Sein ganzes Verfahren liegt in den Worten Hippels. Er hört von Gottes Auge und Gottes Mund sprechen, aber wer Auge und Mund hat, der muß auch Bauch und Schenkel haben. So nimmt er denn den Glauben bei seinem eigenen Worte und spricht in der Einfalt seines Herzens — von Gottes Bauch und von Gottes Schenkel. Er thut, als ob er nicht wüßte, daß es ein allgemeines Übereinkommen ist, davon nicht zu sprechen . . Habt ihr einen Gott, der ein Mensch ist, — nun gut, ich bin euer Mann; er sei menschlich . . . Als ein katholisches enfant terrible hat Gottfried Keller seine Legenden erzählt. Keiner, wie er, hat die Kindesmiene so zu Gebote; er ist ein für ewige Zeiten unerreichbares Ideal von Naivetät in den „Sieben Legenden'." Daß unter dieser Naivetät eine ausgepichte Schalkhaftigkeit, selbst Satire gegen die katholische Mythologie verborgen liege, sei selbstverständlich. Aber der Dichter thue wiederum so, als ob er nicht davon wüßte. Dabei kein einziger Zug von Koketterie. Kein Zucken der Augenwimper.

Die eine Gruppe der „Sieben Legenden" führt in die Welt der schwankenden Heidenchristen nach Alexandria und an den Pontus Euxinus, wie „Eugenia", welche ihre Schönheit und Weiblichkeit dem Ehrgeiz nach Männergelehrtheit und der christlichen Askese hintansetzt, eine Weile den Mann spielt, in bittere Verlegenheit gerät und sich nur dadurch rettet, daß sie schließlich doch die Hilfsquellen ihres natürlichen Geschlechtes anrufen muß. Dahin gehört „Dorotheas Blumenkörbchen" mit dem herrlichen Schluß, die Geschichte eines Mädchens, das sich vom Geliebten verschmäht sieht und in überirdische Liebe zu einem himmlischen Bräutigam und dadurch ins Martyrium sich hineinschwärmt, am Ende jedoch auch den Geliebten Theophilus in die Rosengärten ihres Herrn nach sich zieht. Ebenso der dicht ans Verwegene streifende Schwank „Der schlimm-heilige Vitalis", die Geschichte eines Mönches, der zur Rettung verlorener weiblicher Seelen die Höhlen des Lasters nicht scheut, über diesem seinem seltsamen Thun jedoch von einem feinen Jungfräulein aus einem Märtyrer der Kirche zu einem vollkommenen Weltmann und Gatten gemacht wird. Ganz für sich steht „Das Tanzlegendchen" da, ein hingehauchtes Gebilde von einer Zartheit und Anmut, von einem unerhörten Wohllaut der Sprache, daß man lauter Töne einer beseligenden Musik zu vernehmen glaubt[1]).

[1]) In der ersten Fassung lautet der Schluß des Tanzlegendchens anders als jetzt. Bei jenem Gesang der Musen im Himmel, da alles Volk von Erdenleid und Heimweh ergriffen wird und das ganze Paradies mit den Ältesten und Propheten, überhaupt alles, was je auf grüner Wiese gegangen oder gelegen war, außer Fassung gerät, ist es die allerhöchste Trinität selber, die mit einem lang hinrollenden Donnerschlage die Sängerinnen zum Schweigen bringt. Ursprünglich war

Die zweite Gruppe umfaßt alte, dichterisch vielfach behandelte Marienlegenden, wie die beiden zusammengehörenden Geschichten „Die Jungfrau und der Teufel“ und „Die Jungfrau als Ritter“. Bertrade, die schöne und fromme Frau eines heruntergekommenen Grafen, soll von diesem dem Bösen zugeführt werden als Lohn dafür, daß er ihren Mann wieder reich gemacht hat. Unterwegs betet sie in einer Kapelle, worauf die Mutter Gottes zu ihrer Rettung vom Altar heruntersteigt, die Gestalt der Rittersfrau annimmt und mit dem Teufel beim Stelldichein ringt, oder, da sie merkte, daß sie zu viel unternommen (der Böse hatte sich mit dem Glanz des hellen Morgensterns angethan), ihn wenigstens zum Verzicht auf die Grafenfrau bewegt, worauf die himmlische und höllische Schönheit mit Gewalt auseinanderfahren. Der schändliche Gatte aber ist auf dem Heimritt umgekommen, und in der nächsten Legende sieht sich „Die Jungfrau als Ritter“ nach einem würdigeren Gemahl für die Witwe um. Das ist der brave, etwas langsame Zendelwald, welcher sich auf Geheiß seiner Mutter zum Turnier aufmacht, das Frau Bertrade veranstaltet, wobei sie dem Sieger ihre Hand reichen will. Auf seinem träumerischen Ritte kehrt er in eben jenem Marienkirchlein ein, wo einst Bertrade ihr Unglück verschlafen, worauf sich die heilige Jungfrau in seine Gestalt und Waffenrüstung wirft und ihm das begehrenswerte Weib erkämpft. Diese Legende wurde, wie aus einem Briefe an Vischer hervorgeht (Nr 192), unter dem

---

es jedoch der Stadttambour des himmlischen Jerusalems gewesen, der geholt wurde, um Ruhe zu stiften. — Gottfried Keller schenkte s. Z. das alte Legenden-Manuskript der Wiener „Concordia“ zu einer Verlosung oder etwa ähnlichem. Wohin ist dasselbe gekommen?

Eindruck des deutsch-französischen Krieges neu umgeschrieben, und der Dichter hat einige nationale Tendenzen hinein „geheimnißt". Die siegreiche Mutter Gottes ist einen Augenblick als deutscher Recke gedacht; ihre in den Sand gestreckten Gegner, Guhl, der geschwinde und Maus, der zahllose, bedeuten Frankreich und den Panslavismus. Die dritte Marienlegende, „Die Jungfrau und die Nonne", behandelt einen Stoff, der in der älteren und neueren Litteratur Dichter wiederholt angezogen hat.

Nicht uninteressant ist ein Vergleich der „Sieben Legenden" mit jenen 1804 erschienenen Prosa-Legenden von Ludwig Theobul Kosegarten[1]). Dieser erzählt wiederum bekannten mittelalterlichen Legendenwerken nach. Für „Eugenia" fand Gottfried Keller, das Motiv der Liebe des Prokonsuls zu der Jungfrau ausgenommen, nicht nur sämtliche Personen, sondern auch fast jeden Zug in seiner Vorlage vorgezeichnet bis auf die beiden Hyazinthen, das Mönchskloster, in dem Eugenia

[1]) Nicht, wie Wilhelm Scherer, der durch Professor A Exner von dem Sachverhalt gehört hatte, in der „Wiener Presse" v 16 Mai 1872 angenommen, aus Kosegartens verflixten „Sagen der kirchlichen Vorzeit". Scherer hat sich in den Vorträgen und Aufsätzen S 400 und namentlich 403 Anmerkg selbst korrigiert, aber den Leser doch insofern verwirrt, als er statt der Prosalegenden von Kosegarten die metrischen zur Vergleichung herbeizog Die Legende von Dorothea ist allerdings unter dem Titel „Der Garten der Liebsten" auch von Kosegarten in den Legenden 1, 62 bearbeitet worden, aber Kellers direkte Vorlage ist die Prosaerzählung auf Seite 182 ff Die Quellen der einzelnen Kellerschen Legenden finden sich bei Kosegarten, Legenden, Bd 1 an folgenden Stellen „Eugenia" auf S 190 ff, „Die Jungfrau und der Teufel" S 34 ff, „Die Jungfrau als Ritter" S 124, „Die Jungfrau und die Nonne" S 117, „Der schimm-heilige Vitalis" S 212 ff., „Dorotheas Blumenkörbchen" S. 182 ff, „Das Tanzlegendchen" S. 126, mit Kombinierung der Legende S. 118 f

Abt wurde, die Sage von ihrer Entrückung unter die Sterne, den Anschlag der schlimmen Matrone, die Art und Weise ihrer Rettung. Dasselbe gilt von „Dorotheas Blumenkörbchen". Dem „schlimm-heiligen Vitalis" liegt die Legende von der heiligen Thais, der Buhlerin, und Sankt Paphnutius zu Grunde, worin selbstverständlich bloß die Bekehrung und Begnadigung der Diene, nicht aber ihre Vermählung mit dem Heiligen erzählt wird. Ähnlich hat Keller der Legende „Die Jungfrau und der Teufel" eine ganz neue originelle Wendung gegeben. Die kirchliche Überlieferung kennt nur diesen Schluß: als der Fürst der Finsternis mit Ungestüm gegen die herannahende Jungfrau gesprengt kam, hub er plötzlich an zu zittern, da er in ihr die Mutter Gottes, seine allergrimmigste Feindin, erkannte, und schied mit großem Geheul und Wehklagen von hinnen. Für die übrigen Marienlegenden fand der Dichter nur kurze Andeutungen bei Kosegarten und konnte seiner Fabulierlust um so fröhlicher nachgeben.

Der Erfolg der „Sieben Legenden" war ein unmittelbarer. Wenige Wochen nach dem Erscheinen derselben mußte eine neue Ausgabe hergestellt werden[1].

Im Herbst verspürte Keller unwiderstehliche Lust, wieder einmal nach Deutschland zu gehen. Seit der Heimkehr aus Berlin hatte er es nicht mehr betreten. Es drängte ihn auch, das neue Reich zu besehen. Er fuhr nach **München**, alte

[1]) Keller hat bis zur dritten Auflage (1884) sorgfältige Verbesserungen des Textes im einzelnen vorgenommen. Seit der dritten Auflage ist am Schluß der „Eugenia" der Satz: „Erst neulich sind in einem Sarkophag der Katakomben" x weggelassen worden. Das Maiheft 1872 der „Revue des deux mondes" brachte „Eugenia" in französischer Übersetzung, die Lausanner „Bibliothèque universelle" zu gleicher Zeit „Das Tanzlegendchen".

Grünheinrichs-Pfade wandelnd. Manche Stunde forschte er jenem Trödelmännchen nach, dem er vor dreißig Jahren seine Bilder um eine Kleinigkeit dahingegeben hatte. Aber jede Spur war verloren. Im Franziskanerbräu frischte er bei Bier und Rettigen alte Erinnerungen andächtig auf, zusammen mit Freund Dilthey, damals noch Professor der Archäologie in Zürich, besuchte er die Sammlungen, hielt z. B. einer eingehenden Besichtigung der Glyptothek stand. Mehr als die Antiken und die alte Pinakothek interessierte ihn die Schack'sche Galerie, wo er vor denjenigen Bildern am längsten verweilte, deren Gegenstände seine dichterische Einbildungskraft beschäftigten, wie die Schwindschen und einige Landschaften von Böcklin. Auch alte Freunde sah er wieder, Bernhard Fries und Paul Heyse, während sich sein ihm bereits persönlich bekannter Landsmann Heinrich Leuthold, den er vor sieben Jahren vergeblich in die Heimat zurückzuführen bemüht gewesen, auf der Seite hielt.

Der kurze Ausflug in die Welt hatte Gottfried Keller so wohl behagt, daß er in den Herbstferien des nächsten Jahres 1873 die größere Reise ins Salzburgische, an den Mondsee, wo Adolf Exner seine Sommerfrische zu halten pflegte, unternahm. In dem idyllisch gelegenen Orte „See" brachte er drei fröhliche Septemberwochen zu, lediglich im Verkehr mit den Geschwistern Exner und deren Freunden, die, eine kleine Ferienkolonie bildend, in Bauernhäusern wohnten und sich mittags und abends in der Wirtsstube versammelten. An den Vormittagen schrieb Keller seinen „Dietegen" zu Ende, nachher nahm er teil an der Lebenslust der übrigen, schob Kegel, ließ sich die unmöglichsten Wege schleppen, teilte mit den Freunden die in Nußhatzern be-

stehende Jagdbeute und erzählte des Abends mit unerschöpflicher Laune aus der Kinderzeit, besonders von der Schwester. Am Vorabende seiner Abreise wurde ihm sogar ein Maskenfest veranstaltet. Im Juli 1874 folgte er einer Einladung Exners nach Wien selbst. Die „Neue Freie Presse“ begrüßte den Ankömmling mit einem Feuilleton: „Litterarische Schmerzen und Erfolge. Zum Willkomm für den Verfasser der Leute von Seldwyla“. Während die meisten deutschen Schriftsteller gleich ein Klagegeschrei erhöben, wenn sie nicht nach dem ersten Buche das übliche Patent als „Lieblinge der Nation“ erhielten, erwidere ein spät zur Anerkennung Gelangter, gegenwärtig in Wien Weilender die ihm vom großen Publikum seit dreißig Jahren bewiesene Gleichgültigkeit nur mit neuen schönen Gaben. Nach einer Würdigung der Kellerschen Dichtungen, zumal der eben damals zwar erst teilweise erschienenen frischen Seldwyler Novellen schließt der Gruß mit den Worten. „Mit dem späten äußern Erfolge fällt bei dem Dichter größere Produktionslust zusammen — gewiß nicht in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung. Dem widerspräche die ganze dichterische Individualität. Keller ist immer seinen eigenen Weg gegangen, hat nie gelauscht, welche Tonart eben in der Mode wäre. Was er uns bringt, das ist gewachsen in der freien Natur, gesund bis ins Mark, nicht künstlich getrieben. Möge ihm diese fröhliche Schaffenslust nicht verkümmert werden! Den Mißvergnügten, welche da meinen, es sei eitel Vorurteil, lieber in Büchern von 1774 als von 1874 zu lesen und die mit jenem Maler sprechen: ‚Machen könnten wir die Rafael und Rubens auch, aber wer würde es bezahlen?‘ — denen kann das Beispiel Kellers

zum Beweise dienen, daß das echte Gold wenigstens nicht immer verworfen wird." Während jener Wiener Tage saß er über der ihn auf die Nägel brennenden Arbeit am „Verlorenen Lachen". Sonst wurde das behaglich ungebundene Leben geführt wie vordem in „See". Nach Tische legte man sich unter die fruchtbeladenen Aprikosenbäume des Gartens oder saß in der Laube, wo sich etwa einige Hausfreunde, wie Semper, einfanden. Die Hoftheater waren geschlossen, aber dem Belvedere, der Schatzkammer wurden Besuche abgestattet, auch ein paar Ausflüge gemacht. Gegen Ende des Monats kehrte Keller über Brixlegg, wo er noch einige Tage mit den Wiener Gastfreunden anhielt, und über München nach Zürich zurück.

Auf dieser wie schon auf der vorjährigen Reise wäre er gerne mit einem seiner eifrigsten Korrespondenten, dem österreichischen Kritiker und Litteraturhistoriker Emil Kuh, zusammengetroffen. Ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, hatte sich Kuh autodidaktisch zum Journalisten und Litteratur-Professor emporgearbeitet. Seine zahlreichen, elegant geschriebenen Aufsätze verdienten längst gesammelt zu sein. Mit Storm, mit Mörike in Verbindung stehend, hatte er sich nach der späten Lektüre des „Grünen Heinrich" auch an den Schweizer Poeten gewandt. Die Antworten Gottfried Kellers auf Kuhs gehaltvolle Briefe gehören in litterarischer Hinsicht jedenfalls zu den reichsten Dokumenten dieses Bandes. Emil Kuh ist über der Hauptarbeit seines Lebens, der Hebbel-Biographie, nach langem Kränkeln am 30. Dezember 1876 in Meran gestorben, ohne den verehrten Meister Gottfried jemals von Angesicht gesehen zu haben.

Seine eigentliche litterarische Auferstehung feierte dieser mit der neuen vermehrten Ausgabe der „Leute von Seldwyla" (1874). Ein zweiter Teil war schon vor zwanzig Jahren in Berlin geplant worden[1]; zwei damals bereits vollendete Erzählungen: „Der Schmied seines Glückes" und „Die mißbrauchten Liebesbriefe" lagen als Manuskript seit 1855 bei Vieweg, welcher die Hoffnung auf einen zweiten Band immer noch nicht aufgegeben hatte. Keller jedoch löste das alte Vertragsverhältnis umwirsch und übergab im März 1873 das erweiterte Novellenbuch der Goeschenschen Buchhandlung in Stuttgart. Diese nahm eine Verteilung über vier Bände vor, so, daß die beiden ersten die fünf alten Erzählungen, die folgenden zwei Bände die neuen enthielten. Im Mai war die Druckerei bereits im Besitze der Novellen des dritten Bandes. Beim vierten dagegen erneuten

[1] Ein altes in Berlin geschriebenes Blatt „Seldwyla II" enthält bereits Andeutungen über den Inhalt dieses zweiten Teiles Stichworte wie: „Küngold — Der Reisläufer — Das tolle Leben — Die Gegenstadt, Besuch der Seldwyler —", sodann die Citate „Schuler I, 405 und 3, 469—70" weisen auf bekannte Motive aus „Dietegen" hin, „Das Sängerfest" — „Der Festsänger" auf den Eingang zum „Verlorenen Lachen", auch der Titel einer dritten Novelle findet sich schon vor „Die mißbrauchten Liebesbriefe, Briefsteller". Ebenso sollten „Ursula" und „Verschiedene Freiheitskämpfer" ursprünglich hier ihren Platz finden, was sich aus den Stichworten „Wiedertäufer Die Kindernarren" und „Helvecler Freiheitsbaum" ergibt Anderes ist nicht ausgeführt worden „Wie der König von Preußen einen Seldwyler solid macht" (Selbstironisierung?) — „Carolus magnus", wohl die Geschichte von Karls Töchtern (von Keller später noch als Opernlibretto empfohlen) — „Burg Seldwyla — Die letzten Herren 2c" — „Schützen Braten-Profitschützen" (vgl das spätere Gedicht „Schütz' im Stichfieber" und „Das Fähnlein der Aufrechten") „Holderküchli" (Hollunderkuchen) — „Märchen" (s Bd 2, 56?).

sich alte Schmerzen: es gab wieder eine Verschleppung von nahezu anderthalb Jahren, dadurch verschuldet, daß der Dichter abermals den Druck eines Buches vor Beendigung des Manuskripts hatte beginnen lassen, was — wie er sich hoch und teuer verschwor — nun das letzte Mal sein sollte. Erst zu Ende Oktober 1874 konnte er den Schluß des „Verlorenen Lachens“ abliefern.

Die erste der neuen Seldwyler Geschichten: „Kleider machen Leute“ wurde anfangs der sechziger Jahre geschrieben. Es liegt ihr ein wirklicher Vorfall, welcher in Arnold Ruges Gesammelten Schriften 10, 159 (1848) nachzulesen ist, zu Grunde. Der Schauplatz ist das stattliche und reiche Wädenswell am Zürichersee. In den vierziger Jahren tauchten auf der dortigen Bildfläche ein Abenteurer und eine Dame, die für seine Mutter galt, als Graf und Gräfin Stechenheim auf. In Wirklichkeit war der Graf ein Schneider, die Gräfin eine Schauspielerin. Die splendide Art, mit der die feinen Leute auftraten, zog rasch die Augen der Wädensweiler Nobilitäten auf sich. Der Herr Graf spielte mit den jungen Herren Billard, ritt, schoß, tanzte und trank Champagner mit ihnen. Auch die Damen fanden den hübschen Edelmann mit den gebrannten Locken ebenso geistreich als liebenswürdig. Ein herrlicher Winter und Frühling gingen vorbei. Die Gräfin verzog sich sachte nach dem Berner Oberlande. Der Graf blieb einige Tage länger; noch waren allerlei Lustpartieen auszuführen, und zum Schlusse lud er sämtliche Freunde in seinen Gasthof ein, um sie zum letzten Male zu bewirten. Ein reiches Mahl empfing die Gäste. Alles war hochvergnügt, namentlich der Wirt, der eine zierliche Note für die ganze Zeit des gräf-

lichen Aufenthaltes und den glänzenden Abschiedsschmaus neben das Kouvert seines erlauchten Gönners legen durfte. Am Schlusse der Tafel kam das Gespräch auf das unerhörte Glück des Herrn Grafen bei den jungen Damen von Wädenswyl. Der Zweifel darüber, wer die erwählte Glückliche sei, schien sich lösen zu wollen, als der Held des Tages mit der Erklärung aufstand, nicht abreisen zu wollen, ohne sich seinen Freunden entdeckt zu haben. Zuvor möchten sie ihm bloß erlauben, daß er auf sein Zimmer eile, um jedem aus seiner Kassette das für diesen bestimmte Andenken zu holen. Damit entfernte er sich, und die Gesellschaft erschöpfte sich trinkend und scherzend in Mutmaßungen und Erwartungen. „Er ordnet die Geschenke", sagte der Wirt. Nach einiger Zeit erschien ein Kellner mit einem niedlichen Kästchen und dem Auftrage, daß dasselbe geöffnet werde, indessen der Graf zu seiner Herrin eile. Der erschlossene Deckel enthüllte zunächst die Anweisung: „Nach den Unterschriften auszuteilen". Und nun fand man statt der gehofften Präsente eine Menge Briefe von Damenhänden geschrieben, alle an den Grafen gerichtet. „Das ist die Hand meiner Schwester", ertönte es hier; „das die der meinigen", dort. Dem Wirt fuhr es wie eine Erleuchtung durch den Kopf. Er schickte augenblicklich nach dem Grafen aus. Die Lösung des Rätsels fand sich auf dem Boden des Kästchens, auf welchem die Worte standen.

„O Wädenswyl, o Wädenswyl,
Dem Grafen trautest du zu viel!"

Der Wirt schrie nach einem Pferde, den Flüchtigen einzuholen. Die angeführten Geladenen schämten sich, beschlossen jedoch, die gesamte gräfliche Rechnung gemeinschaft-

lich zu bezahlen und sich ein zweites Mal nicht mehr von einem Grafen prellen zu lassen. Die Nachbarn von Wädensweil, die Richtersweiler jedoch, führten an der nächsten Fastnacht das ganze Abenteuer als bürgerliche Komödie auf. Arnold Ruge hat ihr 1845 beigewohnt.

Einen ähnlichen Vorfall erzählt man auch aus der Lokalchronik von Winterthur[1]).

[1]) Ich vermute, daß Gottfried Keller außerdem eine Geschichte, im Bündnerkalender (Chur, 1847) erschienen „Der Schneidergeselle, welcher den Herrn spielt“, nicht bloß kannte, sondern vielleicht selber geschrieben hat. 1846 hatte der Drucker des Kalenders, Fr. Wassali, der den jugendlichen Dichter auf dessen Reise nach Graubünden (Bd 1, 254 ff.) kennen gelernt, diesen um einen Beitrag ersucht. In der genannten Kalenderschnurre meine ich diesen Beitrag gefunden zu haben. Es sei im Sommer 1846 gewesen, dessen Hitze absonderlich ein Berliner Schneiderlein empfunden, welches in der kühlen Morgenfrühe aus den Thoren Zürichs gewandert war und nun am heißen Mittag im Staub der Heerstraße seines Leides kein End' wußte. Das Bürschlein hatte weder Geld in der Tasche noch Sohlen an den Stiefeln, machte indes gute Miene, drehte sein Schnurrbärtchen, schwang lustig seinen Ziegenhainer, zumal wenn es jemand daherkommen sah, ließ den Tornister mit dem Bügeleisen flott auf der linken Seite des Rückens herunterbaumeln und sang, dem Staub zum Trotz, der ihm die durstige Gurgel verbarrikadierte.

„Und in der Stadt Venedichen
Da bin ich och jewesichen
Ist eene große Fluß,
Worüber man schiffen muß,
Heeßt die andriantische See.“

Plötzlich hörte er es hinter sich rollen. Eine Staatskarosse mit vier Pferden bespannt fuhr daher. Der Schneider zog geschwind seine Mütze, um einen Zehrpfennig zu erfechten, aber der Wagen war leer. Der Kutscher ließ ihn aufsitzen, nachdem ihm der Mann von der Nadel einen Riß in der Hose ausgebessert hatte. „Kaum saß das Schneiderlein auf den weichen Kissen, so kam der Geist der Eitelkeit über ihn. . .

Der in Berlin verfaßte Schwank „Der Schmied seines Glückes" war, als Keller das seit bald einem Menschenalter in Braunschweig liegende Manuskript reklamierte, dort verloren gegangen. Eine etwas veränderte Abschrift davon hatte er jedoch einst nach einer Vorlesung der Novelle im Freundeskreise Adolf Exner überlassen. Diese Kopie wurde dem Drucke zu Grunde gelegt, nur dem Schlusse eine neue Wendung gegeben. Auf diese führte wie in der vorhergehenden Novelle der sprichwörtliche Titel ungesucht. Nachdem John Kabys, der seinem Glücke nachhelfen will, jenen bösen Hammerschlag gethan und sich damit aus dem Para-

Er machte eine hübsche Rosette aus fadenscheinige Halstuch, unterdrückte mit starker Hand die schweißtriefenden, rostgelben Vatermörder und striegelte mit einem dritthalbzähnigen Kamm das Haupthaar in eine schiefliegende Scheitel u. s. w. Dann lehnte er sich zurück, rundete die Unterlippe zu einer stolzen Wurst, blies die Naslöcher auf wie ein Walfisch und machte Augen so hochmütig und unzufrieden, als wär' er ein geborner Junker oder ein übersättigtes Kirchenlicht."

Der weitere Verlauf der Geschichte ist nun allerdings von demjenigen in „Kleider machen Leute" verschieden. Der Schneider wird von drei des Weges kommenden Handwerksburschen angebettelt. Natürlich ohne Erfolg. „Seht da, den silbernen Ellstecken, das filzige Bügeleisen, den herrelnden Geißbock!" schrie der Tuttlinger. „Laß ihn gehen"! rief der Braunschweiger, ein Ledergerber. „Ich möchte nicht in seiner Haut stecken. Zwar wollt ich sie gerben, aber trocken, mit diesem Haselstock" u. s. w. Der erschrockene arme Berliner Schneider aber streckte sein mageres Bündel und seine beiden Füße mit den sohlenlosen Stiefeln durch den Kutschenschlag. Der Beweis wirkte verblüffend. Der eine der Gesellen reichte ihm einen Groschen, der andere ein Paar Socken. „Glück zu, Bruder"! rief er ihm beim Scheiden zu. „Was für ein Landsmann bist du?" — „„Ein Berliner, daß Gott erbarm""! „Preußen hoch! Vivat Berlin!" fielen die andern brüllend ein.

Der nämliche Jahrgang des Bündner Kalenders enthält eine weitere komische Geschichte „Die mißlungene Vergiftung". Diese ist mit der Chiffre K. unterzeichnet.

diese selbst verstoßen, heißt es im Ermerschen Manuskript: „Ganz verstürmt reisete er allendlich nach seinem guten Seldwyla, wo er erst vor einigen Tagen gewesen war. So lange seine Barschaft reichte, lebte er im Gasthofe und setzte die Rolle des geheimnisvollen reichen Mannes fort, welche jetzt durch seine Melancholie noch interessanter wurde. Als er fertig war, that er ohne weiteren Übergang sein Rasierstübchen wieder auf, in welchem er fortan still und ruhig verblieb bis an sein Ende. Er grübelte einzig in stillen Nächten über sein Schicksal nach und rechnete besonders den Tag aus, wo er zuerst mit der Dame Litumlei in ein engeres Verhältnis getreten war; und so oft sich alljährlich dieser Tag erneute, stieß der Schmied seines Glückes ein halbes Dutzend Mal mit dem Kopf gegen die Mauer seiner Barbierstube aus Reue über die unzweckmäßige Verbesserung, welche er an seinem Glücke noch hatte anbringen wollen." — Fräulein Oliva trug erst den Namen Vialina, und in der denkwürdigen Lebensgeschichte, die John und Adam Litumlei gemeinschaftlich aufsetzen, war in dem köstlichen Eingange, welcher von dem strengen Winter und den vielen Eiszapfen handelt, folgender im Drucke weggelassener Schnörkel angebracht: „In der kleinen Stadt N. wuchs auf solche Weise ein Eiszapfen vom Dache des Kirchturms bis auf die Erde herunter und gefror an derselben fest, also daß eine Säule von lauterem Eis neben dem Turme stand. Weil aber die mutwillige Schuljugend den Zapfen täglich unten beleckte, so befürchtete man, er möchte dadurch unterhöhlt werden und mit Schaden über die Stadt hinstürzen; und der Stadtrat gebot deshalb, denselben bis zu zwei Drittel seiner Höhe in Stroh einzubinden. Als nun die Wärme die Oberhand

gewann, schmolz der Zapfen unschädlich bis zur Höhe des Strohes, der übrige Teil wurde mit Vorsicht umgelegt; und die fröhlichen jungen Bursche weissagten nun, je nach der kürzeren oder längeren Dauer der umgestürzten Säule werde es in diesem Jahrgange mit der Hartnäckigkeit der jungen Jungfern beschaffen sein. Die Mädchen widersetzten sich dieser Weissagung heftig, waren aber ängstlich bezieng, wie es mit dem Eiszapfen ginge, welchen die Bursche allmählich mit Feuerbränden bearbeiteten, während sie am Tage aussprengten, die Jungfern hobelten ihn alle Mitternacht mit heißen Bügeleisen, um ihr Schicksal zu beschleunigen."

„Die mißbrauchten Liebesbriefe" sind ebenfalls altes Berliner Produkt und konnten mit einigen unwesentlichen Änderungen aus der „Deutschen Reichszeitung" (s. o. Bd. 2, 59) abgedruckt werden. Ein Berliner Schriftsteller ist es auch, welcher zu der Figur des Viggi Störteler Modell gesessen. Gottfried Keller war einst bei Scherenberg zum Abendessen eingeladen, als der Betreffende als Hilfsbedürftiger hereintrat und ihn um seinen einzigen Thaler brachte, gleich darauf aber, sobald er diesen in der Tasche fühlte, zum hellen Ärger der beiden mit der Gründung eines litterarisch-kritischen Blattes zu renommieren anhob. Keller hatte übrigens auch anderwärts Gelegenheit, die Gurbo von Strahlheim, die Oskar Nordstern, die Kunibert vom Meere nebst anderen Gründern der neuen Sturm- und Drangperiode zu beobachten. Der Seldwyler Geschäftsmann Viggi Störteler, der eitle alberne Tropf, erscheint als der litterarische Commis voyageur und gewissenlose Schnierpeter, als Typus der modernsten schriftstellernden Halbwelt. Über seiner nichtigen

Streberei verliert er ein einfaches prächtiges Weibchen, das er zum ebenbürtigen Schöngeiste hatte verbilden wollen, und gewinnt dafür die häßliche hungrige Kätter Ambach zur Muse, während Gritli den braven, sinnigen, verliebten Schulmeister Wilhelm mit ihrer Hand beglückt. Das Idyll in dem Rebhäuschen ist von einer entzückenden Anmut.

Mit den beiden letzten Seldwyler Geschichten strebte ihr Urheber aus der Sphäre des Lustigen und Schnurrigen herauszukommen. Mit „Dietegen", der farbenreichsten und gediegensten unter den neuen Novellen, ist ihm dies aufs beste gelungen. Die in Berlin ausgedachte Geschichte — sie trug bis dicht zum Zeitpunkt ihres Erscheinens den Titel: „Leben aus Tod" und erhielt erst auf Exners Veranlassung den neuen Namen — ging schon seit 1862 im Manuskript von Hand zu Hand, wurde jedoch 1873 zur Hälfte oder zu einem guten Drittel umgearbeitet, „weil die ursprüngliche Komposition doch gar zu absonderlich war[1]) und nicht in die Zeit ge-

[1]) Der alte Entwurf zu „Dietegen" lautet: „Entwicklung zur Kokette. Erstes bis fünfzehntes Jahr — Liebestrank, acht Jünglingen gegeben — Forstmeister wird durch dieses Treiben dem Hause entfremdet und geht ins Wirtshaus — Einsperrung der Küngolt wegen der Hexerei — Forstmeister im Begriff, hierüber loszubrechen, als er von Violande verlockt und verstrickt wird — Verhältnis mit derselben. Umgang — Da kommt der Burgunderkrieg, in welchem der Forstmeister umkommt. Violande gebiert ein Kind, angeblich tot, weiß Küngolt zu befreien und zu bereden, daß sie es in den Wald begraben geht. Küngolt gerät auf Ruchensteiner Gebiet und wird auf der That ertappt, getürmt und prozessiert. Der Prozeß zieht sich hin. — Indessen hat Dietegen das ‚tolle Leben' mitgemacht, auf einem wälschen Schlosse seine Herkunft entdeckt und solche Verwandte oder seine Eltern gefunden. Er zieht nach Seldwyla, um einen letzten Versuch mit Küngolt zu machen, und kommt gerade, um zu vernehmen, daß sie von den Ruchensteinern gerichtet werden will. Begehrt sie zum Weib

paßt hätte". (An Werdert, 8. August 1873.) Den Schluß der Umarbeitung sandte Keller zu Ende Septembers 1873 aus dem Salzkammergut an den Verleger. Das Zeitbild des fünfzehnten Jahrhunderts ist mit vollkommener Meisterschaft lebendig gemacht, das Ineinandergreifen der beiden alten Rechtsgebräuche, welche Dietegen und Küngolt vom Tode erretten, in kunstreicher Symmetrie durchgeführt.

Den Fundort der beiden Motive hat der Dichter selbst bezeichnet: Melchior Schuler, die Thaten und Sitten der Eidgenossen" (1842) 1, 404 f.:

„Ein noch junger Knabe (in Luzern), der aber schon viel gestohlen hatte, ward 1473 zum Tode durch den Strick verurteilt; man bat für ihn um seiner Jugend willen, und nun sollte er ertränkt werden — aus Gnade, sagte man. Der Scharfrichter warf ihn in den Fluß und zog ihn am bestimmten Orte heraus, zerschnitt seine Bande und ließ ihn als tot liegen. Die Stadtknechte legten ihn in einen Sarg, der einen Spalt hatte, Knaben blickten durch denselben und fanden, daß der Mund sich bewege; Frauen hörten dies, eilten hinzu, brachen den Sarg auf, fanden Leben im Knaben und trugen ihn in den Spital, da kam er zu sich selbst, lebte lange, ward ein Biedermann, nahm ein Weib und hatte schöne Kinder[1])."

Und 3, 469:

„Der Rat (von Solothurn) verurteilte 1632 eine Kindsmörderin zum Tode. Da bot sich ein junger Mann von

und rettet sie. Violande hat sich inzwischen verzogen, sendet aber Zeugnis. Dietegen wird Forstmeister."

[1]) Diese Erzählung geht auf Diebold Schillings, des Luzerners, Schweizerchronik (um 1510) zurück (S. 61 der Luzerner Ausg.).

Regensburg an, sie zu heiraten. Nach uralter Sitte ward ihr nun, auf Fürbitte der Geistlichkeit, das Leben geschenkt; das Paar ward auf dem Rathaus getraut und dann auf ewig verwiesen."

Als Hintergrund zu einer anderen Erzählung aus der Schweizergeschichte schwebte Keller lange die Schlacht bei St. Jakob an der Birs vor. Ein Aufsatz Bartholds im Raumerschen Taschenbuche (N. F. 3 Bd. 1842) über die Armagnaken, sowie Pirckheimers Beschreibung des Schweizerkrieges sollten ihm das Detail liefern. In einer Erzählung in Versen gedachte er vier Brüder ungleichen Charakters, alle vier mit irgend einer Untugend behaftet, zu schildern. Der eine war leichtsinnig, der andere neidisch, der dritte jähzornig u. s. w.; aber alle vier starben eines gleich ruhmvollen Todes bei der Kapelle zu St. Jakob. Bei aufmerksamem Zusehen gewahrt man mitten im „Dietegen", da wo der Forstmeister in der Burgunderschlacht mitkämpft etwas, das genau so aussieht, wie das Gerippe jener nicht zustandegekommenen Dichtung. Es ist die Stelle Ges. Werke 5, 237: „Da harrte der Leichtsinnige und der Verschwender neben dem Geizigen und dem Sorgenfreund seiner Stunde" u. s. w.

In die unmittelbarste Gegenwart führte die letzte Seldwyler Geschichte, „Das verlorene Lachen", in Berlin einst als bloße Sängerfestnovelle gedacht, nach der politischen Bewegung des Jahres 1868 erheblich ausgeweitet, endlich 1874 um das religiöse Motiv vermehrt. „Ich habe — schrieb Keller im Frühling jenes Jahres dem Verleger, nachdem sich gezeigt hatte, daß die Erzählung nur wenige Bogen stark und so der ganze vierte Band zu schwach würde —

„ich habe den Grundstoff einer anderen projektierten Novelle, die sich hiefür wie angepaßt eignete, benutzt, um ein großes Mittelstück einzusetzen und das Ganze höher zu heben, so daß es als die bedeutendste der neuen Erzählungen einen nicht üblen Schlußstein bilden wird. Dieselbe ist auch ganz modern und zeitgemäß, wie man zu sagen pflegt.“ Im „Verlorenen Lachen“ wird ein Stück Zeitgeschichte geschildert: einmal die Auswüchse der großen demokratischen Umwälzung im Kanton Zürich — das Ölweib ist die Verkörperung der damals begangenen frechen Verleumdungen —, sodann eine gewisse Richtung der reformierten Geistlichkeit. Nicht einen einzelnen Vertreter derselben hat der Dichter gemeint, weder den bekannten einstigen Kanzelredner am St. Peter in Zürich, noch einen anderen, sondern die Gesammtheit. Der im Herzen ungläubige Pfarrer von Schwanau, welcher seine Predigten mit romantisch-philosophischen Floskeln aufstutzt, sein Gotteshaus mit allerlei ästhetischen Reizmitteln ausstaffiert und nun laut gegen diejenigen eifert, die nicht hineingehen wollen — der Priester, welcher unter der Hand mit Wertpapieren spekuliert, als Seelsorger jämmerlich strandet, fahnenflüchtig wird und sich schließlich als geriebener Geschäftsmann erweist —, „denn er, der Pfarrer, glaubte nicht leicht, was ihm Einer vorgab“ — dieser Mann, der zwei glückliche Eheleute auf eine Weile um ihr frohes Lachen bringt, ist der wohl ins Übertriebene gemalte Vertreter der ganzen Richtung. Einzelne geistliche Heißsporne befehdeten den Autor seitdem jahrelang offen und geheim. Seine Novelle wurde ihm als Akt persönlicher Rache verschrieen, so daß er sich 1879 genötigt sah, öffentlich gegen diese Unterschiebung zu pro-

tektieren¹). Selbst über das Grab hinaus haben die gehässigen Angriffe fortgedauert: Keller hätte das Christentum verunglimpft, und was dergleichen Verdrehungen mehr sind. Wenn z. B. Jukundus am Schluß beim Auskläuten aus dem Gottesdienst völlig harmlos zu Justine sagt: „Die Kirche ist aus, horst du das Zeichen?" wird dem Dichter dies ins Zweideutige verkehrt, als ob er vom Ende der christlichen Kirche überhaupt gesprochen hätte u. s. w.

Im allgemeinen jedoch wurden die neuen „Leute von Seldwyla" freudig aufgenommen, und schon zu Ende des Jahres 1875 zeigte sich das Bedürfnis einer neuen Auflage.

Der wachsende Beifall und die neu erwachte Produktionslust und -kraft zeitigten in Gottfried Keller den seit geraumer Zeit erwogenen Entschluß, das Amt niederzulegen, weil er „jetzt kein Jahr mehr vorbeigehen lassen möchte, ohne etwas zu Tage zu fördern" (an Weibert, Mai 1873). „Es würde mir ein trübseliges Ende bevorstehen, wenn ich alles ungethan zurücklassen müßte, was ich hätte machen können." Seitdem er seine Wohnung aus dem alten finstern Gebäude der Staatskanzlei ins Freie, in die Vorstadt Enge auf das hochgelegene „obere Bürgli"²) verlegt hatte (April 1875), kannte er keinen sehnlicheren Wunsch als den, hier oben, wo der Blick schrankenlos auf den See, den gegenüberliegenden Zürichberg, nach Süden auf das Hochgebirge schweift, seiner Stelle ledig, noch einige Jahre in der Welt der Dichtung verträumen zu dürfen. Die Unternehmungslust seines neuen Verlegers erleichterte ihm den Schritt

¹) Nachgelassene Schriften, S. 202 ff.: „Ein nachhaltiger Rachekrieg"; vgl. daselbst auch S. 343 ff.

²) Über der jetzigen neuen Kirche.

wesentlich. Nur die besorgte Schwester sah diesem Salto mortale kopfschüttelnd zu, und als das Zischen kein Ende nehmen wollte, meinte der Gottfried einmal: sie könne dann die Feuerlärmkanone, die neben dem „Bürgli" stehe, bedienen.

So nahm er seinen Abschied als Staatsschreiber. Am 8. Juli 1876 war er zum letzten Mal in der Ratssitzung anwesend und trug in sein Handprotokoll hoch aufatmend die Notiz ein: „Letztes Protokoll verlesen. Präsidium (Herr Ziegler) hält eine Ansprache an den abtretenden Staatsschreiber nach fünfzehnjähriger Amtsführung. Punktum!" Zur völligen Erledigung der Geschäfte mußte er noch bis zum 15. Juli ausharren. Die Regierung gab ihm ein feierliches Abschiedsessen, dessen schließlichen tollen Verlauf der Brief vom 19. August an Adolf Exner erzählt. Daß er sich dabei das Gemüt gegenüber seinen Vorgesetzten etwas erleichterte, haben ihm diese wohl nicht ernstlich übelgenommen.

Dann kaufte sich der Herr Alt-Staatsschreiber einen staatsmäßigen Schlafrock und begab sich unverweilt an die Ausführung alter dichterischer Vorsätze.

---

136. An Berthold Auerbach in Berlin.

Lieber Herr und Freund! Ich kann mich nicht entschließen, die Erzählung umgehend übers Knie abzubrechen[1]), muß vielmehr, wie ich mir vorgenommen, noch die beiden Pfingsttage, an welchen ich gänzliche Ruhe habe (mit Ausnahme der täglichen Besprechung mit dem Regierungs-Präsidenten, welche auch an Sonntagen fortläuft) zum Schluß verwenden. Das vertrackte Geschäftsleben ist so genatur, daß es einen immer mit unerwarteten Güssen überfällt, so daß man nach der früher gehabten und mißbrauchten Muße zurückschnappt. Wir wollen den Zauberbesen aber mit der Zeit schon bändigen.

Pfingstmontag abends hingegen will ich das Manuskript unter allen Umständen einpacken. Ich denke, die Keilsche Geschäftsraison wird wegen der paar Tage nicht mehr um den Verstand kommen.

Zürich, 6 Juni 1862

Ihr G. Keller.

---

[1]) Auerbach hatte Keller schon vor Jahresfrist um einen neuen Beitrag zum „Volkskalender" ersucht. Keller wurde damals mit einer angefangenen Erzählung nicht fertig und fragte am 11 Januar 1862 Auerbach an, ob er sie für den nächstjährigen Kalender haben wolle. „Sie wird eben so stark wie die frühere und wird heißen: ‚Die zwei Freiheitskämpfer', nämlich ein Soldat der französischen Revolutionsarmee und ein Unterwaldner Bauer aus dem Kampf von 1798, welche aneinander geraten. Der Ausgang ist tragisch." Am 22. Mai hatte Keller den ersten Teil des Manuskriptes abgesandt, Auerbach drängte, namentlich mit Rücksicht auf den Verleger Ernst Keil, auf den Schluß.

137. An Hermann Hettner in Dresden.

Lieber Freund! Ich habe das bewußte Programm nachträglich durch Vischer erhalten und freue mich über das Entstehen einer solchen Zeitschrift[1]). Es ist mir nur eines nicht klar, nämlich die Basis der gesamten Buchhändlerschaft. Während es einem einzelnen anständigen Verleger leicht fallen würde, den unparteiischen und uneigennützigen Ton durchzuführen oder vielmehr durchführen zu lassen, dürfte es gerade einer Vielheit schwer fallen, nicht mit täglichen Ansprüchen und Reklamationen zu belästigen. Doch mag ich mich hierin leicht irren.

Daß ich nun eigentlich nicht zu den streng Gelehrten, ja nur zu den gewöhnlich Gelehrten und Nichtbelletristen gehöre, von welchen das Programm spricht, kannst Du am besten selbst wissen. Nichts desto minder glaube ich mit gehöriger Auswahl des Gegenstandes und Verwendung der nötigen Aufmerksamkeit mich etwa mit einem Beitrage einstellen zu können. Die Hauptsache ist am Ende, daß es einem Ernst damit ist, und man etwas Durchdachtes vorzubringen habe, was am Ende immer Wissenschaftlichkeit ist.

Eine Gesamtcharakteristik Auerbachs[2]) ist, abgesehen von

Diese Erzählung „Verschiedene Freiheitskämpfer" erschien dann im Volkskalender auf 1863 und ist wieder abgedruckt in den Nachgelassenen Schriften und Dichtungen S. 245 ff.

[1]) Eine von Hettner geplante, nicht zu stande gekommene Zeitschrift „Kritische Jahrbücher der Wissenschaft und Kunst", die vom Verlage des deutschen Buchhändlervereins herausgegeben werden sollte. Der gedruckte Prospekt ist von Eduard Vieweg unterzeichnet.

[2]) Zu welcher Hettner ihn ermuntert hatte.

der öfteren Wiederholung dieses Themas, eine heikle Sache für mich wegen der Ähnlichkeit der Produktion, besonders da ich mit nächstem Herbst sehr wahrscheinlich doch endlich mit ein paar Banden fertig werde. Zudem kann ich sein mißbringendes und wirtschaftliches Lehr- und Predigtwesen und das in hundert kleine Portiönchen abgeteilte Betrachten nicht billigen, möchte das ihm aber nicht vorrücken, da er auf der Welt ja nichts hat, als seine diesfällige Thätigkeit.

Ich muß mir daher die Sache näher überlegen. Vielleicht könnte ich einen Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft der deutschen Lyrik (mit Zugrundeziehung des nationalen Festlebens) zu stande bringen in dem Sinne ungefähr, wie ich im „Morgenblatt“ etwa vom März 1861 in einem Artikel „Am Mythenstein“ einige Andeutungen gab[1]). Natürlich nun mit der angemessenen Nüchternheit. Inzwischen könntest Du immerhin mit einem weitern Vorschlage mir unter die Arme greifen. Ich bin etwas außer den Dingen, da ich wenig gelesen habe die letzte Zeit, Neues gar nichts. Eine Gesamtcharakteristik der deutschen Romanschriftstellerinnen hat mich auch schon länger pikiert.

Sodann wäre mir nicht unwillkommen, zuweilen von den kleinern Rezensionen und Notizen liefern zu können, da sich durch solche oft ein glückliches Stichwort u. dgl. auftrumpfen läßt.

Also beste Grüße bis auf weiteres

Zürich, den 29 Juli 1862.

Dein G. Keller.

---

[1]) Wieder abgedruckt in den Nachgelassenen Schriften und Dichtungen S. 34 ff Keller hat namentlich die Stelle S. 61 f im Auge

138. An Hermann Hettner in Dresden.

Zürich, den 10. März 1863.

Lieber Freund! Vor einigen Monaten hatte ich einem Bekannten, der durch Dresden reiste, einen Brief an Dich mitgegeben, in welchem ich mich des näheren über einen von mir zu liefernden Aufsatz[1]) in die projektierte Zeitschrift aussprach und über den letzten Termin nochmals anfragte, da ich bis Ende Oktober nicht fertig zu werden glaubte. Vor einiger Zeit stellt mir der gute Bekannte einfältiger Weise den Brief wieder zurück, da er Dich nicht angetroffen habe, so daß wir durch diese Dummheit wiederum ohne Verständigung geblieben sind. Indessen hört man nichts von der Zeitschrift und ich kann nicht unterlassen, anzufragen, wie es damit stehe, ob das Unternehmen nicht zur Ausführung gekommen? Vischer streitet die günstige Stimmung für ein solches, beziehungsweise die Möglichkeit des Gelingens im jetzigen Augenblicke ab.

Ich habe jetzt die Hoffnung, bald einige Produkte endlich abschließen zu können, da ich für meine Amtsgeschäfte nunmehr ziemlich routiniert bin. Ich behalte mir vor, über Dein Werk, wenn es fertig ist, doch noch einen Exkurs zu machen.

In Gewärtigung irgend eines Lebenszeichens grüßt in alter Gesinnung Dein

Gottfr. Keller.

Diese Zeilen schreib ich in feierlicher Ratsversammlung im schwarzen Fräcklein, als Sekretär desselben.

[1]) Über die deutsche Lyrik mit Zugrundelegung des Münchner Dichterbuchs von 1862.

139. An Berthold Auerbach in Berlin.

Lieber Herr und Freund! Sie sind sehr freundlich, mich nach meinem schnöden Verhalten immer wieder auf den Kalender einzuladen.

Die Sache ist die alte: ich habe keinen Gegenstand zur Hand, dessen Ausarbeitung sich für den Kalender eignen würde. Ich will jedoch suchen, etwas auszuspintisieren, und zu dem Ende meine alten Abschnitzel nochmals durchgehen. Wenn immer möglich, werde ich wenigstens etwas Kleineres bis Ende März zu liefern suchen Ihr

Zürich, den 26. Januar 1864.

Gottfried Keller,

zur Zeit im Großen Rat während einer langweiligen Debatte über den Bau einer Irrenanstalt.

140. An Hermann Hettner in Dresden.

Lieber Hettner! Schulratspräsident Kappeler[1]) hat nur vor einiger Zeit erzählt, wie er Dich in Dresden gesehen und mit Dir über die Möglichkeit der Annahme einer Berufung an das eidgenössische Polytechnikum gesprochen habe[2]). Diese Eventualität hatte mich sehr angenehm überrascht, und ich habe der Sache vielfach nachgedacht. Gestern hörte ich, daß Springer in Bonn, auf dessen Entschluß vorerst abgestellt war, definitiv abgelehnt haben sollte, und ich erkundigte

[1]) Karl Kappeler, geb. 1816 in Frauenfeld, gest. 1888 in Zürich, seit 1857 Präsident des schweizerischen Schulrats.

[2]) An die Stelle Lübkes, der auf Ostern 1866 nach Stuttgart übersiedelte. Vgl. dessen Lebenserinnerungen S. 348 ff. (1891)

mich diesfalls bei Kappeler, der mir das Faktum bestätigte. Auf die Frage, wie es nun mit Dir stehe, bekam ich die Auskunft, daß Du eine Berufung jedenfalls habest in Erwägung ziehen wollen, daß Kappeler mit voller Lust und Liebe sich nunmehr nur an Dich zu wenden wünschen[1]) würde, aber dieses zu thun sich nicht mehr wohl entschließen könne, da die Zeitungen bereits die Notiz gebracht, daß Du den Ruf abzulehnen gesonnen seiest, oder wie es heißen mochte. Es ist nun allerdings begreiflich, daß er sich nicht gern einen schon bereit gehaltenen Korb holt. Dennoch kann ich an meinem geringen Orte die Perspektive auf Dein Hierherkommen nicht sofort fahren lassen, ohne mich zu versichern, daß jene Zeitungsberichte begründet gewesen und Du die Sache Dir wirklich nicht etwas überlegen wollest. Daher dieser Brief mit der vertraulichen Anfrage, ob Du von vornherein entschlossen seiest, eine allfällige Berufung abzulehnen? Wenn Du eine solche zu erhalten wünschtest, um sie ernstlich in Betracht zu ziehen, so brauchtest Du mir nur einen Wink zu geben, und ich bin überzeugt, daß der Präsident sofort die erforderlichen Schritte thäte, da ich weiß, daß Du ihm sehr am Herzen liegst.

Ich habe Herrn Kappeler des nähern über die Stellung befragt, welche man Dir anzubieten eigentlich im Falle wäre. Er sagte mir, man würde gern auf das Maximum der bestehenden fixen Besoldungen gehen, nämlich auf 6000 Franken, wozu der jeweilige Anteil an den Schulgeldern und Honoraren kommt, welcher sich in Deinem Falle immerhin auf ungefähr 1000 Franken belaufen würde.

[1]) Keller schreibt wissen

(Lübke hat immer 70—80 Zuhörer.) Sodann hat der Bund für die Lehrer des Polytechnikums einen Lebensversicherungsvertrag abgeschlossen und legt für dieselben 4—5 Prozent des Betrages ihres Gehaltes ein. — Die Anstellung würde eine lebenslängliche sein mit Pensionsrecht im Falle der Unfähigkeit durch Alter oder Krankheit. Die Unterrichtspflicht erstreckt sich auf höchstens zwölf Stunden die Woche, kann aber mit sechs bis sieben Stunden erfüllt werden.

Das ist ungefähr, wessen ich mich aus unserer eifrigen Unterhaltung entsinne. Es ist durchaus nichts besonders Brillantes, obgleich nach den hiesigen Verhältnissen sehr günstig.

Ich glaube schwerlich, daß Du Dich aus der dortigen Situation leicht wirst losmachen wollen, namentlich da Dresden in Beziehung auf die eine Hälfte Deiner geistigen Existenz, nämlich auf die Kunstseite, ein ungleich glücklicherer Schauplatz ist als Zürich, obgleich hier, in einem hübschen lustigen Lande, das Robinsonsvergnügen des Aufbauens und Anpflanzens dafür zu haben ist. Auch wäre der Gedanke gewiß nicht ganz zu verwerfen, die guten Jahre noch einmal zu einem Aussegeln in die volle freie Welt zu benutzen.

Eine Eventualität kommt mir auch noch in Betracht; ich fürchte nämlich, daß Vischer über kurz oder lang hier fortkommt, da er bei seinem süddeutschen und sonstigen eigentümlichen Wesen immer nach Schwaben oder da herum zurückstrebt. Obgleich ich nun keineswegs auf seinen Abgang spekulieren möchte, so stellt es sich doch unwillkürlich dar, daß, wenn Du dann als Professor der Kunst- und Kulturgeschichte hier wärest, die Litteraturgeschichte und alles von Vischer Besorgte Dir von selbst zufiele, nach Auswahl,

und die Stelle in ökonomischer Beziehung wesentlich verbessert, in geistiger Hinsicht aber eine ganz ehrwürdige universelle würde.

Doch will ich Dich nicht länger beschwindeln und beschwatzen, sondern Dich nur bitten, aus alter Freundschaft mich mit zwei Worten in den Stand setzen zu wollen, Herrn Kappeler zu einem weiteren Schritte aufzumuntern, wenn Du es für zulässig hältst. Auch bitte ich, dies beförderlich thun zu wollen, da er wahrscheinlich bald sich weiter wird umsehen müssen.

Ich habe Dich im Geiste schon vor einem Auditorium von zweihundert Leuten aus aller Herren Länder gesehen wieder einmal über philosophische Dinge losschießen und die Geister durcheinanderrütteln[1]).

Wir haben hier eine freisinnige theologische Fakultät und einen immer reger werdenden Entwicklungskampf in kirchlichen Dingen. Aber in der Philosophie geht gar nichts vor. — — Etwa ein Publikum von Deiner Façon à la Heidelberg und Jena würde da nicht ins Wasser fallen.

Ich habe jetzt einen zweiten Band „Leute von Seldwyla" fast und gar fertig und mich überhaupt wieder besser ans Schriftstellen gewöhnt.

Lebe wohl und sei vergnügt! Dein alter bestens grüßender

Zürich, den 27. Februar 1866.

Gottfr. Keller.

[1]) Hettner schlug den Ruf nach Zürich nachträglich doch aus. Vgl. Ad. Stern, Hermann Hettner S. 231. Gottfried Kinkel wurde darauf im April als Nachfolger Lübkes gewählt und trat die Stelle im Herbst 1866 an. Schweizerische demokratische Blätter hatten Georg Herwegh vorgeschlagen.

141. An Ludmilla Assing in Florenz.

Verehrtes Fräulein! Auf gut Glück hin, ob diese Zeilen Sie bei dieser Sommerszeit noch in Florenz antreffen, will ich versuchen, Ihnen wieder einmal meine Dankesschuld abzutragen für alles Gute, das Sie mir wieder erwiesen haben, womit ich meine stets neue Bewunderung Ihres Fleißes und Ihrer Begeisterung und Ihrer Tapferkeit zugleich ausdrücke. Ihre Übersetzung der Schriften des ehrwürdigen Mazzini habe ich seiner Zeit richtig erhalten und dieser Tage nun auch Ihre Gedächtnisschrift auf den Grafen Grilenzoni[1]), bei dessen Todesnachricht ich sogleich an Sie gedacht habe. Neulich las ich auch in der „Gartenlaube“ Ihren Aufsatz über dall' Ongaro[2]) und bei all diesem freute ich mich sowohl Ihrer klaren und gewandten Schreibweise, als des Lebenskreises von edlen und poetischen Patriotengestalten, welchen Sie in Italien gefunden haben. Das Italienische Ihrer Grilenzoni-Schrift habe ich fast ohne alle Unterbrechung durchlesen können, was freilich auch davon herrühren mag, daß es mehr deutsch als italienisch gedacht ist.

So beschämen die fleißigen Frauen uns lässigen Männer; überall regt es sich: Madame Wesendonck hier fährt nun auch auf die offene See der Litteratur hinaus, sie läßt bei Cotta ein Kinderbuch erscheinen und nächstens auch ein Drama „Gudrun“, unter ihrem Namen. In Zürich lebt jetzt Gott-

[1]) Giovanni Grilenzoni, italienischer Patriot, lebte in den fünfziger Jahren in Lugano. Ludmilla war öfters Gast bei ihm.

[2]) Der Aufsatz „Dichter und Agitator“ von Ludmilla steht in der „Gartenlaube“ 1868 S. 297.

fried Kinkel und macht sich vielfach anregend und vortragend geltend, hat auch einen neuen Band Gedichte erscheinen lassen.

So muß ich mich endlich auch wieder rühren, insonderlich da ich mit nächstem Jahr wahrscheinlich meinem öffentlichen Amte werde Valet sagen und mich meinem Poetentum hingeben müssen.

Wir haben nämlich in unserm Kanton eine trockene Revolution mittelst einer ganz friedlichen, aber sehr maliziösen Volksabstimmung gehabt, wie Sie sonst werden vernommen haben, in deren Folge jetzt unsere Verfassung total abgeändert wird. Das bisherige Repräsentativsystem soll in die neue und absolute Demokratie umgewandelt und damit unser Staatsgebäude in allen Teilen niedergerissen und neu aufgebaut werden. Da ich zu denen gehöre, die nicht von der Zweckmäßigkeit und Heilsamkeit der Sache überzeugt sind, so werde ich ganz resigniert abspazieren, ohne dem Volke zu grollen, das sich schon wieder zurechtfinden wird. Im Anfange der Bewegung hatten wir ewigen Ärger, da sie durch infame Verleumdungen in Gang gebracht wurde. Allein das Volk, welches die Lüge bei ihrer Kühnheit zu glauben gezwungen war, hätte von Stein sein müssen, wenn es nicht hätte aufgeregt werden sollen. Die Verleumder sind auch bereits erkannt und bei Seite gesetzt, aber wie der Weltlauf ist, zieht seine Majestät, der Souverän, nichtsdestoweniger seinen Nutzen aus der Sache und behält seine Beute, die er erweiterte Volksrechte nennt.

Hier ist nach einem prächtigen und glühenden Maimonat plötzlich kaltes Wetter eingetreten. Wenn es in Florenz auch so ist, so sind Sie vielleicht doch noch dort

Herr Stein[1]) ist auch wieder in Zürich angekommen; er sieht gut und fast jünger aus, als da er vor sechs Jahren wegging, und trägt eine famose blutrote Halsbinde, die mich an die rote Feder erinnerte, welche Sie dazumal vom Hute wehen ließen

Mit ergebensten Grüßen Ihr

Zürich, den 12. Juni 1868.

Gottfr. Keller.

142. An J. Salomon Hegi in Schaffhausen.

Lieber Freund! Siehst Du, fast hätte ich vergessen, Deinen Brief zu beantworten, da er sich richtig wieder unter die Staatsakten verkrochen hat und bei Abtragung einer Schicht wie ein Skorpion unter einem Mäuerlein liegt.

Das Leumundszeugnis[2]) nutzt Du einfach vom Stadtrate oder der Stadtkanzlei Zürich verlangen, dort ist aufgezeichnet, ob Du schon gerichtlich bestraft worden, in welchen Buchthäusern Du gesessen und ob Du im übrigen eines unbescholtenen Leumunds genießest, so viel „hierorts" bekannt sei

Ich führe allerdings ein etwas vegetatives Leben, das aus Essen und Schlafen besteht, mit Einschaltung von acht- bis zehnstündiger Amtsarbeit täglich. Daß dabei die Lust zum Briefschreiben klein wird, besonders, wenn man sich noch ein Stündchen für die Privatlektüre oder Kramen in alten Papieren retten will, dürfte begreiflich sein

[1]) S. o Bd 2, 478.

[2]) Zur Niederlassung in Schaffhausen

Vermutlich wird das demnächst ein Ende nehmen, und werde ich beim Antritt der neuen Regierung als ein „Zopf" oder „Reaktionär" wieder in meine Poetenfreiheit zurückgelangen und dann Zeit genug für die Abfassung von großen gedruckten oder kleinen gereimten Briefen an alle meine unzähligen Freunde und Bewunderer finden, welche eine wahrhaft unsichtbare Kirche zusammen bilden. „Ich sehe viele meiner geehrten Herren Zuhörer, die nicht da sind!" sagte jener Professor.

Ich bedaure sehr, daß Du Dich durch eine meiner schnödesten Erfindungen hast verleiten lassen, Pech mit einer Radierung zu haben, danke Dir aber „vielmals" für die übersandte Pause[1]). Die Komposition ist sehr ergötzlich. Dennoch glaube ich, daß sie in der That ihrer Natur nach nicht ganz zu dem Zweck des Künstleralbums paßt, da sie etwas zu reich ist und zu wenig einen einfachen einheitlichen Effekt darbietet, wie solche radierte Künstlerblätter gewöhnlich thun. Indessen kann ich nicht urteilen, da ich keinen Abdruck gesehen.

Den Schweinichen[2]) hab' ich nicht; wenn er nicht auf der Schaffhauser Bibliothek ist, so kannst Du Dir ihn durch Vermittlung eines Herrn und Burgers aus der Zürcher Stadtbibliothek beziehen.

Ich habe Dir vermutlich Arbeiten zu schicken versprochen, die noch nicht gemacht sind, also kann ich dieselben auch nicht verpacken. Denn, wie etwas Versprochenes, aber nicht Vorhandenes eingepackt werden kann, kann höchstens eine

[1]) Illustration zu „Pankraz dem Schmoller", die Heimkehr des Sohnes.

[2]) Die Autobiographie des Hans von Schweinichen.

falsche Schöne sagen, die sich verheiratet und dabei kein Herz hat.

Komm bald einmal nach Zürich und lebe inzwischen vergnügt!

Dein

Zürich, 12. Mai 1869.

G. Keller.

143. An J. Salomon Hegi in Schaffhausen.

Mein Verehrtester! Es hilft nichts, Du mußt höchstselbst an den Stadtrat von Zürich gelangen der Ordnung wegen. Um Dir diese Katastrophe aber möglichst zu erleichtern, will ich Dir hier den Text der allerdings schwierigen Staatsschrift aufsetzen, den Du buchstäblich kopieren mußt auf Papier ganz gleich wie dasjenige, auf welches Du Deine Briefe an meine Winzigkeit schreibst; also:

„An den Tit. Stadtrat Zürich.

Herr Stadtpräsident! Hochgeehrte Herren! Der Unterzeichnete ersucht Sie um Ausstellung eines gemeinderätlichen Leumundzeugnisses behufs seiner Niederlassung in Schaffhausen und um gefäll. Übermittlung desselben an die untenstehende Adresse unter Nachnahme der Kosten.

Mit ausgezeichneter Hochschätzung und Ergebenheit

Joh. Sal. Hegi, Kunstmaler

Schaffhausen, den . . Mai 1869. geb. 1814

Straße . . Hausnummer .

Diesen Aufsatz, diese Denkschrift oder Petition steckst Du in ein Kouvert, das etwas größer ist als das Deines letzten Briefchens, damit es auf dem Arbeitstisch des Stadtpräsidenten sich nicht so leicht verkrümmelt. Zu diesem Zweck

kannst Du auch auf einen gewöhnlichen Quartbriefbogen schreiben und denselben nicht zu klein zusammenfalten, wie man ehemals die Briefe machte.

Die Adresse machst Du dann in dieser Form:

An den Tit. Stadtrat	
10	Zürich

In die drei der Frankomarke gegenüberstehenden Ecken der Brieffaçade kannst Du drei kleine Vergißmeinnichtchen oder etwas anderes angemessen Scheinendes malen; nur darf es keine allzu kühnen Formen zeigen, was die Bescheidenheit etwa verletzen zu können schiene oder scheinen könnte. Hinsichtlich der Frankomarke darfst Du Dich aber nicht ganz genau an obiges Muster halten[1]), sondern Du mußt eine noch ungebrauchte nehmen, sonst würdest Du wegen Postdefraudation gefänglich eingezogen und kriminaliter bestraft.

Was nun das weitere Schicksal Deiner würdigen Eingabe betrifft, so wird dieselbe nicht etwa in der Plenarsitzung des löblichen Magistrats verhandelt und behufs Provokation übler Nachreden und schlechter Thaten Aufwärmung herumgeboten, sondern es wird sie der Präsident nach geschehener Öffnung und Anlugung präsidialiter dem Stadtschreiber, derzeit Herr Bernhard Spyrius, mit der Weisung überantworten, das Leumdenzeugnis nach Befund derer Register und Protokollen anzufertigen und abgehen zu lassen durch reitende oder fahrende Boten.

[1]) Keller klebte auf die Musteradresse eine gebrauchte Zehnermarke.

Genehmige nun bis auf Weiteres, zu dem ich allezeit bereit bin, die Versicherung meiner unveränderten Achtbarkeit und Schätzbarkeit!

Dein

Zürich, 20. Mai 1869.

Gottfr. Keller.

144. An Erziehungsdirektor J. Kaspar Sieber in Zürich[1].

Hochgeachteter Herr Regierungsrat! Sie haben bei Anlaß meines fünfzigsten Geburtstages, als derselbe von wohlwollenden Sängern und Jünglingen zum Gegenstande einer freundlichen Feier gemacht worden ist, mir die außerordentliche Ehre einer urkundlichen Hervorhebung meiner geringen Gaben und Verdienste als Dichter erwiesen und dadurch jenem für meine Ansprüche ohnehin zu stattlichen Festabend ein offizielles Moment beigemischt.

Der Dank, welchen ich Ihnen, hochgeachteter Herr, für das mir zu Teil gewordene, wenn auch nicht verdiente Wohlwollen auszusprechen mich verpflichtet fühle, ist aufrichtig, denn Sie haben durch Hinweisung auf in meinen schriftstellerischen Erzeugnissen enthaltene Anklänge mir eine wertvolle Mahnung zu gut kommen lassen, deren fleißigere Befolgung mir selbst nur zur Befriedigung gereichen müßte: es ist der Hinweis auf das, was ich im Sinne

[1]) Abgedruckt in der „Züricher Post“ vom 1. Januar 1892. Das Original ist durch freundliche Schenkung des Herrn Reinhold Rüegg in Zürich an den G. Keller-Nachlaß übergegangen. Sieber überreichte am Festkommers G. Keller, „dem Kämpfer für Wahrheit und geistige Bildung“ eine Anerkennungsurkunde der Behörde.

einer mehr unmittelbar auf unser Volk gerichteten Thätigkeit nicht sowohl gethan habe, als bei festerer Zusammenfassung meiner Absichten und Kräfte vielleicht thun und wobei ich möglicherweise an der Lösung der Aufgabe mitwirken könnte, volkstümlich zu schaffen, ohne die Gesetze des Schönen und der ächten Poesie zu verlassen in Betreibung einer bloßen Didaktik und Utilität in gebundener oder ungebundener Rede.

In der That schwebte mir schon länger die Zeit als eine bessere vor, wo der nationale Dichter wieder dieselbe und Eine Sprache führen darf, ja soll, für alle Kreise seines Volkes, und wo diese Bedingung gerade zum Kriterium einer erreichten höheren Stufe werden wird.

Ich glaubte diese Zeilen des Dankes mit einem aus den letzten Jahren stammenden Produkt begleiten zu können, welches zum Drucke vorbereitet ist, da die Sache sich aber sehr verzögert, so darf ich jene nicht länger zurückhalten, und ich ersuche Sie, hochgeachteter Herr Regierungsrat, die damit verbundene Versicherung vollkommener Hochachtung und Ergebenheit genehmigen zu wollen.

Zürich, den 2 Weinmonat 1869.

Gottfried Keller.

145. An die 1. Sektion der philosophischen Fakultät der Hochschule Zürich[1].

Hochzuverehrender Herr Dekan! Hochzuverehrende Herren! Sie haben in die Überraschung, welche mir bei Anlaß meines fünfzigjährigen Geburtstages von freundlichen Jünglingen und

[1]) Das Original liegt im Archiv der Hochschule. — Nach dem Sitzungs-Protokoll der philosophischen Fakultät 1. Sektion vom

Sängern bereitet worden ist, durch Verleihung der Würde eines Doktors der Philosophie eine erhöhte Überraschung von zwiefacher Wirkung hineingetragen. Einerseits schien das Unternehmen jener wohlwollend Gesinnten von ernster Stelle herab gebilligt zu werden, andrerseits aber mußte in mir selbst der beschämende Zweifel an der Begründetheit der erfahrenen Auszeichnung verdoppelte Kraft gewinnen.

Als mir aber der Text der großmütig erteilten Urkunde vor Augen kam, ließ die Andeutung jenes Bildes, welches der römische Satiriker von dem besseren Dichter entwirft, das leichte Poetenblut trotz der vorgerückten Lebensjahre wieder obsiegen, so daß es zwar nicht das Bild auf sich selber wörtlich anzuwenden sich unterfing, wohl aber dasselbe als einen heitern Gruß höchst würdiger und gelehrter Männer und somit letzteren als einen anmutigen Glücksfall begriff.

Und da nun eine kluge Besonnenheit, welche ja von wahrer Philosophie nie ganz getrennt sein darf, gebietet, auch dem flüchtigen Glück einen inneren Vorteil abzugewinnen und so den Sonnenblick möglichst festzuhalten, so glaube ich, solches am besten zu erreichen, wenn ich mich mehr als bisher daran erinnere, daß die Stätte meiner Ge-

19. Juli 1869 richtete am 17. Juli Erziehungsdirektor Sieber an die Fakultät das Ansuchen, sie möchte dem hochverdienten Dichter Gottfried Keller auf den Anlaß seines fünfzigsten Geburtstagsfestes den Doktorgrad honoris causa verleihen. Statutengemäß stellte hierauf in der Sitzung vom 19. Juli Professor L. Ettmüller den schriftlichen Antrag, der angenommen wurde. Der damalige Dekan Georg von Wyß und Professor Bursian wurden beauftragt, G. Keller am Festabende den Beschluß zu eröffnen. Das Diplom gilt — in Anlehnung an Juvenal — „vati egregio, cui non est publica vena“.

burt und meines Aufenthaltes auch die Stätte einer hohen Schule ist¹).

Die Nähe dieser Schule soll gewissermaßen von selbst einen bedachteren Fleiß sowie einen einheitlicheren Gedankengang auch für den frei dahinlebenden Dichter bedingen. Haben Sie vollends im Namen derselben den unbekümmert Wandelnden mit so günstigem Gruße angerufen, so erlauben Sie ihm auch, hochzuverehrende Herren, Ihnen als passendsten Ausdruck des herzlichsten Dankes hiefür die Hoffnung auszusprechen, daß es ihm, aufgemuntert durch solchen Ruf, vergönnt sein werde, bis zum Schlusse seiner Tage sein litterarisches Wirken noch zu einem geistigen Ganzen zusammenzufassen und zu einer festeren Gestaltung zu bringen.

Genehmigen Sie, Herr Dekan, hochzuverehrende Herren, die Versicherung der vollkommenen Hochachtung, womit verharrt Ihr ergebener

Zürich, den 5. Oktober 1869

Gottfried Keller.

146. An Ludmilla Assing in Florenz.

Zürich, den 8. Juni 1870.

Verehrtes Fräulein Assing! In einer langweiligen Regierungssitzung, in welcher stundenlang debattiert wird, finde ich endlich die Gelegenheit, meiner Sünden zu denken und da fällt mir vor allem meine bald zweijährige Briefschuld aufs Gewissen, die mich Ihnen gegenüber drückt. Wie Sie an diesem Eingang sowie am Papier wahrnehmen können²),

¹) Keller hat sich in seinem Testamente dieser Schule erinnert.

²) Das Original ist auf einen Quartbogen mit der gedruckten Aufschrift: „Staatskanzlei des eidgenössischen Standes Zürich" geschrieben.

befinde ich mich ungeachtet der vorübergegangenen Staatsveranderung unseres Republikwesens immer noch in meinem Amte, ich sitze zur Stunde an meinem alten Platz auf dem Rathause, aber seit einem Jahre sieben neue Regierungsmänner um mich her, da alle Alten, meine Freunde, durch Volkswahl beseitigt wurden[1]. Unsere neue Verfassung ist im Gange, und die Wogen haben sich soweit gelegt, daß da und dort bereits zu ebben beginnen und die Reihe des Ängstlichwerdens schon an manche der Bewegungsleute kommt. Ich hoffe die ganze Geschichte bei guter Muße in einem artigen historisch-politischen Traktätlein beschreiben zu können, um auch etwas Derartiges zu hinterlassen[2].

Doch genug jetzt hiervon. Neulich habe ich einen im Herbst 1868 für Sie angefangenen Brief aufgefunden, der unter Schichten von Akten, die sich in diesen stürmischen zwei Jahren gesammelt, vergraben und meinem Gesichte entzogen worden war. Er beginnt, wie alle meine Episteln an Sie, mit Dankesvariationen über die litterarischen Zusendungen, Fortsetzungen der Tagebücher, Mazzini u. s. w.; ich kann jetzt, da ich mich nicht zu Hause befinde, gar nicht alles aufzählen und mich auch nicht an eine nähere Betrachtung und Würdigung des Einzelnen einlassen. Empfangen Sie also mit allem Wohlwollen meinen kurzen Dank für alles! Trotz meines Schweigens habe ich doch öfter an Sie gedacht bei verschiedenen Anlässen und zwar, wie es billig ist, da Sie so ein politisches Frauenzimmer sind, meistens bei der

[1] Ludmilla an G. Keller, 12. Juni 1870: „Sie sind der einzige meiner Freunde, der in Amt und Würden ist, und mich freut es, daß Sie darin geblieben sind zum Besten Ihres königlosen Vaterlandes“

[2] Dies ist im „Verlorenen Lachen“ geschehen

Zeitungslektüre, wenn von Mazzini und Garibaldi, von den Insurrektionsversuchen, Schießen, Stechen und Hauen die Rede war. In Lugano sind ja die Räume, die Sie selbst bewohnt haben, Schauplatz von Beziehungen und Haussuchungen, so bei Grilenzoni u. s. w.

Erquicklicher als dieses ewige Nichtwerdenkönnen oder vielleicht dieses ewige Wiedervergehen sind für uns hier die Wendungen, welche die Gotthardangelegenheit zum guten Ende hier zu nehmen scheint. Hoffentlich wird bald das Parlament in Florenz sein Wort auch sagen. Wenn nur der Tunnel schon gebaut wäre, so wäre ich gewiß schon durch denselben nach Mailand und Florenz gefahren, wo Sie nun im eignen Hause walten und der Garten schon anfängt Schatten zu geben und Sie wie eine Corinna oder dergleichen unter interessanten Italianissimi wandeln[1])

Verfolgen Sie auch noch ein bißchen die deutsche Litteratur? Es ist alles aus Rand und Band, und hundert Talente und Talentchen treiben sich auf offener See herum; aber ich glaube, es wird sich etwa in den nächsten zwanzig Jahren wieder etwas Besseres krystallisieren, da dann doch etwa hundert Jahre seit dem letzten Mal verflogen sind.

Gutzkow ist wieder fieberhaft thätig, der arme Kerl, und macht alle zwei Monat ein Buch, spricht dabei von allen alten Berliner- und andern Geschichten und ärgert sich

[1]) Ludmilla hatte schon im Sommer 1868 von dem Bau ihrer kleinen Villa geschrieben. Auf die obige Stelle antwortete sie am 12. Juni 1870: „Ja, ich gehe mit Italianissimi in meinem Garten spazieren, wie etwa mit dem alten vortrefflichen Campanella, dem Jugendfreund Mazzinis, aber auch mit deutschen Freunden, wie z. B. mit dem preußischen Major Kützel, mit dem ich zuweilen stundenlang über die ‚Wahlverwandtschaften‘ oder den ‚Wilhelm Meister‘ diskutiere."

über Altes und Neues und vergißt keinen, mit dem er sich irgend ein Mal gezankt hat. Andere treiben anderes.

In neuerer Zeit lebe ich endlich wieder einmal mehr für meine Person, lese viel und schreibe allmählig wieder. Ich durchgehe alte Manuskripte, mache sogar Verse, kurz ich übe mich vorsichtiglich, aber behaglich ein, heut oder morgen wieder ein freier Schriftbeflissener zu werden, da mich die Jahre doch zu dauern anfangen, die so dahin gehen.

Die Diskussion über eine praktische Steuerschraube, welche meine VII Tyrannen soeben fabrizieren, geht nun zu Ende und damit auch die Zeit, welche ich für diese wenigen Zeilen fand, welche nichts Interessantes oder Schönes enthalten werden, aber Sie wenigstens überzeugen sollen, daß ich schon länger auf einen Augenblick gelauert habe, meiner Pflicht zu genügen. Kommen Sie diesen Sommer nicht nach der Schweiz? Wenn Sie mir etwa sagen wollten, wie es Ihnen geht, so werde ich Ihnen balder antworten als diesmal. Mazzini, Ihren Idealmann, habe ich letztes Jahr in einem Konzert in Zürich gesehen und sogleich erkannt; freilich wußte man, daß er hier sei. Gesprochen habe ich ihn natürlich nicht[1]).

Leben Sie nun bis auf weiteres wohl, verehrtestes Fräulein, und bleiben Sie nicht ungewogen Ihrem ergebenen

Gottfried Keller.

N. B. Fast hätt' ich vergessen: Sie können mir auf der Adresse Doktor schreiben, da ich letztes Jahr, als ich 50 Jahr' alt wurde, einen solchen Spitznamen bekommen habe.

---

[1]) Ludmilla an G. Keller a. a. O. ... „Wie schade, daß Sie Mazzini in Zürich nicht angeredet haben! Sie hätten nicht einmal nötig gehabt,

147. An Emil Kuh in Wien[1]).

Zürich, den 3. April 1871.

Verehrter Herr! Widerwärtige Ereignisse haben die vorher schon verzögerte Erwiderung Ihres wohlwollenden Briefes vom 20. Februar noch länger hinausgeschoben; nun aber darf ich nicht länger säumen, Ihnen für alle meinem zweifelhaften Buche erwiesene Aufmerksamkeit und Freundlichkeit herzlich zu danken[2]).

Ihren Aufsatz hatte ich seinerzeit sofort zu lesen bekommen, da ein Nachbar, welcher die „Neue Freie Presse" hält, mir die betreffende Nummer frisch zum Frühstücke herüberschickte, als sie ankam.

Das Unglück des Buches liegt in seiner Entstehungsweise. Der Verleger fing gleich an zu drucken, als er etwas Manuskript hatte; ich fuhr dennoch langsam fort, mußte aber dafür alles Geschriebene sofort absenden und konnte so buchstäblich die fertigen Kapitel und Seiten fast nie zum zweiten Mal übersehen; so blieben eine Menge Geschmack-

---

meinen Namen zu nennen, sondern nur den Ihrigen, den er sehr gut kennt, da ich ihm öfter von Ihnen gesprochen und geschrieben habe."

[1]) Mitteilung der Briefe G. Kellers an E. Kuh verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Paul Kuh in Wien.

[2]) Emil Kuh las während des Sommers 1870 den „Grünen Heinrich" zum erstenmal und rückte einen Aufsatz darüber in die „N. Fr. Presse" vom 7. Januar 1871 Abendblatt Nr. 2286 ein. An Keller schrieb er am 20. Februar 1871: „Ich kenne in der deutschen Litteratur nur zwei Menschen, außer Goethe, der auf jeder Lebensstation neben mir steht, zwei Menschen, welche entscheidend auf mich gewirkt haben: Friedrich Hebbel und Arthur Schopenhauer. Seit der ‚Grüne Heinrich' mein eigen ist, habe ich einen dritten zu nennen, der mich menschlich bedeutungsvoll gefördert, der als ein Erlebnis sich in mir eingezeichnet hat."

und Taktlosigkeiten stehen, die man schon bei einer zweiten oder vielmehr ersten Wiederholung zu entdecken und beseitigen pflegt. So gleicht das Opus einer Zeichnung, auf welcher neben den letzten Federstrichen noch alle anfänglichen Kohlen- und Bleistiftstriche nebeneinander zu sehen sind, ja sogar noch der Verderb und Schmutz des Papieres durch die arbeitende Hand haftet.

Die Aufmerksamkeit, welche Sie der Sache in so wohlwollender Weise zugewendet haben, macht mich aufs neue schwankend, ob ich das Buch gänzlich aufgeben und vergessen, oder durch eine neue Ausgabe gelegentlich zu retten suchen soll, da allerdings — das fühle ich wohl — stofflich und auch auf einigen Seiten vielleicht in der Form etwas darin ist, das man nur **einmal** hat und geben kann.

Und da will ich Sie denn, verehrtester Herr, zum Dank für Ihre Güte, gleich erproben und zum unfreiwilligen Zeugen meiner diesfälligen Betrachtungen machen.

Neben der selbstverständlichen Streichung alles Langweiligen und Geschmacklosen käme die äußere Anlage überhaupt in Frage. Entweder könnte man die Komposition in aller Gemütsruhe sorgfältiger ausbauen und abrunden, gleichzeitig durch gute Ökonomie etwas knapper und dadurch pikanter halten, oder man müßte die abgeschlossene Form ganz aufgeben und dem Roman einen künstlich fragmentarischen Anstrich verleihen, so daß alles drin stünde, was man sagen will, ohne daß der Rahmen fertig ist. Man würde den ganzen Eingang streichen und gleich mit der Jugendgeschichte beginnen, sodann dem übrigen Teil gleichfalls den Charakter einer Aufzeichnung von dritter Hand (nicht derjenigen des Romanschreibers) geben und die nötige

äußere Wahrscheinlichkeit hineinbringen. Item, auf irgend eine Weise müßte die Unberatenheit des Machwerks verschwinden; sie ist es, welche den nicht spezifischen Beurteiler und Leser ärgert und verwirrt.

Wenn Sie gelegentlich (ich hoffe Ihnen in nicht zu ferner Zeit einen zweiten Band „Leute von Seldwyla" schicken zu können) mich wieder mit einigen Zeilen erfreuen mögen, so sagen Sie mir vielleicht Ihre Ansicht über das Obige?

Sie sehen, daß ich nicht schüchtern bin und mir gleich erlaube, nur von mir selbst zu sprechen. Sie werden aus dem Gesagten aber auch entnehmen, daß ich mit der kritischen Seite Ihres Aufsatzes ganz einverstanden sein muß und froh, daß ich nicht schlimmer wegkomme. Die lobende Seite dagegen läßt mich erkennen, daß wir es mit einem guten Enthusiasten in Herrn Dr Emil Kuh zu tun haben, der sich wohl gar einen Gegenstand seiner Zuneigung vom Zaune bricht und aus Steinen Brot macht! Item, meine gräuliche Skribelei hat doch auch einmal auf ein Herz gewirkt und so wieder ihre mannigfaltige Auffaßbarkeit bekundet. Vor ein paar Jahren hielt ein Franzose in einem Buche (in dem er auch Friedrich Hebbel besprach) den „Grünen Heinrich" für eine grausame Satire auf deutsches Wesen, geschrieben von einem geistreichen, aber schnöden und gewaltsamen Kopf!

Die widerwärtigen Dinge, von denen ich im Eingange sprach[1]), haben Sie seither ja auch in Ihrer Nähe erlebt, die Störungen deutscher Friedensfeste. So schändlich die Sache nach außen aussieht und mich selbst berührte (ich

[1]) Dem bekannten Tonhalleskandal in Zürich.

wohnte der Feier in Zürich nebst anderen Schweizern selbst bei), so ist die Erscheinung bei uns doch mehr eine pathologisch zu nehmende, als eine aus den ungeheuren Ereignissen und der allgemeinen Völkeraufregung hervorgehende Erscheinung anzusehen

Für das zu Hause sitzende Volk, das nicht gereist ist und nicht Litteratur treibt, ist die Bedeutung deutscher Nation fast eine terra incognita gewesen, während jeder Gassenjunge ein Kenner Frankreichs, ja selbst ein halber Franzose zu sein glaubt, eben vermöge des französischen Weltlärmes selbst. Die Erscheinung der 80 000 Rothosen[1]) hat dann den Unsinn reif gemacht, zugleich aber auch den Grund zur Besserung gelegt.

Doch das Papier ist voll, und ich empfehle mich bis auf weiteres als Ihr achtungsvoll ergebener

G Keller.

148. An Emil Kuh in Berchtesgaden.

Zürich, 10 September 1871

Hochverehrter Herr! Es sind leider auch wiederum sechs Wochen verflossen, seit ich Ihren abermal so wohlwollenden Brief aus Berchtesgaden erhalten. Nichtsdestominder danke ich Ihnen mit noch frischem Dankgefühl für alle erwiesene Freundlichkeit, wobei ich über den starken Tabak Ihres gütigen Lobes bescheidentlich hinweggehe.

Die „Iris" habe ich seither auch erhalten und danke herzlich für deren Zusendung; ich werde Ihnen das Buch nach

[1]) Der internierten Bourbaki-Armee.

Wien zurückschicken[1]). Ich erinnerte mich plötzlich, daß ich den eleganten Band seiner Zeit als Novität in den Händen gehabt, aber nicht gelesen hatte. Mit großem Interesse hatte ich Ihre Bemerkungen über den „Spielmann“ in Ihren Grillparzerartikeln gelesen und war begierig, die Erzählung kennen zu lernen. Das Buch befindet sich auf einer mir leicht zugänglichen Bibliothek hier, aber ich wußte nicht mehr, daß der kleine Schatz darin steckt, so daß ich die Erzählung doch erst aus Ihrer Sendung kennen lernte. Es liegt ein tiefer Sinn in der scheinbar leichten Arbeit: die Gewalt der absolut reinen Seele über die Welt.

Ich danke auch für den Blick, den Sie mir in Ihr Familienleben freundlich gestatten. Leider kann ich der Geschäfte halber diesen Sommer nicht abkommen, sonst würde ein Abstecher nach den baierischen Alpen mir gar wohl eingefallen sein. Das Touristengewimmel wird zwar dort kaum weniger wimmeln als gegenwärtig hier.

Ihre Gedanken über eine Renovation des „Grünen Heinrich“, welcher Pechvogel einmal Ihre Gunst gewonnen hat, sind mir sehr willkommen und anregend; sie treffen zum Teil mit dem zusammen, was ich selbst darüber gedacht[2]).

[1]) In der „Iris“ von 1848 war Grillparzers Aufsätze Erzählung „Der arme Spielmann“ erschienen.

[2]) Emil Kuh an Gottfried Keller, Berchtesgaden, 25. Juli 1871: „Sie tragen sich mit dem Gedanken, den ‚Grünen Heinrich‘ umarbeiten zu wollen. Ich erschrak, als ich dies von Ihnen vernahm. ‚Der Grüne Heinrich‘ scheint mir in der Gestalt, die er nun einmal angenommen, teils aus innerer Notwendigkeit, teils von Zufälligkeiten bestimmt, ein unantastbares Werk zu sein, das trotz seiner Fehler der zerstörungslustigen Zeit Widerstand bieten und die Mehrzahl der in den letzten fünfzig Jahren entstandenen und gemachten Romane überdauern wird. Produktionen, wie ‚Der Grüne Heinrich‘

Die Umwandlung des jetzt von dritter Person Erzählten und Selbstbiographisches würde wirklich eine Umschreibung von Wort zu Wort erfordern, wobei dann das Auswüchsige von selbst beschnitten würde. Die Versetzung des Schlusses an den Eingang, welche Idee mir neu ist, leuchtet mir sehr ein, ich gewänne dadurch für den Buchanfang gleich Stoff für den guten Erzählerton, während der jetzige Eingang zu inhaltlos geschwätzig ist. Machen Sie mir hier keine Einwendungen![1]

---

eine ist, vertragen keine Umbildung, ohne dadurch in ihrem Lebenspunkte verletzt zu werden. Auch ‚Wilhelm Meister' hat Gebrechen, auch der ‚Faust' unseres größten Dichters, und diese Gebrechen tilgen wollen, hieße die Gebrechlichkeit der Welt selber aufheben wollen. Ich sage immer, wer Entree gezahlt hat, der mag sich mancherlei erlauben, was wir den andern Menschenkindern verwehren oder was wir ihnen als schweres Vergehen anrechnen. Und Sie haben Entree gezahlt. Geschmacklosigkeiten, wie Sie sich ausdrückten, sind keine im ‚Grünen Heinrich' stehen geblieben, Geschmacklosigkeiten trifft man überhaupt nicht in Ihren Dichtungen an. Ich möchte nicht eine einzige abschweifende Stelle im ‚Grünen Heinrich' missen, wenn ich auch gerne hin und wieder, doch nicht überall, die scharf ausgeprägten geschlechtlichen Zeichen gemildert sähe. Ich meine nämlich diejenigen, welche eine starke sinnliche Reizung hervorbringen, welche das Begehren in uns aufstacheln. Ohne Schädigung des Organismus Ihrer Dichtung könnten Sie, nach meiner Empfindung, die Szene streichen, wie Judith vor Heinrich Lee sich entkleidet. Diese Szene hat neben dem Lüsternen, das sie erregt, einen phantastischen Charakter im Stile Achims von Arnim; dergleichen aber hat ein Gottfried Keller nicht nötig. — Die einzige Änderung, zu der ich beistimmen würde, wäre die: dem Teile, welcher der Jugendgeschichte folgt, den Charakter einer Aufzeichnung von dritter Hand zu geben. Es fragt sich nur, wer diese dritte Hand sein soll? Hier liegt die Schwierigkeit. Es müßte jemand sein, der so intim eingeweiht ist in das Wesen Heinrich Lees, daß er dessen Zustände mit der Energie des Selbsterlebten nachempfände, und es müßte zugleich ein dem jungen Menschen überlegener Kopf sein. Wie

Größere Ökonomie und Knappheit ist nötig, wenn unsere Opuskula sich leidlich konservieren sollen. Die Nuditäten &c. müssen selbstverständlich wegfallen, sie stammen aus der Zeit, da dergleichen in der Luft lag, sind völlig unnötig und hindern ein Werk, seinen Weg zu machen; abgesehen davon, daß es die roheste und trivialste Kunst von der Welt ist, in einem Poem den weiblichen Figuren das Hemd übern Kopf wegzuziehen.

Sie sind leider auch hinter meine Gedichte geraten. Auch hier muß ich neu anfangen und gehe damit um, eine purifizierte und mit Neuem versehene Sammlung anzulegen. Inzwischen wünsche ich, daß die alten Bändchen so wenig als möglich vermerkt werden. Man ist in der Jugend immer selbst schuld, wenn man mit dergleichen nicht durchdringt, sei es aus Leichtsinn, sei es wegen schlechten Beratenseins.

wäre es, hochverehrter Herr, wenn Sie sich entschlössen, die Form der Selbstbiographie zu wählen, der Selbstbiographie Heinrich Lees? Anstatt des Eingangs, der nicht gestrichen, der nur versetzt werden müßte, begännen Sie mit dem Ende. Lees Mutter wird zu Grabe geleitet, indessen schreitet ihr Sohn in den väterlichen Ort. Er hat nichts heimgebracht als seine Jugendgeschichte, und diese vervollständigt er, indem er aufzeichnet, was er in der Fremde erlebt hat. Sein Ende wäre nicht zu erzählen, weder vom Dichter, noch von einem Dritten, es bliebe eine offene Frage, über deren Beantwortung kein feinsinniger Leser sich täuschen könnte. Was geht's mich an, wie Heinrich Lee zu Grunde gegangen? Daß ein Menschendasein, derart isoliert, bis auf den letzten Faden seelisch ausgespannen, nicht neue Lebens- und Glücksknoten knüpfen wird, weiß der feinsinnige Leser. Und für die Romanleser ist ‚Der Grüne Heinrich' so wenig gedichtet als ‚Wilhelm Meister'. Goethe läßt die Entwicklung des Mannes offen, Sie thäten dies in Rücksicht auf das Lebensende."

Der zweite Band der „Leute von Seldwyla" soll wo möglich noch dies Jahr kommen. Wenn Sie sich wirklich nochmals mit meinen Sachen befassen wollen, so würde ich Ihnen doch eher raten, noch einige Zeit abzuwarten, bis noch einiges erschienen ist, das ich angefangen habe und das mein geringes Wesen in der Litteratur etwelcher Maßen ergänzen wird[1]). Ich hoffe auch, mich in nicht zu ferner Zeit von meinem Amte frei machen zu können, um während der mir noch übrig bleibenden besseren Jahre die mir zukommende Arbeit rasch nach einander abzuthun und mich dann bestens zu empfehlen.

Bei Gelegenheit des Amtes bitte ich Sie, die Adresse an mich ein bißchen vereinfachen zu wollen. Die Stelle des zweiten Staatsschreibers ist neuerlich aufgehoben worden, so daß ich jetzt nicht mehr erster, sondern als Unikum bloß Staatsschreiber schlechtweg heiße. Mitglied des Großen Rates (d. h. der gesetzgebenden Behörde unserer kleinen Republik) bin ich nicht mehr, da die Herren Bauern meiner Heimatsgegend mich nicht mehr wählten, weil ich während einer Verfassungsänderungsbewegung ihnen zu wenig modern

[1]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 25. Juli 1871: „Ich passe jetzt jeden Tag auf die Ankunft Ihrer zwei Gedichtsammlungen, welche ich kurz vor meiner Abreise bei meinem Buchhändler bestellte. Sie stellen für mich den bedeutendsten deutschen Dichter vor, der in diesem Augenblicke schafft; und auch bei den fremden Völkern suche ich, Turgenjew ausgenommen, umsonst einen Poeten, der an Potenz Ihnen nahe käme. Erscheint einmal der versprochene zweite Band der ‚Leute von Seldwyla', so schreibe ich über Sie eine ausführliche Monographie. Könnte ich nicht im Hinblick auf diese Monographie biographische Data von Ihnen bekommen? In Form eines Briefes? Demnächst sende ich Ihnen eine Erzählung Grillparzers, welche Sie eigentümlich berühren wird."

demokratisch und zu viel bloß repräsentativ republikanisch schien. Item, ich lief ihnen nicht nach, was, wie Sie sehen, auf Briefadressen nicht ohne Einfluß ist.

Mit den besten Grüßen Ihr hochachtungsvoll ergebener
G. Keller.

149. An Friedrich Theodor Vischer in Stuttgart[1]).

Zürich, 1. Oktober 1871.

Hochverehrter Herr und hoffentlich immer noch Freund und Gönner! — — Der Anlaß, der mich treibt, die Zahl der Sie stets heimsuchenden litterarischen Plagegeister zu vermehren, ist folgender: Herr Ferd. Weibert, Inhaber der Goeschenschen Verlagshandlung in Stuttgart, hat mich auf außerordentlich freundliche und schmeichelhafte Weise aufgefordert, ihm etwas in den Verlag zu liefern[2]). Das hat mich nun wirklich auf

[1]) Der Briefwechsel zwischen G. Keller und Fr. Th. Vischer ist abgedruckt worden von K. E. Franzos in seiner Zeitschrift „Deutsche Dichtung" Bd. 9 S. 181 ff. und Bd. 10 S. 101 ff. (1891). Für gef. Mitteilung der Originalbriefe danke ich dem Besitzer derselben, Herrn Professor Robert Vischer in Göttingen.

[2]) G. Keller an Weibert, 20. August: „Eine größere Arbeit [Fortsetzung der ‚Leute von Seldwyla'], welche mich seit Jahren, wenn es die Muße erlaubt, beschäftigt, ist mit Beziehung auf das Verlagsgeschäft schon untergebracht, resp. verpflichtet. Dagegen liegt ein wunderliches Werklein vor, das im Druck etwa 8—10 Bogen stark würde und das ich einmal wieder vornehmen und durchsehen will. Wenn ich dazu gelange, dasselbe zu überarbeiten und zu veröffentlichen, so wird es mir Vergnügen machen, Ihnen alsdann die Sache mitzuteilen, da die Verlagsgesellschaft, welche Sie Unsereinem anbieten, eine so gute und ehrenvolle ist." [Der Goeschensche Verlag enthält Klopstock, Lessing, Wieland, Mörike, Freiligrath &c.] Am 28. Dez. ging das Manuskript der ‚Legenden' nach Stuttgart ab mit der Bemerkung an Weibert: „Ich habe geglaubt, ein kleines Vorwort machen zu sollen. Wenn Sie Herrn Professor Vischer in Stuttgart kennen und Sie vielleicht ebenfalls

den Gedanken gebracht, nachzusehen und dem Herrn ein kleineres Werklein anzuvertrauen, das nur einer korrigierenden Abschrift bedarf. Nun ist es aber nicht selten, daß solche freundliche und aggressive Verleger gerade hinsichtlich der Temporalia nicht die zuverlässigsten und loyalsten sind, wie denn z. B. Scheffel Schlimmes erdulden mußte[1]). Ich erlaube mir deshalb, eine kleine vertrauliche Information bei Ihnen anzustellen. Ich möchte bei Leibe nicht Ihnen zumuten, Nachfrage zu halten, und wünschte dies nicht einmal; nur wenn etwas Ungünstiges, Abmahnendes bereits verlautbar sein sollte (ist das nicht schön gesagt?), so würde ich Sie um geheime Kundgebung in zwei Worten bitten. Wenn man so wenig zu drucken hat, so mag man es eben nicht noch mit Verdruß und Schaden thun. Alles dies natürlich der Respektabilität des Herrn Weibert unbeschadet.

Da ich einmal auf den Wegen der Unverschämtheit

Zweifel in die Zweckmäßigkeit eines solchen setzen, so haben Sie vielleicht die Güte, ihm, wenn Sie den Druck beschließen, dasselbe zu zeigen. Er weiß von der Sache. Wenn er der Ansicht wäre, gar nichts zu sagen, so würde man das Vorwort einfach weglassen." Infolge eines ausgebrochenen Setzerstrikes verzögerte sich die Fertigstellung. „Ich bedaure — schrieb Keller am 25. Jan. 1872 an den Buchhändler — die Verlegenheiten, in welche Sie durch die Strike-Geschichten kommen. Wenn letztere indessen die Folge hätten, daß weniger gedruckt und geschrieben würde, so wäre das noch ein Segen im Unglück. Aber freilich, es gehörte eben auch ein anderes Publikum zur Sache, als das deutsch lesende. Erst dieser Tage ist mir in Amtsgeschäften in einem Steuerprozesse das Vermögensinventar eines verstorbenen reichen Geschäftsmannes durch die Hände gegangen, in welchem neben einem Silbergeschirr von 4000 Franken Wert für 56 Franks Bücher figurierten." Vgl. auch Nachgel. Schriften S. 14.

[1]) Mit dem „Ekkehard" bei dem Frankfurter und Berliner Verleger

wandle, so will ich Sie gleich noch ein wenig weiter plagen. Das Büchlein, um das es sich handelt, würden jene ironisch reproduzierten sieben Legenden sein, von denen Sie, wenn ich nicht irre, mich vor Jahren auch haben vorlesen hören bei Wesendoncks. Als Titel dächte ich mir, auf alte Heiligenbilder anspielend, zu setzen: „Auf Goldgrund, sieben Legenden von N. N." Hielten Sie diesen Titel für affektiert oder irreführend oder läppisch u. s. w.? Ferner ist eine kleine Vermittlung nötig bei dem „plötzlichen" Gegenstand. Wäre ein kurzes, ebenfalls humoristisches Vorwort, etwa des Inhalts, der Verfasser habe einmal in einer Stimmung, wo man sage, es sei zum Katholischwerden, sich wirklich mit diesem Gedanken beschäftigt und deshalb das Leben der Heiligen, die acta sanctorum, die Kirchenväter studiert, vorliegende Legenden seien solche Quellenstudien, da er aber sich wieder anders besonnen, so sei das Unternehmen liegen geblieben u. s. w., u. s. w. — Wäre ein solches Vorwort taktlos, mißverständlich oder schädlich, und thäte man besser, gar nichts zu sagen? Am meisten fürchte ich, die Kritik würde den Vorwurf des Heinisierens machen, obwohl mit Unrecht; denn vor Heine war Voltaire und vor diesem Lucian da, und wegen aller dieser kann sich der spätere Wurm doch regen.

Ein paar Worte von Ihnen würden mich sehr erfreuen; seien Sie so knapp und abtrumpfend als möglich[1])!

---

[1]) Vischers Antwort vom 18. Okt. lautet: „Auf Goldgrund? Ich wäre nicht dafür. 1. Weil ich gegen die Titel bin, die aus Satzteilen bestehen. Sie sind unbequem: „Haben Sie ‚Auf Goldgrund' gelesen?" — „Was sagen Sie über ‚Auf Goldgrund'"? oder „Gottfried Keller schrieb hierauf Legenden — auf Goldgrund — oder ‚Auf Goldgrund'". 2. Es klingt ironisch. Nun werden freilich die Legenden selbst Ironie auf die Legende sein, aber nicht so, wie plumpe Köpfe

Ich kann dem erwähnten Werklein bald endlich den zweiten Band „Leute von Seldwyla“ folgen lassen mit fünf ordentlichen Erzählungen.

Ich möchte Ihnen gern einläßlich zum Krieg und deutschen Reich gratulieren und über die Franzosenborniertheit fluchen, die sich beim großen Haufen in unsrer alten Schweiz breit machte und noch glimmt; aber das würde mich jetzt zu weit führen.

Mit herzlichen Grüßen Ihr ergebener

Gottfr. Keller

---

es verstehen, sondern eine gemütliche Ironie, eine Ironie, die den wirklichen Goldgrund der Liebe hat. Die scharfe Kürze eines Titels aber könnte den Schein einer Ironie ohne solche schöne Grundlage mit sich führen, könnte zu sagen scheinen: gebt einmal Acht, was das für ein Goldgrund sein wird. Man könnte zwar sagen: wenn Sie einfach setzen: ‚Sieben Legenden von Gottfried Keller‘, — so klingt das eben auch recht ironisch — wohl, aber es ist nicht so zugespitzt markierend wie ‚Auf Goldgrund‘! Es gibt gleich zu denken, so daß man sich fragt: was Donnerwetter mögen das für Legenden sein von Gottfried Keller! Aber es enthält diesen Anreiz doch nur in der stillen Form objektiv gehaltenen Titelstils. Kurz: ‚Auf Goldgrund‘ klingt mir zu subjektiv, zu erregt und erregend, auffordernd.

Nicht so bestimmt weiß ich auf die Frage betreffs eines humoristischen Vorworts zu erwidern. Das eine Mal will mir scheinen, es wäre besser, Sie ließen die Legenden ganz für sich sprechen, das andere Mal meine ich, es wäre schade um das nette Vorwort, wenn es wegbliebe. Es wäre selbst so eine kleine Legende, die von Ihrer Hand gewiß allerliebst ausfiele. Doch will mir immer wieder das erste Gefühl die Oberhand gewinnen: Je objektiver alles, je besser. Sie müßten das Vorwort doch ein bißchen ausspinnen, dann würde es leicht zu viel Erfindung, wollten Sie es aber ganz kurz halten, so würde es scharf ironisch abschnappen, was eben auch dem wirklichen Sinn der Novellen — der gemütlichen Ironie — nicht recht entspräche."

150. An Friedrich Theodor Vischer in Stuttgart.

Hochverehrter Freund und Herr! Endlich bin ich im stande, Ihnen auf Ihre in Zürich mir geschenkten vielfachen reichen Geistesgaben wenigstens anfangsweise mit einem kleinen Kümmerling zu antworten, den ich heut unter Band an Sie abgeschickt habe. Ich habe aber jetzt Angst, daß das kleine Wesen als eine Narrheit oder Kinderei werde aufgefaßt werden in seiner Isolierung und Plötzlichkeit. Ihre freundlichen und guten Räte betreffend Titel und Vorwort habe ich, wie Sie sehen, weislich befolgt. Etwas Vorwort glaubte ich doch anfertigen zu müssen, um einer allzugroßen Willkür in Beschreibung oder Erwähnung des Büchleins wenigstens das Loch zuzumachen. Nachträglich danke ich Ihnen aber herzlichst für jenen wohlwollenden Brief und die gute Information, mit welcher Sie sich bemüht haben. Hoffentlich kann ich bald ein dickeres Buch drucken lassen, um die Scharte dieser lückenbüßerischen Legenden auszuwetzen. Ich habe letzten Sonntag bei Frau Heim eine zweieinhalbstündige Geschichte vorgelesen, und einige ähnliche liegen schon auf Lager[1]) — —

[1]) Vischer an Keller, 2. April 1872: „Für heute nur weniges, es ist noch Vakanzzeit und ich reise zu meinem Bruder aufs Land. Ihre ‚Legenden‘, für deren Zusendung ich herzlich danke, sind zwar kein ganzer Beweis, was Sie können, aber so unzweifelhaft originale Poesie, daß ich recht Lust habe, sie anzuzeigen, — inwiefern nicht ohne einige Kriteleien, im wesentlichen aber einfach mit dem Prädikat des Herzerfreuenden. Kommt aber bald mehr, so wird es besser sein, zu warten. Es folgen vermutlich Novellen? Dann könnte man den Dichter betrachten, wie er es auf dem realen Boden treibt, gegenüber seiner Lebenswahrheit, Schwung, Stil und Humor auf dem mythisch-phantastischen Boden.“

Grüßen Sie mir Ihren freundlichen und liebenswürdigen Herrn Sohn aufs beste, wenn Sie ihn in der Nähe haben!

Bei diesem Brief werden Sie nicht aus der Gewohnheit kommen, die Leute immer von sich an Sie schreiben zu sehen. Aber ich weiß dato gar nichts von Ihnen. Behalten Sie ein wenig im Andenken Ihren achtungsvoll und freundschaftlich ergebenen

Zürich, den 22. März 1872.

G. Keller.

151. An Emil Kuh in Wien.

Hochverehrter Herr! Ich bin zur Publikation eines kleinen Zwischengerichts, eines lächerlichen Schälchens eingemachter Pflaumen verleitet worden, welches ich Ihnen hiermit pflichtschuldigst übersende, um Ihre mir erwiesenen Freundlichkeiten wenigstens mit einer winzigen Abschlagszahlung zu erwidern.

Möchten Ihnen diese sieben Legendchen nicht allzu abgelegen und absonderlich vorkommen. Sollen sie überhaupt etwas sein, so sind sie vielleicht ein kleiner Protest gegen die Despotie des Zeitgemäßen in der Wahl des Stoffes und eine Wahrung freier Bewegung in jeder Hinsicht.

Bei diesem Anlasse sende ich Ihnen auch mit bestem Danke Ihr Buch zurück, in welchem „Der arme Geiger" steht. Inzwischen ist der edle Grillparzer ja endlich auch heimgegangen, und es wird nun das seltsame Phänomen stattfinden, daß mit der Gesamtausgabe — die hoffentlich bald erscheinen wird — ein mehr als Achtzigjähriger erst

nach seinem Tode seinem Volke recht bekannt und zugänglich wird. Ich freue mich nicht wenig auf diese Ausgabe und habe vor, sie nicht eher zu lesen, als bis der letzte Teil derselben gebunden in meiner Hand liegt, um einmal wieder das Gefühl eines ganzen Fundes zu haben Aber freilich wird das schon wegen der Menge mir unbekannter lyrischer Gedichte nicht angehen oder schwer halten, wenn der betreffende Band einmal in der Hand liegt.

Ich hoffe, Sie haben Ihr Sommerleben voriges Jahr in Berchtesgaden glücklich zugebracht und einen ebenso glücklichen Winter verlebt. Und in der Hoffnung, daß diese Zeilen Sie in fortgesetztem Wohlergehen antreffen, grüßt Sie hochachtungsvoll und ergeben Ihr

Zürich, 3. April 1872

Gottfr. Keller.

152. An Friedrich Theodor Vischer in Stuttgart.

Zürich, 19. Mai 1872

Verehrter Freund! Die Muße eines trüben Pfingstmontags abschließend, habe ich eben den Vortrag über „Krieg und Künste" fertig gelesen, den Sie mir durch den Herrn Verleger gütigst haben zukommen lassen. Ich gratuliere Ihnen neuerdings zu den stoffgebenden Ereignissen und sodann des Werkleins wegen selbst, das auf seinem Felde ein würdiges Monument bildet und mit der Theorie des Vorwortes zusammen wiederum eine interessante Studie ist.

Die Theorie freilich, oder wenn man es einfacher eine Maxime nennen will, wird wohl von einem gewissen Virtuosentum bestritten werden, welches nicht nur das letzte

Wort niederschreibt und auswendig lernt, sondern auch; an jeder Stelle Hebung und Senkung der Stimme, sogar ein Lächeln 2c. voraus eingeübt und festgestellt hat und den Eindruck der Unmittelbarkeit trotzdem zu machen behauptet[1]), freilich auch beim größten Teile der Hörer, wie sie unsere Säle fassen, auch macht — in Abwesenheit der Katze!

Ich bin Ihnen auch noch meinen Dank schuldig für die freundliche Entgegennahme der Legendchen. Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, einmal ein wenig ins Gericht zu gehen mit meinen Sachen, so ist es mir sehr lieb, wenn Sie noch einiges abwarten wollen; der zweite Band „Seldwyla" soll bis zum Herbst erscheinen. Auch ist noch einiges andere da, womit ich bei günstigen Zeitläufen gelegentlich abschließen kann. Glauben Sie alsdann eine bestimmte Figur von mir zu haben, so wird es mir allerdings zu großer Freude gereichen, gleich weit von unmotivierter günstiger Voreingenommenheit sogenannter Talententdecker und von der matitösen Kühle Fernstehender entfernt, einmal sachlich behandelt zu werden und dabei zu lernen.

Mit den Legenden geht es mir seltsam; ich glaubte die Freiheit der Stoffwahl damit zu behaupten gegenüber dem Terrorismus des äußerlich Zeitgemäßen, innerlich aber eine deutliche, gut protestantische Verspottung katholischer Mythologie zu begehen. — — — Mündlich muß ich diese unglücklichen sieben Geschichten auf alle mögliche Art kommentieren und erklären. Um so deutlicher werde ich in den nächsten Sachen für manche Leute sein.

[1]) Bezieht sich auf Vischers Bemerkungen über die Kunst der Rede „Der Krieg und die Künste" (1872), Vorwort S. V f.

Die tragikomische Geschichte mit dem alten Aufseß[1]), der in Straßburg mit einer Hundepfeife nach Wasser pfeift, während solches im Zimmer steht, damit eine patriotische Feier stört, zu welcher er extra gereist ist, von alten Patrioten für einen auspfeifenden Franzosen gehalten und geholzt wird, ist eine ganz Jean Paulsche Schnurre — o weh, der Raum geht aus. Machen Sie's fertig! Ihr

G. Keller.

158. An Ferd. Weibert, Göschensche Buchhandlung in Stuttgart[2]).

Zürich, 31. Mai 1872.

Hochgeehrter Herr! Es ist mir allerdings eine fremdliche und angenehme Überraschung, daß Sie eine zweite Auflage der „Legenden" nach so kurzer Zeit veranstalten wollen, und ich möchte es gerne als ein aufmunterndes Glückszeichen betrachten für eine anhaltende Wiederaufnahme und Abrundung meiner poetisch-litterarischen Existenz. Sollten Sie indessen durch Ihr rasches Vorgehen wirklich zu Schaden kommen, so läßt sich derselbe bei Gelegenheit nachträglich schon ausgleichen; denn bei dem etwas starken Honorar möchte ich das nicht haben.

Beifolgend belieben Sie den Empfangschein für die mir unterm 28. dies gefällig übersandten 200 Thaler mit meinem höflichen Danke entgegenzunehmen.

---

[1]) Keller konnte noch nicht wissen, daß der verdiente Altertumsforscher Freiherr von Aufseß (1801—1872) in Folge jener Mißhandlung starb.

[2]) Die zahlreichen Briefe Kellers an F. Weibert sind für den Gottfried Keller-Nachlaß erworben worden.

Ebenso danke ich bestens für die mir freundlichst zugesendeten Rezensionen. In der „Europa" habe ich eine solche nicht bemerkt. Das erste Maiheft der „Revue des deux mondes" hat die Übersetzung der ersten Legende „Eugenia" mit einer kurzen Besprechung gebracht; die Übersetzung schien mir ganz gut zu sein und besser als diejenige einer anderen, der letzten Legende, in der Lausanner „Bibliothèque universelle". Der etwelche Erfolg dürfte doch hauptsächlich in dem unversehenen Abspringen des Büchleins auf einen weltbekannten und doch so zur Seite liegenden Stoff liegen. Dabei muß ich aber dankbar der wohlthuenden Freundlichkeit gedenken, welche Sie von Anfang an dem kleinen Wesen zugewendet haben.

Was Sie von meinen Gedichten schreiben, bringt mich auf eine Angelegenheit, welche mich in der Zukunft noch mehrfach beschäftigen wird. Leider sind dieselben (vor sechsundzwanzig Jahren erschienen) ohne mein Wissen schon vor manchen Jahren[1]) in die Hand von Orell, Füßli & Comp übergegangen, nachdem der frühere Inhaber der C. F. Winterschen Handlung gestorben war. Hätte ich eine Ahnung gehabt, so hätte ich den Rest der Auflage für den geringen Preis, der dafür gezahlt worden sein wird, natürlich selbst an mich gezogen.

Ein Bändchen „Neuere Gedichte" kam in den fünfziger Jahren bei Vieweg heraus. Bei einer Gelegenheit, als ein bei demselben Herrn Verleger erschienener Roman von mir in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren speziell in Zürich zu 5 Franken (statt 26 Franken) verkauft wurde, hat ich

[1]) 1861.

Herrn Vieweg, es mir doch zu sagen, wenn er etwa die „Neueren Gedichte" auch antiquarisch zu verkaufen gedächte. Es wurde mir hierauf nichts eröffnet. Seit einem halben Jahr aber stehen diese Gedichte an einem Schaufenster einer Zürcher Sortimentshandlung zu stark ermäßigtem Preise ausgestellt.

Dieser Sachlage gegenüber existiert nun mein Wunsch und Projekt, in etwa zwei Jahren, nachdem die erforderliche Arbeit gethan sein wird, „Gesammelte Gedichte" herauszugeben, bestehend aus den purifizierten beiden, viel Unreifes enthaltenden Erstlingsbändchen und einem starken Zuwachs noch ungedruckter lyrischer Sachen. Die beiden früheren Bändchen werde ich in keinem Fall in der jetzigen Gestalt wieder abdrucken lassen. Die Frage wird nun sein, wie ich freie Hand bekommen kann für eine anständige und gereifte Gesamtausgabe der Gedichte. Am besten wird sein, die Sache im stillen abzuwarten, bis ich fertig bin; vielleicht haben bis dahin die Herren jene armen Jugendbändchen glücklich vertrödelt. Mit den Viewegischen ist es in diesem Falle dann überall aus. Mit Orell, Füßli & Comp. läßt sich vielleicht, wenn ich bestimmt erkläre, daß ich sein Bändchen, wie es ist, durchaus nicht mehr erneuern lasse, auch ein Abkommen treffen, obgleich diese Firma nicht ohne Absicht das Büchlein so hinter meinem Rücken acquiriert haben wird.

Für den Fall aber, daß ich wirklich mit 1 und 2 Bänden „Gesammelter Gedichte" frei werde absegeln können, denke ich mir jetzt schon gerne Ihren Verlag als einen besonders geeigneten und Glück verheißenden und habe in diesem Sinne diese vorläufige Meldung von meinen

lyrischen Schicksalen machen wollen, schon um Ihre Äußerungen nicht unerwidert zu lassen.

Auch zu anderem kommt schon Zeit und Rat, wie denn ein erzählender Band, der noch keinerlei Herren hat, auch in der Entwicklung liegt.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster

G. Keller

Revisionsbogen der zweiten Auflage sind mir allerdings erwünscht; denn schon habe ich in der ersten Auflage ein Dutzend Stilkorrekturen angemerkt und zwar keine überflüssigen.

154. An Emil Kuh in Wien.

Zürich, 28. Juli 1872

Verehrtester Herr! Das heiße und doch beschäftigte Sommerleben hat mich lange in meiner Briefschuld stecken lassen. Doch jetzt danke ich Ihnen endlich herzlich für Ihre neuen Gaben, für die Besprechung der Legenden und das Grillparzer- und Stifterbuch¹). Über letzteres hoffe ich früher oder später besser mit Ihnen sprechen zu können als zu schreiben. Für jetzt danke ich Ihnen bloß für die wahrhaft gedankenreiche und aus dem Stoffe herausblühende Diktion.

Wenn Sie auch Grillparzer fast etwas zu drücken, Stifter dagegen etwas über sich hinauszuheben scheinen (keine Schranke lag wohl in dem Stück Philister, das in ihm war, vide auch sein Portrait), so ist doch alles, was

¹) In der „N. Fr. Presse" vom 6. Juli 1872, Morgenbl. — „Zwei Dichter Oestreichs: Fr. Grillparzer — Ad. Stifter." (Pest 1872)

Sie sagen, anregend und lehrreich, eine liebenswürdige Art von Kritik, die auch unabhängig von ihrem Gegenstand allgemein und wahr bleibt.

Daß Grillparzers Gedichte salopp herausgegeben wurden, ist ersichtlich und zu bedauern; doch ist es ein wichtiger Band und würde während der letzten vierzig Jahre manchen Mann berühmt gemacht haben, der ihn gemacht und publiziert hätte. Es sind doch in Ton und Stimmung vollendete Sachen darin und zwar nicht wenige, und Wertloses sozusagen nichts, dagegen Ungerechtes und Eigensinniges ist zu finden; aber wer hat nicht seine Idiosynkrasieen?

Daß Sie meine Gedichte nicht lieben, ist ganz in der Ordnung, ich thue es auch nicht[1]). Dennoch muß ich diese ungeratenen Jugendkinder noch spät zu striegeln und harmonischer anzukleiden suchen, da sie einmal da sind. Mit einem besonnen durchgearbeiteten und sachlich vermehrten Gesamtbande hoffe ich jene unfertigen Zufrühbändchen verschwinden zu machen.

Ich stehe Ihnen gerne zu Diensten mit biographischen Notizen. Doch bin ich in Verlegenheit, zwischen der knappen Form, wie man sie dem Pierer ꝛc. liefert, und der reichlicheren Mitteilung die richtige Mitte zu treffen, wobei ich offen gestehe, daß ich nicht gerne ein wörtlich zu brauchendes Aktenstück geben möchte. Diese Art, zu Studien über mich selbst mitzuwirken, scheint mir noch nicht am Platze zu sein und wird es vielleicht nie sein.

———

[1]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 8 Juni 1872. „Ein nächstes Mal will ich von Ihren Gedichten schwatzen, die ich in ihrer Gesamtheit nicht liebe“. [!]

Was nun ein persönliches Zusammentreffen angeht, so würde mir ein solches gewiß Freuden machen. Ich überlasse die Art und Weise ganz Ihnen. Kommen Sie an und für sich gern einmal nach Zürich, so kann ich Ihnen da auch manchen hübschen Spaziergang vorschlagen; man ist überall gleich an einer schönen Stelle. Auch kann ich mir wohl denken, für einige Tage nach dem Tirol zu kommen, da ich in der That irgend wohin zu gehen beabsichtige und noch keine Wahl getroffen habe. Entscheiden Sie also! Vielleicht läßt sich beides vereinigen, indem ich Sie von Zürich fortbegleiten würde.

Hier ist auch die gewünschte Photographie mit der leidigen Brille; ich habe keine geschmackvollere resp natürlichere zur Hand. Ich bin kein Löwe[1]), sondern ein kleiner dicker Kerl, der abends 9 Uhr ins Wirtshaus und um Mitternacht zu Bette geht als alter Junggeselle.

Ihrer eigenen Photographie hoffe ich bei Gelegenheit auch habhaft zu werden.

Behalten Sie in freundlichem Andenken Ihren ergebenen

Gottfr Keller

[1]) Emil Kuh wünschte eine Zusammenkunft mit G. Keller im Tirol oder in Zürich und fügte bei „Ein einsamer Mensch bin ich allerdings, aber vor den Löwen habe ich keine Scheu". Nach Empfang der Kellerschen Photographie schrieb er am 8 August 1872 aus Josefsberg bei Meran „Ihr Antlitz spricht sich allmählich in meine Vorstellung von Ihnen hinein Hebbel sagte einmal zu mir, als ich noch ein junger Mensch war ‚Merken Sie sich, wer etwas ist, sieht niemals wie ein Schneider aus' Meine Frau schien von dem Anblick Ihrer Züge beinahe so unheimlich berührt, wie von Ihrem ‚Grünen Heinrich', wie Sie denn überhaupt der einzige Dichter sind, den meine Frau fürchtet, indem sie zugleich mächtig von ihm ergriffen wird".

155. An Marie Exner in Zürich[1]).

Zürich, 16 September 1872

Verehrtestes Fräulein! Besprochener Maßen schicke ich Ihnen hier die Bachstudie[2]). Bei dem Grün über den Steinen war mir die Geduld mit dem bewußten Pfannkuchen[3]) ausgegangen, und ich machte es daher zu Hause fertig, was Sie sogleich erkennen werden. Dann lege ich noch die Photographie der ersten Skizze eines Bildes bei, das ich zu jener Zeit gemacht[4]). Vielleicht kann Ihr Herr Bruder[5]) als anthropologischer Forscher von dem tollen Ding Gebrauch machen, etwa bei Demonstrationen.

Das Porträt endlich erklärt sich selbst.

Ich kann nun erst Donnerstag fort[6]), da noch eine Kommissionssitzung für Mittwoch angesagt wird, der ich notwendig beiwohnen muß. Alles Buße für jene Jugendwerke, von denen ich Ihnen ein paar Muster sende. Ich habe es S. gemeldet und ihn gebeten, um so länger in München zu bleiben.

---

[1]) Freundliche Mitteilung dieser Briefe verdanke ich der Güte von Frau Professor Marie von Frisch geb. Exner in Wien.

[2]) Alte Aquarellstudie von 1837: „Am Wolfbach", reproduziert bei H. E. von Berlepsch, Gottfried Keller als Maler. S. 36 (1895).

[3]) Bezieht sich auf eine ähnliche Situation wie die oben Band 1, 206 geschilderte, da der junge Gottfried Keller morgens mit dem Malzeug beladen, einen Pfannkuchen in der Tasche, auf Studien auszog und der Fleiß ihm dann gewöhnlich zugleich mit dem Pfannkuchen ausging, wie er später einmal erzählte.

[4]) Die bekannte Ossianische Landschaft, in Brun's Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1894 reproduziert.

[5]) Sigmund E.

[6]) Nach München.

Hoffentlich haben Sie nicht zu schlecht geschlafen in Ihrem verräucherten Heiligtum und sind daher geneigt, meinen nochmaligen Dank für alle erwiesene Freundlichkeit entgegenzunehmen oder zu genehmigen oder wie man sagt

Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

156. An Marie Exner in Zürich.

Zürich, 18. September 1872.

Verehrtes Fräulein[1] Zu meiner Verwunderung komme ich wirklich morgens um 10 Uhr fort und muß Ihnen mitteilst der Beilage noch die Grüße des Herrn D. ausrichten, den ich jämmerlich angeführt habe. Dafür werde ich meinerseits beim einige Tage allein in München sitzen. Den Opernzucker und die Briefe werde ich treulich besorgen und den Roscoe auch mitnehmen und lesen[1]. So sehr ich aber der Genesung Ihrer Frau Tante[2]) die eiligsten Fortschritte wünsche, so fürchte ich doch, daß ich Ihnen besagten Roscoe in zehn Tagen noch hier werde zustellen können. Wollten Sie mich nicht mehr sehen, so können Sie mir aus dem Fenster mit dem Malstock die Gartenbank bezeichnen, wo ich ihn hinlegen soll. Der baierische Hiesel, der ich dann geworden sein werde, wird demütigst gehorchen. Zu danken haben Sie mir gar nichts als die unterschiedlichen Schauspiele, die ich vor Ihrer muntern Majestät aufzuführen die

---

[1]) Wilhelm Roscoes Lorenzo der Prächtige

[2]) Frau Schrebank geb. Exner

Ehre hatte. Nun schreib' ich aber zehn Tage keinen Strich mehr!

Leben Sie eben so wohl, wie Sie mir wünschen; bloß lang und lustig geht nicht zusammen.

Ihr ergebener
G. Keller.

157. An Ludmilla Assing in Florenz.

Zürich, den 24. Oktober 1872.

Verehrtes Fräulein! Ich wollte heute Abend, wie ich jetzt oft thue, schriftstellern, komme aber nicht recht in Zug; und da fällt mir plötzlich ein, das dürfte der Augenblick sein, mich aus der mehrjährigen Korrespondenzpause, die ich mir Ihnen gegenüber habe zu Schulden kommen lassen, herauszuarbeiten.

Und welche Dinge haben sich seither zugetragen! Jetzt würde ich 20 Franken Lesegeld bezahlen für den Band, wenn ich Varnhagensche Tagebücher über diese Zeit lesen könnte. Diese Bemerkung haben Sie übrigens gewiß schon häufig hören müssen seit 1866; sie drängt sich zu sehr auf. Schon von Freiligrath habe ich vorigen Sommer gehört, daß Sie den Pücklerschen Nachlaß herausgeben[1]), neulich habe ich nun in der „Frankfurter Zeitung" einige Briefproben gesehen: etwas verfängliches und coquettes Zeug, das mir nicht ganz gefallen will. Ärgerlicher Weise fehlen auch hier, wie in allen solchen Briefwechseln, die Briefe der Dame; ich weiß nicht, woher das kommt, aber es ist fast immer so und ist

[1]) Ludmilla Assing, Fürst Hermann v. Pückler-Muskau (1873)

ein Mißbrauch, daß die eine Hälfte solcher Korrespondenz immer auf die Seite gebracht wird. Man fährt immer im Nebel herum, da man nicht weiß, was die andere Partei wert ist. Bei Bettina freilich kann man sich's denken. Welch eine Reihe von Zusendungen habe ich Ihnen seit zwei oder drei Jahren zu danken gehabt! Ich glaube, ich habe Ihnen nicht einmal für den Custine geschrieben¹). Dann sind einige Bände höchst interessanten Spezialitäten über Heine, Brentano ꝛc. ꝛc., die sehr wertvoll sind.

Es hat mich sehr amüsiert, daß Sie in dem kleinen Legendenbüchlein wieder Kraftausdrücke gefunden haben. Sie armes harmloses Täubchen und Lämmlein!

Hier läuft seit einigen Wochen Herr Dr. Julius Frese herum, ohne einen zu grüßen. Man sagte, er lebe im Solde des Königs von Hannover. Der alte Stein nimmt ab; er hat von Zeit zu Zeit kleine Umpurzelungsanfälle, vertreibt das Gedächtnis, ist aber nichtsdestoweniger ein furchtbarer deutscher Reichsfeind. Isoliert mit zwei oder drei anderen unter den hiesigen Deutschen. Frau Wesendonck ist mit ihrem Mann und Kindern von hier fortgezogen und hat alles verkauft wegen der manifestierten Franzosenfreundlichkeit einiger hiesiger Volksschichten. Dann suchte sie größere und würdigere Kreise für ihre dichterischen Funktionen. — — —

Und wie geht es Ihnen immer in Ihrem schönen Florenz? Man sagt, Sie geben Gesellschaften von über hundert Eingeladenen; muß man einen Frack anziehen, wenn

¹) A. de Custine, lettres à Varnhagen d'Ense et Rahel (1870)

ich etwa unversehens einmal hinkäme[1])? Schreiben Sie gegenwärtig nicht Eigenes? Da frage ich darauf los, als ob ich ein Recht auf Antwort hätte, ich Esel! Nun, schon die Frage ist eine Lebensäußerung, eine Thathandlung! Tragen Sie noch immer eine so schöne rote Feder am Hut, wie einst in Zürich? Haben Sie Ihr Amethystenhalsband noch? Wie stehen Sie zu Garibaldi und zum Papst[2])? Im Ernst gesprochen, habe ich bei Mazzinis Tod an Sie gedacht[3]), Sie hatten so schöne Photographieen von ihm; er hatte einen klassischen Geschmack im Photographie-Stehen und -Sitzen!

Haben Sie von dem Schriftsteller Paul Lindau in Berlin Notiz genommen, der seit ein paar Jahren ein geistreich kritisches Wesen treibt und eine gesunde Bewegung verursacht hat, aber nicht lange vorzuhalten scheint — — Allein es war die bedeutendste Erscheinung dieser Art seit Dezennien. Auerbach hat sich anläßlich des Krieges mit zu täppisch chauvinistischen Elaboraten furchtbar blamiert, was Sie übrigens schon wissen werden.

[1]) Ludmilla an G. Keller, 31. Oktober 1872. — — „So wie Sie ist in der That sonst niemand. — — Bei mir kann jeder tragen, was er Lust hat, Frack oder nicht . . . und ist auf jede Art gleich willkommen. Für mich wäre es ein besonderes Vergnügen, wenn Ihr beobachtendes Auge über die bunten Elemente meiner Geselligkeit streifte, die ich meine Florentiner Mosaik nenne.“

[2]) Ludmilla an G. Keller, 31. Oktober 1872. „Mit dem ersten nicht gut, dessen kopflose französische Expedition mich sehr betrübt hat; mit dem anderen so schlecht, als er es wahrlich verdient.“

[3]) Ludmilla an G. Keller, 20. April 1872. „Bei dem Tode meines geehrten Freundes Mazzini werden Sie an mich gedacht haben. Ich sah in Pisa seine edlen Züge noch einmal, die sich im Tode nicht verändert hatten.“

Neulich war ich zehn Tage in München[1]), zum ersten Mal in Deutschland seit 1855! Ich habe den liebenswürdigen und guten Paul Heyse gesehen, den sie jetzt auch anfangen zu malträtieren, weil er ein bißchen zu viel schreibt. Er wollte mich eines Abends in ein Gasthaus verlocken, wo er ein paar Schriftstellerinnen, durchreisende, worunter Claire von Glümer, bewirtete. Ich ließ mich aber nicht fangen, um nicht etwa Stoff zu einem Feuilletonbestandteil zu geben, falls ich mich etwa nicht courmäßig benähme. Nachher hatte Heyse Kopfweh, ich zwar auch, da ich in der Zeit mit einigen Malern zusammen gewesen war.

Sie werden hoffentlich diesen Brief für nichts anderes nehmen, als was er sein soll, ein Stündchen Geplauder, damit Sie sehen, daß ich mich freundschaftlich nicht geniere und nicht anstrenge, klug zu thun!

Mit vielen Grüßen Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

158. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 16 Dezember 1872.

Höflichen und herzlichen Dank für die zwei Bilder, die mir Herr D. gestern Abend gab. Bis zu diesem Augenblick, d. h. seit Monaten, hatte ich in Zucht und Ehren gelebt. Gestern tranken wir zwei nun folgendes.

[1]) Ludmilla an Keller, 31. Oktober 1872. „Gewiß schwebte dort der Geist der silbernen Agnes wie ein Stern über Ihrem Haupte. Diese arme silberne Agnes, deren Schöpfer Sie sind und die ich so lieb habe!“

8 Glas Bier
2 Schoppen Wein
2 Fläschchen Wein
2 Gläser Grog
2 Wiener Schnitzel (D.)
1 Blumenkohl (beide)
1 Hasenbraten (ich)
2 Brot (beide)
1 Kartoffelsalat (ich)
1 Käs (D.)
1 Butter (id.)
1 Brot (id.)

macht 24 Einheiten, die wir zusammen verschlangen. Als D. meinen schönen Hasenbraten sah, wollte er welchen haben; es war aber keiner mehr da, und ich bot ihm den meinigen an gegen Abtretung der Wiener Schnitzel. Da wurde er mißtrauisch und behielt sie. Heut hab' ich etwas Katzenjammer; als ich um 9 Uhr aufstand und die Photographieen besah, machte ich ein zwinkerndes Gesicht wie eine alte Eule, die an einem hellen Morgen aufs Meer hinaus schaut. Ich grübelte einen Augenblick, was wohl für ein Herrgöttle in der kleinen Monstranz stecke, die Sie am Halse tragen. Wahrscheinlich die kaiserliche Familie, dachte ich und war froh über diesen Ausweg, da das Kopfweh mir das Denken schwer machte.

Wenn Sie Herrn Semper sehen, so bitte ich ihn zu grüßen. Das gute arme Mädchen L. in der „Vollerei" schreibe ihm eine Schachtel mit Handschuhen zu, die sie anonym durch die Post erhalten habe, und möchte ihm gern dafür danken. Es sei immer noch ein braves liebenswürdiges

Kind, das des Nachts wegen des wiedergekehrten Hustens nicht mehr schlafen könne und sich doch den ganzen Tag durch plage und dabei blaß und mager geworden sei. Ich schenke ihr zuweilen auch was, da sie keine Eltern mehr hat, allein in der Fremde sein muß und kaum alt wird. Neulich kaufte ich ihr ein Ringlein, das sie mit einem von Semper geschenkten am kleinen Finger trägt, so daß sie beide Narren schön vereinigt mit sich führt. Sagen Sie das aber Semper nur, wenn er guter Laune ist, sonst wird er wütend!

D. ließ ich gestern nachts beim Heimgehen immer drei Schritte voraus marschieren, damit er mir nichts Böses nachsagen könne bezüglich meines Wandels; thut er es nun dennoch, so glauben Sie es nicht!

Nun wünsche ich Ihnen und Ihren Herrn Brüdern, die ich grüße, dankbarlichst ein glückliches und frohes Weihnachts- und Neujahrswesen und verbleibe Ihr ergebener

G. Keller.

159. An Emil Kuh in Meran.

Verehrtester Herr! Es ist nun der Winter gekommen, ehe wir unsere sommerliche Unterhaltung wieder aufgenommen haben. Hoffentlich sind Sie von Ihrem damaligen Halsübel längst hergestellt und können Sie mit ungeschwächten Kräften Ihren rhetorischen Tugenden wieder obliegen.

Da Sie mich nicht haben empfangen können, bin ich im September zehn Tage nach München gegangen, zum ersten Male seit der Grünheinrichszeit, und habe mich dort gut umgetrieben.

Das bringt mich auf das gewünschte Curriculum vitae,

das Sie vielleicht halb und halb immer noch erwarten[1]). Da muß ich Ihnen nun gestehen, daß ich fast keinerlei Anlauf dazu finde. Ich habe eben angefangen, wieder etwas zu thun und zwar den weitaus besseren Teil meiner geringen Dinge abzuspinnen; so erscheint es mir denn als unleidlich, gerade jetzt, in diesem Übergangsstadium, mich selber zu besprechen und besprochen zu sehen, obgleich ich am besten durch eine Aufzeichnung die halbwegs Schinderhannesartige Vorstellung, die von mir bei Ihnen zu spuken scheint, hätte verscheuchen können.

Gewiß aber sehen Sie mit nur gern noch eine Weile dem treibenden Schifflein zu, ehe Sie es entern.

Ich habe seither die Grillparzerschen Werke durchgelesen und zu meinem Verdrusse Ihren Band, den ich ausgeliehen, noch nicht wiederbekommen, um ihn nun noch einmal mit mehr Materialkenntnis zu studieren. Ich wundere mich über die säuerliche miserable Art, wie manche Norddeutsche von Überschätzung Grillparzers sprechen. Es ist doch fast jedes Stück eine Entdeckung von Schönheitsfundgruben, es reicht keiner der letzten vierzig Jahre hinan. Und in den Prosaaufzeichnungen (Biographisches &c.) ist er von klassischer Angemessenheit, Redlichkeit und Verständigkeit, der wahre Kontrast zu der Süßigkeit und Tiefe der Dichtungen.

Auch wundere ich mich über manche Bemerkungen Laubes zu den Dramen, welche einen allzu weltläufig flachen

[1]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 8. August 1872: „Ich halte Sie beim Wort: daß Sie mir biographische Skizzen geben wollen. Ich bitte Sie aber, gönnen Sie ihnen dann einen reichlicheren Zufluß, fassen Sie sie nicht für Pierer-Zwecke an!“

Standpunkt kund thun, punkto Gedankengang; während einige Bühnenkühnheiten Grillparzers, die eigentlich fast ebensosehr Frechheiten sind, wiederum bestaunt werden.

Bis Ende Januar oder Februar werde ich endlich mit dem zweiten Bande der „Leute von Seldwyla“ fertig sein. Der Verleger will damit zugleich eine zweite Auflage des ersten Bandes ausgeben, die nötig geworden ist.

Vielleicht seh' ich Sie doch während dieses Sommers in Wien, da ich noch anderweitige Anregung habe, einen Besuch dieser Stadt zu machen.

Ich bringe Ihnen und Ihrer verehrten Familie die besten Glückwünsche für das neue Jahr zu und verbleibe mit geziemender Gesinnung und Hochachtung Ihr ergebener

Zürich, 29. Dezember 1872.

G. Keller.

160. An Adolf Exner in Wien[1]).

Zürich, 6. Januar 1873.

Hochgeehrtes Exnerlum! Das Freßsäcklein hat unter bitterem Thränenvergießen über die arge Verkennung seines transzendentalen Wesens das Freßkörblein ausgefressen, umgekehrt und ausgeklopft und auch die kleinen Giftphiolchen ausgeschleckt, die Finger abgeleckt und aufs neue weinend betrachtet, als sie endlich leer waren.

Nun habe ich endlich die moralische Kraft zur Ausübung der Dankespflicht gesammelt und komme sie zu erfüllen; ich hätte das gute zierliche Körbchen mit Züri-Leckerli

[1]) Seine Gottfried Keller-Briefe teilte mir der unvergeßliche Adolf Exner unmittelbar nach Kellers Tode mit.

zurückſenden könnten, wenn ich einen ſo ſtattlichen Studenten-Träger gehabt hätte, wie eine verehrliche Exnerſchaft. So aber muß ich mich mit Worten begnügen und thue dieſes ſo herzlich dankend als ich kann für das freundliche Gedenken. Wie ich ſo herumkrame, finde ich einige vergilbte Blätter von der Hand Uhlands, die derſelbe als Student 1808 in Tübingen geſchrieben. Ich habe dieſe Autographen von dem in Zürich verſtorbenen Profeſſor Breslau[1]) bekommen, deſſen Vater, der ſelige königliche Leibarzt Breslau in München, mit Uhland ſtudiert und die Blätter aufbewahrt hatte. Ich habe ſeit den zehn Jahren, da ich ſie beſitze, noch nicht einmal nachgeſehen, ob ſie alle gedruckt ſind. Vielleicht habt Ihr ein Mäppchen mit derlei Schnurrpfeifereien und ſteckt alsdann das ſehr beſcheidene Gegengrüßchen dort hinein. Bei mir würden ſie doch einmal verunglücken.

Mit Freund D., der grüßen läßt, habe ich am Bertholdstag (2. Januar) bei der antiquariſchen Geſellſchaft Mittag gegeſſen und nachher ſind wir ohne allen Grund noch bis Mitternacht herumgeſtiegen. Es nimmt mich nur wunder, daß er ſich nicht ſchämt!

Frau Heim war vier Wochen krank, und bekam ich geſtern Kaffee von ihr. — Ich bin jetzt an der letzten Erzählung, für welche ich einen tangebenden Titel ausgeheckt, nämlich „Das verlorne Lachen"! Zwei hübſchen jungen Leuten, die ſich kriegen, vergeht wörtlich das Lachen, das ſie mit einiger Mühſal gegen das Ende hin wieder finden und beſſer werden. Wenn Ihr an Eurer Ausſtellung einen

[1]) Bernhard Breslau (1829—1866), ſeit 1858 Direktor der Frauenklinik in Zürich

Tugendpreis hättet, so würde ich mit dieser Geschichte konkurrieren; denn sie wird sehr moralisch.

Nun adieu! Einer hochpreislichen Exnerschaft dankbarst ergebener Freund und Diener

G. Keller.

161. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 31. Januar 1873.

Verehrter Herr Professor! Ich habe nun Ihre „Kritik des Pfandbegriffes" durchgelesen und komme, Ihnen meinen pflichtschuldigen und eifrigen Dank abzustatten für die freundliche Zusendung. Aufs neue hab' ich die Weisheit Gottes bewundert, der alles so schön und mannigfaltig geschaffen und die verschiedensten Dinge in die Welt gesetzt hat, an denen sich die guten Gaben der Menschen, Scharfsinn, Fleiß, logisches Ingenium u. s. w. erproben können. Über die wissenschaftliche Seite Ihres Werkes will ich mich an anderer Stelle aussprechen, in einer gelehrten Abhandlung oder Rezension. Dazu bin ich folgendermaßen gekommen:

Als ich mich eines Abends nicht von dem Buche trennen konnte, nahm ich es mit ins Wirtshaus und las dort fort mit solcher Begeisterung, daß ich unversehens eine ungeheure Zeche und zu wenig Geld hatte, da verpfändete ich dem Wirt Ihren „Pfandbegriff" und das Honorar eines Aufsatzes, den ich darüber zu schreiben versprach. Weil er aber zu der Größe dieses Honorars kein rechtes Vertrauen besaß, der Barbar, so mußte ich eventuell noch den Ertrag der ersten, dritten, fünften u. s. w. Auflage des zu veranstaltenden Separatabdruckes verschreiben, während die zweite, vierte,

sechste u. s. f. Auflage mir, resp. meinen Erben zu gut kommen sollen, zu billiger Alimentation.

Punkto Alimentation[1]): Es war nicht so gefährlich mit dem Freßkorbchen, und Ihr habt meiner Prahlhanserei zu leicht geglaubt; auch hatte ich D. in guter Vorahnung schon vorher eingeladen, mir zu helfen, und er ist dann auch gekommen, hat aber nicht der Mühe wert verzehrt. Jene Krebsbüchse ist jetzt noch nicht aufgegessen, so viel steckt darin. Ihre beinah geschenkte singende Flasche, Fräulein Marie, hat mich sehr gefreut. Das ist eine allerliebste Art zu schenken und unterhält die Freundschaft. Ich will's auch gleich erwidern, und ich schenk' Ihnen in gleicher Weise. a) Ein paar hundertjährige Ohrringe meiner Großmutter, die ich auf meinem Schreibtisch liegen habe und mit denen ich beim Novellenschreiben spiele, damit die Finger gelenk werden nach dem Aktenschreiben; sehr zierlich. b) 1 Quent von meiner zu erwartenden ewigen Seligkeit, das um so größer sein wird, je mehr Seelenmessen Sie für mich lesen lassen. c) 30 Photographieen der Rottmannschen Landschaften in den Arkaden zu München, die ich neulich gekauft; kosten 120 Franks. d) Eine große Rembrandtsche Radierung, der Tod Marias, gilt auf Auktionen über 100 Gulden, habe vor dreißig Jahren geschenkt bekommen. e) Ein Exemplar des Trauerspieles „Savonarola" von Gottfried Keller, auf

[1]) Marie Exner an G. Keller, 10. Januar 1873: „Sie sind ja ein wahres Freßungetümchen. Das Freßkörblein war auf Sie samt Ihren Freund D. gemünzt, und Sie haben es allein ausgeschleckt? . . . Ein Schnapsfläschchen steht vor mir, kann allerlei Stückchen, hat einen Stöpsel, der zugleich Trinkglas ist, singt wie eine Nachtigall, aber ich traue mich nicht und behalte das Wundertier".

Pergament gedruckt, aus feiner, des Verfassers, eigener Haut. Das können Sie natürlich erst nach meinem Tode bekommen.

Doch will ich für heute innehalten, damit mir ein anderes Mal noch was zu schenken bleibt.

Herr D. hat neulich einen hübschen Vortrag auf dem Rathause gehalten; er machte so guten Eindruck, daß ihn Frau H. noch im Saale gleich umarmte und ihm das Manuskript raubte, das er unter dem Arme trug. Er lebt jetzt sehr vorsichtig, fleißig und zurückgezogen. — — Soeben schellt er aber und kommt, um mich wieder einmal zu verführen.

Den 1. Februar.

Ist geschehen. Heute will ich diese inhaltreiche Epistel absenden. Sobald ich Aushängebogen oder so was habe, will ich sie der hochlöblichen Ernerei schicken; ich weiß nicht, warum der Verleger nicht anfängt, da er das Manuskript schon lange hat.

Mit besten Grüßen der ergebenste

G. Keller.

162. An Ferdinand Weibert, Goeschensche Buchhandlung in Stuttgart.

Zürich, 5. März 1873.

Hochgeehrter Herr! Ich danke Ihnen für die freundlichen Zeilen, welche Sie unterm 24. Februar mir haben zukommen lassen. Das Unglück bei Freiligrath ist laut erhaltener Anzeige seither leider eingetroffen und der blühende Sohn tot und hin[1])! Ich war letzten Sommer, als die

[1]) F. Weibert meldete G. Keller am 24. Februar 1873 die schwere

Eltern einen Tag hier waren, Zeuge, mit welcher Zärtlichkeit und Sorge sie an den Gesunden dachten und nach Hause drängten, um ihn abends, wenn er aus dem Dienste käme, nicht ohne Pflege zu lassen. Und jetzt!

Daß Herr Professor Mörike meine kleinen Sachen nicht verachtet, freut mich über alle Maßen; möchte es mir gelingen, seine freundliche Meinung noch zu rechtfertigen, so gut als möglich. Herrn Professor Scherer habe ich dieser Tage zu schreiben Anlaß¹).

Was die Verlagsangelegenheiten betrifft, so haben Sie gerade in diesem Augenblick Gelegenheit zu einem Wagnis, wenn Sie wirklich Lust haben. Ich bin nämlich mit den „Leuten von Seldwyla" von Herrn Vieweg abgelöst. Als der Druck des zweiten Bandes beginnen sollte, eröffnete mir Herr Vieweg, daß der erste Band vergriffen sei, und er eine neue Auflage derselben in der Weise übernehmen würde, daß beide Bände zusammen als neue Ausgabe in zwei Bänden erscheinen würden und zwar in der Art, daß die alten und die neuen Erzählungen (je fünf) neu zusammengestellt resp. verteilt würden.

Ich war schon vergnügt über diese Wendung; als aber

Erkrankung von Freiligraths jüngstem Sohn Otto, der am 1. März starb.

¹) F. Weibert an G. Keller, 7. Juni 1872: — — „Die Legenden sind eben auch meisterhaft behandelt, darin stimmen alle Urteile überein, die ich gehört. Eduard Mörike, dessen Kritik ich aus langjährigem Verkehr am höchsten stelle, sagte: ‚einen größeren Genuß als diese Lektüre hätte er seit lange nicht gehabt und eine vollendetere Darstellung wüßte er an keinem neueren Buche zu rühmen'." Und am 24. Februar hatte Weibert geschrieben, daß auch Kellers übrige Stuttgarter Verehrer — wie Prof. Georg Scherer, Otto Müller und Wilhelm Vollmer — den neuen Werken mit Spannung entgegensehen.

die diesem Projekt entsprechende neue Kontraktstipulation kam, enthielt dieselbe zwei Bestimmungen, welche mir nicht konvenieren konnten. Während nämlich die Verträge über den ersten und zweiten Band eine Auflage von 1000 festgesetzt hatten, sollte es in dem neuen Vertrag auffälliger Weise heißen: „die Größe der Auflage bestimmen die Verleger". Und als zierliche Ergänzung dieses Satzes sollte das Honorar für eine allfällig notwendig werdende dritte und weitere Auflage nur noch die Hälfte des Honorars der zweiten Auflage betragen, aus welchem Grunde, war mir nicht ersichtlich.

Da ich bei vorgerückten Jahren und für den Fall einer lebhafteren litterarischen Thätigkeit solche veraltete Verlagsherren-Maximen nicht brauchen kann, so habe ich den Herren Vieweg und Sohn vorgeschlagen, das Verhältnis aufzulösen, worauf sie entgegenkommend eingingen. Nach ihrer diesfälligen Erklärung habe ich heute einen schon vor längerer Zeit erhaltenen Honorarbetrag mit Zinsen zurückbezahlt und bin dafür in den Besitz der freien Verfügung über den ersten und zweiten Band gelangt. Das Manuskript für den letzteren werde ich sofort zurückerhalten. Wie Sie aus beiliegendem Exemplar ersehen, ist der erste Band 32 Bogen stark, und der zweite wird die gleiche Stärke haben.

Ich bin also nun in die Lage versetzt, einen neuen Herrn Verleger suchen zu müssen, und biete Ihnen das Geschäft hiermit in erster Linie an. Mit Bezug auf den ersten Band ist dasselbe nicht ganz unbedenklich, da es lange gebraucht hat, bis die erste Auflage verkauft war. Dagegen habe ich manche Anzeichen dafür, daß ich erst anfange, ein größeres Publikum zu kriegen. Die „Legenden" haben offenbar den Verkauf der „Leute von Seldwyla" beschleunigt,

und der zweite Band dürfte auch den ersten wieder flott machen.

Sollten Sie die Sache probieren wollen, so wären meine Bedingungen: Honorar 2000 Francs per Band, also für das ganze 4000 Francs bei 1200 Auflage, das übrige wie bei den „Sieben Legenden".

Ist es Ihnen bequemer, so kann die Honorarsumme auch in ungefähr gleichem Betrage in deutscher Währung festgesetzt werden.

Genieren Sie sich nur nicht im mindesten, verehrter Herr, wenn Ihnen die Sache doch nicht gelegen kommt oder gefällt, und sagen Sie nur fröhlich Ihren Entschluß, laute er ja oder nein[1])!

Sollten Sie den Versuch eines billigeren Preises bei größerer Auflage machen wollen, so wäre ich zu einem solchen Zwecke auch zur Festsetzung einer größeren Auflage erbötig, wenn dergleichen überhaupt praktisch ist. Meine Bekannten klagen immer über die teuren Preise, während sie freilich unbedenklich das gleiche jeden Augenblick für ein Konzert oder eine Flasche Wein verwenden. Ihr ergebener

G. Keller

163. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 18. März [1873]

Lieber Freund! Wenn Sie noch nicht ausgeschlüpft sind, so muß ich Sie noch mit einer Lumperei plagen. Ich habe mich nämlich von meinem alten Verleger in Braunschweig los-

[1]) F. Weibert an G. Keller, 6. März 1873: „Ich greife mit beiden Händen nach dem mich so hoch ehrenden Antrag . . . . Ihre Bedingungen acceptiere ich ohne weiteres".

gemacht. — — Ich bin nun mit beiden Bänden zu meinem Legendenfuhrmann nach Stuttgart übergesiedelt, der leider das neue Buch in vier Bändchen erst im September ausgeben will. Als mir aber die Viewegs die Manuskripte des zweiten Bandes zurückschaudten, fehlte gerade „Der Schmied seines Glückes“, von dem Sie die erste Niederschreibung mitnahmen. Auf geschehene Reklamation hieß es: einer der Viewegs habe es in Verwahrung, man weiß nicht wo, da er in Italien sei; man habe ihm sogleich geschrieben. Sie sehen also, daß Sie das Manuskript noch nicht verbrennen dürfen, wenn es nicht schon geschehen ist, sondern mir es bereit halten müssen, für den Fall, daß ich das andere nicht in einigen Wochen bekomme. Wenn es Ihnen als Erinnerung an das Frau B.'sche Symposion in Unterstraß teuer sein sollte, so will ich es Ihnen nachher wieder schicken, da ich es doch abschreiben lassen muß.

Es ist schändlich, daß Sie den poetischen Wert meiner schönen Geburtstagsdepesche nicht schon jetzt konstatieren, sondern sich hinter die Zukunft flüchten wollen[1]. Da soll sich einer anstrengen!

[1]) Zu Adolf Exners Geburtstag, 5 Februar 1873, sandte Keller folgendes Telegramm:

„An jedem Tag im Jahr
Ist zwar der Welt ein Held geboren,
Doch hat den fünften Februar
Sie extra noch erkoren
Und spielt den Adolf Exner aus
Darob nun Hauptrandal im Haus.
Und selbst in ferner Schweizerstadt
Zupft einer noch vergnügt am Draht.“

A. Exner an Keller 12 Febr 1873: „Über den poetischen Wert Ihres Gratulationspoems wird die Zukunft richten“.

Ich habe jetzt die Sehnsucht, einmal etwas Ernsthaftes und Rührendes zu machen, aber es ist schwierig, aus den Possen herauszukommen, da einen die Welt immer wieder lächert.

Für die neuen „Seldwyler“ bekomme ich 4000 Fränklein, die ich im Geiste schon heruntrage wie der Hund den gestohlenen Knochen. Wahrscheinlich werde ich noch ein Geizhals. Ich studiere daher neuerdings Ihren „Pfandbegriff“, der ein Stolz meines Büchertischĕs ist.

Seien Sie also so gut, mir jenes Manuskript nochmals zu leihen!

Auch wünsche ich Ihnen glückliche und freudvolle Ferienwochen, empfehle mich in Ihrem Hause, soweit es mir bekannt, und bleibe im übrigen Ihr alter

G. Keller

164. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 22 Mai [1873].

Lieber Herr und Freund! Die Muße des Himmelfahrtstages benutzend, will ich Ihnen hiemit den „Schmied“ wieder einpacken, den Sie mir vertrauensselig noch einmal überlassen haben, wofür ich danke; es fehlte indessen wenig, daß ich ihn, nachdem ich ihn selbst abgeschrieben und ihm dabei allerlei Staub und Läusebälge ausgekämmt habe, nicht in den Papierkorb geworfen. Es existieren nun drei Fassungen dieses vortrefflichen Werkes, und wenn Sie oder Vieweg mit ihrem Köderlein nicht unversehens einmal die Pfeife anzünden, so werden sich die Humanisten des vierten Jahrtausends einst die Köpfe zerbläuen, nicht ahnend, daß ich mein eigener Interpolator war.

Da ich doch ein Päkelein machen muß, so lege ich ein Buch bei, welches Ihre löblichen Geschwisterssleutchen mir auf dem „Rinderknecht“ oktroyiert haben, und das bis jetzt in meiner Gefangenschaft geschmachtet hat. Leider hat der Deckel eine Blase gezogen, wie ich zu meinem Schrecken sehe; wahrscheinlich hat jemand ein Zugpflaster darauf gelegt, um dem Lorenzo auf dem Titelkupfer das Zahnweh zu vertreiben[1]). Ich bitte um Verzeihung für die Unordentlichkeit.

Um Sie mit meinen schlechten Versen, von denen ich immer noch nicht lassen kann, wieder ein bißchen zu argern, lege ich auch einen gereimten Hosenträger neuischer Fabrikation bei, der mir hier ein tiefes Stillschweigen nebst grimmigen und mißtrauischen Blicken von seiten der Jasser in den Kaffeehäusern eingetragen hat, wegen der 16. oder 17. Strophe des herrlichen Gesanges[2]).

Von Frau X. kann ich Sie nicht grüßen, da sie nicht hier ist, die Göttliche, von allen Teufeln geplagte. D sehe ich nur etwa alle acht Tage, weil er gerade am späteren Abend, wenn ich ausgehe, arbeitet. Er ist immer ein bißchen malcontent und unglücklich, weil er nicht genug Gypse anschaffen kann, sich im „Rinderknecht“ ärgert oder ärgern läßt, und tausend Sachen. Hat man ihn aber einmal beim Gläschen, so muß er doch wieder lachen. Keim[3]), der Gottesmann, zieht mit ungeheurem Pomp nach Gießen und jammert täglich im „Gambrinus“ über die Formlosigkeit, mit der man ihn ziehen lasse. Nur B war noch elegischer gestimmt über

[1]) S. o. S. 90.

[2]) „Nacht im Zeughaus“, 1873 in der „Illustrierten Schweiz“ S. 232 ff erschienen; vgl. Ges. Werke 9, 289.

[3]) Der Theologe Theodor Keim, 1815—1878.

die „Vormerknahme“ seiner Rücktrittserklärung. Keim weiß auch noch nicht, ob er den „Arnheimschen Geldschrank“, den er für seine Manuskripte und Hefte angeschafft, besser hier verkauft oder mitnimmt nach Gießen. Ich sagte gedankenlos, ich würde beides thun, worauf er mich schnöde ansah und wütend schwieg. — — — — Frau Heim sagte mir, daß Fräulein Marie den „Grünen Esel“ gelesen, zu meiner Beschämung. Hoffentlich hat sie den Weber Zettel in ihm seither erkannt und kraut dem Scheusal nicht mehr die Ohren. Ich bitte Sie, sie aber doch schönstens zu grüßen.

Nun seien Sie aber selber auch gegrüßt von mir und von der Amsel, die soeben im Gärtchen pfeift, das ganz gut riecht von Flieder, Goldlack ꝛc.

Aufs Jahr muß ich hier ausziehen, da der alte Kasten verkauft wird. Ihr

G. Keller.

165. An Frau Emilie Heim in Kryſt (zur mer)[1].

Zürich, 17. Augstmonat 1873.

Theuerste verehrlichste Freundinn! Gestern überraschte mich Ihr lieber Brief und heut schon beantwort' ich thu; vielleicht hätt' ich's noch nicht gethan, wenn ich nicht soeben auf dem „Baugarten“ Ihren lieben Mann und Ihre Frau Schwägerin, die reizende Müllerin, und dero Kindgen gesehen hätt', da wir denn alle von Ihnen gesprochen haben,

[1] Dieser Brief wurde zum ersten Mal gedruckt in der „Neuen Zürcher Zeitung“ Nr. 296 erstes Blatt vom 23 Okt 1890. Derselbe, scherzhaft um hundert Jahre zurückdatiert, ist — wie man sieht — in dem Freundschaftsstil und der Orthographie jener Zeit gehalten.

und alles sagte, ich möchte Ihnen doch gleich schreiben. Sie können sich's wohl vorstellen, wie alles mich interessierte, was Sie mir in Ihren Schilderungen von denen majestätischen Naturschauspiehlen am Meeresstrande und auch von denen liebenswürdigsten Menschen mittheilen, deren werte Gesellschaft zu genießen Sie das Vergnügen haben. Ich bitte Sie den Herrn Th . . . . ., diesen herrlichen Kunstmahler, doch recht sehr von mir wieder zu grüßen. O könnte ich doch auch einmal in der Mitte solcher fürtrefflichen Menschen verweilen! Daß die Madame von Marschall Sie nicht hat begleiten können, hatt' ich schon ehebevor vernohmen, war aber der Meinung gewesen, daß dafür etwa die Urrichtum oder eine andere von den jüngeren Damens mit Ihnen gegangen wär'. Pflegen Sie doch ja Ihre Gesundheit, von der Sie wissen, daß sie uns allen so theuer ist, und wär' es nur um der angenehmen Coffeestündgen willen!

Hier giebt es nicht viel Neues, wenigleich in der moralischen Welt allerlei feinere Ereignisse, wie es in der Natur der Dinge lieget, unmerklich vor sich gehen. So soll das Freundschaftsverhältniß inzwischen dem Herrn Professor X. und der Y. sich zerschlagen haben, und hatt' ich mir doch so viel Schönes von dieser Verbindung versprochen. Mir selber hat Gott Amohr wegen eines kleinen Schwabenmädgens noch einen späten Pfeil nachsenden wollen, so daß ich höchlich erschrocken mit dem Bein denselben hab' abwehren müssen, wobei aber, da ich indeßen auf dem andern Bein allein dastund, beinahe die Balance verloren hätte.

Herr F. aus Wien, der musikalische Compagnon Ihrer reitzenden Schwägerin, ist dieser Tage von der medizinischen Fakultät ehrenvoll zum doctor promovieret worden und soll

seine Thesis so siegreich vertheidiget haben, daß er ausgesehen wie Jesus im Tempel unter denen Schriftgelehrten.

Ohnerachtet der Sommer nun stark vorgerückt, ist Ihr Vetter Scheffel[1]) noch nie an unserem Horizont erschienen, so gerne ich auch diesen berühmten Autor und Dichter wieder einmalen von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte.

Heute ist von den breiten Kirchgemeinden zum Großenzum Frauenmünster und zu Predigern die Anlegung eines neuen großen Gottesackers in der Gegend von Altstetten beschlossen worden, und es soll eine extra Todten-Eisenbahn dahin führen. Auch wird jetzt das Verbrennen der Leichen stark entamirt und man spricht überall mit Beifall davon, sodaß in circa zehn Jahren wohl alle aufgeklärten Leute sich dieser antiquen Art der Bestattung unterziehen werden, wo es alsdann neue zierliche Nippes in Gestalt kleiner Aschenkrügelgen geben wird. Wenn Sie artlich mit mir umgehen, so sollen Sie von meiner Asche[2]) auch eine Prise in einem goldenen Büchsgen bekommen. Sie müssen es dann den Kindern, die Sie als am Sonntag bei sich haben, zum Spielen geben, daß sie es auf dem Stubenboden herumrollen lassen und die Katzen danach springen; ich bin es schon accoutumiret.

Bei diesem ernsthaften Gegenstand angelangt, will ich nun vorliegende Epistola gesittet schließen und mich ehestens wieder mit vielen verbindlichen Grüßen und Achtungsbezeugungen Ihrer Gewogenheit anempfehlen als Ihr treu gehorsamster Freund und Diener

Doctor Godofredus Keller
ab actis publicis Thuric.

[1]) J. V. Scheffel war mit Musikdirektor Heim weitläufig verwandt.
[2]) Kellers Asche ruht auf eben jenem Kirchhofe.

166. An Regula Keller in Zürich.

Nachdem ich zwei Tage in Salzburg gewesen, bin ich seit gestern an einem abgelegenen kleinen Bergsee, welcher der Mondsee genannt wird, und wo ein Rudel Wiener, Herren und Frauenzimmer, in Bauernwirtschaften leben. Wenn es etwas zum Schreiben geben sollte, so ist meine Adresse: G. Keller in See bei Unterach in Oberösterreich.

Heute regnet es unausgesetzt Du mußt doch sehen, daß Du Äpfel kaufst; wenn sie auch 20 oder mehr Franken kosten, so ist es doch besser, man macht diese Ausgabe, als daß man bis zum nächsten Herbst gar nichts dergleichen hat.

Mit besten Grüßen Dein Bruder

See, den 16 September 1873.

G. Keller.

167. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 19. Oktober 1873

Hochschätzbarstes Fräulein! Ich bin ein bißchen von langer Weile geplagt, und da fällt mir ein, daß mich dummen Kerl eigentlich nichts hindert, mich durch Anfertigung eines Briefes an entfernte Kurzweilige etwas zu zerstreuen. Weil aber der Herr Professor nie antwortet, so mach' ich Sie zum Chef der Firma und schicke das Geschreibsel Ihnen.

Vorerst habe ich meine glückliche Ankunft in meiner Heimat zu melden, die schon vor einer Ewigkeit erfolgt ist. In München war ich zwei Tage geblieben, ohne eine bekannte Seele zu treffen. Ich hockte den ganzen Tag in den Sammlungen und abends im Theater, in „Was Ihr wollt“ und dem „Figaro“. Die Schack'sche Bildergallerie ist wieder

um eine Anzahl interessanter Bilder reicher, dagegen baut dieser sonst so geschmack- und talentvolle Baron das verruchteste Haus, das jetzt existiert, ungefähr so:

[Zeichnung.]

Aber ich wollte Euch eigentlich noch vielmals danken für die gute Behandlung und alle Freundlichkeit, was hiemit geschieht. Auf Weihenachten will ich Ihnen die Ohrringe meiner Großmutter schicken für den Fall, daß Sie sich nächste Fastnacht wieder in Rokoko kleiden wollen. Sie dürfen sie schon annehmen, da sie nicht viel Wert haben.

Gestern war ich mit einer alten Herrengesellschaft am Rheinfall zu einem Herbstvergnügen mit neuem Wein und altem Champagner; ich habe erbärmliche Reden gehalten; nun bin ich voll Reue, und es ist mir Kopf und Herz schwer, auch fällt mir eben das weinende Sopherl am Mondsee ein mit seiner Bäckerei, o je! Was machen Sie? Malen Sie fleißig und schön? Sind Sie wohl und munter? Wenn nun einige Wochen verstrichen sind nach Empfang dieses Briefes, so könnten Sie alsdann mir auch etwa eine halbe Seite voll Nachricht geben. Bitte den immer noch unbeschlichenen Tyrannen Adolf zu grüßen, ferner die Filiale Winimund und Sigewarter¹), den Schützenkönig Ernst und den Schürzenkönig Otto F. u. s. w. und sich selbst nicht zu vergessen. Bei mir hat das Theetrinken mit nachherigem Ausgehen begonnen²), von morgen an ohne Ausgehen; beträchtliche Ersparnisse stehen in Aussicht.

Ihr ergebener G. Keller.

¹) Verballhornung der Namen eines Brautpaares.

²) Marie Exner an G. Keller: „Trinken Sie fleißig Thee, der ist sehr gesund und führt direkt auf den Weg ins Paradies".

168. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 23. Oktober 1873

Hochverehrter Herr Professor! Ihr freundlicher Brief aus Meran kommt mir gerade recht, da ich seit Tagen damit umgehe, meine Schuld wenigstens andeutungsweise abzutragen. Leider hatte ich Ihren Neapolitaner Brief verlegt, oder er hat sich unter meinen Papieren verschoben, so daß ich nicht nachsehen konnte, welchen Aufenthalt Sie für den Frühling angekündigt hatten[1]).

Und nun noch der Unstern! Ich war im September drei Wochen im Salzkammergut mit Wienern zusammen und wäre beinahe anfangs Oktober über den Brenner gegangen, um unten herumzugehen und über Splügen oder Gotthard heimzukehren; hätt' ich Sie in Meran gewußt, so wäre ich jedenfalls dorthin gekommen.

Nun muß ich aber mein herzliches Bedauern über Ihre Gesundheitszustände ausdrücken, die Sie so lange fern halten, wenn auch in schönem Lande; hoffentlich ist es Ihnen aber dort dafür wohl, so daß Sie nicht leiden und Ihrer guten Geister froh sind.

Ihre Aufsätze über Grillparzer[2]) hatte ich bald nach Ihrem Briefe von Wien her erhalten. Ich kann leider über des Dichters Psychisches Ihnen nur beistimmen, obschon

---

[1]) Emil Kuh hatte am 10 Februar 1873 von Neapel aus gemeldet, daß ihn sein Halsleiden zu einem längeren Aufenthalt im Süden zwinge

[2]) Im Feuilleton der „Wiener Zeitung" 1872 S 2019 : Besprechung von Grillparzers „Bruderzwist im Hause Habsburg" und „Jüdin von Toledo"

die Selbstbiographie sich von anderem ähnlichen Regengeträufel durch viele einzelne Schönheiten und Gehaltstellen noch merklich unterscheidet. Ihr Spruch von dem Mangel eines tiefen Wohlwollens ist hart und wahr, wie ein gerechtes Urteil. Vielleicht mangelt auch noch ein jüngerer Bruder desselben, ein gewisser Leichtsinn, welcher Mangel den Mann von Jugend auf so ängstlich an der heimatlichen Büreaukratencarriere kleben und ihn nie frisch und frei in die Welt aussegeln ließ. Hätte er sich der Fremde anvertraut, so hätte sie ihn zu dem Ihrigen gemacht und der Heimat als einen gemachten Mann zurückgegeben. Wer aber unter Heimatliebe nur die Zuhausehockerei versteht, wird der Heimat nie froh werden, und sie wird ihm leicht nur zu einem Sauerkrautfaß.

Um ein so größeres Wunder sind nun die guten Dramen, da ist doch ein tieferes Wohlwollen, das doch irgendwo heraus muß.

Mit dem „Bruderzwist“ und der „Jüdin“ sind Sie nur noch ein bißchen zu glimpflich umgegangen; ich bin über das rein Schematische in der „Jüdin“ fast empört; es kommt mir dieses Stück vor, wie jene hundert Erstlingsstücke vielversprechender junger Dichter, denen nie ein zweites gefolgt ist¹). Ich kann nur diese Macherei nur aus der eigensin-

¹) Emil Kuh an Gottfried Keller, 14. Nov. 1875: „Den Vorwurf, daß ich mit Grillparzers ‚Jüdin‘ zu glimpflich umgegangen, muß ich gelten lassen. Der Grund jedoch, warum dies geschehen, ist der, daß ich ein halbes Jahr vor jener Kritik das offenbar gedämpft gehaltene Buch über Grillparzer ediert hatte. Der achtzigjährige Dichter lebte noch, als ich ihn charakterisierte, und ich war deshalb nach meinem Gefühl gedrungen, den heftig schlagenden Hammer aus dem Uhrwerk

nigen Pedanterie erklären, mit welcher er den Lope abbotanisiert hat.

Diese hastige Figurenjagd und die ernst breite, tiefe und heiter behagliche litterarische Vorbereitung eines Schiller, wenn er an eine Tragödie ging! Oder das künstlerische con amore Goethes, der seine Sachen zweimal dichtete, wo es ihm recht glücklich ernst war!

Aber dennoch bleiben die großen Sachen Grillparzers, was sie sind, abgesehen von den vielen schlechten Versen.

Und welch ein Olympier ist er wieder gegenüber dem unglücklichen Otto Ludwig, dessen kranke Selbstschulmeisterei eben jetzt in seinen Nachlaßsachen nun kolportiert wird, der sich ein dramaturgisches Kochbuch geschrieben hat, um zu sterben, ehe der das erste Gericht essen konnte!

Da gibt es doch für das rechte Verhältnis und Maß von richtiger Arbeitsweise kein schöneres Muster als Schiller, ebenso entfernt von ohnmächtigem Quaderwälzen, wie vom resignierten Tändeln.

Wie sind Sie eigentlich mit den geistigen und litterargeselligen Zuständen in Wien zufrieden? Leben Sie gerne dort? Ich weiß nicht einmal, ob Sie ein geborner Wiener sind[1])!

---

herauszunehmen und einen anderen einzulegen, der die Stunden leiser anzeigte."

Kellers briefliche Äußerung über Grillparzer wurde von Emil Kuh in seinem Aufsatz über Otto Ludwigs Nachlaßschriften im Feuilleton der „Wiener Abendpost" 1873 S 2124 abgedruckt

[1]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 14 Nov 1873 „Ich bin 1828 in Wien geboren, dort erzogen — nicht ausgebildet — worden, da ich meine innere Ausbildung zum Teile meinem Verkehr mit Hebbel, gleichsam auf einer norddeutschen Insel in Wien, sodann meinen eigenen

„Die Leute von Seldwyla" sind jetzt im Drucke, der alte Band und der neue zusammen, als zweite vermehrte Auflage in vier Bänden in Stuttgart. Der erste Band ist bereits versandt. Wenn alle vier erschienen sind, so will ich sie Ihnen nach Meran schicken, etwa im November oder anfangs Dezember.

Ich will jetzt alle Jahre noch was erscheinen lassen und hoffe noch an dramatische alte Träume zu geraten nach dem Sprüchwort: „Was man in der Jugend wünscht" 2c. Denn ich habe jüngst ein kleines Stücklein gefunden, das ich im dreizehnten Jahre machte!

Nun wünsche ich aber gute rasche Genesung. Ihr ergebener

G. Keller.

---

mühseligen Robinson-Bemühungen verdanke. Ein paar Jahre lebte ich in Troppau, weil ich eine Zeitlang dem Drängen meiner Familie nachgab, einen praktischen Lebensberuf zu ergreifen; ich lebte in jener schlesischen Stadt als Beamter der Nordbahn, der einer meiner Onkel als Chef vorstand. Doch plötzlich riß ich mich von dieser Kette los, setzte meine Studien fort, spielte einen leidenschaftlichen Liebesroman, dessen Abschluß die Ehe ward, durch, einen Roman, den meine Eltern und Verwandten durchkreuzt zu haben glaubten, als sie auf meine Versetzung von Wien nach Troppau Einfluß nahmen. Den Winter 1858—59 brachte ich in Berlin zu, wo es fast so traurig in mir und um mich her aussah, wie mit Ihrem Heinrich Lee in München. Nach Wien zurückgekommen, begann ich kultur- und litterargeschichtliche Vorträge zu halten, um mir einen Weg zu einer Lehrkanzel zu bahnen, die ich bald nachher erlangte [die Professur für deutsche Litteratur an der Wiener Handelsakademie, die Kuh übrigens seit dem Sommer bereits aufgegeben hatte, um ganz seiner Gesundheit zu leben]. Damals brach ich auch unbarmherzig meine poetischen Bestrebungen ab, die ich bis dahin als das mir Wichtigste festgehalten hatte. Mit dem Wiener Leben konnte ich mich niemals innig befreunden" u. s. w.

169. An Frau Henriette Eller in München.

Zürich, 15. November 1873.

Hochverehrte Frau! Fräulein Exner ist so gut gewesen, mir Nachricht aus Wien zu geben und hat mich hiebei aufgestiftet, auch einmal an Sie zu schreiben. Wenn ich Ihnen damit lästig falle, so halten Sie sich an die schlimme Urheberin des Attentats. Ich habe auch Ihnen für erfahrene Freundlichkeit angelegentlich und herzlich zu danken und bitte auch die Fräulein Marie, meine siegreiche Rivalin im Kegelschieben, bestens zu grüßen. Ich habe die schöne schwarze Geldbörse, die sie mir geschenkt, sorglich aufbewahrt; das undeutliche Lorbeerkränzchen entspricht immer köstlicher der Undeutlichkeit meines Renommees, kurz, alles ist in bester Ordnung.

Aber wie geht es Ihnen? Haben Sie den Winter wohl und wacker angetreten? Hoffentlich! wie wir als vernünftige ältere Leute thun wollen.

Was mich betrifft, so habe ich mich reichlich mit guten Flanellsachen versehen, auch ein Paar dicke Pelzhausstiefel machen lassen und huste und getzere bis jetzt nur mäßig. Ein schönes schweres Schwein ist geschlachtet, auch ein hinlängliches Sauerkraut eingethan, so daß ich auf Weihnachten die Schar meiner Enkelkinder mutig erwarten kann.

Ist so das Leibliche nach Umständen leidlich bestellt, so fehlt es auch dem moralischen Dasein, nach Maßgabe der Jahre und unwürdigen Verdienstes, nicht an mancherlei aufmunternder Förderung. Es ist mir die Präsidentschaft des Schutzaufsichtsvereins für entlassene Sträflinge übertragen worden, ferner habe ich das Quästorat des Vereins gegen

Tierquälerei übernommen, fürchte aber, ich werde die Kosten selbst tragen müssen bei der Nachlässigkeit der Mitglieder; und doch sollte gerade dieser Verein seine Wirksamkeit nicht aufgeben namentlich im Hinblick auf das um sich greifende unverantwortliche Schunden wehrloser Esel. Aber nicht nur Vorsteher, sondern auch Gegenstand der Thätigkeit rühmlicher Vereine bin ich geworden Nachdem ich der Gesellschaft für Belohnung alter treuer Dienstboten den seligen Hinschied meiner Herrschaft, der Leidenschaft, angezeigt, bin ich für 54jährige treue Knechtesdienste mit einer silbernen Tabatière prämiert worden, mit welcher ich mich jetzt in die Beschaulichkeit zurückziehe Ich habe auch bereits ein gutes Schnupftabakrezept, welches ich Ihnen mitteile: zwei Dritteile Makuba, ein Drittel rapé double (in de Versailles und drei frische Kakaobohnen (aber nicht mehr!) dazwischen gelegt, ich sag' Ihnen! Den Tabakvorrat konserviert man jetzt nicht mehr in alten Bierkrügen, sondern in hermetischen englischen Theebüchsen, und man stellt diese am besten in einem kühlen Zimmer hinter das Fenster, ja nicht in den Keller. Statt der Kakaobohnen können Sie auch ein bißchen Vanille nehmen als Dame, aber mit höchster Vorsicht.

Nun wollen wir aber auch noch von etwas unschnupflichem Jugendlichem reden, von unsern jungen Freunden in Wien Wenn Sie denselben etwa schreiben, so grüßen Sie sie recht gründlich von mir, ich werde dies Jahr schwerlich mehr zum Schreiben kommen, da, wie Sie oben gesehen, meine Geschäfte sich erheblich vermehrt haben.

Leben Sie recht wohl, verehrte Frau Eller, und behalten Sie ein bißchen im Andenken Ihren hochachtungsvoll ergebenen Gottfr Keller

170. An Emil Kuh in Wien.

Zürich, 18 November 1873

Verehrtester Herr! Diesmal will ich Ihnen rascher antworten, da in Ihrem Briefe, der mich sehr gefreut, ein paar Punkte sind, die es verlangen.

Es sollte mich sehr freuen, wenn Sie sich zur Übersiedlung nach Zürich entschließen könnten, und ich will nicht säumen, bei erster Gelegenheit ein paar gute Ärzte über die Thunlichkeit zu befragen.

Leider glaube ich nicht, daß der Rat bejahend ausfallen wird; wenigstens liegt mir im Sinne, als hätte ich Fremde schon über das hiesige Schnupfenklima klagen gehört, indem die Nähe der Gletscherwelt starke Temperaturwechsel mit sich bringt. Auch gehen öfter Leute mit zarter Gesundheit im Winter von hier nach Montreux am Genfersee u. s. w., was Sie übrigens auch könnten, indem dort immer gute Gesellschaft und ein herrliches Klima ist. Genf selbst ist noch schlimmer als Zürich wegen der Bise, eines fürchterlichen Nordwindes. Doch will ich Zürich noch nicht verleumdet haben; es ist möglich, daß es wiederum besser ist als Wien.

Das knäbische Pamphlet des Herrn Nietzsche gegen Strauß habe ich auch zu lesen begonnen[1]), bringe es aber

[1]) Emil Kuh an Gottfr. Keller, 14. Nov. 1873. „Ist Ihnen etwas über die Person des Professors Friedrich Nietzsche in Basel bekannt? Derselbe hat eine Schandbroschüre gegen Strauß geschnellt und ein wahnwitziges Buch über ‚Die Geburt der Tragodie aus dem Geiste der Musik' zu Ehren Richard Wagners geschrieben Ich frage deshalb, weil ich vier Wochen angestrengter Arbeit an eine Kritik über Nietzsche gewendet habe, welche ich selbständig herauszugeben gedenke Ich bin gleichwohl kein Bewunderer des ‚Alten und des neuen Glaubens'"

kaum zu Ende wegen des gar zu monotonen Schimpfstiles ohne alle positiven Leistungen oder Oasen. Nietzsche soll ein junger Professor von kaum sechsundzwanzig Jahren sein, Schüler von Ritschl in Leipzig und Philologe, den aber eine gewisse Großmannssucht treibt, auf anderen Gebieten Aufsehen zu erregen. Sonst nicht unbegabt, sei er durch Wagner-Schopenhauerei verrannt und treibe in Basel mit ein paar Gleichverrannten einen eigenen Kultus. Mit der Straußbroschüre will er ohne Zweifel sich mit einem Coup ins allgemeine Gerede bringen, da ihm der stille Schulmeisterberuf zu langweilig und langsam ist.

Es dürfte also zu erwägen sein, ob man einem Spekulierburschen dieser Art nicht noch einen Dienst leistet, wenn man sich stark mit ihm beschäftigt. Doch werden Sie wohl am besten selbst das Bedürfnis hiefür beurteilen. Ich halte den Mann für einen Erz- und Kardinalphilister; denn nur solche pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so Gewöhnliches ist.

Ich weiß kaum noch, was ich Ihnen wegen Otto Ludwig geschrieben habe, hoffe aber, daß es nicht zu hart klingt, denn ich habe seither mehr in den Fragmenten gelesen und sehr schöne Sachen gefunden. Auf der anderen Seite ist es zu oft auch nur der durchtönende Shakespeare und zwar bis auf Tonfall und Gedankenstrich der Schlegel-Tieckschen Übersetzung. Es gibt ganze Reihen von Phrasenbildungen und Jamben- oder Prosasätzen, welche wie Zellengewebe sich aus diesem Schlegel-Tieck-Shakespeare bei begabten Leuten fast von selbst einstellen und weiter wuchern, bis man sie abzuschneiden und eigenem Gewächse Platz zu machen lernt.

Ihre Mitteilungen über Ihren Lebensgang haben mich höchlich interessiert und auch überrascht, da ich mir denselben unwillkürlich glatter gedacht, oder eigentlich nicht gedacht hatte; denn ich hielt Sie für einen aus ruhigem Studienwesen herausgewachsenen Gelehrten. Doch sprechen wir wohl ein andermal mehr darüber. Für jetzt erklärt sich mir nun besser die blühende Sprache, um diesen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, welche oft in Ihrer Kritik durchbricht.

Der arme Gutzkow leistet an gemeiner Klatscherei gegen das Ende seiner Tage allerdings das Unglaubliche und scheint nach allem harten Schicksal wieder bei seinem knabenhaften Anfang anzulangen[1]). Neulich stach ihn der Hafer, als der saltimbanque Sacher-Masach in einem eigenen Zahnbrecher-Reklamenbuch sein Glück bei vornehmen Weibern anpries, daß er, Gutzkow, einen Artikel dagegen schrieb und prahlte, man solle nicht glauben, daß er nicht auch seine Liebesaffairen gehabt habe und was für welche! wenn er seine Briefschatullen öffnen wollte u. s. w. Das ist ja die reine Hochkomödie oder Hochkomik.

Ihre Anwesenheit im Salzburgischen gerade während ich dort war, ist sehr verwunderlich. Am Ende haben wir uns auch gesehen, ohne es zu wissen. Den Professor will

[1]) Emil Kuh an Gottfr. Keller, 14. Nov. 1873: „Wahrhaft grauenhaft ist die Verwilderung in der gegenwärtigen litterarischen Kritik Deutschlands. In der „Allgemeinen Zeitung" erklärte neulich der abgelebte Roué Gutzkow, daß das Geständnis des greisen Goethe, er habe nicht mehr als vier glückliche Wochen in seinem Leben gehabt, aus dem Umstande abzuleiten sei, daß er die Hof- und Gesellschaftskreise Weimars mit einer Macht auf sich habe wirken lassen, die seiner nicht würdig gewesen. Tiefsinnig dumm und gemein zugleich."

ich auf Befehl weglassen unter der Bedingung, daß wir auch alle Verehrungsversicherung wegfallen lassen und so kurz als möglich anfangen und schließen Ihr ergebener

G. Keller.

171. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 20 Dezember 1873

Lieber Freund! Sie haben sich wacker gehalten, daß Sie mir was geschrieben haben, und ich wünsche Ihnen daher direkt ein glückliches Neujahr an; und zwar sage ich zu allererst, nehmen Sie sich doch mit Ihrem Hals in acht! Mit Trinken können Sie nichts einbringen, da Sie hierin schon wohlgezogen sind: aber mit dem vielen Rauchen können Sie gewiß etwas abbrechen; ich würde es wahrscheinlich gleich thun, wenn mir mein gemeiner Schlund nur ein bißchen weh thäte! — — — —

Wegen des Novellentitels haben Sie recht gehabt, er lag mir schon lang im Magen, und habe nun einfach „Die-tegen" gesetzt[1]. Die letzte Geschichte wird wohl nächstens gesetzt sein Die ganze Sammlung kam mir nämlich so leicht und trostlos vor, daß ich wenigstens mit dem Schluß noch etwas in die Tiefe gehen wollte und noch nochmals dahinter machte Ich bin froh, daß ich dies skurrile Genre, das ich der Zeit nach längst hinter mir habe, nun endlich auch äußerlich absolviert habe Ich hoffe mich mit den Dunckernovellen (lucus a non lucendo) etwas herauszubeißen[2]).

[1]) A Exner an G. Keller, 6 Oktober 1873 „Leben aus Tod klingt ein wenig altfränkisch — sentimental."

[2]) „Galatea-Stanzgedicht"

Sie sind zu beglückwünschen, daß Sie sich einen so gemütlichern festen Wohnsitz gründen können in dieser Zeit der Wohnungsnöten. Sollte ich wirklich in das Gartengemach hingelangen, so wird es wenigstens nicht darin spuken, wenn Sie nicht einen Balken aus dem alten Hause mitgenommen haben. — —

Mit unserer Bundesrevision rücken wir allmählig dem Ende entgegen in der Schweiz, und wird es hoffentlich nachher wieder einmal einen längeren Frieden geben. Auch in der breiten und weiten Welt draußen geht es doch ziemlich gleichmäßig vorwärts, so daß die tollen Franzosen nicht allzuschnell wieder werden Unheil anrichten können. Ich glaube sogar paradoxer Weise, daß sie hiezu sogar zu spät kommen, da sie vorher ein vernünftiges Regiment, das dergleichen ausschließt, werden einführen und innehalten müssen.

Wo nicht, so werden wir armen Schweizerlein zuerst mit ins Getümmel kommen, und dann kann sich allerlei Wunderliches ereignen.

Pfui, nun kannegießere ich sogar!

Wie steht's mit Ihrem heiligen Sebastian? Haben Sie ihn gekauft? Ich schicke Ihrer Schwester eine Zeichnung vom Mondsee mit einem Geier in der Luft, der gehört Ihnen. Nageln Sie das Blatt an die Wand, und schießen Sie mit dem Blasrohr darnach! Das übt. Nun gehaben Sie sich bestens, und grüßen Sie alle anderen Nimrode und Assyrer!

Ihr

G. Keller.

172. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 20. Dezember 1873.

Sie verschanzen sich ja, hochzuverehrende Fräulein Marie Exner, so heftig gegen die Ohrringe, als ob sie von der Großmutter eines gewissen andern Herrn kämen, statt von der meinigen. Damit sind Sie meine kleinen onkelhaften Wohlgesinntheiten aber noch nicht los geworden, denn ich habe sofort ein anderes Projekt gemacht und einen jener Wege abgebildet, die ich am Mondsee habe wackeln und patschen müssen, und schicke Ihnen hiemit das Produkt als Weihnachtsgeschenklein mit herzlichen Neujahrsgrüßen. Damit ich indessen die Schmiererei (ich habe seit länger als zwölf Jahren nicht mehr gewasserfärbelt) jederzeit ausleugnen kann, so habe ich dieselbe Ihnen in die Schuhe geschoben, wenn Sie eine gute Lupe nehmen, so können Sie das rechts oben in der Ecke bemerken[1]).

Ein zweites Bildchen, der Holzweg nach Unterach mit dem Höllengebirge, ist nicht mehr fertig geworden und wird später gesandt.

Ich erhalte dadurch das Vergnügen, Sie zweimal mit meinen schreckhaften Paketen ängstigen zu können, was ich mir lebhaft und boshaft vorstelle. Um aber die jetzige Sendung wenigstens das Porto wert zu machen, lege ich einige lustige Photographieen bei, thöricht genug, da sie meine stumpfen Aquarelle noch gänzlich totschlagen: aber wann werde ich klug? Wie? Ich kann die Sachen leicht missen

[1]) Landschaft am Mondsee mit der Drachenwand im Hintergrund, oben MAR.EXN.FEC LAC:LUN:A D MDCCCLXXIII. Vgl. auch H. E. v. Berlepsch, Gottfried Keller als Maler S. 186.

und habe eine ganze Mappe voll davon. Sie sind im Winter tröstlich anzusehen.

Ihr freundlicher Brief vom 5. November hat mich sehr gefreut und alles, was drin steht; Ihre flotte Künstlerhandschrift kommt mir immer erquicklich zu Gesicht. Die Verehrungsduseleien, mit denen Sie mich bewirten, will ich Ihnen verzeihen und die Vergeltung dem lieben Gott anheimstellen, der Sie schon irgend einmal bei den Fittigen kriegen und schütteln wird, aber nicht zu arg, sonst komm' ich mit der Heugabel gelaufen.

Der Frau Eller habe ich wirklich geschrieben und zwar aus Rache dafür, daß sie mich bei jenem gloriosen Maskenfest am Mondsee als „ältere Leut" vor der Zeit ins Bett spedieren wollte, als Alter zu eine Alte und habe sie mir im Alter dabei gleichgestellt und von Sauerkraut, Schnupftabak u. dgl. geplaudert[1]). Allein ich fürchte, solche Lümmelspäße liebt sie nicht, und am Ende hat sie es jenes Mal noch gut mit mir gemeint. Ich will ihr dafür gelegentlich einen ätherischen hochgestimmten Brief schreiben. Schicken Sie ihr aber diesen gegenwärtigen Brief nicht wieder, dergleichen kann einem leicht abhanden kommen und als Autograph u. s. w. unter fremden Menschen herumgeboten werden, und hiefür schreibt man doch nicht an gute Freunde. Sie kennen die böse Welt noch nicht.

Ob ich nächstes Jahr nach Wien gerate, nimmt mich selbst wunder. Wir wollen sehen, ob wir Leben und Gesundheit dafür behalten. Sollte ich aber in dem mir bestimmten Gartenzimmer wirklich etwas schaffen, so müßte

---

[1]) Brief Nr 169.

vernünftig gelebt und das Punschwesen vor allem verpönt werden und überhaupt eine puritanische Strenge Platz greifen. Ich würde mich zu diesem Ende mit Kleidern aus Wachsleinwand versehen oder von Kautschuk, damit man die Punsch- und Weinflecke nicht so sieht. Als ich nach Hause kam im Herbst, zog meine Schwester eine weiße Weste aus dem Koffer, die aussah wie eine vierzehntägige Küchenschürze. „Ho ho!“ sagte sie. Nun bin ich wieder mitten im Saufgespräch drin, und hatte ich mir doch vorgenommen, einmal einen Brief ohne dieses zu schreiben! Halten Sie mir das zu gut; es kommt schon eine Zeit, wo ich's nicht mehr thue.

Ich grüße alles bestens und auch Herrn Dr. Frisch, der mir mit meinem esprit de l'escalier das letzte Mal erst hinterdrein einfiel, während er im Vordergrund hätte stehen sollen. Ihre hiesigen Freunde würden Sie auch grüßen, wenn ich sie zur Hand hätte, Frau Heim, D. und wer alles.

Halten Sie fröhliche Festtage und geben Sie Ihren Jagdgesellen nicht zu viel zu essen! Bringen sie eigentlich auch Hasen nach Hause[1])?

Ihr ergebenster

G. Keller.

173. An Friedrich Theodor Vischer in Stuttgart.

Zürich, den 26 Dezember 1873

Verehrter Herr und Freund! Verzeihen Sie es mir und meinen zusammengesetzten Arbeitsverhältnissen, wenn ich erst in dieser Weihnachtsstille dazu komme, Ihnen für die gütige

[1]) M. Exner an G. Keller, 5. November 1873: „Die Weidmänner lassen teils grüßen, teils grüßen sie selbst. Viele Hasen bringen sie wohl mit, aber sie essen mehr als sie heimbringen.“

Übersendung des Schartenmayerschen Schwanengesangs und Siegesdenkmals herzlich zu danken[1]). Unsere Regenschirme sind zwar durch die hinzugefügte Vignette nicht mehr ans Tageslicht gerufen worden[2]), und es bleibt leider bei der schnöden Beraubung; desto mehr habe ich mich aber wieder an der lustigen und gehaltvollen Dichtung selbst ergötzt. Schade, daß Schartenmayer den Bazaineschen Prozeß nicht mehr erlebt hat und mit seinen Betrachtungen begleiten konnte, gewürzt mit doch halb entrüstetem Spotte über die Meinung der Franzosen, daß sie nun den Krieg nachträglich doch gewonnen hätten! Ich habe das Buch gleich der Frau Heim gebracht, welche nun damit herumwirtschaftet — —

Auf Ernsteres übergehend, hole ich meinen besten Dank nach für das mir s. Z. übersandte neue Heft der „Kritischen Gänge". Ich konnte dazumal nicht schreiben weil ich Sie auf Reisen wußte. Das Buch war mein Begleiter auf einem Ausflug, den ich nach dem Salzkammergut machte. Ich bin für alles dankbar, was darin steht, und gehe mit dem Gedanken um, ob sich nicht mit Bezug auf den ästhetischen Feldzug eine Art Zuzug mit einem bescheidenen Fähnlein bewerkstelligen ließe, nämlich durch eine Verlautbarung eines sich gewissermaßen als Objekt fühlenden und zu diesem Ende vorausgesetzten Künstlerleins oder dgl., der sich darüber ausspräche, wie ihm dabei zu Mut ist. Ich müßte mir aber die nötige Sicherheit im Ausdruck aneignen wegen der mir

---

[1]) „Der deutsche Krieg 1870—71, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer (4 Aufl.) Nördlingen, gedruckt in diesem Jahr."

[2]) Die beiden waren im Herbst bei Anlaß eines Besuches von Vischer in Zürich in einer Wirtschaft um ihre Regenschirme gekommen.

ungewohnten Schulsprache oder vielmehr die nötige Sicherheit im Vermeiden gelehrter Wendungen, da der Sprecher scheinbar mehr naiv und verwundert sich geberden müßte über die Art, wie man mit dem Besten, an das er glaubt, umspringt, wobei er dann mit einer Anzahl von alten geheimen Hausmitteln und Handwerksregeln und Sprüchen, Rezepten und dgl. ausrücken würde, zu diesem Zweck abgezogen und in drastische Form gebracht gegen die Geometer. Ich werde mir die Sache anhaltend überlegen und spruchreif werden lassen. Vielleicht erlauben Sie mir, Ihnen gelegentlich eine Probe, wie ich das Ding meine, mitzuteilen, wenn ich erst so weit bin.

Ich werde abgerufen und will gegenwärtige Pflichterfüllung nicht länger zurückstellen. Daher schließe ich für diesmal und verbleibe mit allerbesten Grüßen

Ihr treu ergebenster

G. Keller.

Sehr Prosit Neujahr!

174. An Marie Exner in Wien.

Zürich 3. Januar 1874.

Grundgütiges Fräulein und Komp.! Die Schachtel mit den zum Teil christlich-germanischen, zum Teil griechischen Geschenken ist glücklich angekommen und hat mich ganz verblüfft, Ihr Geldausgeber! Das Xenion des Herrn Adolphus habe ich glücklicherweise vorher gelesen und bei Seite gehalten, da man so schon ein verdächtiges Gesicht über den Sinn der Sendung machte. Aber welch ein schönes Tuch![1] der reinste

[1] Tischtuch.

Bischofsornat aus mediceischer Zeit! Das Bäumchen[1]) hat sich gut gehalten, nur ein paar Fläschchen sind leer angekommen mit eingedrückten Bäuchlein. Ich sagte: „Kommt Ihr mir so, ihr Esel? Was soll ich jetzt aus Euch entnehmen, ihr schlechten Sachwalter?“ Aber sie brachten nicht die geringste Entschuldigung vor. Die Mehrzahl ist indessen ganz geblieben, dank der rührend eigenhändigen Verpackung.

Gewiß haben Sie das Schriftstück von den drei Brüdern[2]) für mich zusammengebettelt wie das liebe kleine Prinzeßchen im Märchen, das im Wald einen verfrornen alten Kohlenbrenner fand und nach Hause lief und seinen Brüdern das Vesperbrot für ihn abbettelte. Drei gaben es ihm, und nur der vierte konnte nichts geben, weil er gerad auf der Jagd abwesend war, um die vielen Raubvögel zu schießen, welche zu jener Zeit die Luft verfinsterten, so daß man mit vieler Kunst ein Loch am Himmel suchen mußte, um sie nur fehlen zu können.

Und wie gütig und langmütig und fein erlösen Sie mich von meiner Ohrring-Marotte! Zwölf Monate brauche ich aber nicht, da ich sie schon lang wieder weggelegt hatte[3]). Ich schicke sie also gleich jetzt mittelst eines fingierten Bücherpaketchens aus jener Zeit, da die Ringe getragen wurden, und bin froh, daß ich sie jetzt verschleppt und gut aufgehoben habe[4]). Das Psalmenbuch der Großmutter, in welchem noch Blumenblätter aus dem vorigen Jahrhundert lagen,

[1]) Christbäumchen mit einigen Schnäpsen behangen.

[2]) Adolf, Sigmund und Franz Exner.

[3]) S. o. S. 102.

[4]) Die Ohrringe waren verpackt in K. W. Ramlers poetische Blumenlese auf das Jahr 1775, in deren Innern ein Loch für die Schmuckgegenstände angebracht wurde.

hat man mir schon verabwandelt und verdummelt. Die schmutzigen Bücher[1]), welche zum Packen dienen, stecken Sie in den Ofen, nachdem Sie einen Blick auf die „Kupfer“ geworfen haben, welche von dem berühmten Professor Meyer in Weimar sind, von dem Goethe in seinen Werken fast auf jeder Seite spricht als von „unserm trefflichen Meyer“, „würdigen Meyer“, „höchst verdienstvollen Meyer“ u. s. w.

Beim Suchen dieser Herrlichkeiten stieß ich auch auf beiliegendes Bildchen, das ich dem Bruder Adolf widme. Was mein Aquarellbildchen betrifft, so sind Sie, wenn Sie es wirklich so sehen, wie Sie thun, ein glückliches liebes Sonntagskind, das mehr sieht als wir Alltagskinder; aber ich mache jetzt das andere Blatt jedenfalls noch fertig, und wenn ich mich an Ihnen etwas gesühnt habe, mache ich mal etwas für den Herrn Bruder. Ist das nicht galant, daß Sie zum Übungs- und Exerzierplätzchen dienen sollen?

Die Erzählung[2]) balsamieren Sie mir auch wieder schön ein mit Preis und Dank; item, es schmeckt doch gut: ich fress' nachgerade alles, was man mir ins Maul schmiert und lecke noch nach dem Löffel! Aber ich fürchte, Sie kehren denselben unversehens einmal um und geben mir mit dem Stiel eins auf die Nase.

Nun will ich Sie aber nicht länger an allem Besseren hindern, was Sie gerade thun.

Es dunkelt, und ich will enden, doch werden die Tage schon ein klein wenig länger. Nun stellt Euch meine Dank-

[1]) Schillers Musenalmanache für die Jahre 1796 und 1800.

[2]) „Dietegen.“

barkeit so großartig vor, als Ihr wollt! Sie wird bald so chronisch bei mir, daß sie fast eine Art Gemütsverbesserung zuwege bringt. Übertrumpfen Sie mir das!

G. Keller

175. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 12. Januar 1874.

Lieber Freund! Ich möchte Herrn Osenbrüggens Glück und Ende keinen Augenblick in seinem Laufe aufhalten und antworte daher sofort[1]).

Der Frau Hem will ich die traurigen Nachrichten, die Sie ihr senden, morgen mitteilen[2]).

Das zweite Aquarellbildchen stockt ein wenig, da die Sorrentinerin[3]) bei dieser Kälte nicht genugsam heizt und ich im Malzimmerchen krumme Finger bekomme. Ich werde aber dieser Tage einen Staatsstreich in Szene setzen und plötzlich alle meine vier Zimmer mit weitaufstehenden Thüren miteinander heizen lassen und dabei so drohende Blicke umherschießen, daß ich mehr Furcht einflöße als empfinde.

Sie sollen schon mal was bekommen, wollt' ich Ihnen etwas Schlechtes geben, so hätt' ich jetzt schon ein großes

[1]) Dem Züricher Strafrechtslehrer Osenbrüggen beabsichtigte man in Wien für dessen litterarische Beteiligung an dem österreichischen Strafgesetzbuch einen Orden zu verleihen. Exner hatte gefragt, ob diesem Vorhaben aanserte der schweizerischen Gesetzgebung nichts entgegenstehe. Keller beantwortete diese Frage auf einem besanderen für den Justizminister bestimmten Blatt.

[2]) Tod der Frau Ladenburg, bei der Marie Exner nach dem Tod ihrer Mutter erzogen worden.

[3]) G. Kellers Schwester, mit Anspielung auf die bekannte Stelle in Goethes „Tasso".

rundes Albumblatt vom Zürichberg, das für die Frau W. bestimmt gewesen und ihr vorenthalten worden ist wegen übler Aufführung[1]). Allem Sie sollen etwas kriegen, das, soweit ich dilettantischer Pfuschbold es überhaupt kann, gelungener ist. Ich danke Gott, daß ich mit dem ersten Tapetchen noch so mit einem blauen Auge davon gekommen bin bei Euch kritischen Wienern. Viele Grüße

Ihr ergebener

G. Keller.

Die Schwester soll doch das Köpfchen nicht zu sehr hängen lassen.

176. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 12 Februar 1874.

Meine Briefschulden haben sich wieder tüchtig gehäuft, und ich kann sie auch jetzt nicht nach Gebühr abtragen, was Gott bessern wolle; ich werde es schwerlich thun.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre gute Meinung von den neuen Novellen, soweit Sie dieselben kennen[2]); aber

[1]) A. Exner an G. Keller, 9 Febr 1874 „Auf das versprochene Aquarell rechne ich kombenzest und nehme vorsichtsweise gleich das der Frau W. bestimmt gewesene subsidiarisch in Beschlag.“ Es ist das schöne Blatt auf Tafel 7 des Zürcher Neujahrsblatts, bei Berlepsch S 135. Das Original aus dem Nachlaße Prof A Exners befindet sich jetzt im Besitz von Prof. Benndorf in Wien.

[2]) Emil Kuh schreibt am 8 Januar 1874 von Meran aus nach der Lektüre von „Kleider machen Leute“ und „Der Schmied seines Glückes“ an Keller „Daß Sie das größte Dichtertalent sind, welches unsere gegenwärtige Litteratur besitzt, war schon nach Ihrem ‚Grünen Heinrich‘ meine Überzeugung Die ‚Sieben Legenden‘, die formklarsten Ihrer

rauchen Sie den starken Lobtabak nicht weiter, wenn Sie mir nicht Feinde erwecken wollen wie Sand am Meer! Ich muß ihn für mich selbst noch auslaugen, wenn ich das mir zukommende und zuträgliche Friedenspfeifchen davon genießen will in stiller Ruhestunde. Da das vierte Bändchen immer noch zwei bis drei Wochen zögern wird, so schicke ich Ihnen wenigstens die Aushängebogen der einen kleinen Erzählung desselben. Die erste Hälfte ist vor zehn Jahren gemacht, die zweite neulich am Mondsee im Salzburgischen. Dazwischen liegt nicht ein aufgezeichnetes Wort, und von der ersten Hälfte hab' ich selbst das ursprüngliche Manuskript in die Druckerei gegeben. Und doch ist der Schluß anders, als er vor zehn Jahren geworden wäre, etwas anderes,

Produktionen, bestärkten mich darin, und heute wieder und abermals die neuen Erzählungen im dritten Bande der ‚Leute von Seldwyla'. Welch eine Heiterkeit ruht auf diesen Bildern! Welch ein Fabelmund hat sich in Ihnen aufgethan! Die Geschichte von dem blassen Schneiderlein mutet mich als die jetzt erst ausgedichtete Erfindung vom verwunschenen Prinzen an. Bisher war sie trotz ihrem Reize äußerlich geblieben. Die Geschichte von dem müßiggängerischen Nachhelfer seines Glückes würde unter den Rubinen des Boccaccio noch immer einer der seltensten Steine sein . . . In der „Wiener Abendpost" gedenke ich ausführlich über die ‚Leute von Seldwyla' zu reden . . " [Vgl. „Abendpost" vom 28. Dezember S. 2365: „Die Leute von Seldwyla" von E. Kuh.] „Ihre dichterische Heiterkeit ist deshalb so wunderbar, weil sie der Farben- und Lichterschmelz ist auf der grauen Untermalung der Welt und des Menschenwehs. Und gar kein deutscher Dichter außer Ihnen hat diese Art des Humors, die nur einzelnen Engländern, namentlich Sterne eigentümlich." Und später schreibt Kuh einmal: „Der siebenfarbig gespaltene Strahl des Humors hört bei Ihnen nicht auf ein Regenbogen zu sein, der die Landschaft einrahmt, während bei den andern deutschen Humoristen, die fälschlich so heißen, die sieben Farben zwar vorhanden sind, aber nicht mehr im künstlerisch einrahmenden Bogen".

d. h nicht mit Bezug auf die Fabel oder Erfindung; dies sage ich, weil ich dieser Tage eine Äußerung von unserem Otto Ludwig über den ersten Band der „Leute von Seldwyla“ von 1861 gelesen habe aus einem Briefe an Berthold Auerbach, den Julian Schmidt in der Westermannschen Monatsschrift in einem Aufsatze über Ludwig reproduziert[1]). In dieser Äußerung, mit welcher ich unverdient gut wegkomme, fiel mir nämlich wieder das Grübeln über die Mache auf, dieses aphoristische Spekulieren, das beim Drama noch am Platz ist, aber nicht bei der Novelle und dergleichen. Das ist bei dieser Schule ein fortwährendes Forschen nach dem Geheimmittel, dem Rezept und dem Goldmacherelixier, das doch einfach darin besteht, daß man unbefangen etwas macht, so gut man's gerade kann, und es das nächste Mal besser macht, aber bei Leibe auch nicht besser, als man's kann. Das mag naturburschikos klingen, ist aber doch wahr

Sie können sich denken, daß ich bei Entdeckung der fraglichen Stelle in dem Ludwigsbriefe betnah' humoristisch angeregt wurde, da mir natürlich meine eigene Äußerung über den Wackern einfiel, die Sie haben abdrucken lassen. Sie ist allerdings etwas zu eckig und hart für die Veröffentlichung gewesen[2])

Die letzte Geschichte des vierten Bandchens habe ich

---

[1]) Vgl oben Bd 2, 73

[2]) Emil Kuh an Keller, 14 Nov 1873. „Ihr Urteil über die vor kurzem erschienenen Nachlaßschriften Otto Ludwigs fiel mit dem abwehrenden Gefühl zusammen, das mir die Lektüre der Skizzen und Fragmente dieses Dichters eben eingeflößt hatte Da ich gerade an einem Aufsatz über dieselben für die ‚Wiener Zeitung‘ schrieb, so widerstand ich nicht der Versuchung, die betreffenden Sätze Ihres Briefes mitzuteilen“

dagegen nochmals umgewendet, da sie mir zu niedrig gegriffen und zu skurril erschien als Abschluß des Ganzen. Vielleicht finden Sie, daß gerade hierdurch das, was der oben bezeichneten Schule so Kopfzerbrechens macht, verloren gegangen ist und ich es doch habe besser machen wollen, als ich kann.

Für Ihr Auftreten gegen den Benedixschen Unglücksnachlaß bin ich Ihnen sehr dankbar[1]. Ich hatte leider das Buch, weil ich dessen Inhalt nicht gar so kraß glaubte, als gleichgültiges Zeug mit der gleichzeitig erhaltenen neuen Auflage des Rümelinschen Buches[2]) ungelesen zurückgeschickt. Seither habe ich den unglaublichen Inhalt (unglaublich, weil von einem gebildeten deutschen Manne herrührend) in den „Zwölf Briefen eines Shakespearomanen" von Noiré zum Teil kennen gelernt und wieder gesehen, daß der Lebenstrieb der Neidhämmel doch die stärkste Kraft ist; denn sie setzt über Jahrhunderte hinweg. Ja über Jahrtausende. Denn ich habe selber einen mehr als Bruchstück gebliebenen Epiker unserer Tage, der auf Homer jalour war, einmal den letzteren ärgerlich „dieser Mann" nennen hören, als ob er jetzt und in der gleichen Straße mit uns lebte.

Man sollte aber das Benedixsche Satyrspiel als Beigabe zu einer Tragierung des Rümelinschen Wesens brauchen; denn auch hier ist die Strafe noch nicht vollzogen. Ich bin der Meinung, daß hier des Pudels Kern nicht der Handwerkerneid, aber ein unberechtigter und unbewiesener nikolai-

[1]) Betrifft eine Serie von Aufsätzen Kuhs über „Shakespearomanie" von Benedix im Feuilleton der „Wiener Abendpost" 1873 S. 2292 ff.

[2]) „Shakespearestudien"

tischer Geschmackseigensinn oder vielmehr eine Geschmacksbeschränktheit ist, trotz der feineren Rhetorik.

Ihre verschiedenen Aufsätze will ich Ihnen gelegentlich zurückschicken und dazu schreiben, wenn ich sie nochmals gelesen habe. Inzwischen danke ich Ihnen tausendmal dafür.

Ihre Frau Gemahlin kann, glaube ich, den beifolgenden „Dietegen" (eine Taufname, der nur noch in unserem Züricher Kalender vorkommt, wo ich ihn geholt habe, sollte eigentlich Dietdegen geschrieben werden) den Kindern vorlesen; ich bin aber in diesem Punkt nie ganz sicher[1]).

Schreiben Sie mir immer ein paar Nachschriften, so lang Sie Platz haben; das ist behaglich und wärmt wie ein Schnäpslein. Den Passus wegen des die Mutter umhalsenden Knaben verstehe ich ohne Mißverständnis. Ich war ein Kind von kaum fünf Jahren, als ich von einer Nachbarin sagen hörte, man werde ihre Vermählung feiern. Ich verstand „Vermehlung" und träumte gleich darauf von ihr, d. h. von der Person, wie sie entkleidet, in einen Backtrog gelegt und mit Mehl eingerieben und zugedeckt wurde, und dieser Traum hinterließ mir einen sehnsüchtig traurigen Eindruck, der mich lange Jahre trotz allem Gelächters nie verließ. Doch nun gute Nacht nach diesem Hauptstück von Kinderei. Es ist 9 Uhr.

Nächsten Sommer werde ich ziemlich sicher auf ein paar Wochen nach Wien gehen, da muß doch was abgeredet werden. Ihr

G. Keller.

[1]) E. Kuh an G. Keller, 8. Januar 1874: „Eben fragt mich meine Frau, ob sie den Kindern die Erzählungen vorlesen dürfe? Worauf ich erwiderte: die erste allerdings."

177. An Marie Exner in Wien.

Zürich, den 22 März 1874

Verehrungswürdigste Fräulein Marie Exner! Bin ich nicht ein wackerer Faulpelz, der seine Weihnachtsgäbchen um Ostern fertig bringt? Ich glaube, wenn mir's nicht ums Schreiben zu thun wäre, so stäke ich noch in dem schlechten Holzweg, der hiemit sich nach Wien erstreckt¹), der mich von unten auf demotiert hat wie jenen Hühnerhund, der sich die Beine kurz lief und nachher noch ein artiges Dayerl abgab. Das Höllengebirge und das neblige Thal sind natürlich purer Schwindel, da ich keinen Strich davon besitze, weil ich immer auf den Boden sehen mußte. Die Vögel auf den Baumen sind nicht jagdbar. Es sind drei verzauberte Schustergesellen, die am hellen Tag Astronomie treiben. Wenn Adolf auf sie schießen würde, so würden sie sich sofort in Menschen, d. h. Schustergesellen, verwandeln und ihn furchtbar durchbläuen. Der Dicke, der die Mauser zu haben scheint, ist der schlimmste. Übrigens ist auch dies Bildchen nicht geworden, wie ich es gemeint habe. Betrachten Sie beide als Kuriosa! Nun haben Sie noch Geld für einen Rahmen ausgegeben; das war wieder fing angestellt von mir! Ich dachte, ich könnte mit Beigabe eines Rahmens nicht wohl die Zumutung aussprechen, daß Sie das Zeug aufhängen sollten und dachte dann in Wien zu beiden einfache braune Holzstäbe darum machen zu lassen, wenn ich wirklich nach dieser merkwürdigen Stadt gelangte und die Sachen des Aufhängens würdig befunden würden. Man

¹) Das Aquarell: Weg nach Unterach.

kann das jetzt noch so einrichten. Sie dürften nur, wenn das andere Bildchen in der That eingerahmt ist (wie mir nämlich Adolf schrieb) diesem den Rahmen verkaufen, ich male ihm dann auch was hinein.

Ich war heute bei Frau Heim und hörte, daß Ihr allerlei Kümmernis gehabt, was ich froh bin nicht gewußt zu haben, möge lange nichts so wiederkehren! Ich hatte auch nicht gewußt, daß Frau L. Ihre Pflegemutter gewesen ist, als Sie mir es schrieben.

Ihrem Bruder Siegmund bin ich immer noch das Porto schuldig für den „Dietegen", den er bei seiner Abreise vom Mondsee mitgenommen und auf die Post gegeben hat. Ich habe es nicht vergessen. Es ist mir unglaublich, daß er mit seinem Glück in solcher Gefahr ist, wie Sie der Frau Heim geschrieben haben, und wie ein Traum. Aber so ist einmal die Welt.

Sie malen also fleißig und haben auch einen düstern Mondsee gemacht a la Byron[1]). Den werde ich schon beaugapfeln, wenn ich anrücke und nichts dazwischen kommt. Und kein Schafberg wird mich bedrohen. Übrigens laufe ich hier ziemlich auf die Berge und geh' auch jedesmal wieder herunter; das thu ich nicht anders, denn ich liebe die Ordnung.

Ein schönes Theezeug ist noch nicht eingeweiht, wird aber dies Frühjahr an die Reihe kommen und dann nicht wieder verschwinden, als wenn es gewaschen werden muß.

Also Sie wollen mir für nichts mehr danken? Und lieber platzen? Da nehmen Sie sich in acht! Ich müßte ja um Ihr Angedenken herumstehen und es ewig beweinen,

[1]) Marie Exner an G. Keller: „Ich muß meine Landschaften gewöhnlich à la Byron halten, um mit Düster die Schäden zu decken."

oder eine Legende schreiben vom guten Marienkinde, das an unterdrückter Dankbarkeit gestorben ist und den lieben Gott gezwungen hat, eine neue Klasse von Engeln zu stiften mit silbernen Röcken und roten Absätzen an den Schuhen, der Seltenheit wegen.

Jetzt ist es halb 9 Uhr, und da ich heute doch nicht mehr packen kann, so will ich den Brief morgen schließen und jetzt ins Wirtshaus gehen; es gibt Schwechater Bier in der „Kronenhalle".

Den 23. März 1874

Ich habe keins bekommen, da kein Platz mehr war und ich wieder fort mußte. Ich ging in den „Zürcherhof" und trank mit einem jungen Architekten eine Flasche Wein. Er ist ein Millionär, der nur in Gedanken schafft, weil die italienische Renaissance, sein Ideal, vorüber ist. Aber er spricht auch nichts; wenn ich glaubte, er habe wieder einen Palast oder eine Domfassade oder ein Baptisterium fertig, so fragte ich schüchtern, ob er heut spazieren gewesen sei? Allein er baute offenbar noch den Turm fertig, denn er antwortete erst in einer Viertelstunde: Nein! Nach dieser Unterhaltung ging ich nach Hause. In der Nähe meiner Wohnung stand ein Haufen Handwerksbursche, die sangen andachtig und schmelzend in die Marznacht hinaus, soviel ich verstand:

Und schau' ich ihr ins Antlitz schön,
Ist Wonne meine Pflicht.

Als ich zehn Minuten später im Bette lag, hörte ich, wie dies wackere Pflichtgefühl sich bethätigte durch das Geschrei und Getöse einer schrecklichen Prügelei. Das klatschte nur so. Als auch dieser Lärm verhallte, verrichtete ich ein kurzes Nachtgebet an meinen Schöpfer und dankte ihm be-

sonders inbrünstig für die Extraverzierungen, mit denen er meine Ohren bedacht hat. — — — — —

Was macht auch Frau Eller? Ich habe dieser Tage an sie gedacht, als ich den neuen Roman ihres Freundes Berthold Auerbach zu lesen anfing, über den man zu ihrem Schmerz am See so losgezogen hat. Das Buch[1]) scheint aber schwach und langweilig wie ein dreibändiger Volkskalender. Ich hab' es meiner Schwester hingeworfen mit einem Gemurre, worauf sie meinte, es werde eben jedem so gehen, wenn er alt werde. Diese erste litterarische Bemerkung, die ich von ihr hörte, machte mir eine Gänsehaut. Wer sagt's einem, daß man alt geworden ist und nicht mehr schmieren soll? Übrigens ist es bei Auerbach nicht gerade das Alter, sondern seine verfluchte Altklugheit und sein Industrialismus. Himmel! was schreib' ich Ihnen für Zeug!

Jetzt weiß ich gerade wahrhaftig nichts mehr Schreibbares und glaubte doch so viel plaudern zu können. Seien Sie froh, daß mir der Faden ausgeht, so brauchen Sie ihn nicht länger aufzuwickeln. Seien Sie nicht allzu fleißig und plagen sich nicht, denn es kommt nicht viel bei der Plage heraus.

Wie geht es dem Herrn E. F.? Ich führe fortwährend sein Zigarrenetui in der Tasche, es ist immer gleich hübsch und nicht umzubringen. Ich muß ihm auch mal was schenken, dem nackten Kniehuber.

Pour revenir à nos moutons, so ist das beiliegende Bildchen nicht recht fertig; es hätte nochmals übergangen werden müssen, da allerlei kleine Rohheiten und Schwächen

---

[1]) „Waldfried"

darin sind, abgesehen von der allgemeinen Schwäche; aber i mag nimmi! Der Schlingel in mir will auch sein Recht haben; dieser brave Kerl allein hat mich aufrecht gehalten und zu Jahren kommen lassen. Da haben Sie also wieder was in das mir so schmeichelhafte Kästchen[1]), ich will es schon voll schreiben; wenn dies geschehen, so verbrennen wir die alten Kräuter und fangen von neuem an, an Basel fehlt es mir nie, wo ich den Leuten gut bin.

Mit der X. hätt' ich neulich fast schöne Händel bekommen; aber es kommt schon noch einmal, denn sie taugt gar nichts. Sie fängt nun an tückisch und sackgrob zu werden, wenn man sich nicht zu ihren Narrheiten hergeben will. Seien Sie froh, daß Sie was können und sind und leben Sie glücklich und gesund nebst Gruß!

Ihr ergebener

G. Keller.

178. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 19. April 1874.

Lieber Freund! Ehe ich Eure Spur verliere, muß ich noch eine Epistel abgehen lassen. Sie haben sich punkto Schreibens nicht übel gehalten, so daß ich Ihre Hauptmannschaft wieder anerkennen will bis auf weiteres.

Mit meinen schnöden Jagdanspielungen will ich Sie

---

[1]) Marie Exner an Gottfried Keller, 10. Januar 1874: „Die Ohrringe habe ich in den hl. Schrein versenkt, das Keller-Kästchen, und den letzten Brief dazu, da ich ihn ziemlich gut auswendig kann: gar so gustos und posserlich schreiben Sie.“

auch verschonen, wenigstens bis ich wieder neue Thaten sehe; denn die alten kann ich nicht ewig besingen.

Daß Ihr das neue Haus noch nicht beziehen dürft, ist eine weise Anordnung des Arztes; ich habe im stillen immer gedacht, ob denn das nicht Gott versucht sei. Ich wollte nun recht gern als Schwamm in dem Häuschen sitzen und es austrocknen, indem ich vermöge meines guten Durstes alle Feuchtigkeit an mich zöge; allein ich habe gehört, daß von den Schröpfköpfen, die ich nachher den ganzen Winter durch ansetzen müßte, einem der Buckel unerträglich juckt, und ich kann wegen meiner Korpulenz mir nicht mehr gut den Rücken kratzen. Ich muß schon jetzt ein Stäbchen oder krummes Schüreisen nehmen, wenn's mich dort juckert. Auch wissen Sie, daß man in Zürich von einer unangenehmen Sorte von alten Weibern geschröpft wird, da es keinen Bader gibt wie anderswo, und ich bin diesem Schicksal bis jetzt noch glücklich entronnen.

Ich wage daher das Anerbieten, Euch das Haus hübsch auszutrocknen, noch nicht zu machen, thu' es aber vielleicht noch. O hat auch Rheumatismen gehabt, die er in Baden bei Zürich sich vertrieb, während ich ihn weiß Gott wie weit glaubte. Wahrscheinlich hat er dieselben bei seinen kalten Gypsvenussen im Antikensaal geholt. Ich würde die Luder kurz und klein schlagen, wenn's mir passiert wäre. Er hätte nach Gießen gehen sollen, konnte aber für einmal noch festgehalten werden mit einer kümmerlichen halben Maßregel. Ich sehe mich trotzdem im Geiste schon wieder, wie ich mich treulich des Wegessens und Wegtrinkens befleiße und auch sogar einen halben Tag lang darauf freue.

Auf ein Bild für Sie fange ich jetzt an zu denken; denn das muß wohl überlegt sein und Chic und Stil haben. Es hat eben eine andere Nase, für ein großes Tier von Gelehrten etwas zu machen, als nur für ein leichtfüßiges Mägdlein, so eine Grasmücke, so schön sie singt, ist doch kein rechter Ernst dabei. Nein, bei Ihrem Bild muß es heißen: Donnerwetter! wer hat das gemacht? Hier haben Sie einstweilen einen Zucker und ein Schnäpschen, damit Ihnen der Mund nicht zu sehr wässert.

Heute haben wir in der ganzen Schweiz Abstimmung über die Bundesrevision, die angenommen wird, dank der Tollheit der Ultramontanen; sonst wär' es wieder nicht gegangen. Morgen Kanonendonner, Feuer auf den Bergen und viel Getränk der Dienstagsschädel brummt mir jetzt schon.

Auf das Gartenzimmer[1]) abonniere ich nichtsdestoweniger für ein anderes Jahr; ich habe die Idee, daß ich dort einmal während vierzehn Tagen plötzlich eine Komödie schreiben würde, hier komm' ich doch nicht dazu.

Die Punktationen wegen der diesjährigen Wien- (ja nicht Wein-) reise stehen in beiliegendem Schreiben an Ihre Haustyrannin, das ich ihr zu geben bitte.

Beste Grüße. Ihr

G. Keller

Laßt jedenfalls im Herbst vorher noch tüchtig heizen in dem neuen Haus, ehe Ihr einzieht, oder wartet bis nächstes Jahr!

---

[1]) Im neuen Hause

179. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 19. April 1874.

Der Fräulein Marie. Mit Ihnen will ich nun das Geschäftliche wegen meines Hinkommens besprechen, da Sie doch das Hausmütterchen sind und für die Sachen aufkommen müssen. Daß ich mich etwas verklausuliere, kommt davon, daß ich die Götter fürchte, und nicht von der Unlust[1]). Sie haben ja jetzt schon gesehen, wie es mit den Vorsätzen geht.

Also das „Schlößel" ist mir das beste in jedem Fall, vorausgesetzt, daß es nicht gerade eine Ausspannung für Fuhrleute ist[2]). Wenn ich dann dort bin, so komme ich jeden Tag ein paarmal zu Euch. Die Hauptsache ist, daß ich am Abend gut versorgt und nicht der Kneipwildnis von Wien überlassen bin oder wenigstens in guter Kompagnie ausrücke. Was nun die Zeit betrifft, so schickt es sich für mich auch im Juli am besten; ich würde es dann so einrichten, daß ich etwa zehn Tage in Wien wäre und dann mit Euch an den Mondsee reiste, was ich mir als lustig vorstelle; dann aber nach ein paar Tagen mich seitwärts in die Büsche schlüge. Ich soll noch mit einem andern Wiener[3]), der in Meran sitzt, diesen Sommer irgendwo zusammentreffen,

---

[1]) Marie Exner an G. Keller, 5. April 1874: „Sie schreiben immer so reserviert und verklausuliert, wenn Sie auf das Kapitel der Herreise zu sprechen kommen. Ist das Respekt vor den himmlischen Mächten oder Unlust an dem Gedanken?"

[2]) Ins Hotel Schlößel in der Nähe der Exnerschen Gartenwohnung, in der man noch nicht schlafen könne, soll Keller bei seiner Ankunft in Wien einquartiert werden.

[3]) Emil Kuh.

was alsdann am besten um jene Zeit geschähe. Wenn Ihnen meine Zusendung wirklich einiges Vergnügen gemacht hat, so bin ich über Verdienen belohnt. Ich würde am liebsten gleich wieder ein Bildchen anfangen, wenn es nicht zu weichlich wäre, zu viel für sein Vergnügen zu thun (husten Sie nicht!). Dem Herrn Bruder Karl will ich extra nach Troppau schreiben, sobald ich ihm ein Buch schicken kann, um ihn für den Ankauf des Grünen Heinrich zu strafen. Sein drolliges Schreiben hat mich sehr gefreut, obgleich die Sage von der Schlafzimmertreppe in See, die ich nun wiederholt vernehme, mir sehr dunkel klingt[1]).

Der Frau X habe ich ihre Sünden für einmal ausgelöscht, da so artig für sie gebeten wird. Ich habe ihr auch vor acht Tagen Ihren Gruß gebracht, was mir aber fast übel bekommen wäre. Ich erhielt schwarzen Kaffee und starken Cognac vorgesetzt, alles ganz gut. Bald jedoch kam Fräulein H., die Sie gewiß kennen, und nun war ich mutterseelenallein mit den beiden Tigerkatzen eingeschlossen und keine menschliche Hülfe in der Nähe. Nur in einem entlegenen Zimmer lag der alte kranke Vater, der mir natürlich nicht beispringen konnte, wenn mein Jammergeschrei ertönte. — —

[1]) Karl Exner als Nachschrift in dem Briefe Maries v. 5. April: „Ich bin der mit den langen Knochen. Sie haben mich auch noch anders genannt. Als ich am letzten der denkwürdigen Abende in See, da wir des ‚Gottes voll' beisammen waren, mich von Ihnen verabschiedete auf der obersten Stufe Ihrer Treppe (warum nicht auf der untersten, werde ich der Welt gegenüber als Geheimnis zu bewahren wissen), nannten Sie mich einen ‚Schweinehund', obzwar mit mitleidig-zärtlicher Betonung. Sie erhalten also herzliche Grüße vom Schweinehund mit den langen Knochen, der sich für gewöhnlich damit beschäftigt, in Troppau zu sein und Ihre Bücher zu lesen."

Fräulein B. lehnte sich im Stuhle zurück, schlug die Beine übereinander und hielt, auf den einen Arm gestützt, mit dem gebogenen andern Arm und zwei Fingern das Glas in der Höhe ihrer Augen vor sich hin. Famos! Sie sah akkurat aus wie eine etrurische Dame auf dem Wandgemälde einer antiken Grabkammer, wo die Toten als im schönen Lebensgenusse sitzend abgebildet sind. Es war eine Weile ganz still; bald aber erschienen mir die Damen wie zwei Schatten aus der Unterwelt, welche warmes Hammelblut trinken müssen, um zu etwas Seele zu kommen. Ihre Blicke schienen sich glühend und gierig auf meine unglückliche Korpulenz zu richten; ich begann zu ahnen, daß sie mich für einen fetten Schöps hielten, der zum Abschlachten gut sei. Frau X näherte sich ihrem Spiegeltischchen, wo sie ein elegantes Kästchen stehen hat. Als ich neulich einen Blick hinein geworfen, hatte ich bemerkt, daß zehn scharfe stählerne Klauen darin sind, scheinbar zehn Fingerhüte, für jeden Finger einen. Diesem Kästchen trat sie nahe und mir der Schweiß auf die Stirn. In dieser Not ertönte plötzlich die Stimme ihres Mannes, der nach Hause kam, und ich war gerettet und echappierte augenblicklich; werde auch nie mehr allein hingehen, Sie mögen sagen, was Sie wollen.

Freilich hat es auf jenem Wege so viele Steine und noch viel mehr[1]; alle Steine der Welt sind dort, nur der Stein der Weisen nicht, er müßte denn rechts um die Ecke herum liegen, wo ich noch nachsehen will, wenn ich nochmals hinkomme.

[1] Auf Kellers Bildchen vom Mondsee M. Exner an Keller: „Nur woll' ich noch sagen, so viele Steine waren doch nicht auf jenem Wege".

Daß es der Fräulein W. besser geht, ist ja vortrefflich; grüßen Sie schönstens den Herrn Siegmund und überhaupt jeden, der es hören will, Herrn Seraphin nicht zu vergessen! Aber was ist's denn mit Ihnen selbst, daß Sie sagen, ich soll niemals zu streng sein¹)?

Was für eine Teufelei beabsichtigen Sie mir anzuthun, daß Sie sich jetzt schon Straflosigkeit sichern wollen? Nun ich werde mir jedenfalls den Schaden besehen, ehe ich amnestiere. Eigentlich werde ich doch nicht viel machen können Es guckt mir soeben ein blühender Kirsch- oder eigentlich Zwetschgenbaum mit der Abendsonne ins Fenster und stimmt mich mild und gnädig, und so sei Ihnen denn zugesagt! Nur beißen Sie mir nicht geradezu den Kopf ab! Behüt' Sie der Himmel auch mit allen Ihren Siebensachen! Also im Juli werde ich im Hotel „Schlößl" einziehen, vorher aber nochmals schreiben und fragen, wie die Gestirne stehen.

Ihr ergebener

G. Keller.

180. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 17. Juni 1874

Gute Fräulein Marie! Ich danke Ihnen schönstens für Ihren liebenswürdigen Brief. Halten Sie die Rosen²) nur gut in Zucht: es ist ein flatterhaftes Volk und abfällig

¹) M. Exner an Keller, 5. April 1874: „Kommen Sie und werden Sie niemals zu streng mit uns!"

²) M. Exner, den 12. Juni: „Wie pflege ich meine Rosen und Nelken, damit sie hübsch frisch sind, wenn Sie kommen! Gestern habe ich die Rosen gar abgelaust. Alles in Gedanken an Sie.

wie die Juden im alten Testament. Auf den 1. Juli werde ich schwerlich schon loskommen können, will aber so furchtbar schaffen, daß ich auf den 3., 4. oder 5. kommen kann.

Aber warum soll ich nun nicht zum „Schlößl" gehen[1]? Ihr seid gewiß jetzt noch geniert durch mich. Indessen macht's wie Ihr wollt und habt den Schaden an Euch! Ich weiß noch nicht, ob ich in Einem Zug fahre und würde in diesem Falle dann von hier aus telegraphieren, daß jemand zu Haus ist, wenn ich komme; mache ich aber etwa in München einen kurzen Halt, so telegraphiere ich von dort aus[2]. Ich habe schon einen Plan von Wien gekauft für 1 Franken 35 Rappen, in dem ich vorläufig herumbummle.

Vom Westbahnhof wird das Vehikel mit mir wahrscheinlich die Gürtelstraße entlang nach der Josephstadt fahren, wo ich auch eine Schloßgasse bemerke, in der vermutlich das Hotel gleichen Namens liegt.

Nach Brixlegg geh ich dann auch mit[3]) und wo Ihr wollt. Mein unbekannter Freund Kuh, Emil, der mich durchaus sehen will, wird dann wahrscheinlich im Vintschgau sein. Jetzt sitzt er in Baden-Baden bei seiner Schwester Frau E. auf einer Villa E., wohin ich hätte gehen sollen. Das sind mir aber ganz unbekannte Leute, und ich bin nicht sicher,

---

[1]) M. Exner am 12. Juni 1874 an G. Keller: „Das Schlößel-Projekt haben wir wieder aufgegeben und beschlossen, daß Sie doch bei uns wohnen werden".

[2]) Kellers Telegramm vom 7. Juli, in Lambach abgesandt, lautete: „Das Faßl rollt heran".

[3]) M. Exner an Keller: „Adolf hat bei Brixlegg ein Häuschen für uns gemietet. Da Ihr Weg Sie ohnehin nach Tirol geführt hätte, wird Ihnen das recht sein."

mit meinem Sausen und meinen schönen Gesängen überall eine so magische Wirkung hervorzubringen, wie bei Euch[1]).

Daß es sich mit Herrn Siegmunds Angelegenheiten[2]) so rasch und schön gewendet, ist ja höchst erbaulich; möge es den Leutchen gut ergehen immer und ewiglich! Ich werde ihnen eine Kaffeemühle kaufen und bin überzeugt, daß Siegmund die Bohnen so verständig und sorglich hineinthut, wie die Schrotkörner in seine Jagdflinte am Mondsee. Denn wer eines recht thut, der thut alles recht.

Was Teufel thut Herr Seraphikus[3]) in Capri, ist dort seine Lehrkanzel?

Gestern ließ mich Frau Steinheim, die ich nicht zu sehen bekomme, durch D. fragen, ob ich wisse, daß ihre Nichte und meine alte Freundin Ludmilla Assing von ihrem jungen Mann, dem Jägerleutenant, verlassen worden sei, der mit Geld und Gut ihr durchgebrannt? Also Sappho und Phaon! Und so schnell! Ich hatte darauf gerechnet, daß sie zuweilen ein bißchen Prügel bekommen würde, weil sie auch gar zu unschön ist; aber solche Schmach hatte ich nicht erwartet. Als ich vorigen Herbst nach Hause kam, fand ich ihren Brief vor, wo sie mir ihr gesundenes Herzensglück beschrieb und sagte: „Sie, der Sie alles verstehen, werden es begreifen!" „„Parfaitement!"" dachte ich, kann nun aber doch nicht fröhlich einen Stein auf sie werfen. Ich bin nicht überzeugt, daß ich nicht auch gefallen wäre, wenn ich eine alte Jungfer gewesen und mein Geld einen Jägerleutnant angezogen hätte. Ich schmiere so viel über

[1]) Die Exner waren samt und sonders Wassertrinker
[2]) Verlobung
[3]) Serafin E.

diesen Klatsch, weil die Assing mir geschrieben, sie verkehre viel mit D. F., also die Gestalt in das Sternbild getreten ist, an das Sie, kleine Maria, stella maris, selber grenzen oder drin herumflimmern.

Jetzt will ich aber wieder an meine Arbeit gehen, damit die Zeit der Reise um so schneller da ist, d. h. vorher will ich doch noch einen Kaffee trinken, das erlauben Sie doch?

Ihren Brief bekam ich am Sonntag, als ich eben vorher auch Rosen abgeschnitten hatte in meinem Kanzleigarten. Ein mürrischer Christ in der Nachbarschaft hatte mir zugeschaut, und wie ich die spitzigen Dörner abkratzte, ehe ich die Dinger fest in die Hand nahm. Der sagte zu einem andern Nachbar, der es nur nachher erzählte: „Der Staatsschreiber da drüben bekommt doch gewiß auch noch einmal Rosen zu fressen, wo er die Dörner nicht vorher wegthun kann". Ist bereits da gewesen, würde ich ihm berichtet haben, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, ihn seinem neidischen Ärger über meine Geschicklichkeit zu überlassen.

Leben Sie glückselig, aber nicht zu übermütig bis zum demnächstigen Wiedersehen, so daß Sie auch noch einen Rest von Hochachtung und Ehrerbietung für meine Alterswürde und sonstige Dekoration übrig behalten! Grüßen Sie Adolf bestens, den Bildgländiger!

Ihr Gottfr. Keller.

181. An Emil Kuh in Baden-Baden.

Zürich, 18 Juni 1874

Der Teufel hat wieder sein Spiel, und ich kann leider das Rendez-vous in Freiburg nicht einhalten¹). Statt Mitte

¹) Emil Kuh befand sich damals in Baden-Baden, und Keller hatte eine Zusammenkunft in Freiburg oder Basel vorgeschlagen

Juli soll ich nämlich schon Anfang Juli meinen Urlaub antreten und habe daher bis dahin jeden Tag zu thun, so daß ich auch nächsten Sonntag nicht abwesend sein kann.

Wir müssen nun die Sache nach Tirol verlegen, wohin Sie ja, glaub' ich, auch gehen wollten. Ungefähr nach dem 20. Juli gehe ich nämlich mit Wiener Bekannten in das Innthal, wahrscheinlich in die Gegend von Brixlegg, und kann dann von dort aus einen Abstecher machen, wohin Sie wollen.

Ich schicke Ihnen heute die Schrift von Hartmann[1]) gleich mit, die in jeder Beziehung schwächlich, kleinlich und unphilosophisch ist. Es ist überhaupt interessant, wie unweise die Philosophen der Neuzeit meistens sich behaben: entweder polternd, jähzornig, schimpfsüchtig, kokett dazu, wie Schopenhauer; oder naseweis, alles beschwatzend, knäbisch, mit allem unzulänglichen Publikus sich begnügend, wie dieser Hartmann.

Um auf etwas zu kommen, das nicht viel schöner, aber harmloser, so lege ich die gewünschte Photographie bei mit meinen besten Empfehlungen. Das Wahrzeichen dieses Bildnisses[2]) ist, daß, als ich zum Photographen beschieden war, unbewußt das alte zerrissene Halstuch noch um hatte, das ich morgens früh zuweilen trage, bis der Kaffee getrunken ist, und welches von dem Kerl mit photographiert wurde. So reiti das arme alte Fähnchen, das wohl zwanzig Jahr alt ist, in seinen alten Tagen noch in alle Welt hinaus.

Viele Grüße von Ihrem

G. Keller

[1]) „Shakespeares Romeo und Julia“ 1874.

[2]) E. Kuh schrieb im Juni 1874 in Aussicht auf die Freiburger

182. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 20. Juni 1874.

Sie, schlimmste Exnerin, halten mich, wie es scheint, bereits für wässerig genug, daß Sie schon jetzt einen Schröpfkopf an mich ansetzen, noch eh' ich angekommen und dort gewesen bin. Mit Seufzen habe ich umstehendes Kantätchen ausgeschwitzt und bin froh, daß es nicht schöner ausgefallen ist, sonst hätte ich für den Schaden eines wirklichen Blutverlustes noch den Spott[1]).

Ich wünsche übrigens viel Vergnügen zu dem vorhabenden Jux und Randal; hoffentlich ist alles vorüber, wenn ich komme, sonst suche ich den alten Semper auf und gehe

Zusammenkunft „Auf alle Fälle stecke ich [auf dem Bahnhof] ein grünes Blatt als Erkennungszeichen für Sie ins Knopfloch".

[1]) Marie E. hat am 14. Juni Keller um ein kleines Hochzeitslied für ihren Bruder Sigmund, dessen Trauung in die Zeit fiel, da Keller in Wien weilte. Johannes Brahms besuchte vor Kellers Abreise diesen in Zürich und komponierte das Kantätchen auf den Wunsch des Dichters für ein Quartett. Der Text lautet:

„Zwei Geliebte, treu verbunden,
Gehen durch die Welt spazoren,
Jedes hat sein Herz verloren,
Doch das andre hat's gefunden.

Jedes trägt die leichte Last
Wie die Uhr am Kettchen fast
Also geht's auf Steg und Wegen
Ruhig fort mit gleichen Schlägen

„Schau, die können's!" sagen ferne
An der Himmelshöh' die Sterne
„Wer sind sie?" Gleich schrei'n wir da.
Sigmund und Emilia!"

mit ihm ins Bierhaus, nachher ins Weinhaus, dann kommen wir Arm in Arm wackelig nach Hause und machen einen Mordsskandal, er wird behaupten, er habe mich nach Haus bringen müssen, und ich werde schwören, er habe es selbst notwendig u. s. w. Schließlich werden wir uns einigen und über alle Umstehenden herfahren mit Hauen und Stechen. Wonach sich also zu richten.

Der Schluß der „Kantate" ist demjenigen der Goethe-Brahmsschen Rinaldo-Kantate nachgebildet, und ich verspreche mir einen großen Effekt davon, wenn er vom Komponisten richtig behandelt wird. Für die zwei Zeilen, die ich über die Bestellung hinaus geliefert habe, verlange ich zwei Mandelbögen[1]) extra.

Ich habe Ihnen vor acht Tagen geschrieben, was Sie seither gemerkt haben werden.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener

G. Keller.

183. An Regula Keller in Zürich.

Wien, 9. Juli 1874

Liebe Schwester! Der Ordnung wegen zeige ich Dir doch an, daß ich seit Dienstag Abend in Wien bin bei Professor Exners, die ein kleines, aber schon gebautes Haus mit Garten haben, und ich ein schönes Zimmer gegen den Garten. Es ist so heiß, daß ich jetzt den ganzen Tag zu Haus bleibe. Heute früh habe ich schon einige Zürcher Zeitungen bekommen, wo aber nichts drin steht.

Ich habe hier näher vernommen, wie es der Ludmilla

[1]) Ein Wiener Backwerk.

Assing gegangen ist mit ihrem Heiraten. Der Offizier hat nämlich vorher einen Kontrakt mit ihr abgeschlossen, den die blinde Kuh unterschrieben hat, wonach sie sich verpflichtete, wenn sie jemals sich trennen sollten, ihm jährlich so und so viel zu zahlen. Als die Hochzeit nun vorbei war, ging er natürlich sogleich fort, kam aber zu ihrem Entzücken nochmals wieder, um noch was zu erlappen und ging dann ganz fort[1]).

Mit vielen Grüßen Dein Bruder

G. Keller.

184. An Emil Kuh in Baden-Baden.

Wien, 9 Juli 1874

Wie Sie sehen, bin ich nun in Ihrer sehr weitläufigen und heißen Vaterstadt schon im dritten Tage und mit dem festen Vorsatz, soweit als möglich mehr auszugeben.

Ich bitte Sie nun vor allem, mir zu berichten, wo Sie sich während des Juli und August befinden. Meine Gastfreunde hier scheinen erst bis Ende Juli nach dem Tirol gehen zu können; ob ich solange hier warten mag, ist noch ungewiß und in diesem Falle würde ich dann vorher Wien verlassen und über Ihren Aufenthaltsort heimwärts reisen, im Falle dort Herberge genug zu finden ist. Im anderen Falle käme ich dann von Brixlegg aus, wo ich dann jedenfalls nicht mehr lange bleiben könnte.

[1]) Grimelli endete 1878 durch Selbstmord, Ludmilla selbst starb nach Anfällen von Irrsinn am 25. März 1880 in Florenz. Eine liebevolle Charakteristik von ihr gibt Feodor Wehl, Zeit und Menschen 2, 1—100 (1889).

Daß Vischer einen größeren Aufsatz über meine Sünden schreibt, erfüllt mich mit Grausen, besonders wenn er kritisieren wird müssen, was ich schon lange bereut und gebüßt habe[1]).

Über die Shakespearegeschichte hat ein Herr Wagner in Hamburg nun auch ein Buch geschrieben, aber nur gegen Benedix, ohne Salz und mit nur beiläufiger rücksichtsamer Erwähnung Hartmanns[2]).

Gelegentlich Lorms, so ist es seltsam, daß dieser geistreiche Mann mit dem „Unbewußten" in der Pflege eines der verfluchtesten Zeitphänomene zusammentrifft, der „Deutschen Dichterhalle" in Leipzig, einer Zeitschrift, die an Niaiserie und Ignorierung alles in Deutschland Erfahrenen und Durchdachten das Unglaubliche leistet[3]). Eine förmliche Unreife

[1]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 28. Juni 1874: „Ich war neulich auf einige Tage in Stuttgart, vorzüglich Vischers wegen. Dieser ließ mich einen umfangreichen Essay, den er über Ihre Dichtungen eben vollendet und für die Beilage der ‚Allg. Ztg.' bestimmt hat, lesen. Die Arbeit ist in glücklicher Stimmung gemacht und partieenweise vortrefflich, die Darstellung leichter, flockiger, als dies sonst in Vischers Art liegt." Und am 31. Juli: „Die Partie über den ‚Grünen Heinrich' ist schwach, ja ungerecht. Ein schlechter Roman, aber ein hochbedeutendes Buch, für dessen Spaziergang in das zwanzigste Jahrhundert hinein ich bürgen möchte: dies hätte der Kanon sein müssen." Und später einmal: „Den Fabulisten und den Humoristen welche in der Charakteristik Ihrer Dichtungen den bedeutsamten Nachdruck erheischen, hat Vischer nicht zu packen verstanden."

[2]) W. Wagner, Shakespeare und die neueste Kritik. Zur Orientierung (Hamburg 1874).

[3]) Emil Kuh an G. Keller, 28. Juni 1874: „Hartmann gehört zu der Zunft der gegenseitig lobenden, der einander die Hand reichenden Litteraten. Weil Hieronymus Lorm einige Male für ihn die Lärmtrommel gerührt hat, so citiert er Lorms ‚Philosophie eines Kusses' u. s. w."

und Dummheit wird da hoffähig und alles nach 1870[1] Hoffähig nämlich beim Publikum und alten Litteraten. Wenn wir nach der Sommerzeit wieder in unseren vier Wänden sind, so will ich Ihnen, wenn Sie das Unwesen noch nicht kennen, doch einen Pack dieser Blätter zusammenmachen. Ich halte sie nämlich als pathologisches Material.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre gütige Einführung bei Herrn Minister Glaser[1]; allein ich glaube, ich werde diesmal wohl keinen Gebrauch davon machen, da ich mir vorgenommen, keine Besuche abzustatten und nur Bummel- und Spaziergänge zu verüben.

Wollen Sie mir anzeigen, wo Sie sich über die nächsten zwei Monate festsetzen, so können sich meine Projekte definitiv gestalten.

Ihr bestens grüßender

G. Keller

bei Herrn Prof. Exner in Wien

Josefstädterstraße 17.

185. An Josef Viktor Widmann in Bern.

Wien, 19. Juli 1874.

Verehrter Herr! Daß ich, auf einer Ferienreise begriffen, und eine müßige Stunde benutzend, Ihnen von hier aus schreibe, mag Ihnen beweisen, daß meine Schuld tief empfunden ist, die ich gegen Sie trage wegen versäumten Dankes für Ihren „Mose“[2]) und Nichtbeantwortung Ihres Wohlwollens

[1]) E. Kuh wollte Keller bei diesem seinem Jugendfreunde, einem Verehrer des Schweizerdichters, einführen.

[2]) „Mose und Zipora“ (1874).

Die Art, wie ich dazu gekommen bin, die Sache erst um Tage, dann um Wochen, dann um Monate aufzuschieben, will ich nicht auseinandersetzen; sie ist Ihnen vielleicht aus eigener Erfahrung bekannt. Ihre schöne Dichtung anbetreffend muß ich allererst gestehen, daß deren Besprechung in der Presse, soweit sie mir bekannt und namentlich auch von Zürich ausging, mich keineswegs befriedigte. Die Partie mit dem lieben Gott &c., namentlich dessen Teilnahme an der Hochzeit, wurde geradezu schnöd unterschätzt und philistros behandelt. Dagegen wurde ich, wenn ich was zu sagen gehabt hätte, den Wunsch ausgesprochen haben, daß es Ihnen gefallen möchte, Ihr reiches Talent nicht zur Übung des schon Dagewesenen, nie mehr als einmal, zu verwenden, wie z. B. diesmal zur Hirten- und Schäferpoesie des Cinquecento und des 17. Jahrhunderts der Romane. Es macht auf mich den Eindruck, als ob ein heutiger Maler durchaus Bilder malen wollte, die man für echte Italiener oder Spanier halten könnte, was freilich immerhin etwas Rechtes wäre. Sie sehen, daß ich meine Dankbarkeit mit aufdringlicher Offenheit verderbe. Wir sprechen wohl ein mehreres einmal mündlich über alles. Jetzt weiß ich nichts Rechtes vorzubringen, da mir das Buch zum nochmaligen Durchfliegen nicht zur Hand ist.

Dann habe ich Ihnen auch meinen demütigsten Dank auszusprechen für die Herzensergießung, welche Sie in der „Illustrierten Schweiz“[1] über meine Wenigkeit so wohlwollend und beschämend deponiert haben. Über zwei Dinge muß ich dabei lachen; erstens darüber, daß Sie mir wegen

[1] Jahrgang 1874 S. 142. „Die Leute von Seldwyla“.

des obiosen Wurst wider Wurst durch den Aufsatz unmöglich gemacht haben, Ihren „Mose“, wie ich mir vorgenommen hatte, eingehend zu besprechen, und ich so nun eine etwelche Mühe und Arbeit kam, zweitens darüber, daß ich wieder einmal in meiner teuren Schweiz habe aufgewärmt werden müssen, was regelmäßig alle fünf Jahre vor sich geht und immer einem angenehmen Verjüngungsprozesse gleicht für so einen alten Kerl.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener

G. Keller.

186. An Emil Kuh in Wien.

Reit bei Vortegg, den 28 Juli 1874.

Mit meinen Wiener Bekannten bin ich endlich gestern hier angekommen und des Müßiggehens so müde, daß ich auf die Heimreise denke und wahrscheinlich in ein paar Tagen von hier weggehen werde, um Sie nach Anleitung Ihrer letzten freundlichen Zeilen noch aufzusuchen[1]).

Ich möchte Ihnen mit diesem Briefchen nur mein demnächstiges Eintreffen anzeigen, wobei ich mir jedoch vorbehalte, den Abstecher nicht zu machen, wenn ich nach näherer Orientierung allzulange mit dem Postwagen fahren müßte, da ich auch noch die schienenlose Fortsetzung nach der Schweiz in Betracht ziehen muß. Doch denke ich, es werde nicht so schlimm sein.

Bret Harte habe ich bis jetzt nur wenig gelesen[2]); es

---

[1]) In Sankt Valentin auf der Heid im Vintschgau.

[2]) E. Kuh las damals die „Argonautengeschichten“ und schrieb an Keller: „Bret Harte ist ein merkwürdiger Skizzist, dessen Dichter-

machte mir alles den Eindruck des fertig Gewebenen und Ganzen in seiner Art, das sagt, was es sagen will. Vielleicht ist's auch das Lied der Zukunft mit Revolver und Schnapsflasche im Gürtel, allein ich muß gestehen, daß diese Tabakskauersprache mir noch nicht recht eingehen will. Dies unter uns; ich habe noch zu wenig davon gelesen, um urteilen zu können.

Also hoffentlich auf baldiges Zusammentreffen. Mit besten Grüßen Ihr

G. Keller.

187. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 20. August 1874

Schönste Fräulein Exner! Verehrteste Anwesende! Endlich kann ich von meiner neu angetretenen Arbeit ein bißchen verschnaufen, um etwas Nachricht über mein ferneres Schicksal aufzusetzen.

Das erste Abenteuer nach meiner Abreise von Brixlegg war ein Floh vom Hund Hazel, der in meinem rechten Strumpf herumkroch und mich dort unaufhörlich kitzelte. Glücklicherweise war's ein Hebräer: denn er hörte, da es Freitag war, genau mit Sonnenuntergang auf. Nun stand aber zwischen Kufstein und Rosenheim der Zug fast eine Stunde still wegen irgend eines Vorkommnisses, so daß ich erst nach 11 Uhr in München ankam. Im Hotel „Deger" mit einem andern Reisenden eintretend, wurden wir treppauf in unsere Zimmer geführt, vier, fünf, sechs Treppen, so daß

begabung auf seine anderen stärkeren Fakultäten stimulierend wirkt, wie heilsam angewendetes Gift auf den Organismus".

ich kaum mehr schnaufen konnte; endlich wurde der Gefährte in ein Kämmerchen gestoßen, ich aber noch eine Treppe höher kommandiert, mußte dort unter dem Dach durchkriechen und nun ging's eine Hintertreppe wieder hinunter fünf, sechs, sieben Treppen, bis auf den ersten Stock, wo ich ein schönes, großes, wohlausgestattetes Zimmer erhielt und atemlos in einen Fauteuil sank. Ich erhielt nun die Aufklärung, daß man mir vor dem andern Fremden nicht diesen Vorzug habe einräumen dürfen, mich aber noch wohl gekannt und wegen meiner Artigkeit und guten Sitte noch günstig im Gedächtnis bewahrt habe. Seht Ihr, so bin ich angeschrieben im Hotel „Deber"!

Das war aber die letzte Unbill, die mir widerfuhr. Gleich am andern Morgen bekam ich von der Marie Eller eine schöne blauseidene Geldbörse geschenkt, dann traf ich wider Erwarten alte Freunde, die nur acht Tage lang mittags und abends und auch zwischen hinein Gesellschaft leisteten; bald aß ich bei ihnen, bald sie bei mir, wo sie immer nicht mehr trinken wollten und doch nicht aufstanden, gerade wie ich bei ihnen.

Dann fand ich noch einige nette Gipsfigürchen aus dem Münchener Antiken-Kabinett, kaum 4 Zoll hoch, die ich kaufte und mit den Wienern unzerbrochen nach Haus brachte. Die kleine Minerva macht sich schon als Modell nützlich mit der einen Schulter für eine lebensgroße Figur, die ich entwerfe. Ich habe mir nämlich in München eine spanische Wand oder Bettschirm ausgedacht mit den vier Tageszeiten, Morgen, Mittag u. s. w., die alle nach dem Bett hinhorchen und zu sagen scheinen: „Er schläft noch, weckt ihn nicht!" Die vier Damen werden mit gebrochenem altdeutschem Faltenwurf

in Leimfarbe gemacht; wie sie zustand kommen sollen, ist mir noch nicht recht klar, aber der Wien muß!

Dann fand ich in München am sechsten oder siebenten Tag das Markenkästchen in meinem Überzieher, nachdem ich denselben auf der Eisenbahn und in München nach allen Richtungen herumgeworfen, verkehrt auf dem Arm getragen u. s. w., es ist also gern bei mir geblieben und steht deshalb jetzt auf meinem Schreibtisch.

Der Frau X. habe ich die Grüße und Geschenke gebracht, ich war auf ein großes Fragespektakel gefaßt: sie trieb es aber so maßlos und arg, daß ich die Geduld verlor und zu schimpfen anfing, ich glaube ganz laut, worauf es ein Flennen gab und das Schauspiel eines eingeschüchterten, leise weinenden Kindes, dadurch geriet ich in neue Wut. — —

So fließt mein Leben wieder vergnüglich dahin, abwechselnd in holder Leidenschaft und stiller Beschaulichkeit, womit ich verbleibe Ihr und Euer dankbarer

G. Keller.

Schreibt was!

188. An Marie Exner in Wien.

Zürich, 6. Oktober 1874.

Freundlichste Fräulein Marie! Durch Ihre eben anlangende Verlobungsproklamation werde ich an meine Briefschuld erinnert, die ich nun sofortigst abzuhaspeln will. Zuerst bringe ich nochmals meine ergebensten Glückwünsche dar und bin froh, daß Sie mir hieher nicht wieder die Hand küssen können, da sie teils voll Tinte, teils klebrig von Trauben ist, die ich gegessen.

Ihr Brief hat mich sehr gefreut[1]), und ich nehme an, er werde für einige Zeit herhalten müssen. Jedenfalls zwingen Sie sich nie zum Schreiben: das würde mir kein Vergnügen machen, und Sie wollen mich doch nicht soviel ärgern, wie Sie sich den Anschein geben möchten. Frau X habe ich nicht wiedergesehen und gehe auch nicht mehr hin. Ich war von jeher gewöhnt, alle falschen Verhältnisse wie ungezogene Kinder ihre Strümpfe abzustrampeln. Man wird nur schlecht und falsch, wenn man in dergleichen Wirrsal fortlebt.

Adolf wird wohl noch in Italien sein. Neulich hätte er Gelegenheit gehabt, in Zürich echteste alte italienische Bilder um wenige hundert Franken zu kaufen, Portraits von Tintoretto, von Giorgione, von Guercino rc., die von den neusten Klosteraufhebungen her auf die Seite gekommen sind. Ich war darauf und daran, für 600 Franken ein Bild zu kaufen, einen prächtigen venetianischen Prokurator im roten Mantel, wie mehrere im Belvedere zu Wien hängen und unzweifelhaft echt. Aber was thät' ich damit? Nun reut mich's doch!

Bei Erwähnung des Belvedere fällt mir der Herr Maler, aber nicht sein Name, ein, der uns mit einem Braterl regalieren wollte. Ewig beweine ich das fast erschnappte Braterl; ich bekomm's aber im Himmel schon noch, wo alle entwischten Braterl numeriert aufbewahrt sind.

Heut habe ich in der Zeitung gelesen, daß die Nord-

[1]) M. Exner an G. Keller 18. September 1874 aus Reith: „In Wien erwartet mich neuer Rummel, den will ich aber gern durchmachen. Im November wird geheiratet und für 14 Tage nach Venedig gefahren.“

Polfahrer auch in der Villa L [1]) logieren, und bin stolz darauf, auch einen Moment dort gewesen zu sein, wo der lausigen Zigarre nach zu urteilen, die man erhielt, im übrigen keine Sterne ersten Ranges anwesend waren.

Wann ich wieder nach Wien komme, ist noch nicht zu wissen; ich habe Lust, auch wieder einmal nach Berlin zu gehen; alte Bekannte von dort haben mich neulich hier aufgesucht und mir das Gedächtnis aufgekratzt. Nach Wien komme ich übrigens jedenfalls noch mehr als einmal; aber es wird dann nicht mehr geschmarotzert. Ich habe mich schon das letzte Mal in eine allzulange Gastsache hineinplumpsen lassen, und doch möchte ich nicht gerne, daß es mir in Österreich ginge, wie der Fräulein Sulzberger.

Inzwischen muß ich noch fleißig sein und vieles arbeiten, auch Unnützes: so mach' ich mir jetzt eine spanische Wand, vier Weibsbilder in Temperafarben auf Goldgrund gemalt, was ich in dem neuen Münchner Ratskeller abgeguckt habe; das Möbel wird so aussehen.

[Zeichnung].

Was hinten hervorguckt, ist nämlich das Bett.

Leben Sie jetzt ein bißchen wohl; ich wünsche alle Glückssterne auf Sie herab, besonders an dem Tage, wo es wie im Lohengrin heißen wird:

„Macht Platz, macht Platz für Elsbeth, uns're Frau!
Sie will in Gott zum Münster geh'n“ [2]).

Beste Grüße an alles Wienerische von Ihrem ergebenen

G. Keller.

---

[1]) Schloß Pötzleinsdorf bei Wien.

[2]) Zu dem Hochzeitsfeste von Marie Exner und Prof. Dr. Anton

189. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 9. November 1874.

Ihre letzten Briefe haben sich auf meinem Schreibtische, auf dem sie geblieben, wieder ans Licht gearbeitet und mahnen an die Antwort. Vor allem muß ich dagegen protestieren, daß ich „nicht gesonnen gewesen sei", Sie in Tirol aufzusuchen[1]). Wie ich Ihnen geschrieben, war es das schlechte Wetter, die Aussicht auf mehrtägige ungewohnte Postfahrten (von Ihnen weg ja auch wieder bis nach Chur) und endlich eine augenblickliche Reisemüdigkeit, die mich bewogen, rasch aufzubrechen.

Ich danke Ihnen für alle Zusendungen, so auch für

---

von Frisch am 19. Nov. 1874 spendete G. Keller folgenden telegraphischen Glückwunsch:

„Macht frisch Wetter heut,
Hexen thun heiraten,
Um den Tisch sind schöne Leut',
Lustig dampft der Braten.

Hinterm Ofen sitz' ich froh,
Brauch' mich nicht zu zieren,
Rauch' mein Pfeiflein Haberstroh
Und thu' gratulieren.

In den Lüften klingt und weht
Überall ein Hoffen,
Besen in der Ecke steht
Und der Himmel offen."

[1]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 16. Aug. 1876: „Wenn Sie mir von Wien aus mitgeteilt hätten, daß Sie nicht gesonnen sind, meinetwegen eine Tour im Postwagen zu unternehmen, ja wenn Sie mir dies noch aus Brixlegg geschrieben hätten, ich wäre dann gern nach Nordtirol gekommen, um mit Ihnen einige Tage zusammen zu sein."

den flott geschriebenen neuen Goethe in der „Wiener Zeitung". Nur muß ich gestehen, daß ich nicht recht weiß, auf was der Aufsatz gerade jetzt gegründet ist[1]). Allerlei kleine Velleitäten laufen zu jeder Zeit mit unter, ohne daß sie uns zu sehr aufregen, und daß ein falscher Prophet wirklich auf den Schild gehoben werde, ist bei der allgemeinen gegenseitigen Mißgunst nicht zu fürchten. Das dagegen ist richtig, daß [sich] die deutsche Litteratur oder Poesie, wie sie sich in dem jetzigen Streberium darstellt, die alberner und unfähiger herausgestellt und benommen hat und noch benimmt nach dem großen Krieg, als man je hatte ahnen können. Das Beste ist noch die instinktive Freude an der germanischen Jugendzeit, an den Nibelungen rc. und so auch die Freytagsche Darstellung dieser Sehnsucht nach dem Anfang; während das, was jetzt geschehen ist, nur Stoff für die Mythenbildung ferner Zukunft sein kann. Die Gestalten der Führer, der ungeheure Heerzug, die Belagerung von Paris, die dantesk kämpfende und brennende Kommune innerhalb des eisernen Rings der zuschauenden Germanen mit dem weißbärtigen neuen Kaiser: alles das ist mit dem wirklichen und lebhaften Geschehen so fix und fertig für die Vorstellungskraft, daß für jetzt nichts daran herumzudichten ist. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß auch sonst die Litteraten und Poeten soviel hinter den Soldaten zurückstehen würden an Tüchtigkeit und Intelligenz, wie jetzt geschieht (vide unter anderem die Geschichte mit einem deutschen Dichtertag, poëta laureatus u. s. w.)

[1]) Derselbe wandte sich gegen Julius Rodenberg, welcher der deutschen Litteratur seit 1870 eine neue klassische Zeit in Aussicht gestellt hatte

Die Novelle von Bret Harte in der „Neuen Freien Presse“, von der Sie mir geschrieben, hatte ich auch gelesen und mit Verwunderung gesehen, daß es die reine Pariser Sensationsromantik ist, mit interessanten Falschspielern, korrumpierten treulosen Schönheiten 2c. 2c. Immerhin ist es aber ein ganzer Kerl, der was kann, der aber die Neuheit des Stofflichen vergrößert, wo es sich um die Goldgräberatmosphäre handelt[1]).

Die Novelle von Theodor Storm[2]) habe ich nachgelesen und mich sehr daran erfreut, ebenso eine neue Novelle von ihm „Waldwinkel“ in der „Deutschen Rundschau“ von Julius Rodenberg. Letztere Novelle ist fein und köstlich und kontrastiert mit einer Geschichte Auerbachs im gleichen Heft wie natürliche Blumen zu gemachten.

Den 6. Dezember.

Schon wieder sind nur vier Wochen dazwischen gefahren wie ein Rauch: ich weiß kaum, wo sie geblieben sind. Seither ist endlich das vierte Bändchen hervorgekrochen, das Sie hoffentlich erhalten haben. Die letzte Geschichte hat ein dubioses Schicksal in Aussicht. Es sind konkrete hiesige Zustände darin, die jedermann in der Schweiz sogleich erkennt. Nun fragt sich's, ob der Eindruck nicht derjenige des

[1]) E. Kuh an G. Keller, 16. August 1874. „Gestern und vorgestern las ich in der ‚N. Freien Presse‘ eine Erzählung Bret Hartes, welche meine anfängliche Ablehnung dieses Autors rechtfertigt. Der Eindruck, der von seinen Sachen ausgeht, ist dem Gefühl vergleichbar, das ein in der Tasche fortglimmender Zündschwamm erweckt, welchen man noch rechtzeitig in der Tasche löscht.“

[2]) „Viola tricolor.“ Kuh teilte die obige Stelle am 6. Jan. 1875 Storm mit. Vgl. den Briefwechsel der beiden in Westermanns Monatsheften Oktober 1889 bis Januar 1890.

Tendenziösen sein wird, obgleich es mehr unrichtig als billig wäre. Ich hatte zuerst nur einen burlesken Festlumpen im Auge, der im nüchternen Leben nicht zu brauchen ist. Dann geriet ich durch eine Veränderung des Titels in eine etwas höhere Stimmungsschicht und endlich auf den Gedanken, die etwas schnurrpfeiferliche Sammlung doch mit einem ernsteren Kultur- und Gesellschaftsbilde abzuschließen.

Dasselbe wäre leicht zu einem selbständigen einbändigen Roman auszuspinnen gewesen. Nun fragt sich's, ob man diese Ausführung nicht entbehrt und die Novellenkürze hier nicht schädlich ist.

Wenn Sie mir nicht Böses mit Bösem vergelten wollen, so schreiben Sie mir rasch, wie Sie darüber denken. Ich habe noch kein Wort gehört, denn hier in Zürich spricht man nur über das Stoffliche[1]).

Meine Faulheit, von der Sie nachsichtig schrieben, ist

[1]) Emil Kuh an Gottfried Keller, 12 Dezember 1874 „An der Erzählung ‚Das verlorene Lachen‘ hätte ich nur das eine auszusetzen, daß die zweite Hälfte nicht in dem Maße anekdotisch verkörpert ist, wie die erste Dies rührt, wenn ich mich nicht täusche, daher, daß das spätere Verhältnis zwischen Jucundus und Justine zu wenig isoliert, zu wenig intim gefärbt worden ist. Der sich trübende Verkehr der beiden wird überwiegend durch die Darstellung der sie umgebenden Zustände motiviert Das Sittenbildliche verschattet ein bißchen das Psychologische, ein paar Zweige des Nußbaums hätten abgeschnitten oder gestutzt werden und das Wohnfenster freier machen sollen Sie haben uns eben durch die Kraft der Äußerlichkeit, zu der es alles Innere bei Ihnen bringt, verwöhnt Am Schlusse der Novelle bringen Sie das Anekdotische wieder ein Diese Novelle ist zugleich die einzige der Sammlung, welche fragwürdig in die Zukunft hinausschaut Doch nicht aus dem Grunde, weil die Verkürzungen der Novelle anstatt der Ausbreitung der Romanform eingetreten, sondern weil der Charakterstoff der zwei Menschen nicht gänzlich aufgebraucht worden ist.“

eine ganz seltsame pathologische Arbeitsscheu in puncto litteris. Wenn ich daran bin, so kann ich große Stücke hintereinander wegarbeiten bei Tag und Nacht. Aber ich scheue mich oft wochen-, monate-, jahrelang, den angefangenen Bogen aus seinem Verstecke hervorzunehmen und auf den Tisch zu legen; es ist, als ob ich diese einfache erste Manipulation fürchtete, ärgere mich darüber und kann doch nicht anders. Währenddessen geht aber das Sinnen und Spintisieren immer fort, und indem ich Neues aushecke, kann ich genau am abgebrochenen Satz des Alten fortfahren, wenn das Papier nur erst glücklich wieder daliegt[1]).

Dramatisches[2]) kann ich Ihnen nichts mitteilen, da nur wenige Aufzeichnungen und einige zerstreute Szenen da sind. Diese Sache ist so beschaffen, daß sie mir zu wichtig ist, um so im voraus davon zu naschen und wieder aufzuhören. Ich habe das Gefühl, daß wenn man einmal angefangen und dabei Erfolg gefunden hat (d. h. natürlich wenn!), man dann rasch hintereinanderweg das machen soll, was man sich beschieden glaubt.

[1]) E. Kuh a. a. O.: „Ihre Bekenntnisse über das oft anhaltende Stocken und dann oft eilige Fließen des produktiven Stroms erinnerten mich an Hebbels Eigenart in dieser Beziehung. Auch er konnte ‚zuweilen monate-, jahrelang nicht vorwärts kommen mit einem Werke, wobei er einmal launig versicherte: ‚Aber Mosenthalsche Poesie will ich jederzeit diktieren!‘ Hingegen war bei ihm die produktive Stimmung eine wahre Springflut. Vor jeder Szene, die er dichtete, meistens im Spazierengehen, war er selbst auf das Nächste neugierig. Als er an den Nibelungen arbeitete, sagte er eines Nachmittags zu mir, ehe er mich verabschiedete: ‚Seit acht Tagen liegen Chrimhild und Brunhild einander in den Haaren. Ich bin begierig, was heut die Beester sagen werden!‘“

[2]) Um welches Kuh gebeten.

Ich bin jetzt fünfundfünfzig Jahr alt; in einem Jahr etwa denke ich mit dem Erzählungswesen abzuschließen und dann auf frischem Tisch das Drama vorzunehmen, wobei es einzig darauf ankommt, ob ich noch fünf bis acht Jahre fähig bleibe. Das Altern ist ja bei jedem verschieden. Ich habe den Aberglauben, daß jeder irgend einmal macht, was ihm zukommt, früh oder spät, wenn er nur leben bleibt. Kommt's nicht dazu, so ist's auch Wurst[1] Ich kann mir ein eigenes Arbeitsglück denken in einem Zustande, wo alle anderen Wirrnisse und Illusionen abgezogen sind und man mit innerer Wärme und Gemütsruhe zugleich allerlei hübsche Sachen zurechthämmert und den Leuten einen Spaß vormacht, ohne den Schlaf dabei zu verlieren und, was die Hauptsache ist, ohne zu riskieren, sich noch selbst zu überleben.

Inzwischen erlebt man freilich, daß einem dieser oder jener Stoff, den man sich aufgehoben hat, lustig von einem Andern aufgeschnappt wird. So hatte ich ein Trauerspiel nach einer ernsten klassischen Schweizererzählung des Jeremias Gotthelf in meinem Schädel fix und fertig gedacht, als Mosenthal seinen „Sonnwendhof" daraus machte. Ich ließ den Stoff still fallen, ohne daß ein Mensch darum wußte[1])

Ein Stoff, den ich alle zehn Jahre einmal beäugelte, bestand in folgendem: einer in hiesiger Gegend überlieferten Begebenheit, die übrigens auch schon gedruckt sein mag.

Ein Mann begräbt seine gute Frau, die er mißhandelt hat. Sie war aber scheintot und steigt daher, als der Totengräber in der Nacht das Grab wieder öffnet, um die

[1]) Vgl. auch Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften S. 163 f.

Leiche zu berauben, aus der Grube, nimmt die Laterne des fliehenden Totengräbers und geht nach Hause, wo sie die Glocke zieht Der Mann wacht auf, und, erst voll Schreck vor dem vermeintlichen Geist, dann voll Haß gegen die Wiedergekehrte, läßt er sie nicht ein, sondern verstößt sie in das Unwetter hinaus in ihrem Leichentuch, um sie umkommen zu lassen, und verschließt das Haus Da gerät sie dem in die Hände, der sie liebt und rettet u. s. w.

Dies Sujet war mir aber immer zu shakespearehaft und kolossal, doch zog es mich immer wieder an[1]). Vielleicht hätte ich es nach Hervorbringung anderer Stücke doch noch vorgenommen, wenn der gehörige Kredit und die nötige Unverschämtheit erreicht war. Nun hat Weilen seine „Dolores" hervorgebracht, und, wie ich lese, als ein rechter Pfuscher, indem er das Große des Motives lang vor den Beginn des Stückes verlegt

Indessen machen mir solche Verluste nicht den mindesten Verdruß, denn ich war zum Glück in meinem Leben nie ein Stoffjäger. Einen „Herzog Albrecht" resp. „Agnes Bernauerin" hatte ich in den fünfziger Jahren in Berlin ausgedacht, als Hebbel und Melchior Meyr miteinander zumal darüberher geraten Ich hätte das blühende Leben und das mörderische Eingreifen in die Exposition verlegt und dann das tragische Wüten des Sohnes gegen den Vater zum Hauptinhalt des Trauerspiels gemacht

[1]) Das kleine Schema „Die Provençalin" ist gedruckt a Bd 2, 609 f Emil Kuh schrieb am 10. Dezember 1874 „Das mir mitgeteilte, von Herrn Josef Weilen schmählich verpfuschte Sujet hängt mit Fäden der Volksüberlieferung bei Romanen wie Germanen zusammen, was Sie wahrnehmen werden, wenn Sie Uhlands Abhandlung über ‚Die Toten von Lustnau' lesen "

Der Hauptstock meiner dramatischen Projekte ist durch solche Vorkommnisse noch nicht berührt, da sie alle so recht aus meinem Eigenen gewachsen sind, Dinge, auf die jeder nur selbst und allein verfallen kann

Ihre Auffassung des „Grünen Heinrich“ liegt mir auch nicht recht; es ist eine sehr einfache, fast drollige Sache, die ich Ihnen ein andermal beschreiben will, um jetzt nicht allzuviel über mich selbst zu schreiben

Was Sie von den freundlichen Worten Glasers[1]) mir schreiben, hat mich gefreut; ich kam aber zu keinen Besuchen in Wien; auch war in jenen heißen Julitagen alles ausgeflogen. Ich habe von Ihrer Beschreibung des Wiener Wesens einiges bestätigt gefunden. Das Lustigste ist, daß sie sich für gemütlicher halten als die Berliner. Jetzt sind sie's wenigstens nicht mehr.

Über Ihre Lyrika schreibe ich Ihnen ein nächstes Mal und über lyrische jetzt im Schwung gehende Umtriebe auch, die eine Beräffelung verdienten.

Haben Sie von Hartmann „Die Selbstzersetzung des Christentums“ gelesen? Wenn Sie's nicht zur Hand haben und lesen möchten, so schick ich's unter Kreuzband. Er be-

[1]) E. Kuh an G. Keller, 31 Juli 1874 „Glaser (der Justizminister), den Sie wahrscheinlich nicht aufgesucht haben, schrieb mir vor acht Tagen Nachstehendes — ‚Wenn Gottfried Keller kommt wird er uns gewiß herzlich willkommen sein Einen Teil seiner neuesten Sachen, fast alles, was kürzlich im dritten Bande der ‚Leute von Seldwyla‘ erschien, insbesondere aber die Erzählung ‚Dietegen‘, die meines Wissens noch nicht gedruckt ist, habe ich schon im Manuskripte durch Exner kennen gelernt, der früher Professor der Rechte in Zürich war und dort sich mit Keller nahe befreundete ‚Dietegen‘ namentlich ist in der wunderbaren Art, wie die Linie, noch so gewunden, in sich selbst zurückkehrt, allerliebst‘.“

gräbt das Christentum mit einer ganz lustigen Kritik des liberalen Protestantismus und predigt dann eine Religion der Zukunft, die aus einer Mischung des morgenländischen Pantheismus und des abendländischen Monotheismus eine Weltreligion als Panmonotheismus sein werde.

Hier erklimmt der pessimistische Faiseur den höchsten Gipfel. Wahrscheinlich wird er suchen als Küster der neuen Kirche angestellt zu werden.

Empfangen Sie meine besten Grüße und empfehlen Sie mich den Ihrigen[1]).

190. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 30. November 1874.

Lieber Exner! Ihr peruginisches Briefchen[2]) ist soeben aus seinem Verstecke ans Licht hervorgekrochen und bis auf meine Schreibunterlage gelangt, und so will ich die Mahnung gleich erledigen — —

Ihre Landschaft ist in guten Händen, Sie bekommen sie sicher. Zunächst freilich muß ich für mich selbst was machen, um meine künftige Wohnung etwas tapezieren zu können.

Ich habe nämlich eine solche auf dem „oberen Bürgli" gemietet, auf dem Hügel über der Bürglitrasse, wo ich nach allen vier Himmelsgegenden hinsehe und famose Bewegung haben werde, um aufs Büreau zu kommen. Neulich habe ich Ihnen die neuen Seldwyla-Bändchen geschickt. Die letzte Erzählung fängt bei der hiesigen Reformpfaffheit

[1]) Die Unterschrift ist abgeschnitten.

[2]) Exners Brief aus Perugia vom 8. Okt 1874.

eben an zu wirken; ich weiß noch nicht, ob es Topfwürfe oder Giftpfeilchen geben wird, wahrscheinlich beides. Schreiben Sie mir doch, ob man auswärts für den Gegenstand Sinn und Verständnis hat, oder ob er zu abseitlich liegt. — —

Von Herrn Professor extraord Sigmund habe ich heute auch in der Zeitung gelesen, nun wird Herr Serafin folgen.

Die Frischlinge[1]) haben mir aus Triest telegraphiert, wahrscheinlich von der Bora angestachelt, die sie passiert hatten. Wenn sie nach Haus kommen, oder schon da sind, laß' ich sie grüßen. Ebenso den Herrn Hofrat Mozart.

Ist Herr Karl, der Kuriose, eigentlich jetzt in Wien oder noch in Krakau oder wie es heißt[2])? Auch der Frau von X empfehle ich mich, wenn sie nicht noch in ihrem „alten Turme steht des Helden edler Geist, der wie das Schiff vorüber geht, es wohl zu fahren heißt!"

Und sonst grüß' ich alle samt und sonders, die gegrüßt sein mögen. Euer

G. Keller.

191. An Hermann Hettner in Dresden.

Zürich, 31. Januar 1875.

Lieber Freund! Meine Schnurrpfeifereien haben wenigstens das schöne Verdienst, daß sie Dir wieder einmal ein Lebenszeichen entlockt haben, was mir zur großen Freude gereichte. Deine Lobsprüche konnten mich fast eitel machen, was mir sonst mit den Jahren vergangen ist. In Wahrheit aber hat es mir gut gethan, daß Du die letzte Ge-

[1]) Professor A. von Frisch und Frau Marie.

[2]) Troppau.

schichte vom „Verlornen Lachen" mir aufrecht hältst[1]). Vischer in Stuttgart scheint sie laut einem hieher geschriebenen Briefe für tendenziös und zu lokal zu halten. Hienach dürfte man sich aber durch kein Concretum mehr anregen lassen und keine Saite berühren, die eben tönt. Das ist zu abstrakt schulmäßig. Ich glaubte im Gegenteil einen Konflikt aufgreifen zu dürfen, wie er unter den scheinbar freisten Verhältnissen und bei gebildeten Zuständen zwischen Mann und Frau heute entstehen kann, und damit ein Novellenmotiv zu haben. Hier in Zürich, wo die Schule der Immanenztheologie in Blüte steht und großen Zulauf hat, ist allerdings das vierte Bändchen mit roh stofflichem Interesse verschlungen worden und machte viel Redens. Man gab mir sogar zu verstehen, ich treibe mit dergleichen nur das Volk den Orthodoxen in die Hände u. s. f.; über das Poetische oder Litterarische aber hörte ich kein Wort. Ein Korrespondenzfreund, der sich mir mit großer Freundlichkeit par distance zugesellt hat und Aufsätze schreibt, der Wiener Emil Kuh, hat mit einem langen Artikel gerade auf diese Geschichte noch gewartet und sagte dann doch nichts über dieselbe, angeblich wegen Raummangel; und so wurde ich unbehaglich, weil es eben die letzte Arbeit war und ich denken konnte, es scheine doch nicht mehr zu gehen und ich sei in den Altersdusel hineingeraten. Deshalb hat mich Dein günstiges

[1]) Hettner an Keller, 24. Dez. 1874: „Was mich an diesen Novellen so tief erfreut, das ist der entzückend frische Naturton. Man kann über einzelne Motive rechten, immer aber haben wir es mit dem echten Poeten von Gottes Gnaden zu thun. Was ist das für ein wunderbares, seltenes Zusammentreffen von reinster Herzenszartheit, von erschütternder Tragik und schalkhaftem Humor! ‚Das verlorne Lachen' gehört zum Gewaltigsten, was ich an Novellenpoesie kenne."

Wort aufgekratzt und ein wenig ermuntert. Ich habe jetzt noch zwei novellistische Pensa abzustoßen, dann höre ich mit der Erzählerei auf und hoffe auf meine dramatischen Velleitäten von ehemals zurückzukommen. Ein kurioses Experiment, die Konzeptionen des Dreißigers als Fünfziger auszuführen, nachdem die Lebenstrübe sich gesetzt hat! Nun, vielleicht kann auch das einmal vorkommen!

Ich habe oft und viel von Dir und über Dich gelesen; meine Schritte werde ich wohl bald einmal wieder nördlich lenken, da ich seit ein paar Jahren angefangen habe, im Sommer Urlaub zu nehmen. Letzten Sommer war ich in Wien und München, wo ich den alten Bernhard Fries sah. Er hatte einige köstliche kleine Landschaften fertig, ganz köstlich und meisterhaft gemalt, wie Kabinettsbildchen.

Zu Deinen Goethe- und Schillerbänden[1]) wünsche ich Glück und nicht zu viel Änderungen; denn das Werk steht doch in seinem ganzen Gusse einzigartig da. Leider habe ich die Bände noch nicht wieder zur Hand nehmen können, da sie ein Verreister abgefaßt hat, werde sie aber nächstens bekommen und etwas hineinsehen. Aber ich glaube nicht, daß ich mehreres daran anders wünschen oder besser wissen werde. — Das italienische Renaissancewerk wäre freilich ein recht glückliches und stattliches Gegen- oder Nebenwerk zu Deinem achtzehnten Jahrhundert, und solltest Du daher frisch hineinspringen. Zum Teufel! sollen wir so freiwillig abdizieren? Im Gegenteil, das Wagen und Mühen erhält jung; nur muß man sich dabei nicht abquälen oder quälen lassen[2])!

[1]) Ausgabe von 1876.

[2]) Letzter Brief Hettners an Keller vom 24. Dez. 1874: „Ich wandle in der Tretmühle eintöniger Arbeiten und Geschäfte. Oft ist

Ich bin in letzter Zeit mehrfach an das alte Heidelberg erinnert worden durch die Nachricht von Kapps[1]) Tod, dann durch den Feuerbachschen Nachlaß, den Karl Grün herausgegeben, in welchem die Briefe von Ludwig Feuerbach aus jener Zeit stehen. — —

Über Deine letzten Bände der Litteraturgeschichte habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich sie nicht mehr vom Verleger bekommen hatte, der mir die ersten geschickt hatte, und ich nicht wußte, ob es nicht etwa auf Deinen Befehl in irgend einer Anwandlung geschehen sei. — —

Für das April- und Mai-Heft der „Deutschen Rundschau" schustere ich jetzt eine kleine Novellengruppe zusammen; die gleiche Nummer soll die wieder aufgefundenen Briefe Schillers an den Herzog von Augustenburg bringen, die Max Müller in Oxford einleitet.

Dir und den Deinigen beste Wünsche darbringend grüße ich bis auf ein gutes Wiedersehen, das übrigens auch wieder einmal in der Schweiz stattfinden dürfte, in alter Gesinnung

Dein

G. Keller.

192. An Marie von Frisch geb. Exner in Wien.

Zürich, 11. März 1875.

Verehrteste Frau Professor! Noch immer bin ich Ihnen meinen Dank schuldig für das hübsche Christkindchen, das Sie mir letztmalig geschickt haben; es ist aber doch nicht

mir, als käme ich vor lauter Lernen und Lehren nicht mehr zum eigenen Denken und Schaffen. Es beschäftigt mich eine Bildungsgeschichte des italienischen Renaissancezeitalters. Aber ich habe den Mut nicht mehr zu so kühnem Wagen."

[1]) S. o. Bd. 1, 329 ff.

ganz so zart und duftig wie das meinige, das ich Ihnen gesandt; man sieht noch viel zu viel davon.

Immerhin nähern sich unsere Gedanken einer immer größeren Sympathie und Übereinstimmung.

Ich möchte aber ein bißchen wissen, wie es Ihnen und dem Herrn Ehegemachel geht; schreiben Sie mir wieder einmal ein bißel! Wie hat sich das neue Haus diesen Winter geheizt mit den romantischen Öfen? Besonders des Professor Adolfs Parterrestube? Ich hoffe, er hat die Zehen halb abgefroren, warum schreibt er mir nicht; und es wächst doch seine Landschaft in meiner Vorstellung zu immer größerer Idealität heran. Es wird ein wahrer Preller werden, wo nicht ein Rottmann!

Auch habe ich neulich ein famoses ingeniöses Schlafsofa gesehen und werde mir ein solches herstellen, damit ich es für Leute seiner Art in meiner Studierstube auf dem „Bürgli" aufstellen kann, wenn Sie, wie zu hoffen steht, zuweilen nach Zürich kommen. Die Sorrentinerin soll für seine Atzung gehörig gedrillt werden, und am Wege liegt eine herrliche Konditorei mit den schönsten Kuchen. Ich werde ihm dort einen Kredit eröffnen. Morgen Abend muß ich wieder einen Professor wegfressen helfen, B., im Hotel Bellevue, der alle Reden selbst besorgen wird.

Im Herbst habe ich Biermer[1]) weggeschluckert mit Rheinwein und Champagner und war richtig wieder der letzte auf dem Platz. Morgen aber werde ich mich sehr gemessen und zugeknöpft halten. Wer hat Ihnen denn weiß gemacht, daß

[1]) Prof. Anton Biermer (1827—1892) war seit 1865 Direktor der medizinischen Klinik in Zürich gewesen; er war im Herbst 1874 nach Breslau übergesiedelt.

D. und ich zu Ostern nach Wien kamen? Er geht nach Haus zur Mamma und ich muß umzügeln. Ich durchlaufe jetzt schon alle Tage meine alten Siebensachen, Briefe, Bücher, Schund unglaublich.

A propos. Können Sie mir nicht schreiben, wie Ihre schwarzen Bilderrahmen gemacht sind, damit ich mir hier solche machen lassen kann? Nämlich, ob sie von hartem Holze und schwarz gebeizt oder abpoliert, oder ob sie von weichem Holze (Tannenholz) und nur schwarz angestrichen und lackiert seien? Der Herr Professor Frisch kann gewiß ein bißchen nachfragen. — — — — —

Im Jahre 1876 komm' ich wieder nach Wien, denn mich dürstet nach den dortigen guten Suppen. Aber freilich, wenn's so fortgeht mit Euern Krachereien, so werden sie allmählig auch dünner werden, bis sie eine richtige Schweizerbouillon vorstellen.

Ich freu' mich jetzt schon darauf, dem Adolf seine Aprikosen zu stibitzen, dutzendweise, und ihm die Kerne vor die Fenster zu legen. Ich werde noch Kerne auf den Straßen zusammensuchen und sie hinlegen, daß er glaubt, ich habe ihm noch viel mehr gefressen, als er gehabt hat u. s. w. Kurz, ich werde ihn auf jede Weise ärgern, weil er nicht schreibt. Tausend Grüße u. s. f.

Ihr G. Keller.

193. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 18 Mai 1875.

Sie haben mir mit Ihrem Artikel über den schreckhaften Sch.[1]) eine goldene Brücke gebaut, um aus der Wüste meines

[1]) „Eine Litteraturgeschichte aus dem Handgelenk" in der Beilage zur „Allg. Zeitg." 1875 Nr 114 f.

Schweigens wieder auf das Verkehrssträßlein gelangen zu können; denn, wenn ich auch jetzt wieder in Verstocktheit verharrte, so müßte ich mich als völliger Sandsack erweisen. Empfangen Sie meinen besten Dank für die rüstige Beihülfe, welche Sie unter anderen auch mir gegen die schnöde Behandlung eines Schulfuchsen zu teil werden ließen[1])! Denn wenn ich auch kein Widerbeller gegen Kritik und kein Reklamenschmachtlappen bin, so ist doch speziell diese Art von Mißhandlung durch unberufene Stundengeber unteren Ranges, welche die Poesie nichts angeht, in Schulbüchern und vor den Ohren der Jugend, in Familien weiß Gott welcher weit oder nah gelegener Gegenden, höchst ärgerlich. Ebenso sei Ihnen für die unverblümte Abwandlung des verblichenen Litteratur-Negers Heinrich Kurz gedankt, der sich an Mörike versündigt[2]).

Ihre Besprechung der „Leute von Seldwyla" in der „Wiener Abendpost"[3]), für deren Zusendung ich schönstens danke, hat mich sehr gefreut. So sehr ich auch alle Vernunftgründe gegen das Einstreichen und Verschlucken starker Lobpassagen und Vergleichungssüßigkeiten aufbiete bei solchen Anläßen, so kann man doch nicht hindern, daß dergleichen

[1]) E. Kuh schreibt in dem angeführten Aufsatz „Auch Gottfried Keller ist ihm (Sch), wiewohl er ihm den ‚echten Dichter' nicht abstreitet, ‚nicht selten in unerfreulicher Weise unbegreiflich'. Er erscheine ihm oft in der kleinen Erzählung als Dichter, in der Schilderung der Wirklichkeit, ‚der Kinderwelt des Gemütslebens'; hingegen kranke nach seiner Ansicht Kellers Roman ‚Der grüne Heinrich' an einer Tendenz, die aber nicht klar werde ‚Also wieder ein Held, der nicht weiß, was er will, gezeichnet von einem Dichter, der etwas will, aber nicht recht weiß, was'."

[2]) Durch das thörichte Urteil in der Litteraturgesch 4, 158 f

[3]) Vom 28. Dez 1874.

unverzehens in den Magen gelangt und ihn verdirbt. Aber mit der letzten Novelle[1]) haben Sie mich verräterisch im Stiche gelassen wie Vischer, der sie, wie ich hörte, zu tendenziös und lokalisiert gefunden hat; und hatte ich gerade geglaubt, ein allgemein wahres Gesellschaftsbild der Gegenwart auszuhecken und nach den Absonderlichkeiten etwas Wohlgezogenes zu liefern.

Denken Sie, daß ich Vischer noch nicht über seinen großen Aufsatz geschrieben habe und daher nichts Direktes von ihm weiß, aus lauter Faulheit. Ein Brief ist seit vier Monaten angefangen.

Wie steht's jetzt mit Storm? Ich habe in Ihrem Aufsatz über ihn nichts gefunden, von dem ich begreifen könnte, daß es ihn beleidigt[2]). Aber freilich, solche stille Goldschmiede und silberne Filigranarbeiter haben manchmal schlimmere Rücken als man glaubt.

Seit vier Wochen habe ich die Wohnung gewechselt und bin jetzt auf einem hübschen Höhepunkt bei Zürich. Erst vorgestern packte ich meine Bücher wieder aus und fand da, was? Drei Erzählungen von einem gewissen Emil Kuh aus dem Jahr 1857, die ich seiner Zeit, vom Buchhändler zugeschickt, gelesen und behalten hatte, ohne, seit ich mit Ihnen verkehre, noch etwas davon gewußt zu haben. Ich habe sie gleich wieder gelesen und gefunden, daß ich sie wahrscheinlich wegen der jugendlichen Stillosigkeit vergessen habe; denn es ist stofflich und poetisch sonst alles in Ordnung, abgesehen

[1]) „Das verlorene Lachen", über welche Novelle E. Kuhs Besprechung hinwegging.

[2]) Kuhs Urteil über Storms Lyrik in der „Wiener Abendpost" 1874 (Nov.) S. 2068 ff. Vgl. im Briefwechsel Storm-Kuh die Briefe Nr 28 ff.

vom Zigeuner- und Magyarenwesen, an dem sich alle Wiener versuchen müssen. Laßt die Bestien doch einmal zum Teufel laufen! Auch ein weiser Rat nach bald zwanzig Jahren!

Eine rechte Menschenstudie könnte man jetzt an den vier Bänden Briefwechsels zwischen Rahel und Varnhagen machen, die vor einiger Zeit herausgekommen sind aus dem bekannten Nachlaßtorfmoor. Haben Sie dieselben gesehen? Sie sind an Interesse dieser Art von erstem Rang. Wie Sonnenschein leuchtet's und blitzt es in das verjährte Verhältnis hinein. Sie die absolute Natur, Wahrheit, Selbstlosigkeit, Genialität, der absolute Lärm, die absolute Stille, das Meer, die Bescheidenheit, das göttliche Selbstgefühl x. x. und zugleich die fortwährende Pose, Selbstbeschreibung, Selbstverzehrung, Beschwörungssucht, Überredungslist, höchste Naivetät des Selbstlobes x. bis ins grob Körperliche hinunter! Er immer der Varnhagen. Dann aber eine Menge unschätzbarer faktischer Sachen, eine Begegnung mit Goethe z. B., welche gar zu charakteristisch ist, aber keineswegs zu ihren Gunsten. Es sollte einer einmal diesen Gegenstand mit der nötigen Pietät, aber auch mit Ungeniertheit abschließlich behandeln, so lange noch die Tradition des Verständnisses für jene Zeit und jene Berliner da ist.

Wollen Sie die Bände zugeschickt haben? Wollen Sie auch das Hartmannsche Buch vom zersetzten Christentum noch, von dem jetzt freilich eine zweite ergänzte Auflage erschienen ist.

Für heute will ich diese Zufallsschwätzerei schließen, — sonst geht der Brief wiederum nicht ab — und bald über anderes, das noch rückständig, weiter schreiben. Ihr

G. Keller.

194. An Ferdinand Weibert, Goeschensche Buchhandlung, Stuttgart.

Zürich, 20 Mai 1875.

Hochgeehrter Herr! Rodenberg ist noch nicht im Besitz der neuen Novellen. (Es handelt sich um ein Konvolut kleiner Geschichten, die aneinander hängen und zwei Nummern der „Rundschau" in Anspruch nehmen.) Ich hoffe aber, daß sie bis zum Herbst erschienen sein können, so daß sie, mit dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" vereinigt, spätestens nach Neujahr als Buch kommen können. Da alle diese Geschichten in Zürich spielen und auf wirklichen Personen und Geschehnissen beruhen vom dreizehnten bis neunzehnten Jahrhundert, so habe ich vor, sie „Zürcher Novellen" zu taufen, insofern das nicht unpraktisch ist, da vielleicht eine solche Spezial- oder Lokalbezeichnung für weitere Kreise zu wenig Interesse weckt.

Wenn Ihnen eine neue Auflage oder Ausgabe der „Leute von Seldwyla" möglich würde, so würde mir das allerdings ein Zeichen sein, daß sich die Erfolgseite meiner Schreiberei langsam anfängt zu drehen[1]). Wenn ich auch kein Geldvielschreiber geworden bin und dessen mich nur freuen kann, da es mit mir jetzt, wie mit anderen, schon

[1]) Freiligrath hatte über den vierten Band der „Leute von Seldwyla" an Weibert u a folgendes geschrieben „Keller hat sein langes Zaudern wirklich reichlich gut gemacht durch den herrlichen Inhalt des Buches Besonders ‚Dietegen' ist eine wahre Perle Es wird einem wohl dabei in Lust und Weh Es ist wunderbar, wie Keller die Herzen zu ergreifen versteht, wie er mit den einfachsten und schlichtesten Mitteln die höchsten Erfolge erzielt"

vorbei wäre, so hätte doch ich jetzt gerade noch einige gute Jahre vor mir, um noch was Ordentliches zusammenzubrauen, wenn ich durch das Resultat selbst zu größerer Unabhängigkeit in der Verwendung meiner Zeit gelangen würde.

Wegen einer Separatausgabe von „Romeo und Julie“ will ich die Entscheidung ganz Ihnen überlassen. Auf der einen Seite ist zu befürchten, daß manche ihr Gelüste oder die Neugier ihrer Angehörigen mit dem Ankauf des kleinen Buches befriedigen, zumal diese Erzählung von großen Hausen als eine Art Stichwort und Rosine herausgeklaubt worden ist; auf der andern Seite aber kann eine solche Separatausgabe wiederum als Plänkler im allgemeinen günstig wirken (wenn wir einmal als Spekulanten und Käsehändler uns ausdrücken wollen).

Wie steht's jetzt auch mit den neuen Gedichten Herweghs? Da er tot ist, so kann er sie doch wohl nicht mehr zurückhalten, und die Frau Herwegh hat gewiß ein Interesse, sie herauszugeben[1]). Freilich, wenn neben der unzeitgemäßen Polemik gegen Deutschland und seine Führer nicht ein gewisser Stock rein poetischer Sachen da ist, welche das Bittere versüßen, so könnte die Aufnahme unerfreulich ausfallen.

Es nimmt mich wunder, ob Rodenberg die von Ihnen

---

[1]) F. Weibert an Keller, 25 Mai 1875: „Herweghs Nachlaß soll jetzt erscheinen, wie ich aus zweiter Hand erfahre. Von Frau Herwegh ist mir noch keine Nachricht geworden, und das ist wohl erklärlich. Es ist ohne Zweifel, daß sich darunter vieles findet, das ich nicht verlegen könnte, ohne der strengsten gerichtlichen Verfolgung ausgesetzt zu sein!“ Der Nachlaßband erschien dann in Zürich 1877.

erwähnte Besprechung von Kreyßig machen läßt, der die Litteratur in seiner „Rundschau“ besorgt, das wäre mir nicht gerade lieb, da er mich anderweitig schon sehr schnöd behandelt hat[1]).

Ihr hochachtungsvoll ergebener

G. Keller.

195. An Julius Rodenberg in Berlin[2]).

Zürich, 31. Mai 1875.

Hochverehrter Herr! Ich komme in zwei Dingen, erstens Ihnen zu sagen, daß die besprochene Sendung trotz des eingetretenen Stillstandes — mein habitueller Unstern — keineswegs ungesendet bleiben wird[3]), sondern jedenfalls noch in der besseren Jahrzeit vom Stapel laufen soll. Nur gebe ich nichts mehr aus den Händen, bis das Punktum gemacht ist. Dann geben Sie mir vielleicht einen guten Rat. Die drei bis vier Geschichtchen oder Novellchen spielen in Zürich; es sind Thatsächlich- und Persönlichkeiten aus dem dreizehnten, vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert, mit der Rahmennovelle aus dem neunzehnten. Würde der Titel „Züricher Novellen“ Ihnen, namentlich auch für Ihre Zeitschrift, zu abgelegen, zu wenig versprechend und klingend

[1]) S. o. Bd. 2, 49.

[2]) Dieser Brief, der nebst einigen andern an Julius Rodenberg gerichteten, sowie dem Manuskript des „Martin Salander“ dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar gehört, ist mir von Herrn Dr. Julius Wahle in Weimar freundlichst mitgeteilt worden.

[3]) G. Keller hatte im Dezember 1874 versprochen, für Rodenbergs „Deutsche Rundschau“ eine kleine Novellengruppe spätestens bis zum März 1875 beendigen zu wollen. Die Veröffentlichung konnte jedoch erst vom November 1876 bis April 1877 stattfinden.

oder überhaupt nicht konvenabel sein? Ich kann mir ganz gut denken, daß mir z. B. ein Titel „Frankfurter" oder „Stuttgarter Novellen" wenig interessant vorkommen würde.

Die einzelnen oder Unter-Titel lauten: „Herr Jaques" (Rahmen, neunzehntes Jahrhundert), „Hadloub" (dreizehntes Jahrhundert), „Der Narr auf Manegg" (vierzehntes), „Der Landvogt von Greifensee" (achtzehntes).

Wenn Sie gerade einmal eine übrige Minute haben, so sagen Sie mir vielleicht ein paar Worte über die nicht allzu brennende Frage. Inzwischen entschuldigen Sie möglichst die Säumnis!

Gebe der Himmel, daß die Sachen nicht zu früh oder zu spät kommen; man ist jetzt keinen Augenblick mehr sicher, ob man nicht ein alter Simpel wird!

Ihr hochachtungsvoll ergebener

G. Keller.

196. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 9. Juni 1875.

Ich danke Ihnen schönstens für den baldigen reichlichen Brief. Für jetzt will ich Ihnen nur die Briefwechselbände Rahel-Varnhagen zuschicken, eh' Sie verreisen. Es sind seither noch zwei dazugekommen. Diese Briefe sind eine Fundgrube von Geist und Geistesaufwand und sonst allerhand Interessantem. Die darin wuchernde Eitelkeit, Urteilbarkeit der Menschen in allen Nüancen, steckt auch meine Eitelkeit an, daß ich die einbildnerische Phrase nicht unterdrücken kann: erst jetzt weiß ich recht, was mir bei den Reden der Züs Bünzlin in den „Gerechten Kammmachern", namentlich bei

dem Abschied auf der Höhe, für ein Ideal vorgeschwebt hat. Ich hatte beim Schreiben auch hochfliehende Weiber im Auge, glaubte aber nicht, daß es so hoch hinausginge. So ein unausgesetztes gegenseitiges Sichanrühmen findet man nicht sobald zusammengedrängt wie in diesen Bänden.

Die Szene mit Goethe ist freilich diejenige, welche Sie meinen, aber nur der Abschluß einer langen ärgerlich-peinlichen Erwartung des Besuches¹). Rahel war immer von der Frage ihrer Ebenbürtigkeit mit Goethe geplagt und von Varnhagen, der doch die Spezialschätzungskraft gegenüber Goethe auch glaubte gepachtet zu haben, aufgestachelt, sie solle sich nichts vergeben u. s. w.

Ihren Aufsatz über die Rahel möchte ich gerne lesen; ist er in einem Sammelbuch schon, oder kommt er in einem solchen?

Was die vorliegenden sechs Bände betrifft, so habe ich

¹) Emil Kuh an Gottf. Keller, 27 Mai 1875: „Ich jauchzte, indem ich Ihre zehn Ausrufungszeilen über die Rahel las, womit Sie dieses außerordentliche Wesen charakterisiert haben. Die eben erschienenen vier Bände Briefwechsel kenne ich nicht .. Ich schrieb einst einen größeren Aufsatz über die Rahel und möchte gar zu gerne einmal ein Bild derselben entwerfen. Besteht das Zusammentreffen mit Goethe, wovon Sie sprachen, nicht darin, daß er zu früher Stunde, wo sie [die Rahel] noch nicht Toilette gemacht hat, in Frankfurt sie besucht, daß sie rasch eine Mantille umwirft und in wenig anmutendem Negligee ihn empfängt, nur um Goethen nicht warten zu lassen, daß sie aber, nachdem er wieder fortgegangen, sich nachträglich schmückt, um gleichsam vor sich selbst den unholden Eindruck zu verwischen, den sie, wie sie empfindet, auf den großen Menschen geübt haben muß? Der merkwürdige Brief, der dieses Zusammentreffen schildert, ist in dem ‚Buch des Andenkens‘ enthalten und hat sich mir unauslöschbar eingeprägt.“ Vgl. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel 4, 325 ff.

kaum recht hineingeguckt, da ich jetzt nicht Zeit habe, soviel über einen einzigen Gegenstand durchzulesen.

Ich lege dankbar auch das Schriftchen über Charles Lamb bei, welches mich sehr interessiert hat[1]). Ich habe eine Vorliebe für solche wohl ausgearbeitete Produkte und Einzelwerkchen gebildeten Privatlebens, welche an Halt und Gehalt viele professionsmäßige Handelsartikel übertreffen.

Nächstens schreibe ich Ihnen einen ausführlicheren Brief.

Da ich diesen Sommer in meiner Wohnung mitten in frischer und leuchtender Natur sitze, so habe ich vor, keine längere Reise zu thun, sondern die Muße zum Arbeiten con amore zu benutzen, andere Vorsätze vorbehalten.

Ich wünsche glücklichen Aufenthalt im Süden. Ihr allerbestens grüßender

Gottfr. Keller.

Lassen Sie sich durch den Tenor des Obigen Ihre Freude nicht verderben, wenn Sie ein großer Rahelverehrer sind! Es ist gewiß Positives genug in den sechs Bänden.

197. An Ferdinand Weibert, Goeschensche Buchhandlung, Stuttgart.

Zürich, 27. Juni 1875.

Hochgeehrter Herr! Ihre Mitteilungen wegen Erwerb und neuer Ausgabe des „Grünen Heinrich" kommt mir teils erfreulich überraschend, teils nicht ganz bequem[2]).

[1]) Von Hofrat Marschall in Weimar. (Nicht im Buchhandel.)

[2]) F. Weibert an G. Keller, 21. Juni 1875. „Ich kann Ihnen heute mitteilen, daß es mir möglich ist, das Verlagsrecht und den Vorrat des ‚Grünen Heinrich' zu erwerben, und ich unterlasse nicht, bei Ihnen ganz ergebenst anzufragen, ob es in Ihren Wünschen liegt,

Ich habe vorgehabt, noch ein paar Jahre zuzuwarten, und inzwischen das Buch durchzusehen und mehr präsentabel zu machen. Es muß nämlich ein anderer Eingang und anderer Schluß gemacht und das Ganze in eine einheitliche Form gebracht werden. Einige langweilige Längen müssen entfernt und ein paar anstößige Stellen, welche dem Buch ohne alle Notwendigkeit und ohne allen ästhetischen Nutzen schaden, beseitigt werden. Soweit gekommen, beabsichtigte ich, die Sache selbst von Vieweg zurückzukaufen, da bis dahin auch die vorhandenen Exemplare noch mehr zusammengeschmolzen wären.

Von einem Verlagsrecht, welches über die erste Auflage hinaus dauerte, ist keine Rede, es wurde hierüber nichts stipuliert. Ich wußte seiner Zeit nicht einmal, wie viel Vieweg drucken wolle und erfuhr erst jahrelang nachher von ihm, daß er 1000 Exemplare gedruckt habe. Vor etwa sechs Jahren konnte man bei einem Sortimenter in Zürich einige Zeit lang plötzlich die vier Bände für fünf Franken kaufen, und alles lief hin, das Buch zu kaufen. Ich schrieb Vieweg, was das sei; wenn er den Rest der Auflage so weggeben wolle, so wünsche ich denselben selbst zu erwerben. Ich erhielt die Antwort, daß aus Versehen, d. h. ohne Wissen des Chefs, eine Partie nach Frankfurt antiquarisch verkauft worden sei, und daß es wieder aufhören werde.

---

daß ich mit Vieweg darüber abschließe. Vorrätig sind noch 115 [unvollständige] Exemplare. Kaufpreis 800 M." Weibert war wie Keller für Makulierung der alten Ausgabe und Herstellung einer neuen billigeren. Seine Unterhandlungen mit Vieweg führten indessen zu keinem Resultate, worauf dann der Dichter den Rest der Auflage selbst zurückkaufte.

Aus allem diesem scheint mir hervorzugehen, daß Vieweg ein übles Verfahren und einen üblen Willen gegen mich hegen, und daß ich Schwierigkeiten hätte, den Rest der fraglichen Auflage selbst zurückzukaufen; denn solange sie nur noch fünf Exemplare haben, können sie natürlich gegen jede neue Ausgabe ihr Veto einlegen. Insofern wäre es mir schon willkommen, wenn Sie den Handel vornehmen würden im Sinne der Einstampfung und sofortigen Veranstaltung einer neuen durchgesehenen und teilweise umgestalteten Ausgabe; denn es ist an dem Buche allerdings ein gewisser Fonds, der bei zweckmäßiger formeller Behandlung noch zur Geltung gelangen könnte. Nur muß ich Ihnen gestehen, daß ich die Sache so behandelt zu sehen wünschte, wie wenn ich die neue Ausgabe, sei es beim alten Verleger, sei es bei Ihnen, aus freier Hand veranstaltete, und daß also der an Vieweg auszuzahlende Betrag lediglich am Honorar abgezogen würde.

Ich bin ganz damit einverstanden, daß gleich mit einer wohlfeilen Ausgabe vorgegangen würde, erbäte mir aber gelegentlichen Aufschluß, wie sich bei einer solchen die ökonomischen Verhältnisse eigentlich gestalten? Besteht die Leistung des Schriftstellers nur darin, daß er eine verdoppelte oder verdreifachte x Auflage gestatten muß, oder wird gleichzeitig noch das Honorar vermindert?

Ich denke, dem Umfang nach könnte das Buch auf drei der jetzigen Bände reduziert werden, oder es würden, wenn man die vier Bände beibehalten will, dieselben bloß je 20 Bogen stark. Vielleicht thäte sogar auch ein neuer Titel gut.

Die Besprechung der „Leute von Seldwyla“ in der

„Deutschen Rundschau", schreibt mir Rodenberg, sei von Auerbach und komme im Juliheft.

Ob nach dem oben Mitgeteilten der Preis von 800 Mark für die einzustampfenden 115 Exemplare nicht zu hoch ist, will ich ganz Ihnen zu beurteilen überlassen. Will man auf die Sache eingehen, so wird es besser sein, sobald als möglich von Braunschweig damit wegzukommen.

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Gottfr. Keller.

198. An Emil Kuh in Recoaro.

Zürich, 28. Juni 1875.

Dieser Brief wird Sie wohl jetzt in Recoaro treffen[1]), wo ich Ihnen die erfolgreichste Kur anwünsche. Schändlicherweise habe ich in meinem letzten flüchtigen Schreiben nicht einmal Ihrer trüben Wintertage gedacht. Wir wollen hoffen, daß diese Krankheitsperiode sich nun bald bei Ihnen verzieht und Sie, wie dies in der Regel der Fall ist, älter und mit dem Alter gesünder werden, als wir andere Gesundheitskrüppel, die es mit Einemmal dahinrafft.

Zu dem Tode Ihres Bruders weiß ich Ihnen nicht viel Worte der Teilnahme zu machen, als daß ich den Gram von Ärgerlichkeit, der in solch jähem Unglück liegt, lebhaft mitempfinde[2]). Ohne aufdringlich zu sein, kann ich überdies anvertrauen, daß ich mich schon zweimal im Sommer an

[1]) Recoaro bei Vicenza, wohin sich Kuh im Juni zur Kur begeben hatte.

[2]) Ein Bruder Emil Kuhs war auf der Vogeljagd in dem Garten seiner Besitzung bei Venedig plötzlich verunglückt.

einer Kompagnie guter Wiener Freunde darüber geärgert habe, daß die Herren, sobald sie in die freie Natur kommen, immer die Flinte in der Hand haben müssen, um sich voll ihres Lebens zu freuen; und gewiß gibt's auch hier einmal ein Unglück. — —

Lorms Mut der Freundschaft gegenüber Oskar Blumenthal ist die reine Widerwurst[1]); denn dieser hat den armen kranken Mann vorher angedujelt; obgleich er, und vielleicht mit Recht, auch das große Nebelhorn des Pessimismus bläst, soweit seine Lungen reichen, ist ihm doch die ganz unchronologische lyrische Freundseligkeit und Bethulichkeit, die jetzt im Reiche grassiert, Bedürfnis mitzuempfinden. Es kommen am Ende doch wieder einmal ein paar Adler, weil die Sperlinge auch gar so heftig und ängstlich zwitschern, gerade wie vor hundert Jahren.

Reuter ist mir sehr wertvoll und lieb, er war eine reiche Individualität und hatte alles aus erster Hand der Natur[2]). Auch das Idiom stört mich an sich nicht, denn durch solche energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsch vor der zu raschen Verflachung bewahrt. Seine eigene Beschränktheit für den Dialekt kommt bei allen Dialektdichtern vor und ist, glaube ich, notwendig, weil nur dadurch sie zu Virtuosen darin werden. Es braucht einen Fanatismus, um der gemeinen Schriftsprache so den Rücken kehren und

[1]) Emil Kuh an G. Keller, 27. Mai 1875. „In einer der Nummern der ‚Wiener Abendpost' zeigte Hieronymus Lorm das Buch Oskar Blumenthals ‚Allerhand Ungezogenheiten' emphatisch an."

[2]) E. Kuh a. a. O.: „Sie haben mir noch nie über Fritz Reuter gesprochen. Ich, der ich freilich das Hauptwerk Reuters ‚Ut mine Stromtid' nicht kenne, teile nicht die allgemeine Bewunderung dieses Poeten."

seine Sache unverdrossen durchführen zu können. Langweilig ist freilich dabei das Geschwätz der Verehrer, als ob die Herrlichkeit ganz unübersetzbar wäre und durchaus nur in der Ursprache genossen werden müsse. Damit bewundern sie nur ihre eigene plattdeutsche Haussprache. Ich habe noch nicht eine Seite von Reuter gelesen, die man nicht ohne allen Verlust sofort und ohne Schwierigkeit hochdeutsch wiedergeben könnte. Allein zu solchen Äußerungen machen die Reuterphilister gerade so nutledige Gesichter, wie Philologen, wenn einer sagt, daß er den Homer nicht griechisch, sondern nur in Vossens Übersetzung lesen könne; und ist das doch noch etwas ganz anderes. In Zürich haben wir einen solchen Dialektvirtuosen[1], der hat den Robert Burns in den Zürcher Landdialekt übersetzt und behauptet, nur in diesem werde der schottische Dichter wieder genießbar.

Ich danke Ihnen auch für die Anekdoten.

Faust Pachler kenne ich leider gar nicht. Seine Expektoration über mich unwürdigen Sünder hat mich höchlich interessiert und auch amüsiert, denn sie ist durch und durch unwahr[2]. Ich mache meine Sachen nicht wie ein Holz-

[1] August Corrodi

[2] E. Kuh an G. Keller, 27. Mai 1875: Faust Pachler, ein sinniger feiner, aber ängstlicher, unter den österreichischen Beamtenverhältnissen verschüchterter Mensch, schrieb mir, einige Tage nachdem er meinen Aufsatz über Ihre Erzählungen gelesen, Nachstehendes: „— — — Keller mahnt mich an die Schweizer Holzschnitzereien in seinen sorgfältig überdachten und langsam ausgearbeiteten Werken. Es ist etwas von der Freiheit des Gefangenen darin, wenn ich paradox sein darf, ein so rechtschaffener idealer Mensch, so weltvergessen und weltunbedürftig, wie einer, der seine Zelle liebgewonnen hat und nicht mehr hinaus will. Er sieht nicht mehr Himmel, als sich von seinem hochgelegenen Fenster aus bietet, aber auf diesem kleinen Stückchen sieht er mehr als alle andern,

schnitzler mit langsamem Vorbedacht und sorgfältigem Fleiß, sondern schnell, wenn ich dazu komme; aber ich komme eben selten dazu u. s. w.

Wie durchaus schief und unwahr solche bildliche Definitionen sind (die ich mir selbst schon zu Schulden kommen ließ), hat auch Otto Ludwig in einer Stelle über mich bewiesen[1]. Ich hatte bald vor Jahr und Tag schon dieselbe für Sie abgeschrieben, mochte sie aber doch nicht abschicken. Beim Aufräumen neulich fiel sie mir in die Hände, und ich lege sie nun doch bei. Ludwig vergleicht mich hier mit den großen italienischen Koloristen, bei welchen man keine Zeichnung gewahren könne. Daß ich nicht zeichnen kann, ist sehr wohl möglich; unwahr aber, daß jene Italiener, weil sie viel Farbe hatten, es nicht gekonnt haben. Es ist so uneigentlich und unklug gesagt als möglich. Es kommt daher, weil die Uhrenmacherei des psychologischen Räderwerkes, der rasselnde und knarrende Mechanismus ihm so

und wie die Phantasie des Kindes aus dem Schachbrett sich eine Schaubühne, aus den Schachfiguren die Schauspieler einer Tragödie oder dgl. machen kann, so zaubert er sich und damit andern ein Fleckchen Himmel zum Weltall und glaubt an die Wirklichkeit seiner Träume — Er zeigt nur, was er sieht, nicht, was wirklich ist, und dadurch macht er selbst das Triviale poetisch und das individuell Persönliche zum allgemein Giltigen. Er gibt mehr als alle heutigen Novellisten den Schein für die Sache, und bei ihm verzehrt (nach Schiller) die Form den Stoff völlig. Er kann daher und soll auch nicht nachgeahmt werden. Nur ein Mensch wie er kann ein Dichter sein wie er, frei von jeder Schablone und eingeschnürt in die spanischen Stiefel der von ihm beliebten, ihm passenden und von ihm bewußtvoll ausgebildeten Manier. Daran, an Manier, grenzt er, aber ihm verzeiht man sie. Ihn unter die Dorfgeschichtenschreiber, die häßlichsten Realisten, die es gibt, zu werfen, ist geradezu ein ästhetisches Verbrechen."

[1]) S. o. Bd. 2, 73 f.

ungeheuer vorwiegend und wichtig war und er nicht wußte, daß das zu starke Hervortreten des Anatomen in einem Gemälde ein Abweg ist und zum Verzopfen der Kunst führt, wie bei Michel Angelo.

Ob meine Opuscula manieriert seien, weiß ich selbst noch nicht recht, fühle aber die Gefahr davon insofern, als ich schon darüber nachgedacht habe. Es liegt mein Stil in meinem persönlichen Wesen; ich fürchte immer, manieriert und anspruchsvoll zu werden, wenn ich den Mund voll nehme und passioniert werden wollte, wohlverstanden in der erzählenden Form, wo der Mann eben selbst spricht und in seinem Namen.

Wenn ich eine dramatische Stilübung vornehme, da tönt es ganz anders: da hört jener ruhige trockene Ton von selbst auf. Vielleicht wird aber gerade das erst recht manieriert aussehen.

Was das Stoffliche und das kleine Stückchen Himmel betrifft, welches ich durch ein kleines Fensterchen sehen soll, so verstehe ich Pachler nicht: vielleicht ist es der Bewohner der Großstadt, der aus ihm spricht, der glaubt, nur auf ihrem Pflaster und in ihren Salons sei eine redenswerte Welt.

Möchten Sie Ihr Hebbelwerk bald zu Ende führen können! Man wünscht etwas Größeres und Umfassenderes über Hebbel zu besitzen, und es ist auch notwendig, daß es mit Liebe und Pietät gemacht werde, was gerade Ihre Sache ist. Für den Fernerstehenden würden die harten Ecken und einige Ungeschicklichkeiten des Dichters zu Lieblosigkeiten verleiten.

In dieser Hinsicht ist doch Paul Heyse eine schöne und

liebenswürdige Erscheinung. Wie hingebend und interessant hat er in der Einleitung zu Hermann Kurzens Werken über diesen geschrieben, und wie ganz anders klingt es bei aller „mutigen Freundschaft“ als das bloß koteriemäßige Loben und Patronisieren!

Der edle Mörike ist nun auch gestorben. Ganz im Sinne seines Wesens und Schicksals habe ich die Nachricht nicht a tempo gleich zuerst erfahren oder gelesen, sondern erst im Verlaufe der Tage oder Wochen aus reproduzierenden entfernteren Zeitungen, weil diejenigen, die ich täglich lese, gar keine Notiz davon genommen hatten. Es war ganz die Situation, wie wenn man sagt: Ist der oder jener denn tot? Seit wann denn? und einem erwidert wird: „Wissen Sie das noch nicht? Schon seit vier Wochen!“ Herr Jesus! Es ist gewissermaßen wie beim Abscheiden eines stillen Zauberers im Gebirge, oder beim Verschwinden eines Hausgeistes, das man erst später inne wird.

Ich werde dies Jahr wohl zu Hause bleiben und arbeiten. Ich kann des Abends, wo ich bei offenem Fenster bis 12 Uhr aufbleibe, in keiner hübscheren Gegend sein. Wenn erst die Arlbergbahn einmal gemacht ist, so kann man von Zürich aus leicht rasche Touren nach Tirol machen, da man in einem halben Tage in Innsbruck sein wird.

Vielmals grüßend Ihr G. Keller.

199. An Friedrich Theodor Vischer in Stuttgart.

Zürich, 31. Januar 1875.

Lieber und verehrter Herr und Freund! Ein glücklicher Zufall hat gewollt, daß ich heut schon in stiller Sonntagsruhe das Papier zurechtgelegt hatte, um an Sie zu schrei-

ben, als ich Ihre freundliche Sendung erhielt, wodurch wenigstens mein schlechtes Gewissen etwas beschwichtigt wurde. Das Anerbieten des Herrn Engelhorn¹) ist mir sehr schmeichelhaft; allein ich kann schwerlich darauf eingehen, weil ich für die spontanen Eingebungen kaum Zeit gewinne und überdies wegen meiner amtlichen Stellung die Betreibung eigentlich industrieller Schriftstellerei, wie die Textlieferung zu rein buchhändlerischen Unternehmungen doch ist, sich nicht schicken und zu böswilligen Anschuldigungen über meine Zeitanwendung Anlaß bieten würde rc. Ich danke Ihnen inzwischen bestens für die wohlwollende Vermittlung.

Ihre Arbeit über meine Wenigkeit habe ich noch in Wien angefangen zu lesen, kam dann ins Tirol, wo eine englisch-wienerische Altesburg-Bewohnerin (Matzen bei Brixlegg) die sämmtlichen Nummern hatte und stolz darauf war, den Gegenstand einer solch stattlichen Auseinandersetzung persönlich betrachten zu können.

Ich statte Ihnen jetzt spät, aber darum nicht minder herzlich meinen Dank ab für alles, was Sie so freundlich, aufmunternd und auch im kritischen Teil so nutzbringend und sachgemäß gesagt haben. Es ist die erste wirklich eingehende Arbeit dieser Art, die ich erlebt habe, und es hat mich alles gefreut, namentlich auch die humane Art, wie Sie das Kompositions-Übel am grünen Heinrich behandelten.

¹) Keller möge ihm den Text zu einem illustrierten Werk über die Schweiz schreiben Vischer vermittelte den Antrag am 29 Jan 1875 und schrieb bei diesem Anlaß „Möchte bei dieser Gelegenheit eigentlich viel mit Ihnen verkehren, aber das sind eigentlich Sachen nur zum Sprechen, z B die mißlungene Anlage meiner Anzeige, die zu den Zerstücklungen und Wiederholungen führte, z B Ihre letzte Novelle, worüber ich Frau Heim ein paar flüchtige Bemerkungen geschrieben "

Es verpflichtet mich diese Großmut, den tragkomischen und naiv-dummen Hergang gelegentlich doch einzugestehen und zu beschreiben. Vielleicht kann ich mit dergleichen das Curriculum vitae bestehen, zu dem ich mich leichtsinniger Weise von Lindau habe engagieren lassen; denn ich habe ja fast nichts gemacht und gelebt, was sich dort sagen ließe, namentlich nach solchen Vierundzwanzig-Pfündern, wie Sie einen abgefeuert.

Bei diesem Anlaß muß ich Lamberts[1]) gedenken. Er hat ächt salomonisch bei Pfarrer Lang den Handel wegen der Druckfehler damit geschlichtet, daß er ihm angab, er sei ermächtigt, zu verkünden, das Wort **klar** gehöre dem Alexander Schweyzer und **gediegen** dem Heinrich Lang[2]). „Ich hab' gedacht, 's ist am besten, man teilt's!" sagte er mit drolligem Gesicht, das Sie kennen. Ich mußte sehr lachen.

Den 29. Juni 1875.

Sie sehen, verehrter Freund, was mir die kajuistisch-frömmliche Präambel oben genützt hat! Ein halbes Jahr Unterbruch. Heute bin ich zur endlichen Fortsetzung aufgestachelt worden durch den frischen Fleiß und munteren Stil Ihres Sohnes, von dem mir wieder eine Arbeit in die Hände kam[3]). Wie ein kleiner, fetter, fauler Hamlet sehe ich diesen jungen Fortinbras mit seinen Gewaffneten vorüberstürmen!

[1]) Freund Vischers in Zürich, ein Pfälzer Kaufmann.

[2]) Vischer schrieb in jener autobiographischen Skizze (Altes und Neues 3, 331) über seine Zürcher Freunde: „Mit gehaltener Würde lehrte und predigte der klare gediegene Alexander Schweizer, Heinrich Lang wurde damals nach Meilen und nach dem tief betrauerten Tode [Heinrich] Hirzels an dessen Stelle in Zürich berufen."

[3]) „Hamlet in Rom", in der Wochenschrift „Die Litteratur" 1874 Nr. 33—36.

Zuerst muß ich Mörikes gedenken, dessen Tod ich nicht zur Zeit, sondern nachträglich vernommen, d. h. aus sekundären Zeitungsnotizen erraten habe. Wie sich ein stiller Berggeist aus einer Gegend verzieht, ohne daß man es weiß. Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten!

Emil Kuh, von dem Sie mir geschrieben hatten, ist mir voriges Jahr nicht mehr zu Gesicht gekommen, da meine Reisezeit und -Lust vorüber war. Als brieflicher Freund ist er liebenswürdig und mitteilsam, eine Tugend, die sonst aus der Welt verschwunden ist unter den jüngeren Autoren. Das schreibt möglichst kurze Billets, immer nur Geschäft, wie wenn jede ungedruckte und unhonorierte Zeile ein Verlust wäre.

Wegen Ihrer Aufsätze über meine Siebensachen muß ich aber doch ein bißchen widerbellen, natürlich nur unter uns, in zwei Punkten. Ihre strafende Bemerkung[1]) über gewisse Unzukommlichkeiten, „Batzen", wie Sie's nennen, sind mir nur an zwei Orten verständlich, und auch da sind die vermeintlichen Schweinereien eine tragikomische Folge einer an sich harmlosen Künstelei, die dadurch bestraft wurde.

Nämlich die „Nasenzöpfe" in einer der Legenden[2]); mit diesen verhält es sich so. Ich wollte, unter dem Eindruck des Krieges, nationale Tendenzen hineingeheimnissen. Guhl, der Geschwinde, (Guhl allemannisch Hahn, z. B. bei Hebel) sollte Frankreich vorstellen, Maus, der Zahllose, den Pansla-

[1]) Vischer hat diese Aussetzungen, die er gegen Keller in seiner Studie in der „Allg. Ztg." 1874 S. 3283 erhoben, in dem Wiederabdruck derselben im 2. Heft „Altes und Neues" getilgt.

[2]) „Die Jungfrau als Ritter". Ges. Werke 7. 391.

vismus, welche die Muttergottes als deutscher Recke successive besiegt. Das äußere Wesen des Slavischen sollte unter anderem durch allerlei gezopftes Haar- und Schnauzwerk gemalt sein, und da dachte ich mir als Übertreibung wirkliche lange barbarische Nasenhaare als Zöpfchen, und es fiel mir nicht im Traum ein, daß etwas wirklich Ekelerregendes ins Spiel komme.

Die andere Stelle ist in den „Gerechten Kammmachern", wo einer derselben ruft: „Ich sehe, wie die verehrte Jungfer Bünzlin mir wollüstig zuwinkt und die Hand auf —" das Herz legt, sollte es heißen. Hier sollte der Witz darin bestehen, daß der Tölpel sagen wollte, liebreich oder zärtlich zuwinkt, und aus Unkenntnis der Sprache das Wort wollüstig gebraucht, wobei aber die falsche Prüde sofort eine nicht zu duldende Unanständigkeit oder Sauerei versteht und ihn unterbricht, aus gleicher Dummheit. Anstatt den Satz „die Hand aufs Herz legt" ruhig auszuschreiben, wollte ich drastischer unterbrechen, ohne zu merken, wie vertrackt die Sache aufgefaßt werden kann. Ich sah das erst nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe. Als ich die Korrektur der zweiten Auflage erhielt, sah ich die scheinbare Zote wieder und wollte sie korrigieren, vergaß es aber glücklich. So strafen sich die allzu ausgedüftelten Schnurren!

Eine kleine Berichtigung muß ich noch anbringen wegen des „Spiegel das Kätzchen". Dieses Märchen ist stofflich ganz erfunden und hat keine andere Unterlage als das Sprichwort: „der Katze den Schmeer abkaufen", welches meine Mutter an einem unvorteilhaften Einkaufe auf dem Markte zu brauchen pflegte. Wo das Sprüchlein herkam, wußte weder sie noch ich, und ich habe die Komposition

darüber ohne alles Vorgelesene oder Vorgehörte gemacht. Nun aber nehmen Sie diese verjährten Quengeleien nicht übel!

Die letzte Seldwyler Geschichte haben Sie, wie ich bei der Frau Heim hörte, zu tendenziös und lokal gefunden. Ich glaube, der Hauptfehler liegt darin, daß es eigentlich ein kleiner Romanstoff ist, der novellistisch nicht wohl abgewandelt werden kann. Daher vieles deduzierend und resumierend vorgetragen werden mußte, anstatt daß es sich anekdotisch geschehend abspinnt; daher der tendenziöse langweilige Anstrich. Im übrigen glaubte ich mich zum Schluß in einem modernen ernsteren Kulturbild versuchen zu sollen, und es schien mir der Mühe wert, nachzuzeichnen, wie auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann. Übrigens ist nach meiner tiefen Überzeugung die sozial konventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar, und der vulgäre Glaube, „etwas müsse sein wegen der Plebs," wird wie jede Selbsttäuschung unter Umständen ein schlimmes Ende nehmen. Die bewußte Verlogenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend, und zu den alten Lastern kommt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histrionentum.

Die Wirkung dieser Novelle in Zürich war einigermaßen drastisch und lehrreich. Während ein Alexander Schweizer und Biedermann sich nichts anmerken lassen und sich nach wie vor mit mir benehmen, ist ein Lang wie des Teufels. — — — — —

Ich brüte immer über einer ästhetisch-litterarischen Kundgebung herum, um einmal nach dieser Richtung hin etwas

zu thun und mich aus dem mysteriösen Mutternebel abgeschiedner einsamer Produktivität herauszuarbeiten. Aber die Zeit will fast nirgends langen. Doch wird eine glückliche Wohnungsänderung hiezu Bahn brechen.

Ich wohne jetzt auf dem „Bürgli" (über der Terrasse) in der Enge und bleibe abends meistens zu Hause. Grüßen Sie bestens Ihren Herrn Sohn und bleiben Sie mir gewogen! Ihr ergebener

G. Keller.

200. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 18 Juli 1875.

Verehrteste Frau Professern! Es war sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mir einmal geschrieben. Jetzt bin ich schon wieder ein Jahr älter und werde immer noch dümmer. Heut vor einem Jahr, oder vielmehr morgen, hockte ich bei Euch und verheimlichte weislich meinen Geburtstag, um Eure miserablen Witze nicht noch mehr zu provozieren und auf mein altes Haupt herabzulocken. Wäre ich jetzt dort, so würde ich auf dem Markt Aprikosenkerne zusammensuchen, hundertweise, und sie vor Adolfs Fenster im Garten hinstreuen, daß er glaubte, ich hätte ihm noch mehr Aprikosen gefressen, als gewachsen sind. Das würde ihn baß ärgern.

Auf Ihr Kindchen freue ich mich; das ist gewiß ein allerliebstes Tierchen! Wenn es ordentlich genährt ist, so wollen wir's braten und essen, wenn ich nach Wien komme, mit einem schönen Kartoffelsalat und kleinen Zwiebelchen und Gewürznägelein. Auch eine halbe Zitrone thut man dran.

Ich danke Ihnen bestens für die Information über die Bilderrahmen. Leider hab' ich die Zeit nicht gefunden, die Bilder zu machen, oder vielmehr müssen zuerst die Rahmen da sein, sonst mach' ich sie nie fertig. Den Bettschirm hab' ich auch zurückstellen müssen, weil ich nicht die ursprünglich projektierte Wohnung bekommen mit einem langen tiefen Zimmer, für dessen Hintergrund der Schirm mit seinem mattleuchtenden Goldgrund und buntem Bildwerke berechnet gewesen ist. Jetzt hab ich ein kleines Loch zum Schlafen, wo nicht viel drin anzubringen ist. Für die „Visitenstube" muß ich aber doch zunächst eine Landschaft streichen, weil neben dem Ofen ein Stück weiße Mauer ist, die verdeckt werden muß. Der Rahmen ist jetzt bestellt.

Adolf soll nicht an seiner Landschaft verzweifeln. Er kriegt jetzt zwei- einen Blick ins Limmatthal von der Gegend des Rietli aus mit der großen Platane, und einen Glänischberg durchs Gehölz auf dem Zürichberg oder so was gesehen.

In meiner Wohnung leb' ich wie ein König: weiteste Aussicht und Wolken und Wetter ganze Heerscharen. Das Haus hat großes Ausgelände, Bäume, Wiesen, Linden, die nur dicht vor dem Fenster stehen u. s. w. Wenn ich nur darin zu Haus bleiben könnte den ganzen Tag! Aber ich muß hin- und herrennen wie ein Jagdhund, es fehlt nur, daß ich noch belle unterwegs! Abends aber bleibe ich fast immer zu Hause und schreibe am offenen Fenster, während der weite See im Mondschein schimmert, wenn's nämlich Vollmond ist. Aber auch wenn nur einzelne helle Sterne über dem See oder Gebirge stehen, ist es schön, und alles so still ist und nur meine Thorheit wach und laut! — — — Ich empfehle mich

Ihnen bestens, Herr Professor und Frau Professorin! Herrn Adolf werde ich bald einmal schreiben. Dies Jahr bleib' ich zu Hause, im Mai aber komme ich vielleicht für acht Tage nach Wien. Grüße alles. Herrn Bruder Karl sagen Sie, daß ich großes Katzenvergnügen habe, Alte und Junge: die Alten kriegen für die Jungen Nasenstüber und Kopfnüsse, wie's der Lauf der Welt ist.

201. An Anton von Frisch in Wien.

Zürich, 18. August 1875.

Verehrter Herr Professor! Ich bin gestern den ganzen Tag im Walde[1]) gewesen mit Forstleuten und finde heute zum Frühstück Ihre fröhliche Botschaft vor, zu deren Verursachung und Verumständigung ich sofort meine herzlichsten Glückwünsche darbringe. Ich wünschte, das Bübchen wäre erst schon ein Jahr alt, daß man auch was dran zu sehen und mit zu spielen hat, wenn man nach Wien kommt, was seiner Zeit gewiß geschehen wird

[1]) Im Sihlwald. Für das Forsthaus daselbst, wo einst Salomon Geßner als „Sihlherr" der Stadt Zürich gewohnt hatte, entwarf Keller auf die Bitte des jetzigen, ihm befreundeten Sihlherrn Oberst U. Meister die folgenden Hausinschriften.

„Ein schöner Wald in treuer Hand
Erfreut das Aug' und schützt das Land."

Und

„In dieses Waldes Räumen
Steh' ich schon lang, zu sehen
An Menschen, Wasser und Bäumen,
Wie sie kommen und vergehen."

Der höchst ehrwürdigen Frau Mamma bitte ich meine besten Grüße und Glückwünsche zu vermelden, wenn's ihr nichts schadet, was ich um alle Welt nicht möchte.

Auch was sonst von der heiligen Familie just im Haus ist, bitte ich zu grüßen. Ihr achtungsvoll ergebener

G. Keller.

202. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 27. August 1875.

Lieber Freund! Wo sind Sie eigentlich? Ich denke, vielleicht wieder, wie letztes Jahr um diese Zeit, in Reith bei Brixlegg. Was ist's mit der Burg Matzen? Ich sah letzthin deren Bildnis in einer illustrierten Zeitung mit dem Bericht, daß jetzt ein Engländer darin wohne, der die alten Geschichten Tirols studieren und beschreiben wolle.

Sie sind also bereits ein doppelter Onkel geworden, nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht Großonkel werden, eh' Sie selbst nur Vater oder so was geworden sind; es ist im Umsehen geschehen. — — — — —

Wollen wir nicht nächstes Jahr wieder einmal an den Mondsee gehen, nur zwei oder drei Wochen? Es war doch sehr vergnügt dort, auch ist der beiläufige Aufenthalt im Hotel so und so in Salzburg sehr bei mir angeschrieben wegen der Rebhühner und des Gumpoldskirchners. Hier in Zürich ist jetzt ein hübsches Café auf der „Meise" (mit dem schönen eisernen Barockbalkon) da sitzen wir in den schönen Sälen und trinken zum Andenken eine gute Flasche Gumpoldskirchner für 3 Fr 50 Rappen. Öfter, als nötig ist!

Das heißt, ich bin jetzt doch abends meistens zu Hause

auf meinem Bürglibühel. Aber am Samstag abends oder Sonntags da bleib ich in der Stadt, und dann sauf' ich für sieben Mann! Ich sag Ihnen! Und provoziere die besten Weine, daß die anderen Viecher, die Weib und Kinder haben, mit sauersüßen Mienen in die Tasche greifen, wenn sie mir, wie projektiert, die Schmiere nicht haben anwürfeln können. Dann humple ich, oft lang nach Mitternacht, die dunkle Engestraße hinaus auf das „Bürgli" und weiß trotz der Beladung den Messerstichen der italienischen Eisenbahnarbeiter sehr geschickt auszuweichen, welche sich die ganze Straße entlang gegenseitig in den Seiten kitzeln, anstatt die Seebahn fertig zu bauen, auf der wir nach Glarus fahren wollen, wenn Sie herkommen. — — — —

Ihren letzten Brief habe ich gerade nicht zur Hand. Zu beantworten fällt mir einzig ein Ihr Wunsch nach Beseitigung der politischen Rhetorik oder Kannegießerei in der Geschichte von den „Sieben Aufrechten"[1]). Diesen Rat werde ich bald zu erwägen haben, da die Ausgabe dieses Jahr noch zustande kommen wird unter dem Titel „Züricher Novellen".

Die neuen Geschichtchen kommen zuerst in die „Deutsche Rundschau" von Rodenberg und heißen: „Herr Jacques", „Hadlaub", „der Narr auf Manegg", „der Landvogt von Greifensee". Hier wird überall nicht politisiert, sondern nur fabuliert und komödiert. Wenn ich nochmals damit über

[1]) A. Exner an G. Keller, 16. März 1875. „Bei dem ‚Fähnlein' würde ich in aller Bescheidenheit dazu raten, die patriotisch-politischen Reden &c. im zweiten Teil ein bißchen zu kürzen, da für sie nicht überall Verständnis zu erwarten steht und sie jedenfalls die Rundung der Komposition beeinträchtigen."

den Graben komme, ohne unterzuplumpsen, so kann ich nachher noch manches machen, da alles neu geschrieben ist und nirgends von alten Konzeptionen und Fragmenten gezehrt wird. Es sind Sachen aus dem dreizehnten, vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert, z. B. die Entstehung des sog. Manesseschen Kodex oder der Pariser Handschrift des Minnesanges, die Zerstörung der Burg Manegg am Albis, ein Jahrhundert später, die von einem Verrückten bewohnt war, durch lustige junge Zürcher u. s. w. Der Landvogt ist ein origineller Zürcher, Landolt, aus dem vorigen Jahrhundert, der als Junggeselle gestorben ist. Der haust auf dem Schloß Greifensee jenseits des Zürichberges und ladet auf einen Sonntag, um sich einen Hauptspaß zu machen und auch ein Erinnerungsvergnügen nach all den vorübergegangenen Liebesstürmen, sechs oder sieben hübsche Weibsbilder ein, die ihm alle Körbe gegeben haben, um sie einmal alle bei einander zu haben und zu sehen. So kommen sie zusammen, ohne es zu wissen. Jede glaubt seine besondere gute Freundin zu sein, und jede will ihn besonders bemuttern und bevormunden, und nun knüpft er ihnen die Haare in einander, daß es eine Hauptlustbarkeit absetzt, d. h. wenn ich's machen kann, denn gerade diese Partie muß ich noch schreiben, das ist eben der Teufel. Sechs oder sieben Mädel, die alle artig und liebenswürdig sind, keine der anderen gleicht und auch jede etwas Komisches hat. Da kommt's nun wahrscheinlich auf eine recht deutliche und bündige Exposition aller einzelnen an, eine nach der andern, daß ihre Rollen am Tage des Gerichts schon von selbst gegeben und vorgeschrieben sind.

Mit den Duncker-Novellen kommt's allmählig auch ins Klare. Ich komme aber nicht von ihm los. Er hat

mir sehr artig geschrieben und will ein neues Abkommen treffen, ganz nach meinem Wunsch und Vorschlag, und das alte Verhältnis aufheben, wenn ich ihm das Werklein nur verabfolge. Da kann man doch nicht wohl anders.

Mein Stuttgarter will den „Grünen Heinrich“, der vergriffen ist, neu herausgeben, da muß ich mich auch dahinter machen mit Abkürzungen, neuem Anfang und neuem Schluß und einheitlicher Form, so daß ich diesen kommenden Winter wie in einer Fabrik sitzen werde, mit schwarzen Tintenfingern und vor Eifer und Eile die Nase nur mit dem Rockärmel wischend. Das wird schön aussehen. Pfui Teufel!

Von den „Leuten von Seldwyla“ will er eine neue Auflage machen, eine wohlfeile Volksausgabe. Wo das Volk herkommen soll, weiß ich nicht; wohl aber merke ich, wo die Wohlfeilheit: nämlich aus dem ermäßigten Honorar, wie er mild andeutete, als ich ungefährlich danach fragte; nun könnte sie ebenso gut aus dem ermäßigten Gewinn geschöpft werden. Es wird also auf diesem Punkte, auf diesem unscheinbaren ideellen Gebietsteilchen ein diplomatisches Gefecht geschickt geliefert werden müssen. Bleibe ich Sieger darin, so will ich mich bei Bismarck oder Andrassy als neuer Bernhard Meyer[1]) zur Arbeit anmelden, der ja auch nur ein schweizerischer Staatsschreiber gewesen ist.

Nun ist es aber Zeit ins Bett zu gehen, es schlägt 11 Uhr. Morgen ist wieder Kneiptag; es dürstet mich jetzt schon darnach, und muß schnell Wasser trinken, da nichts anderes da ist. Überlegen Sie sich's wegen des Mondsee im

[1]) Über Bernhard Meyer (1810—74), den Luzerner Politiker, der unter dem Ministerium Bach eine Rolle in Österreich spielte, vgl. Allg. Deutsche Biographie 21, 555 ff.

nächsten Jahr! Man würde aber öfter mit dem Dampfbootchen nach dem Ort Mondsee selber fahren, um in jener gemütlichen Laube Mittag zu essen, wo wir zuletzt gewesen sind.

Ein Jagdgewehr könnte ich auch mitbringen und würde versprechen, Euch anderen nicht höher in die Beine zu schießen, als Eure geschmierten Stiefel reichen. Mit Gruß und biederem Handschlag Ihr

G Keller

203. An Josef Viktor Widmann in Bern.

Zürich, 23 September 1875

Verehrter Herr und Freund! Wessen Geistes Kind der Herausgeber der „Schweizerischen Dichterhalle" ist, können Sie daraus ersehen, daß er mich mit dem Vorgeben ködern wollte, Sie seien bereits zugesagter Mitarbeiter[1]). Sie werden es mir nicht gerade nachtragen, daß ich dessenungeachtet dem Kerl gar nicht geantwortet habe und ihn, sofern er nochmal kommt, gehörig abschwarten werde. Es ist, wie ich höre, der gleiche Betriebsame, der vor einem oder zwei Jahren im Kanton Appenzell, wo die ärztliche Praxis frei ist, sich als siebenzehnjähriger Mensch zur Behandlung der Frauenkrankheiten öffentlich empfohlen hat.

Übrigens wachsen mir, abgesehen von vorliegendem Fall, und so sehr ich ein Freund der Deutschen bin und ein Angehöriger ihrer Litteratur sein mag, doch diese fort-

[1]) Widmann an G Keller, 23 Sept 1875 „Der Redaktor der ‚Schweiz Dichterhalle' — horribile auditu! — [ein Deutscher] macht mir die naive Zumutung, ich solle Sie für sein Blatt zum Mitarbeiter gewinnen"

währenden Anläufe deutscher Spekulanten, der sog. schweizerischen Poesie und Litteratur unter die Arme zu greifen, nachgerade zum Halse heraus, und das augenblickliche Anbeißen unserer von Eitelkeit und Druckfieber geplagten Dilettantenwelt erregt jedesmal aufrichtigen Verdruß und Verachtung. Das Unternehmen des gegenwärtigen Bummlers ist zudem eine pure Nachahmung der glorreichen „Deutschen Dichterhalle“, welche ich mir seit drei Jahren zum Spaße halte und trotz der Beteiligung mancher namhaften Leute zu pathologischen Studien gebrauche, die in reichlichem Maße, was Thorheit und Unverbesserlichkeit der Menschen betrifft, dort angestellt werden können.

Ich habe Ihnen nachträglich meinen besten Dank abzustatten für die freundliche Sendung der „Bezähmten Widerspenstigen“[1]). Ich habe eine unrichtige Darstellung in irgend einer Kritik, die meine Neugierde erregt hatte, nicht bestätigt gefunden. Übrigens gratuliere ich Ihnen zu der glücklichen und leichten Behandlung.

Die Empfindungen über die psychologische Sektion durch Kritiker wie Vischer und Auerbach[2]) sind nicht sehr schmeichlich, denn wo die Herren Anatomen, ja erfreulich und fördernd ihre Arbeiten sind, das psychologische Gras im betreffenden Objekt wollen wachsen hören, sind sie meistens auf dem Holzweg, und der Betreffende kann dazu lachen.

Was schweizerische Poesie betrifft, so ließe sich jetzt in der That eher, als vor einigen Jahren, einmal ein mit

---

[1]) Widmanns Libretto zu der Oper von H. Götz.

[2]) Widmann meinte bei Gelegenheit der Auerbach- und Vischerschen Studien über Keller, es müsse wohl eine kuriose Empfindung erregen, sich so bei lebendigem Leibe psychologisch erörtert zu sehen.

einiger Auswahl und Exklusivität konfidentiell entstandenes Lebenszeichen auf dem Wege eines einzelnen Sammelbändchens zuwege bringen, wenn einmal geschwiegert sein muß in solchen Dingen. Die jetzige auffallende Impotenz in Deutschland (vide „Dichterhalle“ rc.) würde ein solches Vorgehen motivieren, um den publizistischen und litterarischen Schwätzern eins auf die Finger zu geben (nämlich wegen des fortwährenden Gethues, als ob von der Schweiz aus nur schwer was kommen könne). Aber ich möchte damit die ewigen Gründer einer schweizerischen litterarischen Hausindustrie keineswegs unterstützen. Es dürften auch höchstens sechs bis sieben Leute zugezogen werden und unter der Voraussetzung, daß jeder etwas Rechtes zu geben bestrebt sein würde, kein Wiedergekautes, kein Alpenröslisches rc.

Überlegen Sie das Ding auch ein wenig; vielleicht sprechen wir einmal darüber. Ihr herzlich grüßender

G. Keller.

204. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 8. Oktober 1875.

Aus dem Poststempel Ihrer neuesten Zusendung ersehe ich, daß Sie wieder in Meran sind und ich Ihnen endlich schreiben kann; denn bisher haben Sie mir es unmöglich gemacht dadurch, daß Sie mir immer am Vorabend vor der Abreise an einen andern Ort schrieben. Auch hoffte ich, Sie werden einmal ein bißchen hieher kommen, was nicht geschehen ist.

Ihr „Junges Deutschland[1]“ hatte ich zum größten Teil

[1] Vorläufig mitgeteilter Abschnitt aus Kuhs Hebbel-Biographie

im „Neuen Reich“ auf dem hiesigen Museum gelesen, soweit ich dazu kommen konnte; jetzt habe ich es ganz durchgekostet und danke Ihnen dringendst für die Arbeit und das Geschenk. Auf die noch lebenden Gesellen jener Schule muß Ihre Untersuchung einen wunderlichen Eindruck machen, namentlich auf Gutzkow, der so viele andere mißhandelt hat und zwar oft aus lauter elender Bosheit und berechnender Vorsätzlichkeit. Aus Ihrer Schilderung wird aufs neue klar, wie schrecklich es ist, wenn ein Mensch als unreifer Junge, von der Schule weg, unter die Litteraten geht und bis ins Alter hinein ohne Aufhören, ohne Ausruhen, ohne eine Pause und Zeit anderer Beschäftigung fortschriftstellert und fortschustert, immer auf dem Marktplatz stehend oder sitzend, wie eine grau gewordene Höckerin, die ihren vierzig- oder fünfzigjährigen Eckplatz hat gleich links neben den Fischhändlern. Doch haben Sie ihn mit allem Glimpf behandelt und ins richtige Verhältnis gebracht zu den übrigen. Das Ganze macht nach allem schon Gelesenen doch einen neuen und frischen Eindruck oder vielmehr den Eindruck eines Neuen und Lehrreichen. Wenn Hebbels Gestalt weiterhin von derlei Gefolgschaft und Aussichten begleitet ist, so wird es schon deswegen ein Hauptbuch sein.

Das Erlebnis mit Ihrem neuen Herrn Bruder, das Sie mir von Ratzes aus schilderten, war mir sehr ergötzlich; ich kann mich nicht in die Lage versetzen, nur einen Bruder zu haben, geschweige denn mehrere[1]. Daß ein so wildes

[1] E. Kuh berichtete von Bad Ratzes am Schlern aus am 18. Aug. 1875 von einem jüngeren Bruder, welcher als Kind allerlei Grün-Heinrichs-Einfälle gehabt



Blut den eintönigen „Grünen Heinrich“ wiederholt hat lesen mögen, ist ja höchst verwunderlich.

Übrigens tritt jetzt die Frage der Umarbeitung unverhofft in den Vordergrund. Das Buch ist vergriffen, wie mein jetziger Verleger ausgekundschaftet hat, und er will es in spontaner Weise neu edieren, ohne daß ich den geringsten Anstoß dazu gab. Es prickelt mich nun der Gedanke, ob eine Art Wiedergeburt und Inkurssetzung des schief gewickelten armen Teufels möglich ist ohne Gemachtheit und bemerkbare Altersklugheit[1])

[1]) E. Kuh an G. Keller, 27. Okt. 1875: „Ob Sie eine Umbildung des merkwürdigen Buches unternehmen sollen, darüber getraue ich mich nicht ein Votum abzugeben, ich thäte es auch dann nicht, wenn Sie ein solches verlangt hätten. Ich bin, seitdem ich meine Vorschläge in betreff des ‚Grünen Heinrich‘ an Sie gelangen ließ, in meinen Ansichten über Umbildungen origineller Dichterwerke, welche bereits einer anderen Jahreszeit des Dichters angehören, um vieles rigoroser geworden. Was sich von dem Blut- und Seelenleben des Urhebers gänzlich losgelöst hat, das können ganz und gar verschiedene Blutwellen nicht umfärben, neue Seelenschwingungen nicht umgestalten, ohne den Lebenspunkt des poetischen Organismus zu schädigen, ja ohne auch die Detailvorzüge zu schwächen oder am Ende in ihr Gegenteil zu verwandeln . . . Mich dünkt, wenn die gesammelte Kraft, die man Begeisterung nennt, sich Ihres ‚Grünen Heinrichs‘ bemächtigt, dann sollen oder dürfen Sie sich ihr anvertrauen; wenn jedoch Ihre prickelnden Finger nur dem künstlerischen Geiste gehorchen würden, der das hier und dort Intentionierte jetzt in Formsprache umsetzen und das an manchen Stellen lose Gefügte nunmehr besser gliedern könnte, dann sollten und dürften Sie nicht Hand anlegen. Das Schlimme beim ‚Grünen Heinrich‘ ist in diesem Betracht der Erbfehler der Produktion, der zugleich auf das innigste mit ihrem hohen Werte und ihrem eigentümlichen Zauber verschmolzen ist: die kecke Mischung von naivster Darstellung und reifster Überlegenheit in Einem Athem.“

Ich danke Ihnen auch für den Aufsatz über Mörike, der sich, glaub' ich, mit meinem letzten Briefe gekreuzt hat[1]). Die Schrift von Notter habe ich auch längst gelesen[2]). In Ihrer Arbeit aber habe ich lebendigere Bekanntschaft mit dem Verstorbenen gemacht. Es ist, wie wenn ein schöner Sonntag dahin wäre mit Mörike, und noch nicht sicher, daß das Bewußtsein auch jetzt noch davon allgemein werde; eine entmutigende Aussicht für alle, die nicht auf der Landstraße im Staube und Dreck fortwaben.

Mit Vischers Grabrede müssen wir es nicht so genau nehmen[3]); er fühlt sich einmal als pflichtschuldigen Rhetoren von Beruf und mußte die Rede von einem Tag zum andern bereit halten, während er immer schwerfälliger und härter wird.

Sie haben gewiß seinen neuesten großen Reiseartikel in der Augsburger Zeitung gesehen, wo er die beste Sache durch drei Nummern hindurch ermüdend durchsetzt, nämlich die Tierquälerei der Italiener in Recoaro. Diese Schwere, mit der er sich selbst plagt, schmerzt auch andere, die ihm gut sind.

Wie steht es nun mit Ihrer Gesundheit? Haben Sie gute Aussichten auf den Winter? Wenn die verfluchte Arlbergbahn gemacht wäre, so käme ich sicher diesen Winter einmal über einen Sonntag hinüber; so aber ist's zu weit, und in Österreich wird jetzt keine Eisenbahn fertig.

[1]) Emil Kuh, Eduard Mörike. Ein Gedenkblatt 1875 (Sep.-Abdr. aus Nr. 134 und 135 der „Wiener Abendpost").

[2]) Eduard Mörike 1875.

[3]) E. Kuh nannte dieselbe (im Anhang bei Notter gedruckt) „phrasenhaft und in eine unleidlich dichterisch-wissenschaftliche Sprache gekleidet".

Ihre Bemerkungen über Otto Ludwigs dichterisches Bilderwerk und dessen Haltung glaube ich zu verstehen; doch ist das Geschilderte wohl kein eigentlicher Mangel bei der breiteren Anlage seiner Sachen. Gerade da, um bei seinen Malergleichnissen zu bleiben, ist es am Platze, wenn die Darstellung da und dort ins Helldunkel ausruhen geht. Übrigens scheint es mir, ich habe seine Bemerkung über mich doch nicht ganz richtig wiedergegeben, obschon es am Ende doch darauf hinausläuft.

Den betreffenden Papierschnitzel[1]) habe ich neulich beizulegen vergessen und thue es nun jetzt, da Sie sich für solche Äußerung und Gegenäußerung interessieren. Das Günstige oder Schmeichelhaftige darin lassen Sie ungesagt sein!

Herzlich grüßend und mich Ihrem Hause empfehlend
Ihr G. Keller.

205. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 20. Dezember 1875.

Höchst verehrungswürdige Frau Professorin und Mamma! Ich beglückwünsche Sie nachträglich noch eifrigst wegen Ihres Söhnleins in der Hoffnung, es stehe noch alles gut mit demselben, die Gesundheit vortrefflich, die Schönheit unvergleichlich, die Gescheitheit über jeden Vergleich erhaben.

Um aber auf dem Pfade der Tugend eine rechtzeitige Einwirkung zu erzielen und das junge Männlein zu einem mannlich tüchtigen Kumpan heranbilden zu helfen, übersende ich Ihnen hiemit ein erstes Trinkgeschirrchen; er wird es

1) Eine Abschrift der oft erwähnten Briefstelle O. Ludwigs über G. Keller. Vgl. o. Bd. 2, 73 ff.

freilich noch nicht regieren können. Bis dahin aber müssen wir einen Notbehelf erfinden. Dazu dienen die Basler Leckerli, welche Sie in altem Rotwein einweichen, in Lutschbeutel (schweizerisch: Nüggi) packen und auf diese Weise dem Sprößling ins Mäulchen stecken müssen, damit er sich an den Wein gewöhnt.

Hiemit wünsche ich Euch insgesamt fröhliche Weihnacht und ein glückseliges Neujahr.

Herrn Adolphus werde ich bald einmal schreiben; inzwischen danke ich ihm für den Brief aus Gödöllö[1]) und namentlich für die Photographie der schönen Dame. Für die wiederholten Geschenke dieser Art (er schickt mir nämlich immer Photographieen von Schönheiten, die er kennen und lieben gelernt hat) werde ich ihm die Stöpsel der Champagnerflaschen sammeln und schicken, die ich habe trinken helfen, um nur einigermaßen das Gegengewicht zu halten.

Befolgen Sie meinen Rat mit den Lutschbeuteln, damit keine Zeit verloren geht und, bis Sie ein zierliches Matronlein mit weißen Haaren sind, der Sohn ein tapferer ältlicher Weinzapf mit purpurner Nase geworden sein wird, der das Mütterchen ehrt und schätzt und immer noch eines trinkt, wenn er sie ansieht.

Ich selber saufe leider nicht mehr viel; bleibe wochenlang in meinem Hochsitz abends zu Hause und trinke Thee. Nächstes Jahr habe ich vorläufig vor, meine Schreiberstelle zu quittieren und ganz den sogenannten Musen zu leben. Ich bin nun so alt, daß es nicht mehr so schlimm gehen kann ohne eine solche Philisterversorgung, und die schönen

[1]) Exner weilte damals am Hoflager des Kronprinzen.

langen Tage und Wochen fangen mich doch an zu schmerzen, wenn ich immer vom Zeug weg ans Geschäft laufen muß

Wenn ich dann schön Geld verdiene mit meinen herrlichen Werken, so reise ich öfter herum und komme ab und zu nach Wien und schleppe den Kilian in die Konditorei und wo es schön ist.

Bis dahin 1000 Grüße an alle Empfänglichen und meine Empfehlung dem Herrn Professor-consort. Ihr

G. Keller.

Während ich herumlief, um obige Basler Leckerli und ein Dutzend gute Zigarren zu kaufen, welche ich glaubte mitlaufen lassen zu können, ist Ihr Brief angekommen, der mich sehr erfreut Das Bild ist allerliebst und erbaulich, der Knirps sieht wirklich schon gescheit aus, und das Ganze ist wie komponiert oder gemalt oder wie man sagt.

In den Läden hat man mir betreffend die Zollanstalten in Wien so viel Bedenklichkeiten vorgemacht, daß ich mir nicht getraue, eine Schachtel abzuschicken, aus Furcht, daß wegen der Dummheiten das Becherlein verloren gehen konnte; und doch liegt mir soviel an meinem Projekt punkto roter Nase des Hansel Aber nicht wahr, wenn auch die Leckerli nicht kommen, so füllen Sie doch die Lutschbeutel mit etwas anderem? Am besten mit in Wein getauchten Biskuits

Wenn er brav lutscht, so weitet sich auch der Mund besser aus zu einem angenehmen und gustosen Trinkmaul, und läuft nichts daneben.

Ich schicke das Kelchlein also für sich allein, damit es keine Verdrießlichkeit gibt und nicht vier Wochen dauert, bis es ankommt.

D. ist im Oktober nach Griechenland; jetzt wird er in Italien sein und auf Ostern zurückkommen.

Adolf soll nicht verzweifeln an den Landschaften, die ich ihm schuldig bin

Nochmals Grüße an alle, Herrn von Mozart nicht zu vergessen, dessen Ruhm als Unterrichtsmann ich neulich irgendwo gelesen

K.

206. An Ferd. Weibert, Goeschensche Buchhandlung, Stuttgart.

Zürich, 25. Dezember 1875.

Hochgeehrter Herr! Hoffentlich ist der Biß Ihres nicht sehr liebenswürdigen Hundes gründlich geheilt, und ist keine nachträgliche Wasserscheu zu befürchten, sonst könnte es manchen Autoren, die Ihren Verlag suchen, schlimm gehen.

Ob „Romeo und Julie", nachdem sie so viel in Feuilletons und Sammelwerken abgedruckt worden sind, als Einzelausgabe[1]) noch Glück machen werden, müssen wir gewärtigen. Einstweilen haben sie in dänischer Übersetzung Unheil angerichtet. Georg Brandes, der Verfasser der „Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts", hat die Erzählung nämlich nebst dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" ins Dänische übersetzt und in Kopenhagen erscheinen lassen[2]).

[1]) Die inzwischen auf Weihnachten erschienen war

[2]) Schweitsernoveller af G. Keller. Paa Dansk ved G. Brandes (Kobenhavn 1875). Brandes schrieb im Dezember 1875 an Keller, daß bigotte Preßkoryhäen ein Geschrei über Unsittlichkeit in „Romeo und Julie" erhoben und den Verkauf der Übersetzung fast vernichtet hätten. Zugleich fand ein Kritiker in Vapereau's Dictionnaire die falsche

Nun sind die Frommen über ihn hergefahren als Verbreiter eines unsittlichen Buches, und eine förmliche Verfolgung wurde in der Presse gegen ihn losgelassen, so daß der Absatz des Büchleins geradezu verunmöglicht sei. Natürlich gilt der Unsinn dem freien Geiste, mit dem seine eigenen Bücher geschrieben sind.

Ihre Mitteilung betreffend die nötig werdende neue Auflage der „Leute von Seldwyla" gereicht mir zur Freude und Ermunterung, mich während der besseren Jahre, die mir vielleicht noch beschieden sind, fleißiger an den Laden zu legen. Ich denke, eine nochmalige teure Ausgabe wäre etwas gewagt und könnte dieselbe leicht liegen bleiben, da das Publikum, welches solche Sachen zu höheren Preisen kauft, wenn nicht ein Erfolg ersten Ranges da ist, gewisse Grenzen hat, die sich gewöhnlich unversehens schließen. Ich würde daher meines Teils zu dem Versuch mit der wohlfeilen Ausgabe raten. Ich weiß z. B., daß in der Schweiz mit der Preisherabsetzung das Buch sofort erst jetzt sich eigentlich bekannt machen wird. Indessen lasse ich Ihnen immerhin den Vorbehalt Ihrer Entschließung. Es ist möglich, daß die nächste Publikation auch dem Absatz einer nochmaligen teuren Ausgabe nachhilft.

Format und Ausstattung überlasse ich Ihrer Disposition. Der Klopstocksche Probebogen scheint mir das Beste, wenn ich etwas sagen soll[1])

Notiz, G. Keller sei schon am 9. Sept. 1860 gestorben, und zieh Brandes der Lüge wegen der Vorbemerkung, der Autor hätte ihm das Übersetzungsrecht übertragen.

[1]) F. Weibert an G. Keller, 21. Dez. 1875: „Ich erlaube mir Ihnen gleichzeitig einen Probebogen von Lessing und Klopstock (als Druckmuster für die neue Ausgabe der ‚Leute von Seldwyla') zu übersenden."

Mit dem Stereotypieren der wohlfeilen Auflagen bin ich ganz einverstanden, da ich wohl sehe, daß Sie nicht zu denjenigen Verlegern gehören, die klug zu thun glauben, wenn sie einen Autor zu kurz halten.

Mit den neuen Erzählungen steht es so. Dieselben sollen in der „Deutschen Rundschau" erscheinen; und es wartet dieselbe sehnlich darauf, da ihr der Novellenstoff, der bessere nämlich, ausgeht. Leider bin ich durch meine amtliche Geschäftslast wieder verspätet. Doch muß es nun auf jede Weise zu Ende gehen, und ich werde mir die Zeit mit Gewalt dazu nehmen. Der Abdruck wird in etwa drei Monatsheften nacheinander erfolgen, und die Berechtigung zur Buchausgabe tritt sofort mit dem Schluß der Erzählungen in der „Rundschau" ein. Mit dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", das ich hinzufügen werde, wird es alsdann einen Band von 22—25 Bogen im Format der jetzigen „Leute von Seldwyla" ausmachen. Die in der „Rundschau" erscheinenden Novellen bestehen in einer Geschichte, in welcher drei andere eingeschachtelt sind. Dieselben, sowie das spätere Buch, erhalten den Titel „Zürcher Novellen". — — —

Wenn auch der Satz und Druck sofort nach Erscheinen der ersten Partie beginnen könnte, so wird die Unternehmung für Sie als Frühjahrsgeschäft doch wohl zu spät werden, und wäre vielleicht Zeit vorhanden, noch ein kleineres Stück, aus der Reformationszeit, auszuarbeiten, um 28—30 Bogen zu erreichen[1]), die für zwei Bändchen ausreichen würden, falls das etwa in Ihrer Konvenienz läge. Sie sagen mir wohl hierüber Ihre Meinung. Mit Gewalt fabrizieren wollen wir nicht.

[1]) „Ursula."

Daß Freiligrath kränkelt, thut mir wahrhaftig weh, und es würde mich sehr schmerzlich berühren, wenn es ernster werden sollte. Er ist einer der wenigen Menschen, die mir trotz des schwachen Verkehres immer gegenwärtig sind und mir nie andere als angenehme und erfreuliche Empfindungen erwecken.

Ihr mit vorzüglichster Hochachtung ergebener

G. Keller.

Auch für die „Legenden" hätte ich gelegentlich ein gutes Stück[1]) hinzuzufügen, wobei aber der Titel, „Sieben Legenden" verloren ginge und nur „Legenden" bliebe. Was meinen Sie hiezu?

207. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 9. Januar 1876.

Lieber Freund! Ich sitze da Sonntags nachts um 10 Uhr in meinem Schreibstübchen und blicke zufällig auf neue Errungenschaften in Photographieen: Ihre Frau Schwester mit dem Zeisfräulein, wie sie es nennt, die ungarische Gräfin, die Sie mir geschickt, Emil Kuh, den ich aus Meran erhalten u. s. w., und da befällt mich ein menschlich österreichisches Rühren. Ich mache mir ein Glas Wasser mit ganz wenig Rhum zurecht, stecke eine neue Zigarre an (à la Hackländer oder Gustav Freytag) und schreibe noch ein bißchen.

Vor allem aus wünsche ich alles Glück zu der Genesung des herrlichen Hänschens, während dessen gefährlicher Krankheit ich einen so miserablen Bummelbrief[2]) geschrieben habe.

[1]) Den heiligen Brandanus.
[2]) Nr. 205.

Der mag auf das bekümmerte Mütterchen einen schönen Effekt gemacht haben. Das einfachste wird freilich sein, daß sie nicht Zeit hatte, ihn zu lesen in den kritischen Stunden. Gott sei Dank, daß dieses Erstlingsfabrikat so glimpflich davon gekommen ist! Hoffentlich hat's seither nichts Rückfälliges gegeben. — — — —

Was hat Herr Schwager Frisch für eine Partei genommen in den Billroth'schen Händeln? War sein Herz geteilt oder einseitig? Hat er mit geholzt? Oder saß er kluger Weise zu Hause, Josefstädterstraße 17, an der Krippe des bewußten Knäbleins,

> „wo das Öchslein brüllte,
> das Kindlein schrie,
> die heil'gen drei Könige sangen."

Von dieser Idealwelt fällt mir soeben eine Geschäftsabschweifung ein. Mein Verleger hat nämlich mit dem Vieweg wegen des „Grünen Heinrich" traktiert, welchen ich jetzt nachträglich präsentabel machen möchte. Viewegs wollten jenem weiß machen, daß sie ein dauerndes Verlagsrecht besäßen, welches man ihnen abkaufen müßte um 800 Mark. Dabei citierten sie einen § 4 eines fingierten Kontraktes, der nicht existiert.

Außerdem aber hatten sie noch 15 komplete Exemplare des Buches. Wenn diese nun seither erwiesenermaßen verkauft sind, so bin ich ganz frei und brauche die Herren gar nicht mehr zu begrüßen. In Zürich und Solothurn haben schon vor Monaten Bekannte von mir das Buch bestellt, aber zur Antwort erhalten, es sei zur Zeit (von Braunschweig aus) nicht mehr zu haben. Wenn es Ihnen nun nicht zu unbequem ist, so möchte ich Sie bitten, den Versuch einer

solchen Bestellung auch in einer Wiener Buchhandlung zu machen in der Art, daß Sie etwa einen schriftlichen Zettel erhielten, wenn die betreffende Handlung das Buch wirklich nicht liefern kann; welchen Zettel Sie mir dann abtreten würden[1]).

Sollten Sie wider Erwarten den Grünspecht erhalten und bezahlen müssen, so würde ich Ihnen denselben sofort abkaufen und der hiesigen Stadtbibliothek schenken zum Gebrauche für die Zürcherischen Eitmüllers der Zukunft; denn das denkwürdige Werk wird bei der Wäsche um einen Band eingehen, wie eine gestrickte Unterjacke. — —

D. ist jetzt in Sizilien oder Neapel. Er hat in Athen für den Staat Zürich für 3000 Franken Terrakotten-Figürchen aus Tanagra gekauft und ebenso auch für die antiquarische Gesellschaft, zum Verdrusse Kinkels, der ganz wütend eifersüchtig auf ihn ist.

Übrigens sind jetzt ganz merkwürdige Ausgrabungszeiten an allen Ecken. Das Heimweh nach der germanischen Vorzeit, das durch den glorreichen Krieg eine Art Genugthuung gefunden hat, wird wieder demjenigen nach der hellenischen Welt Platz machen u. s. w., womit ich mich für einstweilen empfehle. Ich will sehen, daß ich von den neuen Korrekturbogen doppelte Abzüge erhalte. Ihr

G. Keller.

---

[1]) Gerold und Komp. in Wien an A. Exner, 26. Jan. 1876: „Wir erhalten heute von Vieweg die Nachricht, daß Keller, ‚Der grüne Heinrich‘, vergriffen sei“.

208. An Ferdinand Weibert, Goeschensche Buchhandlung, Stuttgart.

Zürich, 11. Mai 1876.

Hochgeehrter Herr! Mit bestem Danke zeige ich Ihnen den richtigen Empfang der mir übersandten 12 Freiexemplare der dritten Auflage der „Leute von Seldwyla“ an.

Sodann bin ich Ihnen noch meinen herzlichen Dank schuldig für die teilnehmende Aufmerksamkeit, mit welcher Sie mir den Tod Freiligraths mitgeteilt haben[1]). Ich wäre gerne zum Leichenbegängnis gekommen, wenn ich den Tag rechtzeitig gewußt hätte. Freiligrath gehört zu den wenigen, von welchen man nicht glauben mag, daß sie wirklich fort und verschwunden sind, bei deren Tod man sich ängstlich fragt, ob man sich nichts vorzuwerfen, sie nie beleidigt habe, aber sofort ruhig ist, weil sie einem nicht den geringsten Anlaß dazu hätten geben können vermöge ihres wohlbestellten Wesens.

Was geht mit Mörikes Nachlaß, resp. Werken? Wird nicht eine Gesamtausgabe veranstaltet[2])?

---

[1]) F. Weibert an G. Keller, 18. März 1876: „Da ich schon so viele gegenseitige Grüße vermittelte, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen den heute früh um 4 Uhr erfolgten Tod Freiligraths anzuzeigen. Seit längerer Zeit an der Wassersucht leidend, wurde er durch ein rasches Dahinscheiden vor den letzten Qualen dieser bösen Krankheit behütet. Wir haben viel an ihm verloren.“

[2]) F. Weibert an G. Keller: „Mörike hat nichts nachgelassen als den unvollendeten Roman ‚Maler Nolten‘. Da aber an diesem das meiste gethan und nur ein Übergang vom ersten zum zweiten Teil einzufügen ist, so hat dies einer seiner befreundeten Verehrer [Julius Klaiber] übernommen. Ich hoffe, daß der Roman bald in den Druck kommen, jedenfalls aber zum Herbst erscheinen wird. Mit der Gesamtausgabe

Mit dem „Grünen Heinrich" werde ich jetzt vorwärts machen müssen, abgesehen davon, daß er effektiv vergriffen ist, fängt er auch an in den Leseanstalten und Leihbibliotheken zu mangeln, wo er seit fünfundzwanzig Jahren sich abstrapaziert hat, so daß manche, die das Buch erst jetzt lesen möchten, es auf keine Weise mehr bekommen. Eine zweckmäßig umgearbeitete Ausgabe wird daher etwa im nächsten Jahre vielleicht keinen ungünstigen Boden finden, nachdem noch die neuen Novellen erschienen sind[1])

Doch, kommt Zeit, kommt Rat, was die nötige Muße betrifft. Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster

G. Keller.

209. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 15. Mai 1876.

Ich habe Ihnen leider nicht geschrieben, je gründlicher ich es thun wollte, je langer schob ich auf und bin jetzt in einem förmlichen Briefbankerott.

Von befreundeten Autoren, Vischer, Hettner, Lazarus[2]), Kinkel, liegen seit vielen Monaten geschenkte Bände ansehnlichster Art bei mir, und noch habe ich keinem eine Zeile des Empfanges darüber geschrieben

Auf 1. Juli bin ich nun von meinem Amte frei; ich habe es nicht länger ausgehalten, den Tag durch Amts-

seiner Schriften ist es eine eigene Sache. ... Mörike hat nämlich nur ein kleines Publikum, und ich kann nicht hoffen, einen größeren Absatz zu erringen."

[1]) Erst zu Anfang des Jahres 1879 wurden die Unterhandlungen über den „Grünen Heinrich" mit Weibert abgeschlossen

[2]) Keller hatte Professor Lazarus während dessen Lehrtätigkeit in Bern kennen gelernt.

geschäfte, des Abends soll man schriftstellern, lesen, Korrespondenz führen etc.; das geht nicht und bleibt dann meistens alles zusammen liegen. Ich habe nun in poetisch litterarischer Beziehung soviel zugeschnittene Arbeit oder Werch an der Kunkel, daß ich es wohl wagen kann, meine noch mir vergönnten bessern Jahre damit zuzubringen, ohne in schlimme Zustände zu geraten, wie junge Litteraten, oder anderseits einem schnöden Industrialismus zu verfallen. Ich würde auch schlechterdings die Zeit nicht finden, nur die Hälfte von dem zu machen, was ich noch machen kann und soll.

Auch scheint mir endlich die äußere Seite der Sache etwas zuzulächeln. „Der grüne Heinrich" ist vergriffen und scheint öfter verlangt zu werden. Wenigstens habe ich nun drei Verlagsangebote für eine neue Ausgabe, die mir von freien Stücken zugekommen sind. „Die Leute von Seldwyla" sind nun stereotypiert und werden zu wohlfeilem Preise verkauft, und so halte ich es nicht für unmöglich, daß, wenn ich noch ein paar Sachen dieser Art gemacht habe, ich einen gewissen ökonomischen Halt daran haben werde. Doch genug von diesem Philisterzeug.

Ich war eben daran, Sie doch mit zwei Worten zu bitten, nicht etwa von Meran wegzugehen, ohne mir die nachherige Adresse zukommen zu lassen.

Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen gut. Nächstens mehr. Danke für die Photographie. Die Akten für den schuldigen Brief liegen diesmal noch ordentlich auf meinem Schreibtisch.

Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

210. An Bernhard Fries in München[1].

Zürich, 16. Mai 1876.

Lieber Fries! Ich möchte gern die kunstgewerbliche Ausstellung in München besehen, um mein Gehirn mit allerlei unbestimmten dunklen Vorstellungen neu zu düngen und etwas aufzufrischen. Um aber nicht ohne menschlichen Verkehr dabei zu leben, wünschte ich zu wissen, ob Du im Juli noch in München bist. Vom 1. Juli an bin ich nämlich meines Amtes quitt, das ich aufgebe, weil ich nicht mehr zum Schriftstellern komme. Es gibt immer mehr zu thun und wird zugleich äußerlich und geistig immer unbedeutender, ein verrücktes Verhältnis. Erzogen bin ich nun endlich auch, wie ich glaube, so daß ich wohl wieder in die Freiheit hinaustreten darf.

Dein Brief vom letzten Jahr hatte mich gefreut, sonderlich die in Aussicht gestellte Skizze.

Ich kann nötigenfalls auch im Juni noch für einige Tage abkommen. Suche auch zu erfahren, ob Paul Heyse im Juni oder Juli noch in München bleibt! Ich möchte ihn gerne wegen Handwerkssachen sprechen, da ich nun um den „goldenen Boden" des Handwerks werde kümmern müssen.

Grüße ihn bestens, sowie Herrn Oberbaurat Neureuther!

Sodann empfehle ich mich Deiner gutartigen kleinen Familie sowie Deiner ferneren eigenen Gewogenheit. Schreibe mir einige Worte! Dein alter

Gottfr. Keller.

---

[1] Nach gütiger Mitteilung von Frau Sophie Fries in München. Über Bernhard Fries vgl. Bd. 1, 335 f.

Dies Frühjahr war ich an einem Sonntag bei Rothpletz im alten Turm[1]); er könnte jetzt schweizerischer Gesandter in Berlin werden, wenn er wollte; aber er will bis jetzt nicht, teils wegen Kränklichkeit der Frau, teils aus ökonomischen Bedenken, die man ihm erregt hat.

211. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 16. Mai 1876.

Lieber Freund! Ich weiß nicht, ob Ihre Titulatur auf der Adresse annähernd richtig ist; schicken Sie mir ein genaues Formular nach der jetzigen Sachlage! Ich danke Ihnen nachträglich für die Mitteilung betr. den „Grünen Heinrich".

Benndorfs Artikel über Samothrake[2]) habe ich gelesen, und sie waren hübsch; im Anfang erschrak ich zwar, wo zu verstehen gegeben wurde, es handle sich bei den heutigen Ausgrabungen nicht um Funde von schönen Götterbildern u. dgl., wie etwa ungebildete Laienrüppel glauben mögen, sondern um unscheinbare exakte Forschungen topographischer Art, archäologische Finessen, die uns andere nichts angingen &c. Es kam aber trotzdem doch interessanter, als dieser Eingang vermuten ließ. D. ist auch zurück. Er hat einige Terrakotten für die hiesigen Sammlungen angekauft, die er aber nicht sehen läßt — — — — —

Was macht das kleine Nepötchen? Und die Mamma desselben, Frau Maria, und der Papa Frisch?

Frau Heim wußte, daß Sie mit Ihrem Bruder Sera-

[1]) Oberst Emil Rothpletz, damals in Aarau, jetzt in Zürich, der bekannte Militärschriftsteller und Kunstfreund.

[2]) In der Augsb. „Allg. Ztg.", Beilage v. 13. Jan. 1876 ff.

phikus nach der Türkei gebummelt waren[1]). Hoffentlich sind Sie mit heiler Haut noch davon gekommen, was ich Ihrem ganzen vaterländischen Kaiserstaat ebenfalls wünsche mit Bezug auf diese türkische Geschichte. Wenn Sie die in Florenz erscheinende „Nuova Antologia“ irgendwo haben, so sehen Sie doch im letzten Aprilheft S. 742 nach und forschen ein bißchen nach, wer das Rindvieh sein mag, von dem das dortige Zeug über meinen Aufenthalt in Wien herrühren mag[2]). Es steht dort: ein von seinen Leidenschaften müder Greis hätte ich im Schoße dortiger Freunde den letzten Federstrich an meinen Werken gethan, sodann die Feder hingelegt und geschworen, sie nie mehr zu berühren, obgleich Ihr alle mit Flehen mich umringt hättet, im Kreise herum weinend auf den Knieen gelegen, Marie schluchzend eine dampfende Knödelsuppe vor mich hingesetzt habe u. s. w. u. s. w., was des Unsinns mehr ist Könnte es nicht eine Kabale sein, um mich bei meinem Wiederauftreten des litterarischen Kredites zu berauben als von Leidenschaften gebrochenen, d. h. arbeitsunfähigen Greis, d. h. eigentlich als eine Art alten Roue?

Nun, sei es, wer es wolle, der schwarze Verleumder soll glänzend von mir Lügen gestraft werden; ich werde wie ein Phönix aus der Asche meiner Leidenschaften mich erheben u. s. f.

Unterdessen grüß' ich Euch alle schönstens und habe jetzt nur geschrieben, weil die Sonne nach langen Wochen wieder scheint und mir allerorten das Fell juckt

Ihr G. Keller.

---

[1]) Adolf Exner war mit seinem Bruder Serapin in Griechenland und Kleinasien gewesen

[2]) „Un novelliere contemporaneo“ Nuova Antologia 1876 S 741 ff

Heute ist eidgenössische Kommission hier von sechszehn Experten wegen eines Bundesobligationenrechts, ich bin nur abends im Wirtshaus dabei und werde dort ein möglichst bedeutendes Stillschweigen beobachten, sofern der Wein gut ist.

Ich war neulich wieder einmal bei Wille's. Sie beklagten sich, daß Sie s. Z. sich nur per Karte bei ihnen verabschiedet hätten. Ich sagte, das fähe Ihnen ganz gleich, Sie seien ein Scheusal u. s. w.

212. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 28 Mai 1876.

Verehrter Herr Doktor! Ihre freundliche Zusendung beweist mir, daß Sie mir noch nicht grollen wegen meiner verbrecherischen Nichtleistungen. Meine sanguinische Art, die sichere Ausführung einer Arbeit in bestimmter Frist vorzunehmen, hat mich wieder selbst gefoppt, da die Sache durch die sanfte, aber eiserne Textur der Lebenstage ebenso sicher immer anders kommt.

Ich kann das aber nicht mehr so haben und habe deshalb meine Amtsstellung auf 1. Juli gekündigt, um einige Jahre ungehindert und fleißig schreiben zu können, was mich freut. Nachher werden die Götter auch noch leben. Das erste soll die Vollendung der „Zürcher Novellen" sein.

Wie steht es nun mit der Korrektur oder Revision? Ich sehe die kleinen Unebenheiten des Geschriebenen erst, wenn es gedruckt vor mir liegt, und pflege erst dann noch das Heer der überflüssigen und schändlichen Adjektive auszurotten. Kann ich nun, wenn die Sache einmal losgeht, Revisionsbogen der „Deutschen Rundschau" hieher bekommen,

wenn ich sie umgehend zurücksende? Ferner noch die schnöde Frage zu Handen der Herrn Verleger, ob die sofortige Verwendung der Novellen als Bestandteil eines nach ihrem Erscheinen in der „Rundschau“ herauszugebenden Buches sicher gestattet sei, unbeschadet dem in Aussicht gestellten Honorar?

Diese Frage ist eine Frucht der oben angedeuteten Ereignisse, die mich natürlich nun zwingen, auch etwas industriös zu sein.

Inzwischen danke ich wiederholt höflichst für die fortwährende Zusendung der Zeitschrift und Ihnen speziell für Ihre „Englischen Ferientage“ darin. Sie waren nach Inhalt und Form ein feines süßes Gebäck, wie man es nur in guten Häusern ißt, von erquicklichster Art. Wo haben Sie denn Ihren Litteratur-Kreißler[1]) gelassen?

Doch genug für diesmal. Wenn Sie Zeit haben, so melden Sie mir vielleicht, wie lange die Novelle des Julius von der Traun, die gegenwärtig läuft, vorhalten wird? Vielleicht kann ich doch nachher anschließen. Ohne Präjudiz!

Ihr grüßend ergebener

G. Keller

213. An Wilhelm Petersen in Schleswig[2]).

Zürich, 4. Juni 1876.

Dietegen, verehrter Herr, oder eigentlich Dietdegen, gehört zur Klasse der Dietrich, Diethelm, Dittmar u. s. w. und heißt Volksheld, Volkskrieger oder so was. Der Name

[1]) Fr. Kreyßig.

[2]) Vgl. „Die Gegenwart“ vom 24. Juni 1894: „Erinnerungen an Gottfried Keller“ von W. P. Seine Kellerbriefe hat mir Herr Reg.-Rat Petersen in Schleswig gütigst zur Verfügung gestellt.

steht noch im gegenwärtigen Züricher Kalender[1]), obwohl kaum noch jemand darauf taufen läßt Ich habe ihn meiner Gewohnheit gemäß dort hervorgesucht. Die Aussprache ist also ´– – ⏑, immerhin mit dem Hauptaccent auf der ersten Silbe

Sie sehen, daß ich mir nicht mit einer Postkarte behelfe, um Ihnen für Ihren freundlichen Brief zu danken. Wenn ich auch von Ihrer Überschätzung des „Grünen Heinrich" alle billigen Abzüge mache, so bleibt doch genug für eine erfreuliche Überraschung übrig, welcher man doch zugänglich ist, wenn sie von berufener Seite zu kommen scheint, was man natürlich sofort konstatiert.

Ihre Bemerkungen wegen der Zukunft des fraglichen Buches treffen zur rechten Zeit ein. Dasselbe ist vergriffen und soll in anderem Verlage neu erscheinen Es wird dabei ungefähr um einen Band eingehen, resp um ein Viertel mindestens kürzer werden durch Streichung der Reflexionen und unrepräsentabeln Velleitäten.

Die Ökonomie oder vielmehr Unökonomie belangend, so werde ich das, was nach der autobiographischen Jugendgeschichte in dritter Person weiter erzählt wird, ebenfalls der Autobiographie einverleiben mit den nötigen Änderungen und das Ganze als Manuskript in einer kurzen Einleitung auffinden lassen, welche den Tod des Helden als älteren Mannes erzählt, der irgendwo in der Stille stirbt und eben jenes Manuskript hinterläßt. So wird der unvermittelte jetzige Schluß vermieden. Verheiraten und behaglich werden lassen kann ich den Ärmsten jetzt nicht mehr; es würde das einen

[1]) 21. Juli

komischen Effekt machen und vielleicht gerade bei den Freunden ein gemütliches Gelächter hervorrufen[1]). Wenn die Sache mit etwas Sorgfalt und hinreichender Motivierung behandelt wird, so kann eine elegische Grundlage dem sonst lebenswilligen Wesen des Buches durch den allerdings zarter zu haltenden Kontrast nur nützen, um mich recht prosaisch auszudrücken; es ist aber nicht so gemeint.

Wie Sie bemerken werden, mache ich Ihr wohlwollendes Interesse gleich zu nutze und gehe mit Ihnen um, wie mit einem Bekannten. So würde es mir auch nur angenehm sein, wenn Sie mir weitere Bemerkungen über das Problem, wenn Ihnen solche etwa einfallen sollten, mitteilen wollten. Dabei unterrichten Sie mich vielleicht gleich, ob Sie selbst Schriftsteller oder mehr Schriftsteller-Freund sind. Ist Ersteres der Fall, so geht es mir, wie Ihnen mit mir: ich weiß nichts davon. In bester Gesinnung Ihr

G. Keller.

Ich lasse die Frage wegen der Schriftstellerei trotz Ihrer Mitteilungen über Ihre künstlerische Neigung stehen, für die ich alles Mitgefühl hege. Ich habe selbst, nach dreißigjährigem Unterbruche, neulich eine Leinwand aufspannen lassen, um dem Jugendheimweh zu fröhnen, allein ich weiß eben aus Erfahrung, daß man in solchen Fällen gern auf die Feder gerät, wenn auch vorübergehend.

[1]) Petersen an G. Keller: „Es scheint mir nichts im Wege zu stehen, daß Heinrich ein gesetzter und verständiger Staatsbürger wird, Dortchen heiratet und seiner Mutter die letzten Tage versüßt.“

214. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 6. Juni 1876.

Verehrtester Herr! Ich bin Ihnen abermals verbunden für Ihre freundlichen und viel zu wohlwollenden Mitteilungen, die ich in Kürze beantworte. Auf 1. Juli ist es mir nicht möglich, das Manuskript abzugeben, ich habe, um mein Amt dem Nachfolger in guter Ordnung übergeben zu können, gerade während des gegenwärtigen Monats noch so viel zu thun, daß ich nichts anderes machen kann. Nachher geht's dann hoffentlich auf längeres Nimmeranschoren los mit der Litteratur. Ich könnte also bestimmt erst auf 1. August abliefern und müßte es Ihnen überlassen, ob Sie doch mit dem Oktoberheft oder erst mit dem Novemberheft beginnen wollten.

Die „Züricher Novellen" bestehen wie ich Ihnen schon geschrieben, aus vier Stücken, von denen drei in das vierte oder vielmehr erste eingeschachtelt sind und zwar so, in der Rahmennovelle erzählt ein Alter einem Jungen die drei übrigen Novellen, die aber ohne Dialogunterbrechungen u. dgl. für sich rund abgeschlossen sind. Es käme also im ersten Heft der Anfang der Rahmennovelle und eine ganze Novelle, im folgenden Heft die zweite ganze Novelle u. s. f. und mit der letzten Novelle dann der Schluß der Rahmennovelle. Das Ganze wird nach meinem Dafürhalten ungefähr acht Bogen der „Deutschen Rundschau" in Anspruch nehmen, und ich würde allerdings darauf rechnen, daß es nacheinander erscheint. Was in der Buchausgabe dann noch hinzukommt, ist schon früher gedruckt worden.

Für das Anerbieten von Honorarvorschüssen bin ich den

Herrn Verlegern und Ihnen dankbar verbunden; ich bedarf jedoch derselben nicht und ziehe vor, das Honorar nach gethaner Arbeit in ganzer Summe zu erhalten.

Zu bemerken ist noch, daß die sog Rahmennovelle nicht groß, sondern mehr ein humoristisches Akkompagnement ist, so daß das ganze Bouquettchen wohl in drei Heften Platz haben kann.

Mit Ihren gütigen Mitteilungen in betreff der übrigen Verhältnisse bin ich nun vollkommen befriedigt und werde mich auch ohne weiteren Brief Ihrerseits nun an den Laden legen, um das Ende dieser Dinge herbeizuführen, damit ich zu anderem schreiten kann.

Ihr hochachtungsvoll und grüßend ergebener

G. Keller.

215. An Emil Kuh in Meran.

Zürich, 8 Juni 1876

Glauben Sie nicht, daß es für mich eine Aktenerledigung heißt, wenn ich wünsche, Ihnen auf manches, das Sie mir schreiben, zu antworten[1]. Ich werde Sie deshalb lieber mit kürzeren, aber um so frequenteren Briefen bombardieren, bis ich etwas nachgerutscht bin.

Daß Sie mit dem Hebbelwerk zu Ende kommen[2], freut mich sehr erstens weil ich dasselbe bald in Händen haben werde, zweitens weil Sie dann einer Fessel ledig sind, die

[1] Emil Kuh an Gottfr Keller, 26 Mai 1876: „Inständig bitte ich Sie, meine Wintersendungen an Sie nicht als Akten [s o. S 227] zu betrachten, welche erledigt werden sollen"

[2] E Kuh meldete a a O, daß er diese seine Lebensarbeit bis im Oktober abzuschließen gedenke

Sie befängt. Denn bei allem Respekt vor Ihrer Hingebung kann ich mir doch nicht denken, daß Sie Ihre Hauptkraft an der Darstellung der Mitlebenden erschöpfen können, vielmehr glaube ich und hoffe ich, daß Sie nach Bewältigung dieser Kategorieen erst noch breite Lagen ins Über- oder Außerpersönliche, ins Vergangene oder Zukünftige abzufeuern sich aufgelegt finden werden. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke.

Ich habe soeben (es ist halb elf Uhr nachts, und der Mond steht pompös über dem See vor dem offenen Fenster) Ihren reichhaltigen Brief vom 27. Oktober hervorgenommen um eine Stelle zu suchen, über die ich Ihnen etwas habe antworten wollen.

Wegen der neuen Ausgabe und Gestalt des „Grünen Heinrich“ muß ich Ihnen bald besonders schreiben: die Affaire fängt an zu drängen, da ich nun bereits das vierte Angebot von Verlegern habe, inklusive des alten, der zuletzt auch kommt, nachdem er das Buch 25 Jahre lang verdrießlich in seinem Speicher herumgestoßen hat.

Was ich jetzt vorbringen möchte, ist ein Gegenstück, leibhaftiges Pendant zu Ihrem Silbergroschenbrotenkaufen in Berlin[1]), womit ich aufwarten kann

Ich war schon dreißig und ein oder zwei Jahre alt, als ich dort in der Mohrenstraße in einem[2]) schönen Hause

[1]) Bezieht sich auf ein Erlebnis Kuhs, als er mit seiner jungen Frau in ziemlicher Bedrängnis in Berlin wohnte und von einem reichen Onkel, der ihn besuchte, bare 10 Hamburger Schillinge bekam (weil dieser die Münze in Wien nicht brauchen konnte) und Tag für Tag beim Einkaufen des Brots neben dem Groschen einen der Schillinge einschmuggelte.

[2]) Keller schreibt: keinem.

wohnte. Ich war in guter Gesellschaft eingeführt, aber wenig bekannt, gerieth in Geldverlegenheit und konnte nicht mehr studentisch verfahren, verstand nicht einmal auf gute Art ein Mittagessen zu borgen. So hatte ich mich mit wenig Münze hinausgeschwindelt, um die endliche Geldankunft zu erharren, die nicht mehr lange ausbleiben konnte.

So besaß ich eines Abends noch 5 Silbergroschen, als mich ein Bildhauer in die Wagnersche Bierkneipe abholte, wo verschiedene damalige Notabeln saßen, unter andern der verstorbene Melchior Meyr, die nicht recht wußten, was sie aus mir machen sollten und unter sich sagten: was ist denn das für ein Schweizer? was thut der hier? u. s. w. Ich trug nur Sorge, daß ich noch einen Groschen übrig behielt, indem ich dachte: du kannst morgen mittags noch ein Brötchen dafür kaufen, so geht der Tag hin! Richtig am andern Mittag überzeuge ich mich, daß das Luder noch da sei, gehe in einen großen Bäckerladen in der Nachbarschaft und nehme einen Groschenwecken, gebe den Groschen. Die lange, etwas verdrießliche, aber elegante und angesehene Bäckerstochter, die mich gewiß alle Tage vorübergehen sah, besieht den Groschen; die Kellnerin vom vorigen Abend hatte mir einen ungültigen verrufenen Gröschling irgend eines deutschen Raubstaates gegeben, was ich nicht wußte und verstand. Die Bäckerin sagt: „der wird nicht genommen, es ist ein falscher!" Ich habe keinen anderen und muß das Brot wieder aus der Hand geben und mich aus dem Laden drücken mit meiner Eßlust, während die Person mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtet. Ich fühlte mich zwiefach beschimpft von der betrügerischen Kellnerin, wie von der hornierten Bäckerin, der es nicht einfiel, an meine Notlage zu

denken, und die nur froh war, nicht das Opfer eines listigen Kumpans geworden zu sein. Ich brachte den Tag richtig ungegessen zu und mußte am andern Morgen dann doch Geld borgen, was viel leichter von statten ging, als ich geglaubt hatte. Wäre ich aber nicht so unpraktisch gewesen, so hätte ich das kleine, aber bedeutsame Doppelgestirn der beiden Weiber nicht gesehen; denn es ist ja gleichgültig, ob es sich um den Kopf eines Mannes in einer Tragödie, oder um einen Groschenwecken handelt.

Sie haben nun die bessere Kehrseite des Abenteuers erlebt, da Sie nicht eine Widersacherin, sondern einen Genossen in der Not hatten.

Ich werde, einige Tage ausgenommen, die ich in München wegen der Ausstellung zuzubringen gedenke, um gleich zu Anfang meiner Freiheit in eine recht bunte Formenwelt unterzutauchen, dies Jahr wohl zu Hause bleiben; denn ich will ebensowohl gleich im Anfang ein gutes Stück rüstig wegarbeiten und, wo immer möglich, die Regelmäßigkeit der Amtsgewöhnung beibehalten. Man vertraunt immer noch genug Zeit dabei.

Ich hoffe Sie also hier endlich zu sehen im Herbst und wünsche Ihnen glückliche Kurzeiten[1]). Übrigens schreibe ich Ihnen dieser Tage wieder einen Fetzen voll.

Bestens grüßend Ihr

G. Keller.

[1]) Emil Kuh an G. Keller, 26 Mai 1876 aus Meran. „Besuchen Sie mich nicht im Hochsommer, so besuche ich Sie im Spätherbst, wenn ich lebe." Der letzte Brief Emil Kuhs trägt das Datum des 17. Juni 1876 Er starb am nächsten 30. Dezember in Meran

216. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 4. Juli 1876

Allergnädigste hochpreisliche Frau Professor! Die Idee mit dem Mondsee oder Attersee leuchtet mir ein; jedennoch habe ich mich jetzt so rangiert, daß ich den Juli und August über auf meiner Burg sitzen bleiben und fest arbeiten will, damit etwas vor sich geht und ich nachher mit leichtem Herzen ausfahren kann und nicht ein Schrabzeug mit mir führen muß. Im September denke ich nach München zur Ausstellung zu gehen, wohin Herr Bruder Adolph vielleicht auch kommen könnte, um seinem keramischen Krikel-Krakel-Krukel-Sinn zu fröhnen.

Weiterhin soll ich dann aber im Herbst an den Genfersee[1]) gehen und bin daher noch nicht entschlossen, von München aus die bekannte Straße nach Salzburg einzuschlagen, um vielleicht doch einmal von einem der Wiener Sonntagsjäger einen Schrotschuß in die kurzen Beinchen zu bekommen. Dieselben schießen ja ausschließlich nach solchen kleinen Spechten und ärmlichen Holzvögeln, wie ich einer bin. Sodann könnte ein so oft wiederholtes Zusammentreffen mit dem Buhu[2]) endlich Anlaß zu einem Vergleiche unserer beiderseitigen erfolgreichen und nutzbringenden Thätigkeit führen, was nur zu unserem gegenseitigen Schaden gereichen müßte. Doch wollen wir die Zeit mit ihrem Rat gewähren lassen.

Wie steht's mit dem kleinen Johannisknäblein? Ist es schon brav Heuschrecken und wilden Honig? Ich möchte

[1]) Nach Lausanne zu Bundesrichter Hans Weber.

[2]) Den Uhu brauchte Exner in Wirtgesg zur Geierjagd.

nur einmal einer Fütterung beiwohnen; der wird gewiß nicht übel gestopft! Am meisten freue ich mich darauf, wie er dem Adolf die Aprikosen im Garten erlaufen wird, wenn er erst allein darin herumlaufen kann. Jetzt hab' ich genug geschmiert, ich geh' ins Bett, schlafen Sie wohl und grüßen Sie alle! Sollten Sie diesen Brief nicht erhalten, so schreiben Sie mir's umgehend! Ihr ergebener

G. Keller.

---

8. Dichter und Tod.

So saß denn der Herr Alt-Staatsschreiber, aller Amtsgeschäfte ledig, auf seinem weitausschauenden „Bürgli". Es waren die glücklichsten Lebensjahre, die er hier oben auf seiner „Windmühle" zubrachte, Jahre, in denen ihm wahr wurde, was einst als tröstliche Hoffnung in trüber Zeit ihm vorgeschwebt hatte: er könne vielleicht auch noch ein fröhlicher Mensch werden, der diesen oder jenen Winterschwank aufführe.

Mit aller Behaglichkeit schickte er sich an, teils alte, auf die fruchtbare Berliner Zeit zurückreichende litterarische Pläne abzuwickeln, teils Neues, das ihm seither aufgegangen, einzuheimsen. Noch war von jener Reihe der „Züricher Novellen" — die Bezeichnung erscheint zum ersten Mal in einem Brief an Auerbach vom 25 Juni 1860 (Bd. 2, 468) — erst eine einzige „Das Fähnlein" vorhanden. Der „Galatea"-Cyklus mußte endlich ausgeführt werden. Das immer stärker empfundene Bedürfnis einer gründlichen Umgestaltung des Jugendromanes drängte nach Beruhigung, und eine Sammlung und Sichtung des älteren und neueren Liedervorrats lag ebenfalls lange in den Wünschen des Dichters.

Die erste größere, im Sommer 1876 in Angriff genommene Arbeit war die Niederschrift einer locker an einander gereihten Gruppe von Erzählungen, der „Züricher No-

vellen“. Sie sollten im Gegensatz zu den „Leuten von Seldwyla“ mehr positives Leben enthalten, Begebenheiten aus besonders charakteristischen Kulturepochen der Stadt Zürich vorführen. Gottfried Keller wollte damit zugleich ein Versprechen gegen Julius Rodenberg, den Herausgeber der neuen, in großem Stil angelegten Monatsschrift „Deutsche Rundschau“, einlösen. Der Erzähler Keller bedurfte eines äußeren Antriebs, das dichterisch Geschaute auch zu Papier zu bringen. Es war nicht Scheu vor der Arbeit, sondern das Gefühl, daß das Geschriebene seinen poetischen Absichten nicht entsprach, was er so schwer überwand. Die ängstliche Schwester, der zunächst das praktische Ziel des Erwerbes vor Augen stand, vermochte in dieser Hinsicht wenig über ihn, obschon sie ihr Redliches that. „Regula — schrieb er 1877 an Frau Bundesrichter Julie Weber — fürchtet jetzt immer, daß die teils eingebrochenen, teils noch drohenden Krachzeiten meinem Geschäfte schaden werden und sagt, ich soll doch vorher so viel als möglich fertig machen und absetzen, ehe das Wetter da sei.“ Julius Rodenberg kommt das große, nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst zu, daß er Kellers Schriftstellerfleiß angestachelt und dessen alte Unlust, etwas fertig niederzuschreiben, auf kluge Weise besiegt hat. Unermüdlich, ohne die oft auf harte Proben gestellte Geduld zu verlieren, war er hinter dem Zaudernden her und verstand es meisterlich, bald bittend, drängend und beschwörend, dann schmeichelnd und lobpreisend Manuskript herauszulocken, wenn er sich manchmal auch mit wenigen Seiten begnügen oder gar erleben mußte, daß das neue „Rundschau“-Heft ohne die versprochene Fortsetzung der Kellerschen Geschichte ausgegeben wurde. Man darf wohl sagen, daß ohne Roden-

bergs diplomatisches Geschick „Das Sinngedicht", namentlich „Martin Salander" kaum zustande gekommen wären. Eine erste bestimmte Zusicherung der „Züricher Novellen" hatte er auf Frühjahr 1875 erhalten. Auf weitere Bitten wiederholte Gottfried Keller seine bekannte Beteuerung, nun nichts mehr aus der Hand in den Druck geben zu wollen, bis das letzte Pünktum der Niederschrift gesetzt sei. Erst im August 1876 gelang es Rodenberg, das erste Stück Manuskript zu bekommen: die Einleitung „Herr Jacques" und den Anfang des „Hadlaub". Die letzte Sendung „Züricher Novellen" ging zu Ende des Februars 1877 an ihn ab. Sie wurden vom November 1876 ab bis zum April 1877 (das Januarheft brachte keine Fortsetzung) im IX.—XI. Bande der „Deutschen Rundschau" gedruckt. Neben der Geschichte, die zum Rahmen dient, sind es die drei Novellen „Hadlaub", „Der Narr auf Manegg" und „Der Landvogt von Greifensee" nebst dem (in der späteren Buchausgabe erweiterten) Schluß des Rahmens.

Die Rahmengeschichte „Herr Jacques" stellt das Problem auf. Ein junger Mensch soll von der Sucht, ein Original vorstellen zu wollen, geheilt werden. Zu diesem Zwecke führt der Schalk von Pate dem Bürschchen, das den Untergang der alten originellen Käuze beklagt und auf die unfruchtbarste Weise selber ein Original zu werden bemüht ist, entweder verkehrtes Treiben und mitten in solchem ehrlich aufstrebende Tüchtigkeit, oder einen veritablen Narren, oder dann ein ganz ausbündiges Original vor. So soll Herr Jacques von seinem unnützen Beginnen sachte auf die rechte Bahn gelenkt werden; er soll wahren Wert von eitlem Schein unterscheiden lernen, wobei er dann freilich zum

Schlusse durch fälschlich angemaßtes Mäcenatentum nochmals, wie ihm gebührt, hereinfällt, um als voraussichtlich Geheilter entlassen zu werden.

Gottfried Keller gibt in diesem Eingang unbewußt eine Charakteristik seines eigenen Wesens. Durch und durch ursprünglich, hat er nie absichtliches Originellsein erstrebt. Die Originalität lag in seiner tiefsten Natur: „Ein gutes Original — läßt er den nach seinem Bilde geschaffenen Paten sagen — ist nur, wer Nachahmung verdient. Nachgeahmt zu werden, ist aber nur der würdig, wer das, was er unternimmt, recht betreibt und immer an seinem Orte etwas Tüchtiges leistet, und wenn dieses auch nichts Unerhörtes und Erzursprüngliches ist. — — Ist mit diesem besonderen Wesen ein mit dem Herzschlag gehender innerlicher Witz verbunden, so üben solche Menschen auf ihre zeitliche Umgebung und oft über den nächsten Kreis hinaus eine erhellende und erwärmende Wirkung, die manchen eigentlichen Genienenschen versagt ist." Diese Worte werden für Gottfried Keller wohl immerdar gelten.

Die erste Erzählung „Hadlaub" schließt sich äußerlich an die ohne lange Zweifel nach Zürich verlegte Entstehung der Manessischen Handschrift an. Ein farbenreiches Bild aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, dem Spätherbste des ritterlichen Minnegesangs, wird aufgerollt. Im Mittelpunkte steht Johannes Hadlaub, jener Züricher Dichter, „in dessen klarer Seele der scheidende Minnesang noch einmal sein freundliches Licht gespiegelt hat", wie Uhland schön sagt. Uhlands Darstellung im Schlußkapitel der berühmten Abhandlung über den Minnesang hat die Auffassung Kellers sichtlich beeinflußt. Zu Hadlaub erwacht

über dem Abschreiben alter deutscher Liebeslieder der Trieb zur Nachahmung; aber erst die Liebe zu Fides bringt den Dichter in ihm zur Reife. Die Hauptpersonen waren mit dem Kreise der Manesse (Vater und Sohn — der Vater Rüdiger starb 1304) gegeben, so der Konstanzer Bischof Heinrich von Klingenberg und eine gleichzeitige Fürstäbtissin in Zürich, Kunigunde von Wasserstelz, wie Gottfried Keller annimmt. Zwischen jenen beiden besteht ein heimlicher Liebesbund: die schöne Fides ist die Frucht desselben. Keller hat hier nach allem freien Dichterrecht eine Anekdote des zehnten Jahrhunderts, die Ekkehart IV. in seinen St. Galler Klostergeschichten (Kapitel 29) von einem anderen Kirchenfürsten vorbringt, auf eine spätere Zeit und auf spätere Personen übertragen. Der Abtbischof Salomon III. von Konstanz verging sich in seinen jungen Tagen — wie Ekkehart aus dem Klosterklatsch in Erfahrung gebracht hat — mit der jungfräulichen Tochter eines Gastfreundes. Sie gebar ihm ein Mädchen, nahm aus Reue den Schleier und wurde schließlich mit Hilfe ihres hohen Freundes Fürstäbtissin am Züricher Fraumünster. Später stellte König Arnulf der schönen Tochter Salomons, die von ihrer Mutter im Stift erzogen worden, nach; die Äbtissin gab jedoch ihr reich mit Gütern ausgestattetes Kind einem Notker zur Ehe und entzog es so den unerlaubten Werbungen des Königs. Gottfried Keller läßt den mächtigen Grafen Werner von Homberg an die Stelle des Königs treten. Das harmlose Spiel, welches der Bischof Heinrich und Manesse zur Förderung des großen Liederbuches mit der Minne Hadlaubs zu Fides zu treiben wähnen, nimmt freilich eine unvorhergesehene Wendung, als Fides in der fürstlichen Ver-

sammlung auf Wasserstelz ihrem treuen poetischen Minnediener die Hand reicht. So ist aus dem wunderlichen Thun der Alten den Jungen ein großes Glück erwachsen.

Selbstverständlich ließ sich Keller jene zahlreichen reizenden Motive nicht entgehen, die in Hadlaubs eben durch die Manessische Handschrift überlieferten Liedern förmlich zum Nachdichten einladen. Alle jene Szenen sind sorgsam nachgezeichnet und originell aufgefrischt: wie Hadlaub der aus der Mette kommenden Geliebten einen Brief, ein Lied, an das Gewand heftet, dann die unvermutete grußlose Begegnung vor der Stadt, die Überreichung des Nadelbüchsleins, die Szene, wie er sie ein Kind herzen sah[1], die Verwünschung der sog. Merker u. s. w. Hadlaubs Wendung zur sog. höfischen Dorfpoesie während des Aufenthalts in Österreich u. a. bietet dem modernen Dichter Anlaß zu reizvollen Einzelheiten. Auch in die Miniaturen des Manessischen Codex hat sich Keller nach den Nachbildungen von Mathieu und von der Hagen liebevoll vertieft[2]. Manch hübscher kleiner Zug ergibt sich ihm daraus. Auf dem den König Wenzel von Böhmen vorstellenden Bilde z. B. läßt er seinen Hadlaub, welcher ihm der Urheber auch dieser Illustrationen ist,

[1] In Anschluß hieran hat Keller die Liebesszene, einem Winke Storms folgend, weiter ausgeführt. Die Buchausgabe erhielt den Zusatz Ges. Werke 6, 113, Z 12 v o „und umfingen sich“ bis 114, Z. 12 v u „Seligkeit sitze“ In der „Rundschau“ hatte es statt dessen einfach geheißen „und wurden ohne weitere Verhandlungen einig, daß sie wollten Eheleute werden“.

[2] Große Freude hatte er, als ihm später (29 Juli 1887) der badische Kultusminister Dr Nokk, ein warmer Verehrer des Dichters, ein Exemplar der im Auftrag des Ministeriums durch Franz Kraus veröffentlichten Miniaturen der Manessischen Liederhandschrift überreichte

in dem zarten Gesichte des Pfalzgrafen, der einem Ritter den Schwertgurt überreicht, das Antlitz der geliebten Fides festhalten. Der jugendliche Fiedler zu des Königs Füßen soll Hadlaub selbst sein Und wenn Keller den Rüdiger Manesse als Freund des Rechts schildert, der eine Abschrift des Schwabenspiegels herstellen läßt, erweist sich an diesem Zuge, daß ihm wissenschaftliche Einzelforschung nicht fremd blieb¹).

„**Der Narr auf Manegg**" führt in die Verfallszeit des Manessischen Hauses. Die letzten Sprossen des ruhmwürdigen Geschlechtes leben sternlos dahin. Ital, der jüngste Sohn des Bürgermeisters und Siegers von Tätwyl, ist ein trübseliger Mensch, der, tief verschuldet, ruhelos umherfährt, sich nie zu Hause treffen läßt und infolge dieser Lässigkeit um eine reiche Frau und schließlich auch um seine Burg kommt. Die an einem Seitenabhange des Ütlibergs in der Nähe der Felsschlucht „Falätsch" gelegene Manegg ging nach der urkundlichen Überlieferung 1393 auf öffentlicher Gant mitsamt der Burgkaplle St. Gilg um den schnöden Preis von fünf Gulden an einen Juden und wenige Jahre darauf an das Kloster Selnau in Zürich über. Nach Keller wuchert der Stamm der Manesse nebenbei in illegitimen Abkömmlingen weiter; zu dieser Sippschaft gehört der Narr

¹) Georg v Wyß hatte im Anzeiger für schweizer. Geschichte (Neue Folge I, 21 ff 1870) auf eine Entdeckung Rockingers hingewiesen, nach welcher Rüdiger Manesse eine heute verschollene Handschrift des Schwabenspiegels kopieren ließ. Glossen aus dieser Abschrift sind in eine spätere übergegangen; diejenige am Schluß „Es ist nieman so unrehter, in dunke unbillich, ob man im unrehte tuot" u f w hat Gottfried Keller seiner Novelle (Ges Werke 6, 48) wörtlich einverleibt.

auf Manegg, Buz Falatscher genannt. Zürcher Chroniken des 16. Jahrhunderts erzählen in der That von einem geistesschwachen Menschen, welcher der letzte Insaße der Manegg war. Fast täglich sei er in die Stadt hinein gekommen, habe sich als Ritter aufgespielt und zu den vornehmen Tafeln ziehen lassen, wo man Spott mit ihm getrieben. Am Aschermittwoch des Jahres 1409 seien übermütige Junker zum Schlusse des Fastnachtsgelages unter lautem Lärm nächtlicherweile wie zu einer Bestürmung vor das verfallene Bürglein gezogen. An brennendem Stroh und herübergeschleuderten Pechfackeln hätten die letzten noch bewohnbaren Teile der Manegg Feuer gefangen. Der thörichte Ritter aber sei wahrscheinlich in den Flammen und Trümmern umgekommen. Was Gottfried Keller an dieser Überlieferung reizte, war die für ihn wie geschaffene närrische Figur des Falatschers. Er läßt ihn erst als Frühmesser im Lande herum hausieren, dann in den Krieg ziehen, und zwar mochte Buz Feldhauptmann werden. In Italien entläuft er vor einem höchst lächerlich eingeleiteten Zweikampfe seinem Wehrkörper schmählich. Köstlich ist die Schilderung, wie der mißliche Krieger bei strömendem Regen das Reußthal hinunterwandert, jämmerlich weinend über die Verkennung und schlechte Behandlung, die ihm überall zu teil wird, und wie ihn ein fahrendes Weiblein einholt, „ein thörichtes Mensch, das, wie jener nach Anerkennung dürstete, sich nach einem Manne sehnte und nach einem solchen umherpilgerte“. Buz nimmt das Weiblein mit sich in seine Lehmhütte an der Falätsch, plagt es, bis es davonläuft, nistet sich dann in der verlassenen Manegg ein, thut sich als Ritter auf, der den Zürcher Junkern auf ihren Trinkstuben zum Zeitvertreib

dient, stiehlt dort einst jenem Ital Manesse das Hadlaubsche Liederbuch, beschließt, ein alter Minnesänger zu sein, und schreibt Verse ab, die er mit verrückten Zuthaten versieht. Wanderer auf einsamen Waldpfaden werden gezwungen, ihn anzuhören und zu loben. In einer Lenznacht ziehen fröhliche Gesellen vor die Manegg, den Liederhort wieder zu gewinnen, ein Unbesonnener schleudert seine Fackel über den Burggraben, sie fällt auf das Heulager des Falätschers und steckt die ganze Armseligkeit in Brand. Mit Mühe wird der Narr samt dem Buche gerettet, er stürzt vor Schreck entseelt nieder; der Liederschatz aber wird von dem Besitzer Ital an den jungen Freiherren von Sax auf Forsteck verschenkt.

Den Preis wird man der letzten, um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts spielenden Rahmengeschichte, „Der Landvogt von Greifensee" betitelt, zuerkennen. Salomon Landolt, nach Goethes Ausdruck „jenes wundersamste Menschenkind, das vielleicht nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte", lebt seiner Heimat noch heute in bestem Gedächtnis, dank der Biographie und Charakteristik, die der gediegene David Heß — es ist der „geistreiche Dilettant" in Kellers Einleitung — zwei Jahre nach dem Tode dieses seines Freundes veröffentlicht hat[1]). Soldat nach Beruf und Neigung, Statthalter der Regierung auf den beiden Züricher Landvogteien Greifensee und Eglisau, gemeinnütziger rechtschaffner Bürger, Dilettant auf dem Gebiete der Malerei, daneben ein witziger Kopf von den besten ge-

[1]) Näheres über „Salomon Landolt, ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt von David Heß" (Zürich 1820) in meiner Einleitung zu David Heß' „Johann Caspar Schweizer" S. LXXXV ff. (Berlin, W. Hertz 1884)

selligen Talenten, war Salomon Landolt einst ein Liebling seiner Zeitgenossen, erregte das Interesse Goethes, der wiederholt mit ihm zusammentraf, dessen „tüchtige Wunderlichkeit anstaunte“ und auch der Lebensbeschreibung Landolts von David Heß den Beifall nicht versagte. Pestalozzi, Wieland, Klinger, Lenz u. a. fanden an dem hellen heiteren Geiste Wohlgefallen. Die Blicke seiner Mitbürger zog Landolt zum ersten Mal im Jahre 1770 auf sich, als er in der Gegend von Kloten die erste öffentliche Musterung des von ihm ins Leben gerufenen und eingeschulten Züricher Scharfschützenkorps veranstaltete. Mit dieser bei David Heß S. 45 geschilderten Szene setzt die Kellersche Erzählung, die den Vorfall in eine spätere Zeit verlegt, ein. 1776 unternahm Landolt einen ziemlich improvisierten Ritt nach Berlin, das Heer Friedrichs des Großen kennen zu lernen. Bei den Manövern in Potsdam entging er dem Scharfblick des Königs nicht. Dieser suchte den schweizerischen Jägerhauptmann für seinen Dienst zu gewinnen. Der alte Zieten zog ihn wiederholt zu Tische; Landolt wurde in Berlin von dem edlen Herzog Leopold von Braunschweig ausgezeichnet; Chodowiecki würdigte ihn seiner Freundschaft. 1781 wurde ihm die Landvogtei zu Greifensee bei Zürich übertragen. Dem Züricher Volke ist er namentlich durch seine Salomonischen, meist mit Prügeln gewürzten Urteile in Erinnerung geblieben. Nicht minder originell war seine häusliche Umgebung. Nachdem er zu Anfang der neunziger Jahre sich ein kleines Landgut in der Vorstadt Enge gekauft hatte und dorthin übergesiedelt war, trat an die Spitze seines Hauswesens jene Marianne Klaißner, die jüngste Tochter des Stadtzimmermeisters zu Hall in Tirol, ein rauhes, thatkräftiges, pudel-

treues Frauenwesen, dessen abenteuerliche Lebensschicksale Keller getreu nach den Heßischen Aufzeichnungen wiedererzählt. 1808 ist Frau Marianne in Enge gestorben. Landolt gab nun die eigene Wirtschaft auf und wohnte fortan bei seinem Schwager Meiß in Teufen, gegen das Ende seines Lebens auf Schloß Andelfingen. „Am Abend des 20. November (1818) — erzählt David Heß, und Keller wiederholt den Zug, nur in noch plastischerer Darstellung — „nachdem er eine Weile vor sich hingestaunt hatte, sprach er plötzlich wie für sich selbst: ‚Der Donners krumme Schütze hat doch recht gezielt!' Was für ein Schütze? frug sein Hausfreund. ‚Hm, der Knochenmann', erwiderte Landolt, indem er auf die Brust deutete, ‚der hat mich hier gut getroffen'." Wenige Tage später entschlief er sanft. Weiter stammt alles Anekdotische in Kellers Novelle aus David Heß, so die ganze Gerichtsszene, der als Dame verkleidete Affe Cocco, dem Salomon Geßner, Landolts Freund, ein Kenotaph zu errichten nicht verschmähte. Der Landvogt war Junggeselle geblieben; die Großmutter bestärkte ihn in diesem Zustande. Gegen Damen streng ritterlich, scheint er nach dem Zeugnisse seines Biographen „heftige Leidenschaft nie, hingegen innige Anhänglichkeit an verschiedenen Epochen gegen zwei Frauenzimmer empfunden zu haben, die seiner Achtung allerdings würdig waren".

Konnte sich Gottfried Keller eine stärker nach seinem Herzen geartete Novellenfigur wünschen? Es ist denn auch die liebenswürdigste Apotheose des Junggesellentums, wenn er den gestrengen Landvogt auf den Gedanken verfallen läßt, auf Greifensee einen Kongreß sämtlicher alten Schätze zu veranstalten, von deren jedem er einst einen Korb be-

kommen hat. Die eingestreuten fünf Herzensgeschichten des alten Knaben sind mit einer ungemeinen Zierlichkeit und mit goldener Laune vorgebracht. Die ganze frohe Jugendzeit des Herrn Landolt zieht als ein heiterer Maitag vorüber und klingt halb wehmütig aus in der reinen sterndurchleuchteten Lenznacht. Gottfried Keller hat sich oft im Scherz auf diese anmutige Erfindung, die ihm allein angehört, einiges zu gute gethan, das sei doch einmal etwas Nagelneues. Manche nebensächlichen Züge zu den fünf Geschichten verdankt er wiederum der genannten Quelle: dahin gehört im Eingang zum „Distelfink" die Schilderung von Landolts eigentümlicher Sippschaft mütterlicherseits. Bei der zweiten Erzählung, „Hanswurstel", hat er ein paar Einzelheiten aus einer kurz zuvor erschienenen reichhaltigen Materialiensammlung zur Kulturgeschichte Zürichs, dem Buche der Frau Zehnder-Stadlin, „Pestalozzi. Idee und Macht der menschlichen Entwicklung" (erster und einziger Band, Gotha 1875) geschöpft. So die Gestalt des Reformationsherren Leu, der die Ausführung der strengen Sittenmandate überwachen muß, sowie die aus dieser Würde sich ergebenden Situationen[1]. Eben

[1] Beim Reformationsherrn müssen diejenigen, welche am Sonntag Vormittag die Stadt verlassen wollen, eine Erlaubnismarke, die bei der Thorwache abzugeben ist, holen. Man halte die Darstellung bei Keller gegen den folgenden bei Zehnder-Stadlin S. 705 abgedruckten Brief des witzigen Reformationsherren J. Leu an seinen Freund Landvogt Spöndli vom Jahr 1764: „Bis dato habe ich die Woche durch an den Werktagen mit allerhand Kommissionen, Audienzgeben u. s. f. einen ziemlichen Zuspruch gehabt, doch blieben mir der Sonntag oder Feiertag noch übrig; allein jetzt ist dieser Ruhetag mir zu dem verdrießlichsten Tag geworden, indem ich als Reformationsherr . . . die ansehnliche Dignität bekommen und als Zeichendenter und -Austeiler in der kleinen oder mindern Stadt Zürich an diesen Feiertagen gesetzt,

dorther stammt der Zug, wie der Bruder der Figura Leu und Salomon Landolt als junge Leute der etwas langweiligen vaterländischen Gesellschaft Bodmers entrinnen und durch eine Menge von Seitengäßchen eilig nach dem Zunfthaus zur „Meise" streben — wie oft ist Gottfried Keller selbst jene stattliche Treppe mit dem schönen Eisengeländer hinangestiegen! — dort, und zwar unmittelbar vor dem Nachtessen, das sie zu Hause erwartet, Bratwürstchen, Pastetchen, Muskatwein und Malvasier zu sich nehmen und deshalb von dem obersten Sittenrichter, dem Reformationsherrn, zur Verantwortung gezogen werden[1]). Wo immer Gottfried

bestimmt und durch Urteil und Recht verordnet din Nun sind durch langes Zusehen die Leute fast rasend, an einem Sonntag außer die Stadt zu laufen Bursche, Mägde, Fremde, Heimische sind an diesem Tag in der Brunst, läufig und ist alles ein Laich (d. h. ein Herumfahren) Sie stürmen mich und wollen Zeichen (Marken) haben; am Morgen um 6 Uhr ist das erste Zeichen an meiner Glock: da kommen die Römisch-Katholischen, die wollen ihren Gottesdienst im Kloster Fahr begehen, denen entsprech ich landsfriedmäßig Doch daß nicht alles bei uns katholisch werde und unter diesem Schein zur Stadt hinauslaufe, müssen mir diese Bursche Kundschaften (Zeugnisse) von ihren Meistern bringen Dann kommen sogleich Buben, Lehrknaben, Mägde, die wollen zur Stadt hinaus Wenn ich die Ursach frage, so ist sie gemeinlich: ihr Herr, Meister, Frau, Jungfer sei unpäßlich, müssen das Wasser zu Doktor Volmar und zum Doktor nach Wollishofen tragen. Ich fordere dann von ihren Meistern Atteſtate; sie aber sagen, sie haben Beweistum im Sack und ziehen mir dann ihre Harngläser hervor mit Bitt', selbige zu besehen und als untrüglich Proben ihres Aus- und Einlasses anzunehmen."

[1]) Zehnder-Stadlin S. 249, aus der Korrespondenz J. C. Eschers zum „Luchs" mit Heinrich Füßli beim „Feuermörser", 28. März 1763: „Mich quälen seit einigen Tagen mancherlei Gedanken wegen dem Schicksal unsrer Gesellschaft, so sehr scheint sie . . aus der Art zu schlagen . . . . Kaum ist die Gesellschaft geendet, so laufen sie mit vollen Schritten, um sich von der Langenweile, die ihnen nützliche Ge-

Keller fremden Stoff aufgreift, thut er das jedesmal in so selbständiger Ausgestaltung und erfüllt ihn stets derart mit seinem Geiste, daß jeder Zug sein Eigentum wird.

Es müßte sonderbar zugegangen sein, wenn in der einen oder andern dieser Liebesgeschichten nicht verschleierte Herzenserlebnisse Gottfried Kellers gebeichtet worden wären. Der Leser weiß aus dem Frühern sehr wohl, „daß der nun ver-

schäfte machten, auf der „Meisen“ oder auf der „Germi“ zu erholen. Da schlürfen diese mäßigen Republikaner, die Nachahmer sein sollten von Spartas Söhnen, ganze Bouteillen Muskateller und Malvasier herunter, lassen sich, noch eine Stunde vor ihrem Nachtessen bei Hause, Würste und Pasteten aufstellen, und damit nicht bloß der Leib, sondern auch der Geist beschäftigt werde und seine Genießung habe, so unterhalten sie sich mit Hazard- und anderem Spiel — Bis auf wenige Zeit wußten sie diese hübsche Lebensart zu verbergen, aber Fries . . . half mir auf die Spur Ich schwatzte vor 14 Tagen nach dem Ende der Versammlung eine Weile mit Escher in der „Froschau“ (dem Versammlungsort) Fries stand bei uns; weil er aber seine Kameraden, einen nach dem andern, unsichtbar werden sah, so seufzte ihnen sein Herz nach Er brach einsmals das Gespräch ab und eilte dem Vergnügen zu. Mir kam sein Abschied verdächtig vor, ich ging ihm nach Er krümmte sich durch eine Menge Nebenwege, um mir oder andern aus dem Gesicht zu kommen, aber mein Fuß in richtigem Verhältnis mit meinem Aug verfolgte ihn unerbittlich, und endlich sah ich ihn in die „Meisen“, wie eine Katz in ein offenes Tagloch, in einem Nu sich hineinschmiegen Auf das hab' ich nachgefragt und alles erfahren“ u. s. w Die Angelegenheit kam dann in der nächsten Sitzung zur Sprache, es gab Ermahnung, Beschämung u s. f. G Keller erwähnt diese Aufzeichnungen des „Kundschafters“ ausdrücklich Bei Zehnder-Stadlin hatte der Dichter auch allerlei gelesen, was Bodmer und dessen Konventikel betrifft, so S. 183 ein Referat wider die Brauchbarkeit des Basedowschen Elementarwerkes, ebenso die Geschichte von der „Badmerias“. Auch die Gestalt des Rauf- und Trunkenboldes in der Novelle „Kaplän“, den Kaplän Gimmel, welcher einen Züricher Junker auf Degen oder Pistolen fordert, fand er in jenem Werke S. 759.

härtele Hagestolz nicht immer so unzugänglich war". Jetzt stand freilich der reife kühle Mann der eigenen Jugend mit der Ironie seines Landvogts gegenüber, der jeweilen nach der Lösung eines sogenannten Verhältnisses „heiteren Auges dafür hielt, er sei einer Gefahr entronnen". Einige dieser Frauengestalten sind aus Gottfried Kellers Leben und Lieben deutlich kennbar. Ich bin nicht der einzige, der z. B. im Hanswurstel, der Figura Leu, sofort jene Luise Rieter erkannt hat. Ganz so war ihr schalkhaft freundliches Naturell. Ebensowenig wird man mit der andern Vermutung fehlgehen. Aglaja, die Amsel, bewohnt ein hübsches Vorstadtlandgut mitten in schönen Gärten; mit Landolt geht sie sogleich wie mit einem alten Freund um, ladet ihn zur Weinlese, erregt harmlos Hoffnungen in ihm und gesteht ihm, als er eine Liebeserklärung wagt, auf einem Spaziergange, daß sie bereits einem andern gehöre. Wer die vergebliche Heidelberger Liebeswerbung Kellers gelesen, weiß, wen er in Aglaja vor sich hat. Es ist mit Händen zu greifen. Aglajas Reden klingen manchmal so zu sagen wörtlich an Briefstellen Johannas an.

Der Buchausgabe der „Züricher Novellen" fügte Keller zunächst noch jene ältere Kalendergeschichte „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" (Bd. 2, 323) anhangsweise, als außerhalb des Rahmens stehend, bei. Er legte dem Wiederabdruck die ursprüngliche unverkürzte, der Hauptsache nach im Frühling 1860 geschriebene Fassung zu Grunde, weil Auerbach für den Volkskalender mehrere Streichungen vorgenommen, an einem Orte sich auch eine kleine Überleitung erlaubt hatte. ‚Das Fähnlein' — meinte Gottfried Keller übrigens später gegen Roden-

derg — „würde leider dermalen zu schreiben nicht möglich sein, da es von glücklicheren tempi passati handelt, und nun politisch und sozial bei uns ein großes Mißbehagen herrscht.“ (27. Februar 1878.)

Schon bei der ersten Verabredung mit Goeschen hatte Gottfried Keller auf einen ursprünglich für die Seldwyler Novellen bestimmten Stoff aus der Reformationszeit (s. o. S. 34) „Ursula“ hingedeutet, den er dem Buche als neue Nummer einverleiben könnte. Als sich im Verlaufe des Druckes die Wünschbarkeit einer Verteilung des Stoffs auf zwei Bände ergab[1]), machte er sich im Sommer 1877 an die Umarbeitung der älteren Niederschrift. Die Änderungen, namentlich eine starke Streichung, die er an dem Entwurf vornahm, verzögerten den Abschluß des „Hansli Gyr“ — das war der frühere Titel — bis anfangs November. Immerhin konnten die „Züricher Novellen“ als Buch noch knapp vor Weihnachten 1877 versandt werden. Die letzte Novelle „Ursula“ kommt in der satten Pracht der Farben dem „Dietegen“ gleich. Sie spielt in den ersten Zeiten der schweizerischen Reformation, da im Züricher Oberlande Wiedertäufer und Anhänger des tausendjährigen Reichs spukten. Wie ein schlichtes Mädchen mit ihren Eltern dieser Schwärmerei anheimgefallen, ohne daß es ihrem Verlobten, dem treuen Hansli Gyr, gelingt, sie von der Wahnkrankheit zu heilen, wie dann ein Werk ihrer Treue, die Rettung des Geliebten auf dem Schlachtfelde von Kappel, das Gleichgewicht in Ursulas Seele wieder herstellt und ihr

[1]) In den Gesammelten Schriften sind sie auf einen Band reduziert.

bald wieder zu blühenden Wangen hilft, — „denn sie war wie ein gesegnetes Fleckchen Erde, das alsobald wieder ergrünt, sobald nur ein Sonnenblick und ein Tau darauf fällt" — dies alles ist Kellers Erfindung. Die geschichtlichen Ereignisse von 1525—31 geben den allgemeinen Hintergrund. Eine Fülle anmutvoller Szenen belebt die Darstellung: man denkt sogleich an Hanslis erste Heimkehr oder die Begegnung auf der Bergwiese, Szenen von eigentümlich rührendem Reize. Mit unbeschreiblicher Komik ist die Sprachverſammlung der Propheten geschildert, welche zu ihren halb verrückten Reden Äpfel, die ihnen der schlaue Hausherr vorschüttet, stückeln müssen und nachher mit Kartenspiel sich ein Wettfressen gestatten. Eine prächtige Gestalt macht Zwingli, wo er unter den Kriegsknechten in der Herberge zum „Elsaßer" auftritt. Vollends die Erzählung von dem Tode des Reformators gehört zu dem Herrlichsten, was Keller geschrieben hat. Auch der „Ursula" konnte der Dichter nachträglich das Gefühl nicht los werden, daß die Ausführung nicht völlig seiner Idee entspreche, daß namentlich der Schluß infolge der eiligen Fertigstellung zu abgerissen aussehe. Auf eine Äußerung dieser Art entgegnete Theodor Storm im Sommer 1878: „Die ‚Ursula' sollten Sie womöglich doch noch ausschreiben. Was da ist, ist zu gut, um als Fragment ohne innere Nötigung fortzuexistieren."

Die Aufnahme der „Züricher Novellen" durch die Kritik war eine ungeteilt freudige. In der „Deutschen Rundschau" ergriff Wilhelm Scherer das Wort über die Buchausgabe[1]).

[1]) Wieder gedruckt in Wilh. Scherers Kleinen Schriften 2, 152 ff. (1893).

Professor Moritz Lazarus in Berlin, der in den sechsziger Jahren eine Lehrstelle an der Universität Bern bekleidet und den Dichter persönlich kennen gelernt hatte, schreibt ihm am 24. Juli 1878: „Als ein simpler Laie will ich Dir heute wenigstens bei dieser Gelegenheit sagen, daß Deine Schöpfungen unter denen der Lebenden (neben Paul Heyse) zumeist mir die Gedanken über Poesie lebendig in der Seele gestellt haben, welche im „Leben der Seele" (2. Band) und jetzt in der Abhandlung über das Herz vorkommen. Nicht ohne Neid empfinde ich bei der Lektüre Deiner Dichtungen, daß diese Schöpfungsweise sich so weit über die wissenschaftliche Sucherei erhebt, weil sie die letzten Zwecke des menschlichen Daseins alle — so weit wir sie erkennen — viel energischer und ganz besonders viel unmittelbarer erfüllt. Auf weiten Umwegen erhebt die Forschung vielleicht auch zuweilen das innere Leben des Menschen und bereitet ihm glückliche Stunden. Die Dichtung aber gibt sofort das Beste, womit wir die Zeit dieses Lebens ausfüllen können: Behagen, Glück, Erhebung und Vertiefung." Challemel-Lacour, der jetzige Senatspräsident Frankreichs, einst Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, damals Redakteur der „République française", fragte Keller als alten Bekannten an, ob er einige der „Züricher Novellen" für sein Blatt übersetzen lassen dürfe[1]). Die Bürgergemeinde der verherrlichten Stadt Zürich aber

[1]) Auch Professor Daguet in Neuenburg hatte die Novelle unter dem Titel „le drapeau des sept champions" 1864 in der „Suisse" übersetzt Darüber sowie über die andern französischen Übersetzungen wird eine nächstens erscheinende Pariser These von Ferdinand Baldensperger in Nancy handeln

schenkte dem Dichter am 28. April 1878 unter freudiger einhelliger Zustimmung das Bürgerrecht[1]).

Neben der größeren gingen kleinere Arbeiten einher, wie die Neubearbeitung des poetischen Teils eines Schullesebuches „Der schweizerische Bildungsfreund“ von Thomas Scherr[2]) (1877), von 1879 ab eine Reihe von Feuilletons für die „Neue Zürcher Zeitung“ u. s. w.

Fast unversehens reifte dem Dichter gegen Ende der siebenziger Jahre ein reicher Liederherbst heran. Der lyrische Quell brach noch einmal hervor und förderte einige der schönsten Gedichte Gottfried Kellers zu Tage, so das herrliche Abendlied: „Augen, meine lieben Fensterlein“ (Januar 1879), „Tod und Dichter“ (Mai 1878), „Ein Berittener“ (1880), „Der Narr des Grafen von Zimmern“ (1878) u. a. Besonders fruchtbar war das Jahr 1878. Damals entstanden folgende Gedichte: „Rheinbilder“, „Für ein Gesangfest im Frühling“, „Die öffentlichen Verleumder“ (geht auf den Sturm gegen den damaligen Leiter der Züricher Irrenanstalt), „Venus von Milo“, „Ratzeburg“ (bezieht sich auf die Befestigung der mit Linden bepflanzten Schanzen der Stadt Solothurn), „Tafelgüter“[3]), „Wardeins Brautfahrt“, „Stutzenbart“, „Has von Ueberlingen“, „Das Weinjahr“, „Aroleid“ (aus Tschiemens Walliserfagen S. 32), „Ein Schwurgericht“ u. s. w. Einige gute Stoffe lieferte die Zimmerische Chronik[3]). Der dichterische Ertrag wurde vorläufig in der „Deutschen Rundschau“ 1878—1879 (Bd XV, XVI und XX), sowie in Bodenstedts „Kunst und Leben“

1) Siehe Brief Nr. 251

2) Vgl. Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften S. 361.

3) S. Anhang

(3. Jahrg. 1880) untergebracht. „Wenn das Büschel für eine isolierte und hervorragende Stelle nicht wetterfest genug befunden wird, so kann ich es für meinen mediocren Sammelkrug, genannt ‚Gesammelte Gedichte‘, später doch brauchen“ (An Rodenberg, 8. April 1878.)

Gottfried Kellers sechzigsten Geburtstag, der inzwischen ins Land ging, vergaßen wir nicht. Als er seiner Zeit zum ersten Mal das neue Datum 1877 schrieb, scherzte er gegen Hans Weber: „er wollte, das angetretene Jahr enthielte drei 7, statt nur zwei, dann hätte er noch zweiundvierzig Jahre bis zu seiner Geburt zu verträumen.“ Jetzt zählte man den 19. Juli 1879. Es war ein heißer Nachmittag, der einen engen Kreis von Verehrern in das schöne kleine Rokokosälchen der „Meise“ zusammenführte. Wohl hatte es einige Mühe gekostet, den Jubilar zur Stelle zu schaffen. Es gab ein auserlesenes Festessen, u. a. Suppe von Schildkrot à la Kammmacher, Rebhühnerpastete à la Strapinsky, Rehkeule à la Frau Zendelwald, Erdbeertörtchen (da die Himbeeren noch nicht reif waren) à la Madame Litumlei. „Der kleine Wald von Gläsern, aus welchem der Champagnerkelch wie eine Pappel emporragte“, fehlte auch nicht. Die Flaschenetiketten waren mit Kellerschen Liederstrophen bedruckt, z. B.:

„Gießt ihm Wein auf seine Zunge,
Flüssig heißes Gold des Weines,
Das den Mann zum Beichten zwingt,
Glas auf Glas, bis er bekennt!
Und dann stellt ihn, wo das Herz schlägt,
Auf der Menschheit frohe Linke,
Auf des Frühlings große Seite!“

Oder: „An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Schreib ich 'nen kurzen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgetaucht
In deinem runden Kranz,
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz[1])".

Man hatte ausgemacht, daß jegliches Wortgepränge vermieden werden sollte. Herr a. Regierungsrat Hagenbuch als der älteste der anwesenden Freunde Kellers hielt die bescheidene Ansprache; der Chemiker Victor Meyer sang das stimmungsvolle „Jugendgedenken" in der Komposition von Baumgartner, Oberst Emil Rothpletz, ein naher Freund Kellers, sprach ein Gedicht. Dann klingelte der Gefeierte ans Glas und wand in seinem originellen Dankspruch jedem der Reihe nach ein Sträußchen mit und ohne Dornen. Der schwüle Rest des Nachmittags schwand in ungebundener Fröhlichkeit dahin. Der Verabredung einiger Jüngeren, sich am spätern Abend zu einem Schlußvergnügen nochmals auf der „Meise" treffen zu wollen, leistete zu ihrer Beschämung nur der Herr Jubilar Folge.

Seitdem Keller seine Werke der Goeschenschen Verlagshandlung überlassen hatte, gedieh das buchhändlerische Geschäft sichtlich. Neue Auflagen wurden nötig, so daß der goldene Boden dem Handwerk nicht fehlte. Auf die Ostermesse 1876 erschien die dritte, 1882 die vierte Auflage der

[1]) Man mußte noch nach der älteren Fassung citieren.

„Leute von Seldwyla", auf Weihnachten 1878 die zweite und 1882 die dritte der „Züricher Novellen", 1883 die dritte Auflage der „Legenden". Um die Wende des Jahres 1875 hatte die Buchhandlung dem Autor eine Sammlung aller bisherigen Erzählungen vorgeschlagen. Keller antwortete am 3. Januar 1876: „Die Gesamtausgabe meiner Erzählungen möchte ich überhaupt einstweilen noch im Hintergrund lassen mit dem Gedanken, diese Art Thätigkeit mit einer solchen zu geeigneter Zeit abzuschließen. Wenn es mir gelingt, aus dem ‚Grünen Heinrich' durch die Umarbeitung ein mehr oder weniger präsentables und lebenswürdiges Buch zu machen und ihn so neu in Kurs zu setzen, so wünschte ich alsdann auch diesen in jene gesammelten Erzählungen aufzunehmen, wenn er sich erst durch eine neue Einzelausgabe bewährt hat. Doch das ist noch im weiten Feld." Über eine Neugestaltung des Jugendromans stand der Dichter seit 1873 mit Goeschen in Unterhandlung. Die Schwierigkeiten, welche der alte Braunschweigische Verlag erhob, als er von Kellers Absicht Kenntnis erhalten hatte, konnten erst im Herbst 1878 beseitigt werden.

Seit Jahresfrist beschäftigte ihn die Umarbeitung ernstlicher. Am 9. Januar 1879 schrieb er an Goeschen „Inzwischen ist es hohe Zeit geworden, den ‚Grünen Heinrich' vorwärts zu bringen, wenn er in der ersten Hälfte des Jahres erscheinen soll, zumal ich mich auch endlich andern Arbeiten zuwenden muß. Auf das Zureden mancher Freunde habe ich doch nicht so viel gestrichen, als ich ursprünglich vorhatte, sondern im ganzen nur circa 16 Bogen, so daß das neue Buch ungefähr, d. h. höchstens, 90 Bogen stark

werden wird. Diese 90 Bogen habe ich in 5 Bändchen à 18 Bogen eingeteilt, vorbehalten den Fall, daß der Verleger eine andere, kleinere Bändezahl für zweckmäßiger hält. Zu lange Kapitel sind getrennt worden und jedes mit einer kurzen Überschrift versehen [Keller dachte sich erst gereimte Zweizeilen als Kapitelüberschriften], damit ein Register angefertigt werden und der geneigte Leser die einzelnen Gegenstände leichter auffinden kann; auch verliert das Buch durch diese Manipulation den äußeren Anschein monotoner Unbehilflichkeit, den es bis jetzt hatte. — — Drei Bände sind druckfertig, die zwei übrigen sind auf dem Wege, es zu werden, bis die anderen gedruckt sind, beziehungsweise vorher, da das Eigentliche oder Neue daran schon gethan ist. Immerhin muß ich bis längstens Ende März mit dieser Sache nichts mehr zu schaffen haben." Man verständigte sich auf vier Bände. Die ersten drei wurden im November 1879 im Druck abgeschlossen, mußten jedoch — wie einst in der alten Fassung — ohne den vom Grund aus neu gestalteten vierten, der ein Jahr später nachgeliefert wurde, ausgegeben werden. Von den wichtigsten Änderungen war oben Bd. 2, S. 51 ff. die Rede. Die Umwandlung des Buches, dem der Dichter sogar einen anderen Titel geben wollte, hatte immer neue Zweifel und Bedenken erregt, die ihm die Arbeit zeitweilig ganz verleideten. Je weiter er in der alten Schwarte vordringe, meinte er einmal, desto greulicher sehe es aus, schlimmer, als er geglaubt. „Nächste Woche werde ich die Manuskriptsendungen wieder aufnehmen" meldete er am 5. März 1880 dem Verleger. „Die Kälte dieses Winters hat, da sich meine Wohnung als fast unerwärmbar erwies, so auf mich eingewirkt, daß alles Arbeiten stille stand." Und

am 13 Juni klagt er einem Freunde: „Mein Schicksalsbuch rückt endlich doch seinem Abschlusse entgegen; der vierte Band ist im Druck, mit den Korrekturen freilich noch der definitive Schluß in meiner Hand. Nachdem der abnorme Winter vorbei und kein Grund mehr da war, nicht an dem Zeuge zu arbeiten, befiel mich erst wieder eine krankhafte Widerwilligkeit und Scheu, in dem übel angelegten Wesen fortzufahren. Die Arbeit war nicht sowohl schwer als trübselig, mit offenen Augen in dem Unbedacht und der nicht zu verbessernden Unform eines längst entschwundenen Lebensalters herumbasteln zu müssen, anstatt sich dem Neuen zuzuwenden. Der bloße Gebrauch von Blaustift und Schere wäre das Einfachste und Glücklichste gewesen, allein es wird ja gar nichts Fragmentarisches mehr gelitten, und selbst gegen das verzögerte Erscheinen eines Schlusses erzählt man das roheste materielle Räsonnieren und Drängeln von Seite derer, die den Anfang mit ihrer Aufmerksamkeit beehrt haben. Das war vor hundert Jahren doch anders. Ein Goethe durfte den ‚Wilhelm Meister‘ liegen lassen, ein Schiller den ‚Geisterseher‘ ganz abbrechen, ohne so geplagt zu werden, und man vergnügte sich an dem, was da war. Ich weiß freilich, daß man sich mit den beiden nicht vergleichen soll; allein sie waren ja noch nicht die unnahbaren Herren, die sie jetzt sind.“ Am 22. September 1880 konnte er endlich den Schluß abschicken, „womit — wie er im Begleitbriefe sagt — mein Martyrium wenigstens[1], diesen Gegenstand betreffend, für einmal abgeschlossen ist“.

[1] Der buchhändlerische Vertrieb ließ bei der zerstückelten Erscheinungsweise anfänglich zu wünschen übrig. 1884 erschien die dritte Auflage.

Paul Heyse, dem die frischen Aushängebogen mitgeteilt wurden, schrieb am 21. Oktober in der ersten Freude: „Ich habe gleich alles andere beiseite geschoben, liebster Freund, und mich in diesen vierten Band versenkt, die erste Nacht weit über meine Polizeistunde. Seitdem umklingen mich die hellen und tiefen Stimmen, die durch das ganze Werk gehen, wie ein mächtig figurierter Gesang, mit dem der Grundton meines eigenen Wesens so im Einklang ist, daß ich ein unsägliches Wohlgefühl mit mir herumtrage. Ich bin daher gar nicht geneigt und auch sehr ungeschickt, etwas darüber zu sagen, was diese Gesamtstimmung artikuliert und womit Du, als der Stifter dieser Wirkung, irgend etwas anfangen könntest. Vielleicht werde ich dem Werk, das ich bisher wie eine wundersam von der Natur gebildete Erzstufe mit allerlei inkrustierten Edelsteinen bestaune, noch einmal mit gelassener technischer Spitzfindigkeit beikommen, da es denn doch nicht ohne allerlei Weisheit und Plan zusammengefügt ist. Und so viel kann ich heute schon sagen, daß die Wandlung, die es erfahren, mir über alles Hoffen geglückt scheint, da nichts schwerer ist, als seinen eigenen alten Ton wiederfinden und Neues an alte Fugen anschmiegen. Ich bin nun durch die Lösung der Schicksalsrätsel dieses Deines wunderjamen Doppelgängers in die reinste und froheste Rührung versetzt worden und wünschte nicht das Geringste davon oder dazu gethan. Immer von neuem hat mich staunen machen, wie zwischen den alten und neuen Partieen, die durch Jahrzehnte auseinanderliegen, nicht der leiseste Unterschied an innerer Reife und lauterer Menschlichkeit zu spüren ist, mit andern Worten, welch ein ganzer Kerl in der unerbittlichsten Bedeutung des Wortes

Du schon warst, als Dir zum ganzen Künstler noch einiges fehlte. Und so sehe ich meinen alten Glauben, daß der Mensch bei aller Kunstübung das A und O sei, triumphierend wieder bestätigt. Es wird sehr kluge Leute geben, die in ihrer ästhetischen Orthodoxie an diesem und jenem in Deinem Buche ein Ärgernis nehmen zu müssen sich einbilden; aber ich bin fest überzeugt, daß dem starken und gediegenen Strom des Lebens, der durch diese Blätter rauscht, selbst der eingerammteste Pfahl-Kritiker nicht widerstehen kann. Hieran hätte ich nun wieder etliche Liebeserklärungen zu knüpfen, die mir aber mündlich besser glücken — obwohl literae nicht rot werden sollen —, weil in der Liebe das umständliche Formulieren schwarz auf weiß immer einen leidigen pedantischen Anstrich bekommt. Du kennst mich nachgerade, und zum Überfluß haben wir uns ein paar gute Stunden erst kürzlich wieder gegenüber gesessen. Laß Dir also diesen Händedruck genügen, mein Allerteuerster! — Meine Frau liest nun, und mit ihr werde ich alles von neuem durchgenießen. Ich ertappe mich alle Augenblicke darauf, daß ich diese und jene Seite wieder aufschlage und gleich wieder fortgezogen werde. Die Traumgedichte haben mir's nicht zum wenigsten angethan. Ein Meisterstück, wie bei aller leisen spielenden Symbolik doch das wahre Wesen der schlafwandelnden Phantasie überall gewahrt bleibt, nirgend eine dichterische Veranstaltung uns nüchtern macht. Und dann bin ich in Hulda verliebt, und Dortchen ist nun gar zum Anbeißen, und der „Bruder Grave“ mein spezieller Freund, und über alle und alles die Mutter, die ich mit Augen zu sehen meine[1].“

[1] Wenige Jahre später wurde der Roman ins Dänische über-

Volles freudiges Schaffensglück strahlt aus dem teilweise gleichzeitig ausgeführten „Sinngedicht", jenem mit der ganzen Kellerschen Grazie geschmückten „Galatea"-Cyklus, der zu den alten Berliner Entwürfen des Jahres 1851 gehört und 1855 ernstlicher in Angriff genommen wurde (Bd. 2, 55 und 74.) Wenigstens ist damals der Eingang geschrieben worden, die einleitenden sieben Kapitel. Die einzelnen Novellen standen längst als fertige Gebilde vor dem Geiste des Dichters, und er brauchte 1880 bei der Reinschrift nur an der vor einem Vierteljahrhundert abgebrochenen Stelle weiterzufahren. Nachdem er sich mit Franz Duncker, dessen Verlag diese Erzählungen von Rechts wegen angehörten, abgefunden hatte, sandte er zu Anfang Novembers das erste Manuskript an die „Deutsche Rundschau", deren Herausgeber von einer förmlichen Bewegung im deutschen Buchhandel seit der Ankündigung des neuen Werkes von Gottfried Keller melden konnte. Dieser äußerte scherzhaft gegen den entzückten Rodenberg, er sei noch nicht sicher, ob aus dem „Sinngedicht" nicht eher ein Unsinngedicht werde. Der neue Cyklus erschien von Januar bis Mai 1881 im XXVI. und XXVII. Bande der „Deutschen Rundschau", als Buch mit erweitertem Schlusse im

setzt: Den grönne Henriks Roman af Gottfried Keller. Autoriseret Oversättelse ved E. Drachmann. Kjøbenhavn 1883 bis 84. Die „Legenden" erschienen 1882 in dänischer Übertragung von Martin Sachs: „Syv Legender." Autoriseret Oversättelse. Kjøb. 1882. Bernhard Risberg in Upsala übersetzte „Romeo und Julie", die „Kammacher" und das „Fähnlein" ins Schwedische. „Valda Noveller af G. K. Stockholm 1883. Einzelne Gedichte und das Tanzlegendchen erschienen in schwedischen Zeitschriften von ebendemselben.

Herbste jenes Jahres in drei aufeinander folgenden Auflagen (mit der Jahrzahl 1882) bei Wilhelm Hertz in Berlin. „Weibert (Goeschen) — schrieb Keller im Januar 1882 an Vischer — ist nicht der Verleger des Buches. Er hat, als es während fünf Monaten in der ‚Deutschen Rundschau' erschien, mit keinem Worte verlauten lassen, daß er dies Erscheinen auch nur bemerkt hätte, weshalb ich die Novellen einem Berliner übergab, der dieselben aus freien Stücken begehrt hatte." Insofern der Verlag von Wilhelm Hertz die der sog. schönen Litteratur angehörige Abteilung des Franz Dunckerschen in sich aufgenommen hat, ist „Das Sinngedicht" also doch noch bei der Firma, mit der es einst vereinbart worden, von Stapel gelaufen.

Das Gefüge der Novellengruppe ist straffer als irgendwo bei Keller und die sogenannte Rahmenerzählung eine in sich vollendete Novelle. Auf sie geht der Titel des Ganzen. Zwischen ihr und den eingeflochtenen sechs Geschichten ist auch die innere Beziehung hergestellt: der Leser hat das Gefühl, daß jede der hier erzählten Novellen, von denen je eine das Echo der andern bildet, gerade nur in diesen Zusammenhang hineinpaßt. Zusammen machen sie den Eindruck einer wundervollen Mischung von gesunder Lebenswahrheit und kühner Phantasie.

Die umrahmende Erzählung, in welcher ein Epigramm des alten Logau von einem Naturforscher zu einem köstlichen Experimente verwendet wird, ist etwa im Stil der Romantiker erfunden. Den jungen Gelehrten Reinhart, dem infolge seiner unverdrossenen Forschungen die Augen schmerzen — Keller schildert einen Bekannten aus der Berliner Zeit — überkommt eines Morgens die Lust, in die ihm fast fremd

gewordene schöne Sommerwelt hinauszutreten. Ein eben gelesenes Problem, weit anmutiger als die alltäglichen, soll ihn auf der Fahrt begleiten: „Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Küß' eine weiße Galatee: sie wird errötend lachen!“ Eine schlanke Zöllnerin, die an einer schönen Brücke den Zoll fordert, läßt sich zwar küssen, aber lacht bloß dazu; das artige sittige Pfarrerstöchterlein wird nur rot, kann jedoch kein Lächeln aufbringen. Bei einer dritten, der stattlichen Wirtstochter zum Waldhorn, der thörichten Jungfrau, kommt es überhaupt nicht zum Kuß, da Reinhart als gewissenhafter Forscher die bloße Wiederholung der schon gemachten ersten Erfahrung vermeidet. Auf langem Weiterreiten verirrt er sich in einen weitläufigen Park, wo ihn die schöne Lucie, an welche ihn die Pfarrerstochter gewiesen, in Empfang nimmt und in das Landhaus ihres Oheims, des Obersts, führt. In der Verwirrung überreichte er ihr statt des Briefes jenes Sinngedicht, welches er bei sich trug, worüber sie zwar in Zorn geriet, sich nun aber doch bereit zeigt, das Problem, das unvermerkt auf das Gebiet der glücklichen Ehen hinübergespielt wird, näher durchzusprechen. Damit beginnt das anmutigste Novellengeplänkel, in welchem Gottfried Keller „die lieblichste der Dichtersünden, süße Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht hegt“ zum letztenmal mit verschwenderischer Ausgiebigkeit begeht. Diesmal sind die Frauen die eigentlichen Heldinnen der Geschichten, ohne aus der Sphäre guter Weiblichkeit herauszutreten. Wo solches geschieht, folgt sogleich das Unheil. Reinhart hat die Behauptung aufgestellt, daß in der Ehe Gleichheit des Standes und Geistes nicht geradezu unentbehrlich sei. Lucie erteilt ihm sofort eine

Lektion, in der sie die lächerliche Liebesgeschichte jener thörichten Jungfrau zum besten giebt als Beweis, daß äußere Schönheit ohne rechte Bildung nicht bestehen könne.

Nach Reinharts Ansicht dagegen kann ein angesehener gebildeter Mann sogar eine Magd vom Herde weg heiraten und glücklich mit ihr sein. Ja das Unglück tritt gerade dann ein, als die sog. Bildung beginnt, als emanzipationssüchtige Weiber das einfache Naturkind zu verbilden streben. Dazu legt sich ein dunkler Schatten zwischen Regine und ihren Gatten. Jedes hat vor dem andern ein Geheimnis und verbirgt es aus Schonung. Er zweifelt an der Treue seiner Frau, aber er verschweigt ihr den ganz grundlosen Argwohn, sie verhehlt ihm das schreckliche Geschick eines unglücklichen Bruders. Da sie das Falsche dieses Verhältnisses nicht länger zu tragen vermag, geht Regine in den Tod. Den Ausgangspunkt der erschütternden Erzählung, aber bloß diesen, bildete für den Dichter — wie früher angedeutet (Bd. 1, 325; 4. Aufl. 329) — die Ehe Jakob Henles. Dieser hat bekanntlich seinem Freund Auerbach den Vorwurf gemacht, derselbe habe sich in der bekannten Dorfgeschichte eine ungehörige Einmischung in Henles persönliche Verhältnisse herausgenommen. Auerbachs Biograph stellt die Beschuldigung als eine grundlose hin. So viel ist sicher, daß Gottfried Keller diese seine Novelle in Hinblick auf Auerbach sich ausgedacht hatte. Darauf weist die Aufzeichnung von 1851 (Bd. 2, 55) hin, wo unter dem Sinngedicht-Stoff mit deutlicher Spitze gegen den Verfasser der „Frau Professorin“ die Bemerkung steht: „Obige Novelle contra Auerbach“. Zur Entstehungsgeschichte der „Regine“ bleibt nur der Sonntag des 19. De-

zembers 1880 in unvergeßlicher Erinnerung. In der alten Tonhalle wurde der Lobgesang von Mendelssohn vorgetragen. Beim Herausgehen begegnete ich Gottfried Keller. Er redete über das angehörte Werk und äußerte den Gedanken, daß er doch fast jeder musikalischen Aufführung nebenbei eine besondere Anregung verdanke. So sei ihm heute bei der Stelle, wo der Choral: „Nun danket alle Gott" einsetzt, durch die elementare Gewalt der Töne ein gutes Motiv zu einer bereits fertigen Erzählung eingefallen. Die Person müsse sich hangen, vorher aber belen und ein anderes Hemd anziehen — So — fuhr Keller fort — sei ihm auch ein besserer Schluß des Tanzlegendchens (s. o S 27) während eines Konzertes im St. Peter in den Sinn gekommen, und er hätte die Änderung noch in der allerletzten Stunde telegraphisch nach Stuttgart gemeldet.

Als ein Pendant zu „Regine" legt Reinhart den Fall einer Heirat aus Mitleid unter dem Titel: „**Die arme Baronin**" vor. Es ist abermals ein früheres Berliner Novellenprojekt (Bd. 2, 56). Eine verschämte, durch grausame Schicksale verbitterte Frau blüht an einem Werke der Barmherzigkeit „wie ein verkümmertes Myrtenbäumchen unter der sorgsamen Pflege des Gärtners" zu neuem Leben. Man hat über den derb-barocken Schluß Lärm geschlagen. Eigensinnig beharrte Keller darauf. Die Baronin wisse ja gar nicht, wer die drei alten Lumpen seien, denen dort so toll mitgespielt wird. Ihr zweiter Mann lasse nur der Gerechtigkeit freien, scheinbar unbarmherzigen Lauf, führe übrigens jedem der Schufte noch eine verhältnismäßig anständige Lebenswendung herbei. Einem befreundeten Dichter, der ihn auch darüber zur Rede gestellt hatte, antwortete Keller am

27. Juli 1881: — — — „Das andere betrifft die unglücklichen Barone, welche an Kuhschwänzen geschleppt werden. Diese schöne Erfindung, die wahrscheinlich dem Büchlein Schaden zufügt, gehört zu den Schnurren, die mir fast unwiderstehlich aufstoßen und wie unbewegliche erratische Blöcke in einem Felde liegen bleiben. Die Erklärung ihrer Herkunft soll nicht prätentiös klingen. Es existiert seit Ewigkeit ein mir angeschriebene Komödie in mir, wie eine endlose Schraube (vulgo Melodie), deren derbe Szenen ad hoc sich gebären und in meine fromme Märchenwelt hineinragen. Bei allem Unbewußtsein ihrer Ungehörigkeit ist es mir alsdann, sobald sie unerwartet da sind, nicht mehr möglich, sie zu tilgen. Ich glaube, wenn ich einmal das Monstrum von Komödie wirklich hervorgebracht hätte, so wäre ich von dem Übel befreit. Vischer definiert es als ‚närrische Vorstellungen', um ihm eine gewisse Berechtigung zuzugestehen."

In der nächsten Novelle „Die Geisterseher" wird Reinhart durch die vom Oberst vorgetragene Liebesgeschichte seiner eigenen Eltern in die Enge getrieben, worauf er zur Abwehr gegen die Überhebung des Frauengeschlechts die seltsamen Eheabenteuer des „Don Correa" mitteilt. Dieser ist mit einer scheinbar hohen und gebildeten Dame schlimm angeführt und kommt schließlich in den Fall, sie aufknüpfen zu lassen, während er sein zweites Weib im Negerlande buchstäblich vom Boden aufhebt und glücklich wird. „Don Correa", der sich wie eine Novelle des Cervantes liest, ist gleichfalls in Berlin konzipiert worden. Der erste Teil ist des Dichters eigene Erfindung, der zweite Teil mit dem „schwarzen Stuhl" beruht — wie Keller einmal sagte — auf einer Anekdote, die er in einem Conquistadoren-Buche gelesen hatte.

Er verschmelzte dabei zwei Träger des Namens in Eine Person: den portugiesischen Admiral Salvador Correa de Sa Benavides (1594—1688), den Gouverneur von Brasilien und Eroberer von Angola; sodann einen spanischen Abenteurer Diego Alvarez Correa (gest. 1557), welcher als Schiffbrüchiger an das Ufer Brasiliens zu den Tupinambas verschlagen wurde, durch seine Kühnheit sich bei den Wilden in Respekt setzte und mit einer schönen Eingebornen Paraguassu, der große Strom genannt, sich vermählte und die Gattin später an den Hof Heinrichs II. von Frankreich führte.

Die schalkhafte Lux zahlt dem fröhlichen Fabulisten augenblicklich heim mit einer Geschichte, die eigens auf ihn gemünzt ist. Gerade so wie es Thibaut in den „Berlocken" nach Trophäen gelüstet, die er harmlosen Mädchen raubt, ist Reinhart nach Küssen auf Eroberung gegangen. Die Erzählung verleugnet ihren anekdotischen Charakter nicht. Sie beruht auf folgendem in Grimms Correspondance littéraire (2. partie IV, 355, 2. edition) mitgeteilten Geschichtchen: „Monsieur le marquis de la Fayette ayant été chargé de traiter, de la part du congrès, avec les sauvages de je ne sais plus quel canton de l'Amérique, un des officiers qui l'accompagnaient remarqua une jeune sauvage dont la conquête lui parut mériter ses soins. Il lui en rendit de très-assidus, et tous ses hommages furent reçus longtemps avec assez de froideur. Un soir cependant il revint annoncer à ses amis avec beaucoup de transport qu'il se flattait enfin d'obtenir le prix de ses peines, que la belle sauvage lui avait demandé un breloque de sa montre, et qu'elle avait paru fort sensible à l'empressement qu'il avait eu de le lui donner. On

devait célébrer le lendemain une grande fête à la manière du pays. Notre jeune Français ne douta point que cette fête ne fût le jour de son triomphe. Jugez de sa surprise et de l'envie de rire qui prit à ses camarades! Le premier objet qui s'offre à leur vue est cette même breloque au bout du nez du plus grand et du plus beau sauvage de l'assemblée!"

Im Verlaufe des Novellen-Scharmützels sind sich die beiden jungen Leute immer näher gerückt und führen am Ende das Logausche Experiment praktisch auf das anmuthigste und gründlichste selber aus. „Die Szene vor der Schusterstube — schreibt Paul Heyse am 12. Oktober 1881 — wie da mitten aus dem verrückten Singsang und der ganzen herrlichen Armseligkeit der Situation die lang herangekommene Verliebtheit plötzlich in einer hellen Flamme aufschlägt und sie, ohne viel Wesens zu machen, sich küssen, das ist so einzig schön, so, wie nur Du es machen kannst, daß ich auch jetzt wieder, da ich es zum zweiten Male las, vor lauter Vergnügen die Augen übergehen fühlte." Der Schluß des „Sinngedichts" ist in der Buchausgabe um eine Herzenserfahrung Luciens vermehrt: die Erzählung von ihrem ganz überflüssigen Religionswechsel, einem halb kindlichen Schritte, den sie einst ihrem katholischen Vetter zuliebe gethan hatte, der, ohne darum zu wissen, seinerseits in den Orden der Redemptoristen eintrat. Ursprünglich war diese Schlußwendung in etwas anderer Fassung als selbständige Novelle gedacht, wie folgender, aus dem Ende der siebenziger Jahre stammenden Aufzeichnung Gottfried Kellers zu entnehmen ist: „Novelle von der Schönen, die katholisch wurde, um den geliebten Mann zu bekommen und, von demselben verlassen, dann ins

Kloster ging und das lange öde Leben dort zubrachte. Das Psalmbuch mit dem Bildchen oder Buchzeichen als Eingang[1]). Besuch der Mutter mit dem Knaben im Kloster. Wasserfahrt rc."

„Das Sinngedicht", neben den Legenden vielleicht das vollendetste Kunstwerk Kellers, war sein letztes Novellenbuch. Zwar beabsichtigte er seit dem Sommer 1882 noch drei Erzählungen, jede von der andern unabhängig, niederzuschreiben. Alte dramatische Stoffe sollten in Novellenform gebracht werden, darunter vielleicht „Die Provenzalin" und „Das Gottesgericht" (Bd 2, 27 f.). Theodor Storm, dem er diese Absicht, sowie die andere, die Gedichte betreffend, mitteilte, antwortete ihm im August jenes Jahres: „Daß Sie die Herausgabe Ihrer Gedichte jetzt mit so viel Behagen treiben, freut mich ebenso sehr, als daß Sie sich entschlossen, Ihre aufgespeicherten Dramen-Themen novellistisch zu verwerten. So sind Sie — sans comparaison — jedenfalls vor dem Schicksal van der Veldes sicher, der seine Dramen erst in Novellen umschreiben mußte, um beim Publikum damit Beachtung zu finden, bis dann später wieder Leute kamen, die sie in Dramen zurückschrieben." Die dritte ins Auge gefaßte Erzählung hatte vielleicht die folgende im Nachlaß aufbewahrte Skizze zur Grundlage: „Der starke, höhnisch seiner Willkür fröhnende Lügner und Intrigant, der sich für unzerstörlich hält. In einem guten Herbste trinkt er reichlich von dem jungen Wein und geht als kräftiger alter Kerl auf gefährlichem Pfade nach Haus in stürmischer Nacht. Er schlägt Schnippchen.

[1]) Vgl. Gesammelte Werke 7, 300

Da jagt ihm ein Windstoß das leichte trockene Laub eines Haselbusches in den Rücken, daß er erschrickt, einen Fehltritt thut und in den rauschenden Strom stürzt und verschwindet. Sein Monolog: Wer kann mir 'was anhaben? Ich bin durchtrieben und jedem gewachsen. Ich kann reden und schmeicheln, schelten und streiten und thun, was ich will. Jedes Weib werf' ich auf den Rücken, niemand weiß es, oder wenn es einer weiß, so fürchtet er mich rc. Ich lächle nur und bin Herr meiner selbst. — Der Untergang des Starken geht einer geplanten schlechten That voran, so daß er organisch zur Peripetie oder Entwicklung zum Guten notwendig wird." Einen anderen, lange gehegten Novellenstoff „Die Medizinerin" mit Zugrundelegung eines thatsächlichen Vorkommnisses, das Gottfried Keller allgemein vertiert, z. B. gezeigt hätte, wie eine Studierende der Medizin ihre weibliche Natur jeden Augenblick und Gedränge bringt, gab er ungern preis. Ein sog Stoffverderber war ihm zuvorgekommen. Auch ein kritischer Versuch über Strauß und Vischer als lyrische Dichter blieb nur Vorsatz. Der Roman „Martin Salander" gewann nach und nach, alles andere verdrängend, Gestalt.

So erfreulich Gottfried Kellers Dichterruhm in den letzten zehn Jahren angewachsen war: über seinen Gedichten stand immer noch ein ungünstiger Stern. Selbst unter seinen spezielsten Verehrern, zumal in Deutschland, ging es immer noch bloß wie eine halb verschollene Märe herum, daß er vor langer Zeit zwei nunmehr vergriffene Bändchen Gedichte habe drucken lassen. Eine Sichtung und Sammlung jenes alten und des neu dazu gekommenen Bestandes entsprach eigenen und fremden Wünschen. Seit 1881 war

er am Werk. Im Februar 1883 ging das Manuskript an Wilhelm Hertz, der sich darum beworben hatte, ab. Im September lag das stattliche, 500 Seiten umfassende Liederbuch im Druck vor. Der großen Leserwelt präsentierte es sich als ein völlig neues Werk. Bevor es in den Handel kam, wurde schon eine zweite Auflage nöthig.

Gottfried Keller erwies sich in den „Gesammelten Gedichten" als weitaus einsichtigsten und strengsten Beurtheiler seiner Lyrik. Mit hoher Kunst hat der in sich gereifte Mann die ungleichen Erzeugnisse fern aus einander liegender Bildungssphären auf die Stufe vollendeter Kunstübung erhoben. Man braucht nur die Schlußstrophen der umgearbeiteten Gedichte aufmerksamer zu betrachten, oder das erste beste Lied, z. B. „Frühling des Armen" (früher „Der junge Bettler" überschrieben), „Der alte Bettler", den Cyklus „Lebendig begraben" mit dem früheren Wortlaute zu vergleichen, um zur Einsicht zu gelangen, wie ernst der Dichter seine Aufgabe überall genommen hat. Anstatt der frühern Leidenschaftlichkeit herrscht das schöne ruhige Maß. Auf eine Zeit schwankte er sogar, ob er nicht besser seine ganze politische, nun etwas veraltete Lyrik der vierziger Jahre opfern sollte. Hinwiederum legte er gerade auf diese Gruppen: „Festlieder", „Pandora" einen besonderen Nachdruck. Er habe das mitunter wie kein zweiter. Am reichsten sind die letzten Abtheilungen vermehrt[1]). In derjenigen, „Trinklaube" überschrieben, sitzt sich's gar kurzweilig; da trinkt man nicht bloß einen Guten, da wird auch mit

[1]) Das Spielmannslied am Eingang ist aus zwei alten ungedruckten Gedichten der vierziger Jahre „Die Wolke zog durchs Abend-

der Faust auf den Tisch geschlagen, daß die Gläser wackeln, da nennt man die Dinge wie in der vorausgehenden „Pandora" noch bei den rechten Namen. In den „Vermischten Gedichten" sind Anmuth, Zierlichkeit, Ernst, Freude, Humor in wundersamen lyrischen Gebilden beisammen, hinwiederum herrliche epische Stoffe, mit einer Markigkeit der Sprache ohnegleichen vorgetragen.

Die öffentlichen Stimmen über die Gedichte tönten verschieden. Gerade hier begegnet uns noch täglich die Erscheinung, daß es Leser gibt, die völlig mit Blindheit geschlagen sind. Eine Rezension in den „Grenzboten" 1883 (Nr. 52) sagte nach Gottfried Kellers eigenem Dafürhalten sehr Zutreffendes über die Sammlung, u. a. folgendes: „Bei dem großen Publikum . . . werden diese Zeugnisse eines ernsten, geistig tiefbewegten und auch äußerlich sturmreichen Dichterlebens schwerlich auf Sympathie oder auch nur auf Verständnis zu rechnen haben. Gottfried Keller ist kein Lyriker in jenem engsten Sinne, den man der Lyrik nach und nach gegeben hat, kein Liederdichter, dessen Lieder an das Volkslied unmittelbar anknüpfen, kein feiger Träumer, an den die Reflexion nur soweit herantritt, als sie sich in frohe oder schmerzliche Stimmung wandeln läßt, vor allem keiner jener Sprachvirtuosen, welche weit eher die Deutlichkeit und Eigenart des Ausdrucks als den Wohlklang des Verses opfern. In Kellers Gedichten machen sich

rot" und „Venzspuk" kombiniert — Das Gedicht „Der Kranz" (April 1882) beruht auf der anmutigen Begebenheit, die in Ludwig Uhlands Leben von seiner Witwe S. 230 f. (1874) erzählt ist. Kellers letzte von ihm selbst veröffentlichten Gedichte sind die beiden, erst in die Gesammelten Werke 9, 267 ff. aufgenommenen Kantaten des Jahres 1883



eine trotzige Selbständigkeit der Empfindung, eine zu Zeiten befremdende Anschauung der Welt, die von Verklärung weit entfernt ist, eine besondere Behandlung, ein gelegentlich herbes Ringen mit der Sprache geltend, die im einzelnen Falle freilich die höchsten poetischen, rhythmischen und melodischen Wirkungen erreichen, in andern jedoch einen Nachgeschmack hinterlassen, der nur dem Nachgeschmack starken duftigen, aber herben Weines zu vergleichen ist. Die knorrige Originalität, die in gewisse poetische Tiefen hinabsteigt, in die andre Dichter kaum einen scheuen Blick werfen, die gewisse Höhen erklimmt, auf denen die Luft für den Durchschnittsleser dünn wird, tritt hier noch stärker und entschiedener hervor als in den Erzählungen des Dichters. Lebensfrisch und dunkelgrüblerisch, geistblitzend und voll schlichten Ernstes, herausfordernd, keck und zartsinnig, scheu und zurückhaltend stellt sich Gottfried Keller in seinen Gedichten dar; alle Töne schlägt er ein- und das andremal, keinen so wiederholt an, daß er für die große Menge ein Lyriker mit einem bestimmten Tone wäre. Man muß schon Teilnahme für ein mannigfach bewegtes, von den Gährungen der Zeit ergriffenes, in seinen Kämpfen geprüftes und bewährtes Dasein empfinden, um sich ganz in diese Gedichte versenken zu können. Dicht neben den reifsten Schöpfungen, in denen ein tiefsinniger Gedanke vollendet poetische Form gewinnt, in denen die Phantasie des Dichters leuchtende Schönheit schaut oder der köstlichste Humor die Unzulänglichkeit des Irdischen erhellt, stehen andere, in denen der absonderliche Einfall umsonst Gedanke zu werden strebt, in denen die Einbildungskraft Kellers wild ausschweift und, wie in dem Cyklus ‚Lebendig begraben‘, selbst die grauenhaftesten Mög-

tichkeiten des Daseins poetisch zu fassen und den Aufschrei der zertretenen Tierheit in menschlichen Laut zu wandeln sucht, stehen solche, deren Humor gar dünn und anfäuerlich ist. Nichts leichter, als Kellers Gedichte um ein paar Dutzend Proben häßlicher Bilder oder solcher Gedichte zu plündern, in denen der Ausdruck dunkel und spröde erscheint; nichts leichter, als aus diesem Bande zu deduzieren, daß Keller ein geistreicher Tendenzpoet, aber kein echter Dichter sei. Man braucht eben nur über die Gedichte hinwegzulesen, die in unsrer ganzen Lyrik ihresgleichen suchen und Kellers Namen erhalten müssen, solange die gegenwärtige deutsche Sprache lebt, braucht nur die Nachklänge aus den vierziger Jahren und der achtundvierziger Revolution, die sich zahlreich finden, als die Hauptsache hinzustellen. In Wahrheit verhält es sich völlig anders. Wer einmal den starken würzigen und dabei doch so linden Alpenhauch dieser Dichtungen geatmet, der wird zu ihnen zurückkehren, sich in sie hineinleben und sich am Ende mit manchem scharfen und zähen Zug versöhnen, der durch sie hindurchstreicht. Wir müßten weit ausholen, um dem ganzen Verdienst der Kellerschen Sammlung gerecht zu werden oder das Verhältnis dieser eigentümlichen Gedichte zur landläufigen Lyrik festzustellen, oder auch nur annähernd die erquickliche Fülle der eigensten Empfindungen, Gedanken und Erlebnisse zu charakterisieren, welche in ihnen zusammengedrängt erscheint. Aber mit aufjauchzender Freude sagen wir nur: doch endlich einmal wieder ein Buch — im Guten und Schlimmen eine Erscheinung, vor der uns das jämmerliche Gefühl der großen demokratischen Allgemeinheit verläßt, das uns bei so zahllosen, nur dem Titel nach unterschiedenen poetischen Produkten überkommt. Hier prangt

der alte starke Stamm unsrer Litteratur, der Individualismus, in neuer Blüte, und ein frischer Duft strömt von ihm aus."

Unsere Komponisten haben seit Wilhelm Baumgartner nicht allzu oft nach Kellerschen Texten gegriffen. Aber wenn's geschah, thaten es die Besten. Es sei nur der eine Name: Johannes Brahms genannt.

Ueber der mit den „Gesammelten Gedichten" abgeschlossenen Erledigung aller Aufgaben war Gottfried Keller alle die Jahre her wenig vom „Bürgli" weggekommen. An Plänen, die in die Weite schweiften, fehlte es zwar nicht; aber der Widerwille gegen das „abgetriebene Touristenleben" unserer neueren Dichter, gegen welches er in dem Aufsatze „Am Mythenstein" donnert, saß ihm tief im Blute. Auch konnte er die kränkelnde Schwester nicht allein lassen. So hat der sehr seßhafte Mann selbst von seinem eigenen schönen Vaterlande mit leiblichen Augen wenig zu sehen bekommen. Niemals war er im Berner Oberlande, nie im Wallis noch im Engadin oder jenseits des Gotthard. Gegen die Westschweiz hin ist er nicht über Murten hinausgedrungen, das er im Juni 1876 bei der großen Schlachtfeier als Abgeordneter des Standes Zürich besuchte. Als Freund Bundesrichter Hans Weber in der vorberatenden Kommission für das eidgenössische Obligationenrecht saß, vermochte er im März 1878 Keller zu einem kurzen Besuch nach Bern zu bestimmen. Keller wohnte als Gast des Bundesrates einem Essen der Kommission bei. Mit den nämlichen Herren besuchte er, als sie in Luzern tagten, im September zum ersten- und letztenmal in seinem Leben den Rigi. 1881 im Oktober weilte er mit den befreundeten Malern Rudolf Koller und Emil Rittmeyer

einige Tage an der Tellsplatte, wo damals Ernst Stückelberg seine Fresken schuf. Er sei — erzählte Keller nachher — einen geschlagenen Nachmittag lang am Ufer des Sees gesessen und habe einem Werke des kindlichen Rittmeyer zugeschaut, einer zierlichen Anlage von Wasserrädchen, über die dann mit Erfolg ein Bächlein geleitet wurde. Auf der Heimfahrt sahen die Malerfreunde in Luzern eine Tritonenfamilie von Arnold Böcklin, statteten dem Studio des trefflichen Landschafters Robert Zünd einen Besuch ab, und Keller beschrieb das hier und in Rudolf Kollers Züricher Atelier erschaute Neue in dem hübschen Feuilleton „Ein bescheidenes Kunstreischen¹)". Über das „reizende Farbenepigramm" Böcklins äußert er sich mit Zurückhaltung. Er suchte um jene Zeit im täglichen Gespräche mit einem begeisterten Anhänger Böcklins erst mit sich über diesen „Farbendichter" ins reine zu kommen. Seit einiger Zeit fröhnte er selber dem „Jugendheimweh" wieder, den alten Malerfreuden. Es war immer etwas aufgespannte Leinwand bei ihm zu erblicken.

Gerne wäre er noch einmal nach Norddeutschland gegangen. Noch 1883 und 84 beschäftigten ihn derartige, niemals ausgeführte Reisepläne. Aber eine letzte Ausfahrt nach München war im Oktober 1876 unternommen worden. Auf Paul Heyses Antrag erhielt er zwei Monate später den bairischen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft. Im Jahre zuvor, am 9. November 1875, hatte ihm dieser geschrieben: „Ich habe mir nun Ihnen nicht helfen können, ich mußte Sie heute bei der Kapitelsitzung des

¹) Nachgelassene Schriften, S. 218.

Maximilian-Ordens zu Mörikes Nachfolger vorschlagen. Sie sind mit einstimmiger Akklamation begrüßt worden (Döllinger, Schack, Neureuther, Lachner, Giesebrecht und der Sekretär Staatsrat Dorenberger waren anwesend), und als einen Ihrer ältesten und getreuesten „geneigten Leser“ freut mich's ungemein, daß man nachgerade auch in weiteren Kreisen zu wissen anfängt, was man an Ihnen hat.“ Damals hatte Keller die ihm zugedachte Ehre still abgelehnt. Als ihn jedoch Heyse zum zweitenmale vorschlug, meinte er nicht länger auf seiner Weigerung verharren zu dürfen, ohne freundschaftliche Rücksichten zu verletzen; worauf demokratische Blätter des In- und Auslandes den republikanischen Dichter höhnisch an einen „gewissen“ Ludwig Uhland erinnerten, der dieselbe Auszeichnung ausgeschlagen hatte. Der Vergleich traf wahrlich nicht zu. Uhland hatte als schroffer politischer Parteimann nicht bloß mit sich selbst, sondern mit der Öffentlichkeit zu rechnen. Keller nahm übrigens das königliche Geschenk nicht als Gnadenzeichen, sondern als „Freundschaftsorden“ an und schloß es, ohne jemandem ein Wort zu sagen, in seinen Schrank. — Vergeblich suchte ihn Paul Heyse in spätern Jahren abermals nach München oder noch weiter nach Venedig und an den Golf von Neapel zu locken. Unter allen dichtenden Freunden stand ihm Heyse am nächsten. Der Briefwechsel der beiden reicht von 1864—1889. Er betrifft — nach den Briefen Heyses zu urteilen — in erster Linie die gegenseitige litterarische Produktion. Keller folgte mit einem ungewöhnlichen Interesse der fruchtbaren Thätigkeit seines Freundes. Der Austausch des Persönlichen trägt einen sehr intimen Charakter. Mit aus diesem Grunde müssen die Leser dieses Buches leider auf Gottfried Kellers

zahlreiche Briefe an Heyse verzichten: dieser konnte sich nicht entschließen, die ihm teuren Blätter den Augen vieler preiszugeben

Seit dem Herbst 1876 war auch eine briefliche Verbindung mit einem Landsmann und Nachbar angebahnt, der als Dichter spät vor das Publikum getreten ist, aber rasch sich seinen Platz dicht neben Keller erworben hat: **Conrad Ferdinand Meyer**. In einem bekannten Aufsatze[1]) hat Meyer ehrlich und einfach von seiner Stellung zu Keller gesprochen. „Die ‚Deutsche Dichtung‘ — sagt er — ersucht mich um einige Aufzeichnungen über Keller, in der natürlichen Voraussetzung, daß wir uns als Landsleute nahe standen. Das war nun nicht der Fall; doch haben wir uns immerhin gekannt, und es fand zwischen uns ein freundliches Verhältnis statt. Er zeigte sich mir immer — oder fast immer — liebenswürdig und geistreich unterhaltend, womit ich mich gerne zufrieden gab. Meinerseits begegnete ich ihm stets mit Ehrerbietung und hielt diesen Ton fest, wenn er auch gelegentlich darüber spottete und einmal einen ‚in Ehrerbietung‘ unterzeichneten Brief mit ‚in Ehrfurcht‘ erwidert hat“[2]). In ihrem Bildungsgange, in ihrer Eigenart grundverschieden, waren die beiden Männer zur Zeit ihrer persönlichen Begegnung bereits zu fertig, zu abgeschlossen in sich, als daß einer dem andern noch Zugeständnisse machen konnte. Aber beide Dichter waren zu neidlos und gerecht, als

[1]) In K. E. Franzos' „Deutsche Dichtung“ IX, 23 ff. (1890)

[2]) C. F. Meyer am 31. Dez. 1878 an G. Keller: „Herrn Doktor Gottfried Keller meine besten Wünsche in aufrichtiger Ehrerbietung.“ G. Keller an C. F. Meyer 1. Januar 1879: „Schönsten Dank und gleiche Wünsche mit Ehrfurcht gesellt von G. Keller.“

daß sie sich nicht anerkannt hätten. Conrad Ferdinand Meyer empfand nicht nur für Kellers „unvergleichliche Begabung", sondern ebenso sehr für dessen „Herz und Charakter" die tiefste Verehrung. „Am meisten aber und gewaltig — fährt er an jener Stelle fort — imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der That der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt." Und nach Kellers Tod äußerte sich Meyer also: „Das Außerordentliche Kellers liegt wohl darin, daß er die spezifische Vaterlandsliebe des Schweizers und dessen Gottlob noch immer aufrechte ethischen Eigenschaften der Gradheit und Pflichttreue mit einer ungewöhnlich starken Phantasie und ihren Launen und Verwegenheiten vereinigte, eine seltene Mischung, die sich nicht so bald wiederholen wird[1])." Dem alten Keller dagegen war Conrad Ferd. Meyer nicht zu allen Zeiten ein bequemer Nachbar. Stets als Genosse einer Schweizerfirma „Keller und Meyer" — oder wie er sich drastisch ausdrückte — als „ewiger siamesischer Zwilling" aufgeführt zu werden, wurde ihm auf die Dauer verdrießlich. Manchmal kam er sich mit der kleinen Welt seiner Dichtung, seinen einfachen Menschen gegenüber der großen Meyerschen mit ihren Feldherren und Kardinälen ärmlich vor, oder — um wahrhaft zu erzählen — die Welt des andern war ihm fremd; die Sphäre der Renaissance, sowie die Umgebung des Herzogs Rohan hatte für ihn auch einen unangenehmen Beigeschmack. Über Meyers Interpretation des „Shakespeare der Novelle" hat er sich mit unnötiger

[1]) Vgl. „N. Zürcher Ztg." v. 17. Juli 1890, Nr. 198, II. Blatt.

Empfindlichkeit beschwert. Diese von Heyse ihm verliehene, herzlich gemeinte Auszeichnung brachte seinen schlichten Sinn oft auf. Mit ebensoviel Grund könnte man einen fleißigen Rätselmacher „Shakespeare des Rätsels“ nennen, pflegte er zu sagen. Um so freudiger, mit ganz rückhaltloser Bewunderung begrüßte er die Gedichte Meyers und sprach es wiederholt aus: in den letzten fünfzig Jahren sei kein zweites Dichterbuch erschienen, das diesem an Gehalt und Form sich zur Seite stellen lasse. Der Briefwechsel der beiden ist von einer charakteristischen Einsilbigkeit.

Munterer und ausgiebiger sprudelt das Bächlein der Zwiesprache in den Briefen an Regierungsrat **Wilhelm Petersen** in Schleswig. Diesem nordischen „Dichterfreund“, der mit Geibel, Storm, Heyse, Groth, Jensen u. s. w. in traulichem Verkehre stand und noch steht, war 1875 in den Bädern zu Bormio das Buch vom Grünen Heinrich in die Hände gefallen[1]. Es wirkte in ihm nach, und nach Jahresfrist wandte er sich an den Autor mit der Bitte, dieser möge das Jugendwerk durch eine Umarbeitung einem weiteren Leserkreise zugänglich machen. Freundlich ging Keller auf eine Diskussion ein. Petersen, selber nach verschiedenen Seiten künstlerisch beanlagt, stellte sich persönlich in Zürich ein, wiederholte seine Besuche und blieb ein überaus hingebender Freund, dem 1890 der Weg von Schleswig nach Zürich nicht zu weit war, als ihm der sterbende

[1] Vgl. Petersens „Erinnerungen an Gottfried Keller“ in der „Gegenwart“, Bd 43, S 380 ff (24 Juni 1893) Das Vorhandensein des „Grünen Heinrich“ im Veltlin erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß ein Freund Kellers, Nationalrat A R Planta von Samaden, Eigentümer der Bäder von Bormio war

Dichter sein herzliches Verlangen, ihn noch einmal zu sehen, übermitteln ließ.

Bei einer Zusammenkunft Petersens mit **Theodor Storm** in Husum wurde beschlossen, daß auch dieser, ein alter Verehrer des Kollegen im Süden, mit Keller in Beziehung treten müsse, und es kam in der That zu einem eifrigen Briefwechsel, worin die zwei Dichter als ebenbürtige Briefsteller in ehrlicher Freundschaft ihre Angelegenheiten austauschten, „wie etwa — um einen Kellerschen Ausdruck zu gebrauchen — der Pater eines Klosters mit seinem benachbarten Konfrater sich über seinen gesprenkelten Nelkenflor unterhält"[1]). Die zweiunddreißig gerade ein Jahrzehnt umspannenden Briefe gehören jedenfalls zu den schönsten, die Storm geschrieben hat. Am 27. März 1877 wirbt er förmlich um Kellers Freundschaft. Die litterarische Unterhaltung kann an die eben in der „Rundschau" erscheinende Hadlaub-Novelle anknüpfen. Storm wünscht eine ausgeführtere Liebesszene zwischen der Fides und ihrem jugendlichen Dichter oder wenigstens den Reflex einer solchen[2]). Die Umarbeitung des „Grünen Heinrich" giebt zu reden, sodann das „Brum-Larum", wie der in diesem Punkt spröde Storm die Lyrik zu nennen pflegte. „Augen, meine lieben Fensterlein" — schreibt er im September 1879 — „dies reinste Gold der Lyrik fand ich im letzten Heft der „Rundschau" und zu meiner Freude unter Ihrem Namen. Ich habe es viele Mal und

---

[1]) Daß es mir nicht gelungen ist, die Keller-Briefe an Storm zu erhalten, empfinde ich nächst dem Mangel derjenigen an Paul Heyse als die größte Lücke dieses Buches. Mit den Kellerschen müßten freilich auch die Episteln Storms vollständig gedruckt werden.

[2]) In der Buchausgabe ist dies wirklich erfolgt. (s. o. S. 247.)

immer wieder gelesen und vorgelesen, und jeden faßte es, dem ich es las. Ich drücke Ihnen herzlichst die Hand, liebster Freund! Solche Perlen sind selten. Auch die Besten dringen nur sehr einzelnes von solcher Qualität." Bedenken gegen Kellersche „Sonderbarkeiten" hält der feinfühlende Norddeutsche nicht zurück. Für diesen Hang hat er das Goethesche Wort: „Der Dichter will auch seinen Spaß haben" in Bereitschaft. „Jedenfalls lassen Sie sich dies Recht — schreibt er im Februar 1878 — in keiner Art verkümmern. Ich für meine Person, z. B. wenn das Seldwyler Kriegsheer den Quast in seinen schwarzen Farbetopf taucht, stemme dann die Hände in die Seite, sehe ruhig zu und denke: 'Ja so! der Gottfried muß erst seinen Spaß zu Ende machen!' und er macht ihn dann auch jedesmal zu Ende." Aber es gebe Leute, nicht schlechte, die bei solchen Stellen davonlaufen. Derartige Grillen gehen Storm zu sehr ins Genus Lalenbuch, für das unsere Nerven zu fein geworden seien. Mitunter wird Keller tüchtig ausgescholten, so für den Schluß der „Armen Baronin": „Wie zum Teufel, Meister Gottfried, kann ein so zart und schön empfindender Poet uns eine solche Roheit — ja, halten Sie nur hübsch still! — als etwas Ergötzliches ausmalen, daß ein Mann seiner Geliebten ihren früheren Ehemann nebst Brüdern zur Erhöhung ihrer Festfreude in so scheußlicher possenhafter Herabgekommenheit vorführt! Hier stehe ich nicht mit dem Hut in der Hand und sage: 'Wartet, der Dichter will erst seinen Spaß machen!' Nein, liebster Freund, das haben Sie nicht wohl bedacht, das muß vor der Buchausgabe heraus! Wissen Sie, was mir hierbei einfiel? Ich habe Ihren 'Grünen Heinrich', da ich zu Ende war, mit recht wehem Herzen fortgelegt, und ich saß noch

lange, von dem Gefühl der Vergänglichkeit überschattet. Ihre liebsten Gestalten, der Grüne und Julie, Landolt und Figura Leu lassen, wenn die späte Stunde des Glückes endlich da ist, die Arme hängen und stehen sich in schmerzlicher Resignation gegenüber, statt in resoluter Umarmung Vergangenheit und Gegenwart ans Herz zu schließen. Das sind ganz lyrische, ich möchte sagen biographische Ausgänge, und da hab' ich mich gefragt: ist das der Punkt, der Spalt, der jene Säpe aufwirft? Sie brauchen mir nicht zu antworten; nur als ein herzlich Wort bitt' ich es aufzunehmen, sei es nun klug oder dumm gesprochen." „Martin Salander", in welchem, wie Keller zum voraus ankündigte, „ein starker Tabak geraucht werde", „verschnupft" Storm vollends: es geht ihm „zu grausam realistisch" darin her. Eingehend werden ferner die neuesten Stormschen Dichtungen oder die des gemeinschaftlichen Freundes Paul Heyse verhandelt. Nach seiner zutraulichen Art führt Storm den Züricher Freund nach und nach in die ganze Heimlichkeit seiner Familie ein. Der Tod der Mutter wird gemeldet, der Verkauf des alten Hauses in Husum, die Übersiedelung nach Hademarschen, der Hausbau mitten in wahrhaft „Eichendorffischer Wald- und Wiesengründen", die Richtefeier mit dem Bauspruch des Meistergesellen und dem Richtebier. Man unterhält sich über den Blitzableiter, die Wintertauglichkeit der neuen Wohnung, über die Zahl und Qualität der Öfen, am ausführlichsten jedes Jahr über Storms kindliche Freuden unter dem Weihnachtsbaum, an dem der berühmte Märchenzweig erglänzt, nach dessen Herstellung der schwyzerische „Zulbruder" mit ernstester Miene sich erkundigt. Oder der unübertreffliche Schilderer der norddeutschen Haide läßt an Herbsttagen den Freund

von dem Fenster seines Arbeitszimmers aus über das weite Land hinschauen, wo aus rötlichen Wäldern der Bahnzug heraufzieht und beim Vorüberfahren als Gruß „einen gellenden Tonpfeil in die Luft schießt". Mitunter erhält Keller Kunde von Storms Reisen zu Kindern und Kindeskindern oder nach Berlin und Hamburg, von liebem Besuche durch Paul Heyse, Erich Schmidt, Petersen. Ein feierlicher Kongreß der beiden befreundeten litterarischen Mächte des Südens und Nordens in der Villa zu Hademarschen wird überlegt, selbst die Kosten des Retourbillets berechnet, bis Storm endlich einsieht, daß die beiden Weltendpunkte wohl nicht mehr zusammentreffen. Zu Ende 1885 tritt eine lange Pause im Briefwechsel ein. Storm ist inzwischen krank gewesen und „nahe am schwarzen See" vorbeigefahren. Dann kommt der letzte Brief vom 9. Dezember 1887. Er meldet von Storms siebenzigstem Geburtstage, nach dessen lauter Feier dem Jubilar zu Mute ist, als sei derjenige des „redlichen Tamm" beim alten Voß doch noch schöner gewesen. Keller erhält die „Genesungsnovelle": „Ein Bekenntnis" und vernimmt, daß der Unermüdliche bereits über einer neuen Erzählung „Der Schimmelreiter" brütet. „Könnten Sie doch noch einmal in mein freundliches Haus treten" — lauten Storms letzte Worte. „Es wird nicht lange mehr möglich sein. Weihnacht ist vor der Thür. Im vorigen Jahr kroch ich aus dem Bett und setzte mich im halben Fieber vor den Weihnachtsbaum, der in einer kleinen Stube unweit meinem Krankenzimmer hergerichtet war, und Frau und Kinder weinten heimlich, weil sie mich sterbend glaubten. Diesmal ist's doch wieder wie sonst, unten in den großen Räumen, und der Märchenzweig glänzt frisch vergoldet aus dem

dunklen Tannengrün, und abends kommen mein Bruder und Frau und Kinder, und wir trinken im Weihnachtspunsch das Wohlsein aller fernen Freunde, worunter Sie nicht fehlen werden."

Gottfried Keller hatte im Herbst 1882 seine hochgelegene Wohnung vor der Stadt verlassen. Er siedelte nach dem „Thaleck" am Zeltweg in Hottingen über. Damit geriet er in eine der üblichen Mietwohnungen dicht an der Straße, ohne Garten, ohne Aussicht, ohne Himmel. Und um seinen Ärger voll zu machen, befand sich im Parterre, dicht unter ihm, eine sozialdemokratische Wirtschaft. „Unter der Schwelle siedet die Hölle", scherzte Paul Heyse, als er eines Tages das unfreundliche Poeten-Gelaß betrat. Der Tausch war ein schlimmer und blieb nicht ohne Einfluß auf den Insaßen. Auf dem „Bürgli" hatte er freilich nicht wohl länger wohnen können. Die Entfernung vom Mittelpunkte der Stadt, die Unwirtlichkeit da oben während des langen Winters, die vielen Treppen: das alles war ihm zunächst der kränkelnden Schwester wegen zu beschwerlich geworden. Bei dem einfachen Haushalte, den sie mit weniger als tausend Franken jährlich bestritt, konnte sie immer noch nicht dazu gebracht werden, eine Magd ins Haus zu thun. Sie behalf sich mit allerlei altmodigen Künsten. Wenn z. B. der Briefträger am „Bürgli" anlangte, öffnete sich hoch oben das Fenster, und an einer langen Schnur fuhr ein Körblein herab, in welchem der Postverkehr des Bruders in den dritten Stock hinauf befördert wurde. Ihm selber wurde der Heimweg besonders für die Samstagabende mit den Jahren auch zu weit. Ein Begleiter fand sich zwar fast immer, und auch die Nachtwächter von Enge hatten sich nachgerade, durch

stattliche Geldgeschenke ermuntert, die Stunde wohl gemerkt, da der Herr Staatsschreiber heimzusteuern pflegte, und zogen ihm in Winternächten bei glattem Wege oft bis an die Stadtgrenze entgegen.

Was waren das in jenen Jahren schöne Samstagabende gewesen auf der „Meise“! Man saß — am besten selbander — in der hinteren Abteilung des langen, altertümlichen, dunkelvertäfelten Zunft-Saales in der Nähe eines hochgetürmten bemalten Ofens. Keller war es zufrieden, so lange als möglich von demselben bescheidenen Mädchen bedient zu werden. Ein ihm besonders zusagendes nannte er „das Volkslied“. Immer bezeigte er sich gütig gegen dasselbe, war mit dessen kleinen Schicksalen vertraut, brachte oft eine kleine Überraschung, zog mitten im Winter eine schöne Blume aus der Tasche hervor u. s. w. Ein gutes Nachtessen wurde aufgetragen nebst einem oder zwei Schoppen eines gesunden Landweins. Dann that Keller die übliche Frage, ob man nunmehr zu einer „Ehren-Halben“, d. h. einer besseren Flasche übergehe. Gewöhnlich war es ein Weißwein oder ein Schiller. Nachher setzte man einen Roten darauf. Dann kam ein schwarzer Kaffee mit einem Cognac, von dem es manchmal am anderen Tage hieß, er habe sich in der Nacht „wie ein Gassenbub aufgeführt“. An besonders guten Abenden spendete Gottfried Keller eine Flasche Sekt, nur vom feinsten französischen. Das andere Zeug konnte er nicht leiden. Nach Mitternacht wurde aufgebrochen, man schwenkte über die Limmatbrücke gegen ein kleines Bierhaus ein und blieb noch ein Stündchen oder zwei bei erbaulicher Rede sitzen. Am Sonntag fand eine abgekürzte Wiederholung statt. Das waren die Abende, in denen der „gefrorne

Christ" auftaute. Der Schweigsame geriet ins Erzählen, ins vergnügliche Plaudern.

Und was für ein Erzähler war Gottfried Keller auch hinter dem Wirtstisch! Im Vorbringen gemütlich-humoristischer Sachen einfach unvergleichlich. Ein ausgesprochenes komisch-mimisches Talent unterstützte ihn dabei, und ein leichter Sprachfehler, die mangelhafte Aussprache des „sch" das wie mit vorhergehendem „l" vermischt tönte, erhöhte die oft überwältigend lächerliche Wirkung. Man mußte ihn die verrücktesten Szenen aus Justinus Kerners „Reiseschatten" erzählen, vielmehr nachdichten hören, so diejenige von dem Mann mit den weißen Mäusen, der Konzerte auf einer Gansgurgel gibt, oder eine andere von dem Koch, der in dem heißen Postwagen dem verschmachtenden geistlichen Herrn ein feines Diner serviert, aber nur in Form eines längeren Vortrags. Ferner eine Lieblingsszene aus Heyses „Letztem Centaur", wo die Frau ihre Geißkäschen mit einem Rückchen zu Markte treibt, oder die Geschichte aus dem „Don Quixote", wie der edle Ritter, der sich in der Eile den Helm mit Don Sanchos Quarkkäsen auf das Haupt gestülpt hat, sein Gehirn auszuschwitzen vermeint, als er die faulen Löwen im Käfig zum Kampfe herausfordert. Manchmal gab Gottfried Keller eigene Phantasiestücke zum besten. Er und Ludwig Steub, dessen eine Seite, die lustige nämlich, ihm sehr behagte, kommen auf einer Alm zusammen. Steub singt lauter Schnadahüpfln und Keller nur Schweizerlieder mit möglichst vielen alemannischen „ch". Ein katholischer Pfarrer steigt in den Eisenbahnwagen und öffnet den geblümten Reisesack, Aufzählung alles dessen, was da zum Vorschein kommt, bis sich endlich das Brevier findet

und gebetet wird (Keller netzte dabei den Finger zum Umwenden der Blätter). Oder: die Schwiegertochter muß täglich die im Salon als Nippgegenstand aufbewahrte Urne mit der Asche der sel. Schwiegermutter abstauben und mault darüber so lange, bis das Aschenkrüglein entfernt wird.

Bei solchen Anlässen kamen seine litterarischen Sympathieen oder ihr ebenso stark ausgesprochenes Gegenteil zu Tage. Im großen und ganzen machte er sich nicht viel aus dem Dichter. Er hielt es in diesem Punkte mit dem ihm als Mensch sonst verhaßten Friedrich Hebbel: der Poet schätze den Poeten gering. Hebbel gesteht in den Tagebüchern, daß ihm an Shakespeare immer die Geringschätzung, womit der Dichter geschildert werde, ganz besonders gefallen habe. Wer ein rechter Dichter sei, der freue sich seines Dichtertums eben nicht so sehr. Mehr Respekt empfand Gottfried Keller vor dem bildenden Künstler, dem Maler, dem Architekten. Von neuern schriftstellernden Zeitgenossen mochte er u. a. die kleineren Geschichten des „Peter Kettenfeierle“ Rosegger gern. Halb anekdotische Skizzen, wie „Ein Pfeiflein zur rechten Zeit“, „Uns Vaterwort“, „Wie ich mit der Thereſel ausging“, waren für ihn von allerersten Range. Rosegger seinerseits schrieb im Dezember 1877, Keller komme ihm in seinen Werken „fast übermenschlich vor“; er möchte ihm doch eine Photographie schicken, damit Rosegger sich überzeuge, inwiefern der Schweizerpoet noch Ähnlichkeit „mit uns anderen“ habe. Von französischen Büchern blieb ihm der „Onkel Benjamin“ eines der liebsten: es sei auch eines der wenigen, in dem, statt Ehe gebrochen, getrunken werde, unendlich viel, aber immer „ein weißes gesundes Landweinchen“.

Von den sog Klassikern staunte er vor allem Schiller an und von diesem den „Demetrius“, das „Siegesfest“ und den „Graf von Habsburg“ insbesondere. Wenn die einseitige Lobpreisung Goethes so weiter gehe — meinte er zu einer Zeit, da Schiller stark hinter jenen zurücktreten mußte — so fange er eine Verschwörung an[1]). Einst, nach Lesung einer Rezension, worin Keller stark gelobt war, rief er aus: „Was ist unser einer gegen Schiller, der alles in allem war, ein großer Dichter, sein eigener Verleger und Buchhändler, sogar der Verpacker der „Horen“!“ Die Idyllen Hebels reichten nach seinem Urteile direkt an den Homer hinauf; in der Epik kannte er nichts Gewaltigeres als das alte Nibelungenlied.

Er vermied es vorzulesen, was Dichter sonst nicht scheuen, namentlich, wenn es sich um Eigenes handelt. Ein einziges Mal hörte ich ihn eine Ausnahme machen. Wir brachten den Sylvesterabend bei einem gemeinsamen Freunde zu. Nach Mitternacht nahm er Goethes „Faust“, der auf dem Tisch lag, zur Hand und las die ersten Strophen des Prologs im Himmel, die er u. a. auch für das höchste Textvorbild des Komponisten hielt Über die Worte: „Die un-

[1]) Als ihn Ludwig Geiger über ein älteres Sonett „Die Goethe-Pedanten“ und ein neueres Epigramm „Der Goethe-Philister“ interpellierte, antwortete ihm Keller am 11 März 1884 u a „Es existiert eine Art Muckertum im Goethe-Kultus, das nicht von Produzierenden, sondern von wirklichen Philistern vulgo Laien betrieben wird Jedes Gespräch wird durch den geweihten Namen beherrscht, jede neue Publikation über Goethe beklatscht, er selber aber nicht mehr gelesen 2c Dies Wesen zerfließt dann einesteils in blöde Dummheit, anderenteils wird es wie die religiöse Muckerei als Deckmantel zur Verhüllung von allerlei Menschlichkeiten benutzt, das man nicht merken soll.“ (Der ganze Brief ist abgedruckt im Goethe-Jahrbuch VI, 361)

begreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag", konnte er vor Entzücken, als ob er sie zum erstenmal läse, fast nicht hinwegkommen

Als Hausbücher standen auf seinem Schreibtische: Lessings Werke in der Lachmannschen Ausgabe, die hl Schrift, Dante in der Übersetzung von Gildemeister, Rabelais in der Bearbeitung von Regis, die Odyssee in der durch M. Bernays erneuten Voß-Übersetzung und Melchior Schulers „Thaten und Sitten der alten Eidgenossen".

Eine besondere Vorliebe hatte er als Tierfreund für Darstellungen, in welchen die seufzende Kreatur zu Ehren gezogen wurde. Rührend waren ihm die alte blinde Sau im „Münchhausen", die Rosse des Michael Kohlhaas, die hungrigen Ochsen in Mörikes Märchen, die Eselin in Heyses Novelle, der Hund „Crambambuli" u. s. w.

Neben bevorzugten Büchern besaß Keller auch seine Leiblieder, die er, wenn's fröhlich herging, mit wohllautender Stimme sang Es waren meist altmodige „Ein Sammlein trank vom Frischen aus einem kühlen Bach", oder das Lied vom Bettelvogt aus dem „Wunderhorn"[1]).

Der Stoff ging ihm bei solchen Abendsitzen zu zweien nicht leicht aus Er murrte über Belästigungen, die ihm täglich widerfuhren. „Es möchte gemalt am Himmel stehen", was die Leute von einem alten Dichter alles verlangen. Stöße von Manuskripten soll er begutachten, namentlich Gedichte von Anfängern. Eine gewesene Gouvernante in Hinterpommern, die eine Leihbibliothek etablieren will, legt Gewicht darauf, daß „Der Grüne Heinrich" darin vertreten

[1]) I, 100

ist und bittet um die vier Bände Einer Frau in Berlin fehlen zur Hausmiete just noch 3 Thaler Ein Leipziger Gymnasiast schickt sein Autographen-Album und wünscht einen Eintrag. Das wolle wieder verpackt, auf die Post getragen und frankiert sein. Schon lange er an, dergleichen Zumutungen etwa mit Abschrift der jüngsten Börsennotierungen, Getreidepreise oder des letzten Witterungsberichtes abzufertigen, so z. B.: „Morgens bewölkt, mittags hell, auf den Abend sind Niederschläge zu befürchten“. Ein bairischer Studienlehrer stellt ihn zur Rede wegen der Windrichtung der weißen Zipfelkappen der beiden pflügenden Bauern in der „Romeo“-Novelle Der Küster der reformierten Kirche in Moskau, Schweizer von Geburt, will einen Nationalhymnus für seine Landsleute in Rußland haben u. s. w. u. s. w. Als echter Humorist unterließ es Keller nicht, die Spitzen seiner lustigen Satire oft auch gegen sich selbst zu kehren

Auf die „Meise“ pflegte er werte Besuche zu führen. Heyse, Rodenberg, Petersen, E. v. Wildenbruch, Adolf Stern, Wilhelm Scherer, der im Oktober 1883 einige Tage mit seiner Frau in Zürich weilte, gleich darauf den Ästhetiker Vischer u. s. f. Hier saß er mit dem von ihm hochverehrten Johannes Brahms zusammen. Als gegen Ende der achtziger Jahre die Wirtschaft des alten Zunfthauses geschlossen wurde, kam er sich für die Abende fast heimatlos vor in Zürich. Wohl suchte er anderswo unterzukommen, aber es gefiel ihm nirgends mehr recht

Schwieriger wurde er, wenn ein Fremder, gar ein litterarischer Mensch ihn unversehens dort aufstöberte Als ob er nur im Wirtshause zu treffen wäre, brummte er

nachher. Dann hüllte er sich in das berühmte Schweigen. Am schwierigsten aber gestaltete sich die Sachlage, wenn er sich unverhofft von einer größeren Gesellschaft umgeben sah. Es konnte leicht einer darunter sein, der ihm aus irgend einem Grunde unbequem war. In diesen Fällen begann auf der hohen Stirne das bedrohliche Runzeln zu spielen, und das Gewitter hing in der Luft. Ein Wort, eine Miene konnten es zum Ausbruche bringen. Übrigens ging bei dem jähen Temperament Kellers das heilige Donnerwetter oft auch bei anscheinend klarem Himmel los. Dann ließ er sich zur Gewalttätigkeit, die ihm sonst fremd war, hinreißen. Der kleine Mann fuhr mit verblüffender Behendigkeit auf, stieß die Gläser um, wies einen Harmlosen vom Tische weg oder wurde gern handgemein. Fühlte er sich tags darauf im Unrecht, schrieb er eine seiner „berühmten Episteln", einen Entschuldigungsbrief an den Betroffenen.

Am Ein- und Ausgange von Gottfried Kellers Schaffen stehen zwei Romane von eigentümlich schwergewichtigem Gehalt: dort „Der Grüne Heinrich", die ganz persönliche Bekenntnisschrift des Einzelnen, hier „Martin Salander"[1]). Auch ein Bekenntnis: dasjenige des gereiften Mannes. Der Familienroman erweitert sich zu einem Stück Zeitgeschichte. In den Vorkommnissen eines engen Kreises spiegelt sich das

[1]) Salander ist nicht etwa ein gräzisierter Name. Ein Dorf im Züricher Tößtal heißt Salaud. Der Hauptaccent in Salander ist auf die erste Silbe zu legen.

Abbild allgemeiner Zustande Das große Thema ist die Volkserziehung und Volkswohlfahrt.

Die rauhe Luft des öffentlichen Lebens zieht mit schneidender Schärfe durch das Zeitbild. Es ist die Epoche, welche auf die Annahme der neuen demokratischen Verfassung des Kantons Zürich folgte, also die siebenziger und die ersten achtziger Jahre mit ihrem volkswirtschaftlichen und politischen Aufschwung. Auch die Heimat des Dichters sollte von der Zeitkrankheit, die alle Welt heimsuchte, ergriffen werden. Das Strebertum machte sich auf allen Gebieten breit, gedieh eine Weile aufs üppigste, bis jämmerliche Krachzeiten hereinbrachen. Alles war der Börse zugelaufen. Der Schwindelgeist hatte namentlich auch das Beamtentum erfaßt. Die Fälle von Untreue, Amtspflichtverletzung, Unterschlagung mehrten sich in erschreckender Weise und nahmen den Charakter von Symptomen an. Ein wahres Unglücksjahr, speziell für den Staat Zürich, war das 1881ste. Im Juni kamen die Veruntreuungen eines angesehenen Notars ans Licht: mehr als dreimalhunderttausend Franken hatte er unterschlagen; einige Wochen später diejenigen eines zweiten, der flüchtig geworden war und Fälschungen in einem Betrage von annähernd zweimalhunderttausend Franken begangen hatte. Er ließ zu „leichter und exakter Liquidation" ein Verzeichnis seiner Veruntreuungen zurück. „Ich scheide mit einem Lebewohl an die traurige Corruption in unserm kleinen Vaterland" — hieß es in dem sonderbaren Schriftstücke. Durch Vermittlung der portugiesischen Gesandtschaft konnte der Flüchtling bei seiner Landung in Rio festgenommen werden und erhielt zwölf Jahre Zuchthaus, sein Amtsbruder dreizehn. Und damit keine Partei der andern etwas

vorwerfen konnte, war dieser ein Liberaler, der andre ein Demokrat. Man sieht, wie Keller zu seinen Notar-Zwillingen gekommen ist. Gleichzeitig mit ihnen wurde ein dritter Notar — es ist der kleinere Schelm der Schwurgerichtsverhandlungen im „Martin Salander" (S. 323) — mit vier Jahren Zuchthaus bestraft.

Gegen die Untreue der Beamten, gegen das Höherhinaufwollen, das sich nach und nach auch der untersten Klassen bemächtigte, gegen die Genußsucht des Volkes, gegen das politische Gründertum, gegen den patriotischen Dünkel richtet sich der neue Kellersche Roman. Das Buch, über dem sein Urheber seit 1881 sann, sollte nach Longfellows Gedicht „Excelsior", höher hinauf! heißen. Paul Heyse, dem die Titelfrage vorläufig unterbreitet wurde, riet ganz allgemein, ohne zu wissen, wie die Flagge zu der Ladung passe, davon ab: „Excelsior" sei zwar ein schönes Wort, an dem der verewigte Altmeister im Titelerfinden, Auerbach, gewiß Freude hätte; es sei aber nicht Kellerisch genug.

Im Sommer 1883 versicherte sich der Herausgeber der „Deutschen Rundschau" des in Aussicht stehenden Werkes für seine Zeitschrift. Keller dachte sich das Erscheinen desselben auf den Jahresanfang 1885, „die force majeure der Lebensschwere vorbehalten". Rodenberg drängte und kündigte nach eingeholter Erlaubnis den Roman schon im September 1884 für das nächste Januarheft an. Aber noch ein volles Jahr mußten sich die Leser der „Rundschau" gedulden. Der Dichter wollte nichts übereilen, diesmal namentlich den Schluß nicht, der ihm erst noch in unbestimmten Umrissen vorschwebte. Daß er in ein Wespennest stechen würde, wußte er; mehr peinigte ihn das

Gefühl, von nun an zu den grämlichen Verfallspropheten gezählt zu werden. Endlich gab er auf immer neue Mahnungen den Anfang seines Manuskriptes aus der Hand, nicht weil er fertig war, sondern um damit fertig zu werden. Auch darin blieb sich Keller bis zuletzt der gleiche. Am 18. November 1885 konnte Rodenberg triumphierend den Empfang der ersten Blätter bescheinigen: „Im hellen, klaren Sonnenschein und bei blauem Himmel ist ‚Martin Salander' (p. 1—54) hier eingetroffen, und mir wird gar seltsam feierlich zu Mut, indem ich zuerst vor vielen anderen Sterblichen diesen Namen ausspreche und schreibe, der bald im Munde Tausender sein wird." Mit dem Januarheft 1886 der „Deutschen Rundschau" begann der Abdruck. Die nächsten Monate wurden eine bittere Prüfungszeit für alle Beteiligten: für Autor, Herausgeber, Drucker und Leser. Schon die zweite Nummer brachte nur eine spärliche Fortsetzung. Keller fühlte die Beschwerden des Alters stärker, schlaflose Nächte und Kopfschwindel bedrängten ihn, er wähnte einen Typhus im Anzug. Das Märzheft der „Rundschau" erschien ohne seinen Beitrag. Dann gingen wieder einige „Schmerzensblätter" ab. Im Sommer gab's eine abermalige Unterbrechung. Er beklagte sich über fast tägliche Störung durch „litterarische Touristerei". „Es ist", schrieb er an seinen rundschaulichen „Brotherrn", „ein verfluchter Posten, hier in Zürich zu sitzen im Sommer. — Ich wollte bald lieber das Manneke Piß in Brüssel sein." Unwillig eilte er zum Ende, d. h. er brach den Faden kurzweg ab. Rodenberg rief aus vollem Herzen Hosiannah, als er das letzte Manuskript[1]) besaß. Das September-

[1]) Dasselbe befindet sich im Goethe-Schiller Archiv in Weimar.

heft brachte den Schluß. Für die auf Weihnachten zu erscheinende Buchausgabe fügte Keller einen kleinen, etwas nüchternen Anbau in Form der beiden jetzigen Schlußkapitel hinzu: Arnold Salander im Kreise seiner Alters- und Gesinnungsgenossen. Es ist die neue Welt, auf die der alte Martin einen Teil seiner Hoffnungen abstellen kann.

Hatte schon die zerstückelte, zweimal unterbrochene Erscheinungsweise des „Martin Salander“ dem Gesamteindruck Abbruch gethan, so erregte der Inhalt immer größeres Befremden und stärkeres Kopfschütteln selbst bei unbedingten Kellerverehrern. In Zürich, in der Schweiz erschrak man oder empfand wenigstens Mißbehagen, je weiter man las. Man sah die Schwächen des öffentlichen und häuslichen Lebens mit unnachsichtlicher Strenge bloßgelegt. Wo blieb da der vielgerühmte Kellersche Optimismus, der einstige frohe Fest- und Vaterlandssänger? Und wie stand es nun um das Dogma von der Unübertrefflichkeit der Volksschule? War die politische Gesinnung wirklich zur feilen Ware geworden, um die man allenfalls würfelt? Die Feinde des Dichters rieben sich vergnügt die Hände. Nun hatte der Mann, dem man bisher nicht beikommen konnte, sich gründlich überlebt. Die ultrademokratische Presse schrie Zeter. Gottfried Keller sei alt und blöde geworden und ein Aristokrat dazu, der die neue Zeit nicht mehr verstehe. Im Auslande hieß es, die Geschichte gehe dort niemanden an, sie sei zu lokalzürcherisch und habe zudem etwas „Einschläferliches“, wie Martins Beichte gegen Frau Marie. Erst das Buch brachte die Leute mancherorts zur Besinnung. Erst jetzt, als man sich das Ganze im Zusammenhang besah, erfolgte der Umschlag, und die ersten Stimmen der Anerkennung wurden laut.

„Martin Salander" war eine That. Er ist das große Vermächtnis des Dichters für die Heimat.

„Das ist kein Roman, das ist ein politisches Erbauungsbuch", rief ihm ein befreundeter Dichter zu. Wahrlich ein Erbauungsbuch! Und doch ein Poesiebuch und dazu ein großes Kunstwerk.

Eine Handlung zwar, wie sie alltäglicher nicht sein könnte. Martin Salander ist der brave tüchtige Mann, der Optimist, der stets voll guter Hoffnung lebt und voll des Glaubens, „daß die Übel der Zeit vor den Grenzen der Republik stehen bleiben". Der Durst nach Freiheit und Fortschritt lockte den ehemaligen Lehrer auf die Bahn des Geschäftsmannes. Eine Bürgschaft für einen Freund, den gleichfalls fahnenflüchtigen Schulmeister Louis Wohlwend, hat ihn aus der Heimat fortgetrieben, weg von Weib und Kindern. Jetzt, nach sieben Jahren, kehrt er aus Brasilien nach Munsterburg zurück. Eine gänzlich veränderte Stadt empfängt ihn. Neue Sitten sind aufgekommen. Jetzt reden die Kinder einer Waschfrau die Mutter mit „Mamma" an. Noch bevor er die sehnsüchtig auf ihn harrenden Seinigen gesehen hat, erfährt er das Schreckliche, daß ihn derselbe Wohlwend abermals um die mühsam in der Fremde erworbenen Früchte seines Fleißes gebracht hat. Zum zweitenmale zieht Martin aus und kommt nach drei Jahren als reicher Mann heim. Der unverbesserliche Idealist brennt darnach, die glorreichen Zustände der neuen Republik zu sehen, zu genießen und freudig mitzuthun, obgleich er sofort Dingen begegnet, die ihm nicht gefallen. Man ängstigt sich beständig für den sonst klugen unternehmenden Mann, er möchte aufs neue die Beute jenes Louis Wohlwend werden,

der auf seinem dunkeln Raubschiff immer wieder herumstreicht, jenes Schwindlers, dessen Mund von idealistischen Schlagwörtern nach wie vor trieft, der — wenn er eben im Konkurs ist — sich als Märtyrer im Kampf ums Dasein an den Busen der Mutter Natur flüchtet und im Waldbache Krebsen geht oder Heraldik und Insektenkunde zu treiben vorgibt, den Gottesstaat der Zukunft aufrichten will, unter biedermännischer Maske den abgefeimten Gauner zu verbergen sucht, schließlich aber, da ihm die Nähe des jungen Salander unheimlich wird, mit dem Blitzzug auf Nimmerwiedersehen abfährt. Inzwischen muß der ehrliche Vater Martin zuschauen, wie sich seine braven Töchter in die jungen vorlauten Zwillinge, die Söhne der Waschfrau, der Mamma Weidelich, verlieben und sie heiraten. Ja er muß erleben, daß die beiden zu Notaren, zugleich aber zu herz- und gewissenlosen Genußmenschen ausgewachsenen Herren Schwiegersöhne wegen großer Betrügereien ins Zuchthaus wandern, während die Töchter, die sich ihrer Heirat längst vor einander geschämt, kleinlaut ins väterliche Haus zurückkehren. Alle diese Schläge nimmt Martin Salander, der nunmehrige Politiker und Volksfreund, mit gelassenem Sinne hin. Ihn verläßt sein unentwegter Fortschrittsmut nicht, ebensowenig sein ewiger Hang, irgend „einen neuen Osterhasen aufzujagen". Auch etwas Schöngeist ist der gute Martin, der gern am rechten Ort ein gutes Dichterwort anbringt. „Jeder Zoll mein Weib" ruft er aus, als er nach der langen Trennung seine treue Marie an die Brust zieht und ihr „die schönflächigen Wangen" streichelt. Noch in seinen alten Tagen verfällt er, um ewig jung zu bleiben, einer harmlos pedantischen Leidenschaft. Er vergafft sich in die Schwägerin

Wohlwends, „ein schönes Stück Weiberfleisch" mit klassischem Profil, aber blödsinnig. Zur rechten Zeit kehrt sein Sohn Arnold heim und öffnet dem bereits ernüchterten Vater, der noch manches Stück seiner Lebensfracht als gefälscht über Bord werfen muß, die Augen vollends.

In der Person des Titelhelden hat der Dichter ein schwieriges Problem wieder einmal glänzend gelöst: trotz aller Lächerlichkeit verliert dieser Martin Salander nicht einen Augenblick unsere sittliche Achtung. Auf festen Füßen steht sein Weib, die prächtige Frau Marie, eine der lebenswahrsten und herzerfreuendsten Frauengestalten, die Keller geschaffen hat. Meisterhaft sind die Eltern der Zwillinge gezeichnet die rührend unbeholfene Figur des alten ehrlichen Jakob Weidelich und die protzige gutmüthige Mamma. Dem in der Person des Martin Salander repräsentierten vertrauensseligen dumpfen Idealismus der älteren Generation steht eine realistische Jugend gegenüber: davon sind die einen gesinnungslose Materialisten, Streber und Schurken; die andern schauen kühlen Blickes der Zukunft entgegen und lassen die Dinge, namentlich diejenigen des öffentlichen Lebens, in ruhiger Arbeit an sich kommen. Arnold Salander ist der Sohn seiner Mutter, vielleicht etwas zu altklug, zu nüchtern, zu sehr Lehrmeister seines Vaters. Eine echt Kellersche Erfindung sind die Zwillinge. Von dieser Sorte braucht es, da sie seelenlos sind, schon ihrer zwei, damit ein ganzer Tropf daraus wird. Die Gemeinheit erscheint jedoch nicht in bloß schreckhafter Gestalt, der Dichter verleiht ihr mildernd auch drollige Züge. Grauenhaft dagegen ist die Szene, wie der alte Statthalter zitternd auf die zugeschlagene eiserne Kiste mit den Steuergeldern sich setzt, um diese gegen seine eignen Söhne, die lieder-

lichen Bankrottierer, zu schützen Selbstverständlich bei solchem Stoff ist das Fehlen des Romantischen. Aus dieser Sphäre spielt nur vereinzelt ein Märchen, eine Sage, ein Traum herüber. Gegen die Mitte des Buches scheint die Teilnahme des Dichters etwas zu erlahmen, eine gewisse Trockenheit Platz zu greifen; aber sogleich nimmt die knappe, höchst plastische Darstellung wieder den früheren Aufschwung.

Vieles fließt nach Selbstironisierung aus Salanderblut rollte einst auch durch die Adern Gottfried Kellers. Der reife Mann hat jenes Wesen gründlich abzulegen gesucht. Wer persönlich mit ihm verkehrte, wer sein Poltern über Zeit und Menschen vernommen hat, sieht und hört ihn sogar in den geringfügigsten Zügen im „Martin Salander“ leibhaftig. So pflegte Keller über die um sich greifende Festseuche, die Festbummler, über das Vereinswesen, über das Umhauen der Bäume, über den Depeschenstil, über eine gefallene Größe, die auf dem sonst glatten Gesicht sich nun einen Schnurrbart wachsen läßt u. s. w. herzuziehen Auf der „Reise“, wo früher ein Bankgeschäft gewesen, erzählte er manchmal von dem alten Kassierer, der nachts drunten im Gewölbe, das nun Bühlers Weinkneipe barg, Bezenstiele versägt und die wohlverpackten Holzstücke dem Verwaltungsrat als Goldrollen vorgewiesen habe, oder von den andern Ungetreuen, der stets die leere Mappe, die lange niemand zu öffnen wagte, auf den grünen Tisch legte mit den Worten: „Hier ist meine Ehre und jeder wünschbare Nachweis“ („Martin Salander“ S. 270)

Der Pfarrer kommt wieder schlecht oder wenigstens mit einem blauen Auge weg, aber auch die Lehrer kriegen ihren Teil ab Der Schauplatz Münsterburg ist treu nach der Natur

gehalten. Der Weg, den Martin Salander vom Bahnhof nach den Abhängen des Zürichberges einschlägt, möchte für den Einheimischen nicht schwer zu finden sein. Der Großratssaal und die schwere mit einem Guckloch versehene Eichenthüre, durch welche die neueste Ratsjugend zwillingsweise ihren Einzug hält, selbst die umliegenden Schenken, aus denen der Weibel die hochgeachteten Herren zur Abstimmung holen muß, sind keine Erfindungen. Keller hatte, als er selber mit in jenem Saale saß, die Augen hübsch offen behalten.

Eine sittlich starke Lebensanschauung geht durch diese letzte Schöpfung, die für unsere Zeit von keiner geringeren Bedeutung ist, als einem frühern Geschlechte die große Volksschrift Heinrich Pestalozzis war. Man mag die Beleuchtung des öffentlichen Lebens zu grell, den Sarkasmus zu unbarmherzig finden: aber man behaupte nicht, „Martin Salander" sei eine Satire gegen die Demokratie. Nur gegen die politische Gesinnungslosigkeit, gegen das demagogische Lumpentum. Die gesund konservative Forderung nach beharrlichem vernünftigem Ausbau des Gewordenen statt der ewigen Neuerungen und sogenannten Volksbeglückung tönt nicht als Aufruf zur Reaktion. Aber für „Martin Salander" muß die Zeit erst kommen. Wir stehen den dargestellten Ereignissen räumlich und zeitlich noch zu nahe. Die Zukunft gehört ihm, und dann kann er das goldene Buch des Republikaners werden.

Ganz abgeschmackt ist die Behauptung, „Martin Salander" bedeute im Grunde genommen eine Satire auf die Republik selbst. Wenn uns der Fremde somit fragt: „Steht es also um Eure gerühmte Republik?", wollen wir ihm in bescheidener Resignation mit Arnold Salander antworten:

„C'est partout comme chez nous. Wenn wir nun etwa in ein schlechtes Fahrwasser geraten, so müssen wir eben hinauszukommen suchen und uns inzwischen mit der Umkehrung jenes Worten trösten: Es ist bei uns wie überall!"

Nur einen andern Schluß möchte man dem Werke wünschen. Der nachträglich angefügte war mehr ein in der Eile errichteter Notdach. Ursprünglich dachte sich Keller die Schlußszene viel effektreicher. Offenbar nur zu effektreich. Daher wurde sie geopfert.

Ich erzähle aus frischer Erinnerung. Am Ostersonntag 1883 hörte ich den Dichter zum erstenmal von dem „Excelsior"-Plan reden. Der Titel war bereits ins Schwanken geraten. Es war kaum nötig, Keller noch auf ein Ballett jenes Namens hinzuweisen. Leider beginne sein neuer Roman schon wieder mit einer Kindergeschichte. Die Söhne der „Mamma" würden „gefehlt", das Kind der „Mutter" dagegen bringe es zu etwas. Der Vater des letzteren verliere alles Erworbene am Tage der Heimkehr aus Amerika und reise ungesäumt wieder ab. Nur sein Büblein sehe er mit einem Blicke von weitem. Die Mutter haue die Ihrigen tapfer heraus. Die Mitte des Romans sei noch unbestimmt, dagegen stehe der Schluß fest: alle Personen, Gute und Böse, Pietisten und Anarchisten finden sich schließlich auf einem Berge zusammen (Anlaß hierzu bot ihm die Sitte in der Auffahrt- oder Pfingstnacht, da das niedere Volk lärmend hinter dem „Bürgli" vorbei auf den Ütliberg zieht.) Jetzt müsse eine große elementare Katastrophe eintreten: ein Waldbrand[1]) oder eine Wassernot,

[1]) Einige Jahre zuvor hatte der Brand des Wirtshauses auf dem Ütliberg auf die Stadt herab geleuchtet.

durch ein plötzliches Gewitter veranlaßt Schließlich triumphiere das Kind der „Mutter". Dem falschen Optimismus gehe es schlecht Er wolle sich — so schloß Keller — einmal gründlich ausreden, ohne daß man sagen könne, er behandle immer nur lokale Geschichten.

Die im Anhang abgedruckten interessanten Materialien zu „Martin Salander" geben eine ähnlich lautende, nur ausführlichere Skizze dieser Schluß-Katastrophe, wobei rechtliche Männer, die sich doch noch genugsam „in den Landesfalten" finden, Rettung bringen Den Plan, an dieser Stelle ein Märchen, den Kampf zwischen Feuer und Wasser, einzuschalten, hätte der Dichter jedenfalls preisgegeben Auch die Salanderleute sind an jenem Tage auf verschiedenen Wegen auf den Berg gelangt. Frau Marie wird durch das Element bedroht, und der gute Martin soll an ein heißeres Feuer gebracht werden. Wohlwend, der sich inzwischen zu den Anarchisten geschlagen, hat ihn hinauf verlockt und legt dem „alten Freund" eine doppelte Falle eine politische, die andere kommt ihm von den Weibern, von Myrrha Salander, leicht berauscht, sieht sich allein mit ihr, verliert die Haltung, wird jedoch noch glücklich durch Frau und Sohn gerettet

Arnold, welcher in der ausgeführten Dichtung den Ereignissen zu ferne bleibt, sollte mehr Anteil an der ganzen Handlung bekommen Ebenso hätte manches Detail weiter ausgeführt werden sollen, z B machen die Notare vor Gericht — Mamma Weidelich befindet sich unter dem Publikum — den Staat dafür verantwortlich, daß sie sittlich und geistig nicht besser erzogen sind. Die Anarchisten müßten eine größere Rolle spielen u s w Jene Materialien zeigen auch sonst noch manche Abweichung. Im Hause Martin

Salanders bricht der Unfriede zwischen Mann und Frau aus, so daß es zu einer zeitweiligen Trennung kommt. Die Mutter begibt sich zu den Töchtern, die sich zu Erhalterinnen und Retterinnen entwickeln. Sie sind verheiratet; die Frage nach der Qualität ihrer Männer behält sich Keller noch vor; aber eine Ehe mit den Notaren hat die Mutter verhindert. Das gute Ende der langen Prüfungszeit wird durch die gesunden Kinder herbeigeführt. Auch an neuen Personen und Motiven fehlt es in den Entwürfen nicht.

Gottfried Keller hat in seinen letzten Jahren vielfach von einer Fortsetzung, ja von einem zweiten Teile seines unfertigen Romans, dessen Hauptsache erst kommen müsse, gesprochen. Arnold Salander werde die Führung übernehmen; die Schwestern müßten diesmal glücklich unter die Haube gebracht werden. In der im vorletzten Sommer seines Lebens geschriebenen Selbstbiographie ist geradezu von einem selbständigen Buche die Rede, das an die Stelle des durch die Ungunst der Verhältnisse eines ausführlichen Schlusses ermangelnden treten werde. In einem Briefe heißt dasselbe schon „Arnold Salander". Noch in der letzten Zeit seiner Krankheit phantasierte der Dichter von diesem zweiten Teil und „einer Überschwemmung, die ihn schließen sollte[1]". Er sprach stets so zuversichtlich davon, als ob das meiste schon niedergeschrieben wäre. Groß war daher die Enttäuschung, als nach seinem Tode nur eine Anzahl mit Bleistift beschriebener Kartonzettel sich fanden, die so geringe Anhaltspunkte für einen zweiten Teil des „Salander" ergaben, daß man eher glauben möchte, Gottfried Keller habe

[1] Vgl. C. F. Meyer in der „Deutschen Dichtung", IX, 25 (1890).

in voller Erkenntnis des ungenügenden jetzigen Ausgangs den alten „Excelsior"-Schluß immer wieder in Erwägung gezogen. Nicht sowohl ein zweiter Band, ein „Arnold Salander", lag ihm am Herzen, sondern nur ein besserer, gründlich neuer wohl ausgearbeiteter Schluß des alten Buches.

„Martin Salander" sollte Gottfried Kellers „dichterisches Schlußvergnügen" sein. Für den Druck schrieb er seitdem nur noch, fremder Aufforderung folgend, die kleine Selbstbiographie. Jene aus Dramenstoffen umzuwandelnden Novellen sind nicht mehr ausgeführt worden, ebensowenig eine beabsichtigte Sammlung kleiner kritischer Aufsätze[1]).

Der Gesamtverlag seiner Werke ging an die Berliner Firma über: im März 1885 verkaufte die Goeschensche Buchhandlung mit dem Einverständnisse des Autors alle Vorräte und Verlagsrechte an Wilhelm Hertz. Der letzte Plan Weiberts hatte sich mit einer illustrierten Ausgabe der „Romeo und Julie"-Novelle beschäftigt. Vautier, Thumann sollten dafür gewonnen werden. Auch der Ankauf der Zeichnungen von Kurzbauer kam einen Augenblick in Frage. Gottfried Keller verhielt sich ablehnend gegen ein solches Unternehmen, das ihm auch von anderer Seite nahe gelegt wurde, „wie ich denn überhaupt — schrieb er — für die Zeitrichtung, die Litteratur immer mehr an das Schlepptau der Illustration zu hängen, nicht gerade begeistert bin. Ich fürchte, das

[1]) In einer Wohlthätigkeitsschrift „Bazar in Zürich, den 16., 17., 18. Juni 1887" stehen neben einer verkleinerten Wiedergabe der Staufferschen Radierung Kellers folgende faksimilierte Verse von ihm.

„Wie der Stift, So die Schrift,
Mancher plagt sich siebzig Jährchen,
In der Feder stets ein Härchen."

große Lesepublikum werde zuletzt das selbstthätige innere Anschauen poetischer Gestaltung ganz verlernen und nichts mehr zu sehen im stande sein, wenn nicht ein Holzschnitt daneben gedruckt ist." (An Weibert 12. Febr. 1884.)

Mehr und mehr zog er sich in sich selbst zurück. Er war nach seinem ganzen Wesen fremder äußerer Anregung weder bedürftig, noch dafür empfänglich. Aus sich selbst heraus bildete er das, was ihm gemäß war. Allmählich vereinsamte er, ohne es recht gewahr zu werden. Paul Heyse, der ihn im Herbst 1885 zum letztenmal besucht hatte, schrieb ihm am 30 Dezember: „Ich hatte Dich mit Kummer verlassen, da ich Deinen klausnerischen Zustand gesehen und daran hatte verzweifeln müssen, Dich auch nur für Tage und Wochen herauszulocken. Ich war bisher mit dem neuen Schluß Deines Grünen so wohl zufrieden gewesen. Jetzt will mir's doch scheinen, als ob er sich gegen sich selbst versündigt habe, da er seine Judith nicht heimführte. Aber das ist nun nicht zu reparieren."

In den letzten Jahren mußten auch alte Bekannte die äußerste Behutsamkeit im Umgang mit Keller beobachten. Das Herbe, Bittere, Unschmackhafte, Mißtrauische seines Wesens nahm mit dem Alter überhand. Dinge, die ihn selbst angingen, konnte man fast gar nicht mehr berühren. Lob war selbstverständlich von jeher ausgeschlossen, Tadel verletzte ihn leicht; schwieg man ganz, so war es wieder nicht recht. Am besten stellten sich die, die ihn selten sahen oder gar nur brieflich mit ihm verkehrten. Auch diejenigen, die so klug waren, ein heftiges Wort nicht böse zu nehmen.

Wenn man erwägt, daß es ihm eigentlich die letzten dreißig Jahre seines Lebens auf dieser Welt so schlecht nicht

ging, daß es ihm weder an Ruhm noch Verehrung fehlte, daß Gottfried Keller aber immer mehr zu Unmuth, Argwohn, Reizbarkeit neigte, wird man schon sagen dürfen: der sprichwörtlich gewordene Optimist konnte im Leben (wie in seiner Dichtung übrigens) ebenso starker Pessimist sein. Damit wäre ein anderes, tiefer Liegendes zu berühren. Man könnte es mit einem volltönenden Worte beinahe die Tragik seines Lebens nennen. Ein österreichischer Litteraturhistoriker urteilte über Grillparzer nach dessen bitteren posthumen Selbstbekenntnissen, es habe ihm das tiefe Wohlwollen für seine Nebenmenschen, aber auch für sich selber, gefehlt. Keller war betroffen, als er die Stelle las. Er nannte den Spruch hart und wahr, wie ein gerechtes Urteil. Dasselbe besteht auch für ihn. Es mangelte ihm das tiefe Wohlwollen. Dabei fügte er sich selbst mehr Leid zu, als den andern. Nirgends in seinem Leben eine dauernde Neigung (Junggeselle ist er zwar ohne seinen Willen, aber nicht ohne seine Schuld geblieben), nirgends eine ganz innige Freundschaft. Dem Menschen fehlt die Milde und Gütigkeit der Seele, die auch etwa das Geringere, das in der Welt vorhanden ist, neben sich duldet. Ich kann dieses scheinbar harte Wort ruhig vertreten. Es braucht sich niemand zu entrüsten noch sich in die Brust zu werfen. Ich stelle gelassen auf Kellers eigene Briefe ab. Unsere Auswahl zwar mußte von Rücksichten auf die Lebenden geleitet sein. Wenn nach Jahrzehnten die Teilnahme noch so lebendig ist wie heute, werden die Briefe unverkürzt und in größerer Anzahl ans Licht treten.

Um so lauter ist die Gunst des Schicksals zu preisen, das ihm gegen den Schluß seines Lebens einen Freund zuführte, wie er ihm bis jetzt gefehlt hatte. Ein alter

Wunsch ging ihm damit in späte, aber um so schönere Erfüllung, der Wunsch, mit einem produzierenden Künstler zusammen leben zu dürfen. Arnold Böcklin war aus Italien nach Zürich übergesiedelt und schlug hier auf etliche Jahre sein schmuckloses Zelt auf. Der große Maler und edle einfache Mensch übte auf jeden, der sich ihm näherte, den nämlichen starken Eindruck aus. Diesem entzog sich auch Keller nicht. Der Künstler strebte zu dem Künstler. Mit rührender Sorge und Hingebung widmete ihm Böcklin seine kostbare Zeit. Er bekümmerte sich auch um das körperliche Wohl des Alternden und veranlaßte ihn zu häufigeren Spaziergängen, fuhr mit dem Schwächerwerdenden aus, im Winter wohl auch zu einer fröhlichen Schlittenpartie, führte ihn an seinem starken Arm abends aus dem nahegelegenen „Pfauen" oder aus einer zumeist aus Künstleen zusammengesetzten Dienstagsgesellschaft nach Hause, brachte ihn nach Seelisberg, holte ihn wieder heim, ging mit ihm zu einem längern Aufenthalte nach Baden, saß an seinem Krankenlager, verfaßte schriftliche Kundgebungen an Kellers Stelle und hielt jeder üblen Laune die unerschütterliche Heiterkeit und Geduld entgegen. Alle die Güte anerkannte Keller mit der Dankbarkeit, die ihm das schöne Gedicht zu Arnold Böcklins sechszigstem Geburtstag (s. Anhang) eingab. Kellers Charakterkopf hat Böcklin wiederholt nachgebildet, als größeres Porträt, auf der Geburtstagsmedaille und darnach auch als Radierung, die des Dichters gesammelten Werken beigegeben ist.

In diesen Jahren weilte auch der unglückselige Karl Stauffer zum öftern in Zürich. Im Sommer 1886 malte er Keller in dem vorübergehend im „Belvoir" eingerichteten Atelier.

Während einer der vielen Sitzungen entstand die bekannte Radierung. Während das Original „träumend“, eher gelangweilt, stille hielt, fertigte Stauffer jene Skizze „in rascher Heimlichkeit“ — wie in seiner Biographie zu lesen ist — an. Keller hatte den kleinen photographischen Taschenapparat des Malers wohl bemerkt und war nicht eben erbaut über das zwar bestürzend ähnliche, aber doch nicht erfreuliche Bild[1]). Stauffer rühmte an dem von ihm hochgeschätzten Manne die unfehlbare Sicherheit des Urteils in allen Sachen der Kunst.

Außer den genannten Keller-Porträten ist das Ölbild von Konrad Hitz von 1863, dann das fast widerliche von Franck Buchser[2]) zu nennen. Von den vielen photographischen Bildnissen gibt das unserm zweiten Bande in der Radierung von Kühn vorangestellte jedenfalls die beste Vorstellung von Gottfried Keller in den Jahren seiner Manneskraft.

An einem Februarabend 1886 überraschte die Züricher Künstlergesellschaft den Dichter der „Züricher Novellen“ mit der glänzenden Wiedergabe einiger Szenen aus jener

[1]) Unter einen Probedruck von Stauffers Radierung schrieb G. Keller für einen Bekannten im Juni 1887 die gutmütigen Verse:

„Was die Natur schon fragmentiert,
Hat hier des Künstlers Hand croquiert,
So aus der doppelten Verneinung
Kommt ein bedenklich Ganzes zur Erscheinung;
Es scheint der kurze Mann fast krank,
Doch raucht er ja noch, Gott sei Dank!“

[2]) In verkleinerter Wiedergabe im Märzheft 1892 von „Nord und Süd“ (Bd 20) reproduziert.

Dichtung in Gestalt lebender Bilder. Die Hadlaubgruppe war dem schönen Freskobilde Ernst Stückelbergs nachgeahmt. Gottfried Keller dankte erfreut und trank auf das Wohl des ebenfalls anwesenden Böcklin und dessen „römischen Anhangs“ (der Familie des Malers). Früher, sagte er mit Anspielung auf die eben geschaute römische Atelierszene aus „Herr Jacques“, seien unsre Künstler nach Rom gezogen, umgekehrt komme jetzt Rom zu uns[1]).

Im Herbste desselben Jahres suchte er zum erstenmal in seinem Leben einen Kurort auf, das nahe gelegene Baden, wo er vom 5. bis zum 25. Oktober die heißen Quellen mit einigem Erfolge gegen die rheumatischen Altersbeschwerden gebrauchte. Aber die Sorge um die kranke Schwester zu Hause ließ ihn des sonst so behaglichen Aufenthalts nicht froh werden. Seit Jahren war er auf das Äußerste gefaßt. Regula sei wieder einmal so schwach — hatte er schon im Juli 1883 an Exner geschrieben — daß man nie sicher sei, wenn man sie ins Bett gehen lassen müsse. „Ich fürchte, die Sorella Sorentina wird mir eines Tages abhanden kommen, worauf ich erst sehen werde, wie allein ich dastehe.“ Er wäre froh, wenn er sie noch einige Jahre behalten dürfte, äußerte er oft. Früher hatte er sie jeden schönen Sonntag Nachmittag spazieren geführt oder eine kleine Fahrt auf dem Dampfschiff mit ihr gemacht. Das hatte längst aufgehört. Es ging zusehends zu Ende mit ihr. Regula Keller starb am 6. Oktober 1888 nach langen qualvollen Leiden. Auf dem Friedhofe zur „Rehalp“ brachte sie der Bruder „zu

[1]) Vgl. „N. Zürcher Ztg.“ vom 17. Februar 1886, Nr. 47 II. Blatt.

ihrer wohlverdienten Ruhe". Lange stand er an der offenen Gruft. „Nun in Gottesnamen", waren seine einzigen Worte, als er den letzten Blick auf den Sarg warf.

Die kurze Strecke des noch vor ihm liegenden Weges mußte er nun allein, ohne ihre stille Gesellschaft und treue Fürsorge gehen. Es war ein gramvolles, beschwerliches Weiterwandern auf dem „Abendfeld". Daß es nicht mehr lange dauern werde, blieb ihm nicht verborgen. Im Mai 1888 hatte er Frau Welti-Escher für ein kleines von ihr angefertigtes Geschenk mit den melancholischen Worten gedankt: „Ich kann freilich die Mühe fast nicht verantworten, welche Ihre kunstreichen Hände sich genommen haben, diesen zwei Initialen eine so schöne Stätte zu bereiten, wahrscheinlich im Hinblick darauf, daß sie nicht mehr lang zusammenhalten werden[1])". Seine Haltung wurde gebückt, sein Gang unsicher und schleppend. „Eine korrupte Bestie" schalt er sich grimmig.

Sein litterarisches Tagewerk lag in der 1889 erfolgten zehnbändigen Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" abgeschlossen vor ihm. Gerade so viel Bände Schriften — „so um die zehn herum", waren von je sein Wunsch gewesen. Er hatte sie im Februar 1888 mit seinem jungen Freunde Hans Hertz, dem Sohne seines Berliner Verlegers, vereinbart. Am Eingange steht mit Fug „Der Grüne Heinrich" in drei Bänden (mit vier Theilen); den Schluß bilden, da sie

[1]) Die unglückliche Frau (gest 12 Dez 1891) hat ihrer unwandelbaren Verehrung für den Dichter den großartigsten Ausdruck gegeben, indem sie ihr ganzes fürstliches Vermögen zur Förderung von Kunstzwecken als Gottfried Keller-Stiftung der Eidgenossenschaft vermachte

über das ganze Leben sich verteilen, die zwei Bände Gedichte. Die chronologische Reihenfolge ist auch sonst durchbrochen. Auf „Die Leute von Seldwyla" (Bd. 4 und 5) folgen gleich die „Züricher Novellen". Die „Legenden" sind aus äußeren Gründen dem siebenten Bande („Sinngedicht") einverleibt.

Überblickt man diese zehn mäßig großen Bände, so freut man sich sogleich darüber, daß jeder dem andern ebenbürtig ist. Für Gottfried Keller gab es kein Nachlassen der dichterischen Kraft. Seine Muse genoß die seltene Gunst der Götter, daß sie wirklich nicht alterte. Auch um eines andern Vorzugs willen ist er glücklich zu preisen. Nur wenigen ist es beschieden, jenen strengen Maßstab der Selbstkritik an sich zu legen, welcher dem Schaffen unter Umständen Halt gebietet. Aber noch wenigere tragen den unergründlichen Quell echter Poesie so tief in sich, daß sie ihn immer reiner zu Tage fördern. Von diesen Wenigen war Gottfried Keller unter seinen Zeitgenossen der Ersten einer.

Der feste Glaube an den Wert des Lebens, an die Güte und Schönheit der Welt und des Vaterlandes hat den Dichter nie verlassen, wenn auch der Mensch oft nicht mehr so fest von alledem überzeugt schien. Mit sicheren Sohlen steht er auf dieser Erde. Ihm ist jener seltene Realismus eigen, der auch die echte Idealität in sich schließt, daneben — nach Vischers treffendem Ausdruck — „eine gewisse Herbigkeit, eine Art von Unerbittlichkeit, womit er uns die Nase auf den Granitgrund der Realität drückt. Er rührt bis ins Mark, ohne empfindsam zu machen, und dicht daneben stellt sich jenes thränenbezwingende Lächeln ein und

schlägt im Nu zum schallenden Gelächter auf.“ Im Fuchsäisten Elemente bleibt er rein. Immer wird man hervorheben, mit welch einfachen Mitteln er die großen Wirkungen hervorbringt; die Wahrheit und Konsequenz der Charakteristik und der psychologischen Motivierung werden stets die nämliche Bewunderung erfahren; die Schönheit, die Anmut, das gesund Trockene, der Humor, das Lustige und das Schnurrige wird nie genug gelobt werden. Dazu die unergründliche Gedankenwelt, eine Sprache voll gediegener Wucht und Einfachheit, mit den wundervollsten Bildern und unnachahmlichen Wendungen gesättigt. In dem Aufsatz über Jeremias Gotthelf bemerkt Keller, es sei der seltene Vorzug von Bitzius, „daß er seinen Stoff immer erschöpfe und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugthuung kröne, mit einer Befriedigung von solch ursprünglicher beseligender Tiefe, daß sie mit der Erkennungsszene zwischen Odysseus und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheine.“ Keller nennt Gotthelf ein großes episches Genie. „Die Tiefe und großartige Einfachheit, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das maßgebende Altertum der Poesie erinnert“, erreiche kein anderer. Dieses Urtheil darf in stärkerem Grade auf ihn selbst angewendet werden; denn bei Keller hält der Künstler Schritt mit dem Dichter.

Wie es seine unerschütterliche Grundanschauung war, daß man nirgends der Natur und dem Schicksal nachhelfen solle, sondern die natürliche Entwickelung der Dinge abwarte, so hat auch der Schriftsteller den Dingen ihren Lauf gelassen. Er ist zeitlebens fernab vom wüsten Lärm der litterarischen Schmiede, wo am Schriftstellerglück herumgehämmert wird,

gestanden, hat weder nach Erfolg gestrebt, noch über Gleichgültigkeit der Leser geklagt. Als ein Sondergänger zog er seine einsamen Pfade. Die Frucht pflückte er immerdar erst, wenn sie reif und bereit war, vom vollen Aste zu sinken. Auch ein anderes, wenigen Dichtern beschiedenes Glück wurde ihm zu teil, dasjenige, daß sein Ruhm sich nicht schmälerte.

An seinem letzten Geburtstage befand er sich unversehens vielleicht auf dem Gipfel desselben. Verwundert, ja unwillig sah er sich der unabänderlichen Thatsache gegenübergestellt, der geehrteste und gepriesenste Dichter seiner Zeit zu sein.

Und wie hat sie ihn gefeiert! Wie es einem Menschen reichlicher, herzlicher kaum zu teil geworden. Deutschland und die Schweiz vereinigten sich in gemeinsamen Wünschen für den Dichter. Sogar drohende politische Wolken, die damals über unserem Lande hingen, verscheuchte der 19 Juli 1889.

Er selbst war dem Getümmel ausgewichen. Seit dem 5. Juli befand er sich auf Seelisberg, hoch über dem grünen Urnersee; dicht zu seinen Füßen die dem Schweizer heilige Bergwiese, das Rütli. Dort grüßte ihn schon nach wenigen Tagen der Glückwunsch Conrad Ferdinand Meyers:

„Erlauben Sie, daß ich schon jetzt zu Ihrem 70 Geburtstage Glück wünsche, bei meiner bevorstehenden Abreise ins Gebirge Ich thue es mit dankbarem Herzen Während meines längern Unwohlseins hatte ich die Muße, wieder einmal Ihre ganze Dichtung langsam zu durchlaufen, und sie hat mir äußerst wohl gethan, mehr als jede andere, durch ihre innere Heiterkeit. Auch meine ich, daß Ihr fester Glaube an die Güte des Daseins die höchste Bedeutung

Ihrer Schriften ist. Ihnen ist wahrhaftig nichts zu wünschen als die Beharrung in Ihrem Wesen! Da Sie die Erde lieben, wird die Erde Sie auch so lange als möglich festhalten. Was mich betrifft, habe ich lange nicht dieselbe Lebenssicherheit; doch werde ich die mir noch beschiedene Zeit nach Kräften nützen. Daß ich Sie stets nach meinen Kräften gewürdigt, verehrt und lieb gehabt habe, wissen Sie, wie auch ich gewiß bin, daß Sie trotz meiner Mängel Ihre gute Meinung und Ihr Wohlwollen mir erhalten werden. Also, Gott befohlen, Herr Gottfried!

Kirchberg, 6. Juli 1889."

Der in voller Sommerpracht über dem Vierländersee aufgegangene Tag des 19. Juli traf Keller nicht in bester Stimmung. Von einem neuen hartnäckigen Unwohlsein heimgesucht, begnügte er sich damit, das, was ihm sein letzter Geburtstag brachte, — beiseite zu legen: reiche Geschenke, Blumen, Kränze, Adressen, ganze Stöße von Zeitungen, Briefen und Telegrammen. Kaum vermochten Post und Telegraph von Seelisberg die ungewohnte Arbeit zu bewältigen. Nur vorübergehend erheiterte sich der Blick des Dichters, als er den Dank der Republik empfing. Der **schweizerische Bundesrat** hatte seinen Kanzler mit einem kostbar ausgestatteten Glückwunschschreiben nach Seelisberg abgeordnet. Das war etwas völlig Unerhörtes. **Josef Viktor Widmann** in Bern, ein guter Freund Kellers und selber einer der angesehensten vaterländischen Schriftsteller, war mit der Abfassung betraut worden und hat seinen Landsleuten tief aus dem Herzen geredet, als er die Worte schrieb:

„Hochverehrter Herr. Sie haben unserm Lande viel geschenkt Vor allem jenes weihevolle Lied, das in der Tonweise des unvergessenen Baumgartner überall erklingt, wo schweizerische Herzen in friedlichem Hochgefühl für ihr Heimatland schlagen. Es ist ein nationaler Psalm geworden, der noch oft in guten und in bösen Tagen uns und unsere Nachkommen erbauen wird. Aber dieses Lied ist nur ein besonders leuchtendes Kleinod in der reichen Schatzkammer Ihrer Dichtungen. Nicht unsere Aufgabe kann es sein, hier eine ästhetische Wertschätzung derselben auszusprechen. Wohl aber dürfen wir darauf hinweisen, daß diese Dichtungen, wie hoch auch ihre Wipfel ragen mögen ins Reich der Phantasie, tief in der heimischen Scholle wurzeln und schon dadurch für unser Volk von größtem Werte sind. Aber auch der sittliche Kern, ja die jugend- und volkserzieherische Absichtlichkeit, welche, unbeschadet ihrer Kunstschönheit, viele dieser Dichtungen durchdringt, macht dieselben zu Werken, aus denen sowohl das jetzige Geschlecht, als auch spätere Generationen unseres Volkes nur die besten gesundesten Anregungen schöpfen können. Haben Sie somit in der schweizerischen Nation sich durch Ihre edeln Schöpfungen ein bleibendes Denkmal gesetzt, so haben Sie zugleich unserer einheimischen Litteratur vor den Augen des Auslandes eine weithin sichtbare Ehrensäule errichtet. Das zeitgenössische Schrifttum deutscher Zunge kennt keinen besseren Namen als den Ihrigen, und wenn infolge dessen die Blicke des Auslandes in ähnlicher Weise, wie einst zu Albrecht von Hallers Zeiten, nach der Schweiz gerichtet sind, so kommt dies auch den sonstigen litterarischen und künstlerischen Bestrebungen des ganzen Landes zu gute, das in Ihnen geehrt

wird. In Anerkennung aller dieser Verdienste um das geistige Gedeihen der Schweiz auf dem friedlichen Gebiete der Poesie spricht Ihnen heute der schweizerische Bundesrat seinen Dank aus und wünscht von Herzen, es möge Ihnen noch lange beschieden sein, in der Mitte eines Volkes, das auf Sie stolz ist, zu leben und zu wirken. Keine äußerlich blinkenden Ehrenzeichen hat die Republik zu vergeben. Aber diesen Tag mit einem ihrer besten Söhne zu feiern, durfte sie sich nicht versagen. Und so empfangen Sie, hochverehrter Herr, hiemit den Glückwunsch des schweizerischen Bundesrates.

Namens des schweiz. Bundesrats
Der Bundespräsident:
Hammer.

Der Kanzler der Eidgenossenschaft:
Ringier."

Die Regierung, der Stadtrat, alle größeren wissenschaftlichen, künstlerischen und geselligen Vereinigungen Zürichs übermittelten ihre Dankeswünsche. Die Universität beging den Tag mit einem festlichen Akte in der Aula. Die Schweizer im Auslande stifteten reiche Andenken. Pokale und andere Trinkgeräte, einen silbernen Lorbeerkranz u. s. f. Berliner Verehrer übersandten die beiden Aquarelle zusamt der großen mit hunderten von berühmten Namen bedeckten Adresse, an deren Spitze sich Moltke eingezeichnet hatte. Paul Heyse widmete dem Freund in einer Festnummer der Münchner „Allg. Zeitung" die schöne poetische Gabe, der Verleger überraschte ihn mit der Nachricht, daß infolge der starken Nachfrage eine zweite Auflage der „Gesammelten

Werke“ nötig geworden sei. Eine Flut von Abhandlungen, Studien, Gedichten ergoß sich über den Gefeierten. Das bescheidenste schweizerische Tagesblättchen brachte seinen wohlgemeinten Beitrag oder einen Holzschnitt. Ja, dem Feste fehlte eine gewisse politische Tragweite nicht. Gespannte Tage waren vorausgegangen. Zwischen Deutschland und der Schweiz bestand eine Trübung. Gottfried Kellers Siebzigster schlug die Brücke, auf der sich die grollenden Nachbarn nach langer Zeit die Hände wiederum schüttelten. Zum erstenmal klangen am 19. Juli wieder freundliche Stimmen über den Rhein herüber und weckten gleichen Widerhall. Derjenige aber, den das alles anging, ließ sich abends als müder kranker Mann zu einem einfachen Mahle führen, das er mit den herbeigekommenen Freunden Arnold Böcklin und Hans Weber in sich gekehrt beging.

Bis zum 19. August blieb er auf Seelisberg. Er kehrte heim, ohne sich sonderlich gestärkt zu fühlen. Als ihm hier eine Abordnung von Freunden die bekannte, von diesen gestiftete, von Böcklin entworfene Medaille überreichte, sagte Gottfried Keller, feuchten Blickes auf das goldene Geschenk deutend: „Das ist das Zeichen für das Ende vom Lied!“

Um die Mitte des Septembers fuhr er nach Baden, von den Schwefelquellen das Ende seiner diesjährigen Prüfungen erhoffend[1]). Dort quälte er sich zunächst mit

[1]) Einer der letzten Briefe Kellers, um diese Zeit in Baden geschrieben, ist abgedruckt in dem Buche „Für und wider den Tabak“ (Berlin 1890) S. 7. Der Redakteur der „Deutschen Tabak-Zeitung“ hatte ihn als berühmten Mann, als sog. „Raucher“, um ein Urteil

der Abfassung eines „Kollektivdankes“ für die ihm widerfahrenen Huldigungen. Da er die Form nicht finden konnte, trat Böcklin kurzweg mit einigen Zeilen für ihn ein. Belästigungen widerwärtiger Art blieben ihm nach dem „verrückten Erfolg“ nicht erspart. Ein Führer der neuesten Modernen versuchte bei Anlaß einer Keller völlig fremden Angelegenheit diesem in roher Weise ein Bekenntnis abzupressen.

Dem Winter mit trüben Blicken entgegenschauend, kehrte Gottfried Keller gegen Ende Novembers nach Zürich zurück. Kurz nach Neujahr 1890 warf ihn ein Influenza-Anfall auf das Krankenlager nieder, von dem er nicht wieder erstand. Er bestellte sein Haus. Am Abend des 11. Januar gab er dem Notar der Stadt Zürich in Gegenwart von Professor Albert Schneider und Böcklin seinen letzten Willen kund. Er that es mit klarem Geiste, sein ganzes Leben und Dichten mit einer edlen That bekräftigend. Zum Universalerben der gesamten Hinterlassenschaft setzte er den Hochschulfond des Kantons Zürich ein. Der Stadtbibliothek sollen seine ganze Bibliothek, die goldene Medaille und die übrigen Ehrengeschenke zukommen. Von dem Reinvermögen sei nach Ausrichtung verschiedener Legate die Hälfte der Eidgenössischen Winkelriedstiftung abzuliefern. „Da ich zu meiner Zeit nie

über den Tabakgenuß angegangen. Keller antwortete: „1. Ich rauche seit dem sechzehnten Jahre. 2. Bin ich kein Führer. 3. Ob jenes gut oder schädlich war, resp. der Genuß mehr wert als der Nachteil, weiß ich nicht. Am besten ist der daran, der nichts davon weiß, obgleich die 80- bis 90jährigen Männer, denen das Pfeifchen erst mit dem Leben ausgeht, auch nicht unglücklich aussehen“ u. s. w. Es sei nicht jedermanns Sache, Aufsätze für die Tabakzeitung zu extemporieren.

Gelegenheit hatte, meinem Vaterlande gegenüber die Pflichten als Soldat abzutragen, so hoffe ich und freut es mich, ihm in dieser Weise einen Dienst leisten zu können." Zum Vollstrecker des Testaments setzte er Professor Schneider ein, der damit eine Sorge langer Jahre — bekanntlich prozessierte ein Vetter Kellers erfolglos um das Erbe — in seine treue Hut nahm.

Der letzte Brief Gottfried Kellers — er trägt das Datum des 4. Februars 1890 und ist an Sigmund Schott in Frankfurt gerichtet — zeigt halberstorbene Schriftzüge. „Ich werde nicht mehr lange vermeiden können, von einem bestimmten Fuhrwerk [wohl dem Totenwagen] Gebrauch zu machen," heißt es darin. Ein greisenhaftes Siechtum war im Anzuge. Er dämmerte vor sich hin, phantasierte auch, aber nicht mit erkranktem Gehirn, sondern als Dichter.

Als ihn im März Hans Weber aus Lausanne besuchte, wußte ihm Keller eine wunderbare Geschichte zu erzählen. Kurz zuvor war das benachbarte große Benediktinerkloster Muri fast völlig ausgebrannt. Da habe sich — sagte der Kranke — auf einmal ein alter Sarg mit den Gebeinen eines Heiligen gefunden. Dieser Sarg werde jeden Tag in langer Prozession durch das Dorf getragen, und eine Menge Volkes ströme von allen Seiten herbei. Aber kein Mensch könne sagen, woher der Sarg gekommen sei, noch wie der Heilige heiße. Die Aufregung wachse täglich und niemand wisse, was noch daraus werden könne.

Ein anderer Freund, den Keller noch einmal zu sehen gewünscht hatte, Regierungsrat Petersen in Schleswig, erzählt in seinen „Erinnerungen an Gottfried Keller": „Als

ich (am 30. April) sein Schlafzimmer betrat, fand ich den Kranken im Bette liegend mit geschlossenen Augen, die weißen rundlichen Hände auf der weißen Decke ruhend. Sobald er die Augen aufschlagend mich erkannte, packte ihn ein krampfhaftes Weinen, das jedoch bald nachließ; er reichte mir die Hände und dankte mit mehr Worten, als er sonst für solche Dinge zu haben pflegte, für mein Kommen. Dann sprach er von dem Verlaufe der Krankheit, besonders von dem Aufenthalte in Seelisberg und schloß mit der Klage, daß er ein alter zählebiger Mensch sei, der nicht sterben könne. Es gelang mir leidlich, ihn zu beruhigen, indem ich die abscheuliche Grippe, die ja aber einmal ein Ende haben müsse, für alles verantwortlich machte. Nun saß ich während der drei Tage, die mir vergönnt waren, die meiste Zeit an seinem Bette, und wir sprachen über alles, was ihn interessieren konnte. Bisweilen schlief er ein, und ich erwartete lesend das Erwachen. Einigemale erfaßten ihn traumhafte wirre Vorstellungen, deren Inhalt ich nur unklar aus seinen Reden erraten konnte. Sonst war er geistig unverändert, sprach über die verschiedensten Gegenstände mit Lebhaftigkeit und Laune. Mit Rührung erzählte er von der treuen Sorge, mit welcher Böcklin und der Professor August Stadler ihn umgaben, begehrte auf, als die Rede auf die Rolle der Probleme in der neueren Litteratur kam: ‚Wenn sie keine Probleme mehr austreiben können, sollen sie in Gottes Namen schweigen' — und erzählte dann wieder drollige Geschichten und Schnurren ... Eines anderen Morgens erzählte er mir, wie zwei ganz in gediegenem geschmiedeten Golde gepanzerte Ritter die ganze Nacht dort vor dem Schränkchen zwischen den Fenstern regungslos gestanden und ihn unverwandt an-

geschaut hatten. Die Erscheinung war ihm offenbar unheimlich gewesen wegen des Anstarrens und hatte ihn wiederum entzückt durch die prächtigen Rüstungen. Er schilderte umständlich und anschaulich, wie die Helme das obere Gesicht in tiefen Schatten gestellt, und wie die Glanzlichter auf dem feinen Golde geblitzt hätten. Immer wieder kam er auf diese Erscheinung zurück und konnte sich nicht genug thun in der Schilderung des wunderbaren Glanzes."

Conrad Ferdinand Meyer berichtet in seinen im August 1890 verfaßten „Erinnerungen an Gottfried Keller": „Als in diesem Frühjahr von seiner Gesundheit Schlimmes berichtet wurde, drängte es mich, ihn noch einmal zu sehen. Ich fand ihn auf seinem Lager, völlig hellen Geistes. Er empfing mich sehr freundlich und sprach viel, aber kaum hörbar. Es war ein Spinnen und Weben der Phantasie, von dem sich nicht leicht ein Begriff geben läßt. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihn an den Besuch jenes deutschen Freundes erinnerte[1]) und ihm erzählte, jener hätte mich hernach gefragt, was es eigentlich für eine Bewandtnis habe mit Ananias und Saphira. Er lächelte. ‚So sind viele von uns', sagte er. ‚Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet, und doch stehen so schöne Sachen darin, gerade in der Apostelgeschichte. Sehen Sie zum Beispiel den jungen Eutychus auf seinem gefährlichen Sitz im Fenster, während der langen nächtlichen Predigt des Paulus: er nickt ein, überwiegt und stürzt hinab auf die Gasse. Paulus aber nimmt ihn in die Arme

[1]) Meyer hatte vor Jahren einen namhaften deutschen Schriftsteller zu Keller geführt. Dabei waren sie lang vor einer großen im Zimmer hängenden Photographie der Raffaelschen Tapete: Ananias und Saphira stehen geblieben.

und sagt: Klaget nicht! Seine Seele ist noch in ihm. Wie hübsch ließe sich das wenden! Denken Sie sich die Szene in England während der Bürgerkriege! Ein Wachtposten, ein junger Royalist, entschlummert in einer hohen Schanze. Die Puritaner kriechen nächtlicher Weile heran, ein bibelfester Alter packt den Jüngling und schleudert ihn in den Abgrund mit den Worten: Fahre wohl, Eutychus!' Auch von einem zweiten Teil des ‚Salander' phantasierte er und einer Überschwemmung, die ihn schließen sollte. Inzwischen drehte er unaufhörlich die Karte, durch die ich mich gemeldet hatte, bis ich sie ihm sachte aus den Fingern zog. ‚Ich meinte nur', sagte er, ‚in den schönen weißen Raum ließe sich ein Vers schreiben.' ‚Welcher denn?' fragte ich. ‚Nun, zum Beispiel', sagte er: ‚Ich dulde, ich schulde. ', womit er wohl den Tod meinte, welchen wir alle der Natur schuldig sind. Stunden vergingen so, und es wurde Zeit zum Scheiden. ‚Wir wollen vom Sommer Heil erhoffen', sagte ich. ‚So', scherzte er, ‚und ein Landhaus am Zürichberg mieten.' Es war ein Jammer. Ich glaubte nicht an seine Genesung, und er wohl auch nicht. Die Thränen traten mir in die Augen, und rasch nahm ich Abschied."

Es war ein langes einsames Dahinsterben. Am 15. Juli 1890 nachmittags gegen vier Uhr ist Gottfried Keller ruhevoll entschlafen.

217. An Adolf Exner in Wien.

Zürich (Enge), 19. August 1876.

Lieber Freund! Wegen der Münchner Partie[1]) habe ich Ihnen zwei Bedenken zu erregen:

1. Lese ich in den Zeitungen, daß die Gasthöfe in München überfüllt seien und überhaupt ein Gewühl dort. 2. Ist bei dieser Hitze und den Zuständen im Osten jeden Tag der Ausbruch von Epidemieen zu gewärtigen. München ist in dieser Beziehung ein Hauptnest, wo zum mindesten im Sommer der Typhus die Honneurs macht als Lokalgottheit. Auch der erste Punkt ist in sanitarischer Hinsicht zu betrachten.

Frage nun: sollte man nicht die Sache bis Mitte September verschieben, wo es jedenfalls ruhiger sein wird und man auch puncto Cholera und dgl. im klaren sein kann. Es ist nämlich mit München eine eigene Sache; man kann unbedenklich nach Wien oder Paris gehen in Cholerazeiten, wenn man nicht furchtsam ist. In München aber, dem Saunest, hat's Einen sofort, und Tausende liegen dort verscharrt, die gar nichts dort zu thun hatten und nur kamen, laxierten und starben.

Sie könnten vielleicht in der Zwischenzeit die Umgegend

---

[1]) Keller hatte eine solche auf den 1. September vorgeschlagen. „Von München aus — hatte er am 6. August an Exner geschrieben — werde ich wahrscheinlich wieder heimwärts steuern zur Arbeit, die jetzt nicht mehr mit sich spaßen läßt und ein förmliches Pflichtgesicht schneidet, bis ich einige Hunderttausend und eine Villa erschrieben habe, was bis zum 1. Oktober 1879 effektuiert sein soll."

von Brixlegg von wilden Tieren säubern. Jedenfalls lassen Sie sich hören und thun Sie mir Ihre Ansicht kund. Wenn die Burgherrin von Matzen[1]) sich meiner Wenigkeit noch erinnert, so empfehlen Sie mich hochderselben bestens. Ich wünsche Ihnen ein vergnügtes Hochzeitleben. Dilthey habe ich von der Münchner Sache gesprochen, er schien Lust zu haben.

Mit meiner Demokraten-Regierung bin ich leidlich auseinandergekommen oder vielmehr lustig, was ich Ihnen glaub' ich noch nicht erzählt habe. Sie veranstalteten mir ein Abschiedsessen im Hotel Bellevue, an dem ausschließlich die Mitglieder der Regierung und ich waren, und überreichten mir einen silbernen Becher. Die Sache begann um 6 Uhr nachmittags. Um 9 Uhr schien es mir einschlafen zu wollen; ich verfiel auf die verrückte Idee, ich müsse nun meinerseits etwas leisten und den Becher einweihen. Ich lief hinaus und machte ganz tolle Weinbestellungen in Bordeaux, Champagner u. s. f. in der Meinung, dieselben selbst zu bezahlen. Die Herren aber wußten, daß alles aus der Staatskasse bezahlt werden müsse, und um den Schaden wenigstens erträglich zu machen, fingen sie krampfhaft an mitzusaufen und soffen verzweifelt bis morgens um 5 Uhr, so daß wir am hellen Tage auseinandergehen mußten. Sieber[2]) wurde in einer Droschke nach Hause gebracht; ich wurde in einer Droschke nach dem Bürgli geführwerkt; ich hatte drei Tage Kopfweh. Das Tollste ist, daß ich die Herren, je mehr wir soffen, um so reichlicher mit Offenherzigkeiten regaliert habe in diesem letzten

[1]) Adolf Exners Schwiegermutter.

[2]) Damaliger Erziehungsdirektor.

Augenblick, mit meinen Ansichten über die Verdienstlichkeit ihres Regiments u. dgl., was mich nachher geärgert hat, denn es war doch kommun undankbar. Sie machten jedoch geduldige Miene dazu; ich glaube aber, sie gäben mir jetzt den Becher nicht mehr. Die bestellten Weine wollte ich am anderen Tage oder vielmehr am Nachmittage desselben Tages bezahlen; es wurde mir aber richtig nichts abgenommen.

Alles wird sorgfältig verschwiegen; nur das Rechnungsbelege wird als stummer Zeuge in den Archiven liegen bleiben.

Besten Gruß Ihr

G. Keller.

218. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich-Enge, 31 August 1876.

Hochverehrter Herr! Der fängt schön an, werden Sie denken, allein verzweifeln Sie nicht! Ich schicke Ihnen hier den Rest des Manuskriptes, das ich mir für das Novemberheft bestimmt denke. Brauchen Sie mehr dafür, so können Sie von dem Künftigen noch dazu nehmen. Am 15. September gehe ich nach München für acht Tage, bis dahin wird der Partie für das Dezemberheft fertig sein, nämlich der Schluß des „Hadloub“ und die nächste kleinere Novelle, welche, sowie die dritte und der Schluß des Ganzen, keinerlei Schwierigkeiten oder Aufenthalt mehr darbieten.

Bei dem „Hadloub“ bin ich wegen Verquickung von Wahrheit und Dichtung in unerwartete Verkrempelung geraten und muß mit Geduld darüber hinwegdußeln. Daß Sie das abscheuliche Manuskript lesen müssen, thut mir leid; Sie werden dadurch doppelt abgekühlt worden sein, der

letzte Teil des „Hadloub“ wird aber lebendiger und plastischer sein.

Bin ich von München zurück, so werde ich mit neuen Kräften und con amore den letzten Teil für das Januarheft längstens bis Ende Oktober abhaspeln.

Wenn ich die Korrektur nicht bis Mitte September hier erhalten kann, so werde ich Ihnen alsdann meine Münchner Adresse schicken, damit diese Funktion keinen Aufschub erleidet.

Ich danke Ihnen für Ihre große Freundlichkeit, mit der Sie das Bisherige aufgenommen haben, und wünsche nur, daß dieselbe kein zu großes Fiasko macht.

Ihr in bester Gesinnung ergebener

G. Keller.

219. An Conrad Ferdinand Meyer in Küßnacht.

Zürich-Enge, 3 Oktober 1876.

Verehrter Herr und Freund! Mit dankbarer Freude verkündige ich Ihnen die schon am Sonntag beendigte Lektüre Ihres vortrefflichen „Jenatsch“, dessen Komposition und Ausführung unserer engeren und weiteren Republik zur großen Ehre gereicht. Es ist echte Tragik, in welcher alle handeln, wie sie handeln müssen.

Über den Beischlag am Schlusse muß ich mir freilich das Protokoll noch offen behalten. Doch will ich Sie jetzt durchaus nicht mit Besprechlichkeiten langweilen, sondern nur meinen herzlichsten und verbindlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit abstatten. Ihr mit Hochachtung ergebener

G. Keller.

220. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich-Enge, 10. Oktober 1876.

Verehrter und Geduldiger! Sie haben ein schönes Martertum mit mir angetreten; aber mit Not soll das Schifflein doch ans Land kommen.

Hier schicke ich Ihnen den Schluß des „Hadloub". Morgen gehe ich erst nach München, bin aber in acht Tagen wieder zurück und werde dann sofort die nächste Novelle druckbar machen und jedenfalls noch im Laufe des Oktober noch so viel Manuskript senden, als Sie für das Dezemberheft gebrauchen. Eine andere Frage oder Schwierigkeit taucht aber auf wegen der dritten und letzten Novelle. Dieselbe wird jedenfalls etwa drei Bogen Ihrer Zeitschrift erfordern, und es könnte, wenn man den Schluß der kleinen Rahmengeschichte hinzurechnet, der Fall sein, daß ein viertes Heft der Revue angerissen werden müßte, was Ihren Lesern und Ihnen selbst gewiß langweilig wäre.

Es entstände also die Frage, ob man nicht entweder die Folge unterbrechen und nach Ausfall eines Monats wieder fortsetzen kann, oder ob eine der Geschichten unterdrückt werden soll, was ganz gut einzurichten ist. Die Entlegenheit meines Genres, oder wie Sie es nennen wollen, läßt doch befürchten, daß dem großen Publikum, das an die modernen Sozialstoffe gewöhnt ist, die Sache zu weitschichtig würde.

Seien Sie also so gütig, sich den Handel zu überlegen und zu entscheiden! Das ganze Manuskript mache ich so wie so fertig, da ich im November mit diesem Gegenstand

zu Ende sein und mich den neuen Konzeptionen zuwenden muß. Jene dritte Geschichte spielt, wie Sie bereits wissen, im achtzehnten Jahrhundert.

Herr Paul Lindau hat eine Autobiographie von mir in der „Gegenwart" angekündigt. Es werden aber nur wenige biographische Betrachtungen rein litterarischer Natur sein und nicht viel auf sich haben. Er wollte durchaus für die erste Oktobernummer den Anfang; allein ich werde hierin nichts thun, bis die Novellen abgewickelt sind. Das ganze Institut dieser Selbstbiographieen ist eine unangenehme Erfindung, und der Teufel weiß, wie man hineingerät.

Seien Sie wegen der Fortsetzung unseres Handels nicht allzu bange! Meine schriftstellerische Beweglichkeit verbessert sich zusehends und kommt schon wieder zurecht. Ich mußte mich erst daran gewöhnen, wieder in voller Freiheit alles aus den Fingern zu saugen, anstatt nur aus den Akten heraus zu büffeln.

Ihr verehrungsvoller und ergebener

G. Keller.

221. An Adolf Exner in Wien.

München, 17. Oktober 1876.

Lieber Freund! Ihre Epistel aus Ischl habe ich in Zürich noch erhalten. Mein Aufenthalt in München hat sich so verspätet, und das Wetter nimmt eine so dunkle Wendung, daß ich das Wiener Projektfragment[1]) fallen

[1]) Abstecher nach Wien, um ein paar Mal ins Theater zu gehen, wie Keller am 6. September an Exner schrieb.

lassen muß. Ich werde übermorgen wahrscheinlich nach der Schweiz zurückkehren.

Die Ausstellung war für mich sehr genuß- und lehrreich, soweit es das Kunstgewerbe betrifft; da steckt oder wohnt viel stilles und sonniges Glück darin, besonders wenn erst das Gründertum herausgeschmissen ist.

Das Bilder- oder Malerwesen war nicht erfreulich; die Hervorragendsten wissen nicht mehr, warum man malt und leben nur vom Mißbrauch, wie russische Amtsleute.

Von Herrn Penther, der bei Euch verkehrt, sah ich einen sehr schönen Kopf. In einem photographischen Atelier sah ich auch die Hofmannschen Originalskizzen zu den Nibelungendekorationen in Bayreuth. Das Bild zu der „Götterdämmerung" schien mir eher den Namen „die rote Polizeistunde" zu verdienen, sowie die ganze Kollektion überhaupt armselig ist. Ich hatte wenigstens in dieser Hinsicht etwas anderes erwartet.

Jetzt habe ich aber genug geschrieben in der Fremde und empfehle mich grüßend nach allen Seiten

G. Keller.

222. An Julius Rodenberg in Berlin.

Enge-Zürich, 16 November 1876.

Verehrter Herr, Meister und Arbeitgeber! Ich danke Ihnen abermals für alle Ihre Freundlichkeit. Nach Ihrem letzten Brief hatte ich angenommen, daß Sie im Januarheft jedenfalls die Novelle von Heyse bringen würden. Obgleich es für mich gefährlich ist, wenn mitten in meine monotonen Vorträge hinein seine lebendige Arbeit ertönt, so möchte ich,

wenn ihm das geringste daran liegt, um keinen Preis das Erscheinen aufhalten. Ich war neulich bei ihm in München; er lebt, wohnt und ist so schön mit den Seinigen in seinem Hause, wie ein leibhafter Cinquecentist, den man nicht betrüben darf.

Das Manuskript für die dritte Novelle ist indessen im Wachsen begriffen, und es soll bis Ende nächster Woche sicher fertig sein (25. November)[1]); da ich die ganze Angelegenheit in diesem Jahre noch vom Halse haben will.

Sie können also noch machen, was Sie wollen; wenn ich das Manuskript Sonnabend über acht Tage spätestens abschicke (es wird vermutlich früher fertig), so haben Sie es Montag den 27. November in Händen. Allein ich gebe Ihnen zu bedenken, daß die letzte Novelle („Landvogt von Greifensee") mit dem kurzen Schluß des „Herrn Jacques" wohl drei Bogen stark sein wird, eher mehr, und daß Sie daher damit in ein fünftes Heft hineingeraten können, mithin eine Unterbrechung durch die Heysesche Novelle wohltätig wirken dürfte.

Wenn es mit dem „Hadlaub" noch gnädig ablauft, so bin ich vergnügt. Daß Herr Julian Schmidt für die Sachen eingenommen ist, nimmt mich wunder, ich hielt dafür, daß ihm gerade meine kleine Welt just nicht die plausibelste und angenehmste sei.

Doch genug für diesmal. Ich will gleich noch an Ihre Herrn Verleger schreiben, welche wegen des Verlags der Separatausgabe anfragen. Ihr verehrungsvoll ergebener

G. Keller.

[1]) Was dann freilich infolge eines kurzen Unwohlseins wiederum nicht der Fall war.



223. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 16 Dezember 1876.

Verehrter Herr! Mit Umgehung aller Ausreden schicke ich hiemit den „Narren“ ab. Derselbe ist nur kurz, allein ich mochte ihn nicht länger ausdehnen (abgesehen von der Zeit), um den Raum für die letzte Novelle zu gewinnen. Seien Sie nur nie verzweifelt; auch diese wird fertig werden! Ihr verehrungsvoll ergebener

G. Keller.

Hat „Die letzte Pappel“[1]) nicht an der sog. Potsdamer Brücke gestanden? Dort war auch so ein Gartenwinkel hinter einem Bretterzaun, wo ich oft gewesen mit dem alten Scherenberg 2c.

224. An Ferd. Weibert, Göschensche Buchhandlung in Stuttgart.

Zürich, 24 Dezember 1876.

Hochgeehrter Herr! Da mein ärmster „Grüner Heinrich“ fortwährend in litterar-historischen und theoretischen Büchern als Exempel eines Romanes aufgeführt wird, wie er nicht sein soll, so drängt es mich endlich doch, eine umgearbeitete neue Auflage etwas zu beschleunigen, um jenen Philistern zu zeigen, mit wie wenig Zügen man ein gutes Buch daraus machen kann.

---

[1]) Vgl. J. Rodenbergs Bilder aus dem Berliner Leben 1885 S. 3 ff. (vorher in der „Rundschau“ erschienen).

Ich nehme daher die Sache, die ich seit letztem Frühjahr habe liegen lassen, wieder auf. Vor allem danke ich Ihnen nachträglich verbindlichst für Ihre gefälligen Mitteilungen vom 19. Mai. Ich habe am 25. Mai im Sinne derselben an Viewegs geschrieben und anliegende Antwort vom 30. Mai erhalten, die ich bis jetzt habe liegen lassen. Sie ersehen daraus, welche Bedingungen im Jahr 1850 abgemacht worden sind. Ich habe natürlich von meinen Briefen keine Abschriften.

Ich lege auch zwei Briefe von Vieweg bei, vom 6. März und 7. Mai 1850. Im letzteren Briefe erklärt Vieweg, meine unterm 3. Mai vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen. Es muß also noch ein Brief von mir vorhanden sein außer demjenigen vom 28. Februar 1850, welchen Viewegs nun hervorheben. Jedenfalls aber können in jenem späteren Briefe mit Bezug auf das Verlagsrecht für künftige Auflagen keine bindenderen Bedingungen stehen; sonst hätten Viewegs dieselben wohl auch angeführt.

Ich muß nun gewärtigen, ob die von mir am 28. Februar 1850 aufgestellten und von Vieweg jetzt hervorgehobenen Bedingungen wirklich eine ausdrückliche Zusicherung der künftigen Auflagen enthalten. Ich hatte eine solche kaum im Sinne und daher auch den betreffenden Passus vergessen.

Es kommt nun noch hinzu, daß die vorliegenden Bedingungen resp. Abmachungen sich auf einen einbändigen Roman bezogen, der beabsichtigt war, und daß dann statt desselben ein vierbändiges Buch entstand mit Einwilligung des Verlegers in der Weise, daß Herr Vieweg sich diese Erweiterung einfach gefallen ließ und successive Honorarzahlun-

gen über die stipulierten 75 Louisd'or's hinaus machte im Gesamtbetrag von circa 8—900 Thalern. Eine Abrundung des Honorars nach Verhältnis jener 75 Louisd'or, die ich am Schlusse der ganzen Angelegenheit, die sich einige Jahre hinzog, wünschte, schlug er jedoch ab, so daß puncto Honorar die Innehaltung jeder Stipulation dahingefallen ist, wie auch puncto Umfang des Buches. Es frägt sich nun vielleicht, ob damit nicht auch jene Bedingungen überhaupt als stillschweigend aufgehoben zu betrachten sind. Doch will ich hierauf keine rabulistischen Behauptungen gründen.

Was die hundert inkompleten Exemplare betrifft (oder hundertzwanzig, wie jetzt gesagt wird), so fällt hier in Betracht, daß die Verlagshandlung vor sieben oder acht Jahren einen Teil des Vorrates resp. der Auflage auf antiquarischem Wege ohne mein Vorwissen verkauft hatte, so daß das Buch (vier Bände) in Zürich für 5 Francs verkauft wurde und reißenden Absatz fand. Auf meine Anfrage erhielt ich von Vieweg den Aufschluß, es seien aus Versehen nur hundert Exemplare an einen Händler in Frankfurt verkauft worden. Es scheint mir aber, daß nach allen diesen kuriosen Versehen und Unglücksfällen die Auflage als definitiv vergriffen zu betrachten sein dürfte.

Ich wäre nur geneigt, für Verzichtleistung auf das Verlagsrecht, um nicht prozessieren zu müssen, die Hälfte des von ihnen Geforderten, also 400 Mark, zu zahlen, um von den Herren loszukommen. Für die hundertzwanzig Exemplare dagegen gebe ich nichts.

Doch will ich gerne vorher noch Ihre Ansicht vernehmen, wenn Sie abermals so freundlich sein wollen, mir dieselbe mitzuteilen.

Herr Grote in Berlin hat mich vor einiger Zeit durch dritte und vierte Hand wieder angebohrt wegen des „Grünen Heinrich". Wenn ich aber so weit bin, das Buch in seiner neuen Gestalt wieder anbieten zu können, so haben Sie natürlich die Vorhand, resp werde ich mich zuerst an Sie wenden.

Die neuen Novellen haben in der „Deutschen Rundschau" zu erscheinen begonnen; sie werden aber erst mit dem nächsten Aprilheft zu Ende gehen, so daß das Gesamtbuch erst alsdann zusammengestellt werden kann. Die Herren Gebrüder Paetel, Besitzer der „Rundschau", haben mir auch schon den Verlag der Buchausgabe angeboten, was ich aber im Hinblick auf Ihre früheren diesfälligen Äußerungen einstweilen abgelehnt habe.

Vergangenen Sommer habe ich mein Amt niedergelegt, weil ich mich überzeugt habe, daß ich neben demselben nichts Erhebliches produzieren konnte, während ich doch noch zu Manchem Lust und Kraft in mir fühle; und es würde mir ein trübseliges Ende bevorstehen, wenn ich alles ungethan zurücklassen müßte, was ich hätte machen können.

Die Beilagen bitte ich mir gelegentlich zurückzusenden.

Ihr mit vorzüglichster Hochachtung ergebener

G. Keller.

Nachträglich danke ich Ihnen höflichst für neuliche Zusendung von Journalnummern, welche meine Sachen besprechen. Wollen Sie eine recht krasse Lobpreisung lesen über die Legenden, so schlagen Sie in „Litterarische Herzenssachen" von Ferdinand Kürnberger nach (Wien, L. Rosner 1877), die eben erschienen sind.

225. An Adele Kuh in Meran.

Zürich, 5. Januar 1877.

Hochverehrte Frau! Ich war eben im Begriff, mich nach dem Verlauf der Krankheit Ihres guten seligen Mannes zu erkundigen[1]), in der Hoffnung, besseren Bericht zu erhalten, als ich plötzlich und unvorgesehen erst die Trauernachricht in der „Augsburger Zeitung“ las und sodann die direkte Todesanzeige erhielt.

Es ist nicht viel, was ich Ihnen, verehrte Frau Professor, sagen kann. Daß ich nicht allein von Mitgefühl für Sie und Ihre Kinder erschüttert bin, sondern mich auch selbst betroffen fühle, können Sie daraus ersehen, daß ich schmerzlich bereue, nicht mehr Anstrengung gemacht zu haben, einmal persönlich mit ihm zusammenzutreffen. Nun ist es zu spät!

Soeben erhalte ich noch eine Korrespondenzkarte von Herrn Bergfeldt in Obermais, welche die Frage berührt, wer den Schluß des Hebbel-Werkes mache? Wenn es nicht zu früh ist, sich mit unmaßgeblichen Meinungen aufzudrängen, so erlaube ich mir die Ansicht zu äußern, daß nur das notwendigste Faktische hinzugefügt und im übrigen das Werk eben als unvollendet betrachtet werden sollte, das heißt als eines jener Werke, die in Gottes Namen nicht fertig geworden und doch ein Ganzes sind, weil ein ganzer und hingebender Geist in ihnen waltet. Es gibt manche solche

[1]) Über dessen besorgniserregenden Zustand Frau Adele Kuh am 10. Dez. 1876 Kunde gegeben hatte. Emil Kuh starb am 30. Dez. Von seinem Hebbelbuch fehlten noch etwa 30 Seiten.

Werke, die trotz eines mangelnden Abschlusses als wertvolle Denkmäler fortleben und unentbehrlich sind.

Doch will ich Sie nicht lange belästigen und danke Ihnen nur herzlich für die freundliche Mühe, welche Sie sich gegeben haben, mich von dem gefahrvollen Zustande des nun Verewigten zu benachrichtigen.

Meine innigsten Wünsche für Linderung Ihres herben Schmerzes wenigstens zu eigener Erleichterung zusammenfassend, bitte ich Sie, verehrte Frau Professor, den Ausdruck meiner ergebensten Hochachtung genehmigen zu wollen.

Gottfried Keller.

226. An Marie von Frisch in Wien.

Enge-Zürich, 6 Januar 1877.

Verehrte Frau Professorin! Für Ihre freundlichen Weihnachtszeilen danke ich Ihnen schönstens, ebenso für das allerliebste Bildchen des Söhnleins, das sich so wacker an der Stuhllehne hält und wohl auch ein bißchen gehen kann. Possierlich ist der abgeschabte Photographen-Staatsstuhl, wenn man ihn durch die Lupe betrachtet.

Nun aber wünsche ich Ihnen, dem Herrn Gemahl, dem Bübchen, den Brüdern viel Glück und Segen im angetretenen neuen Jahr, vorzüglich dem Herrn Ritter Adolf, daß sein Schnupfen bereits vergangen sei. Er soll sich in acht nehmen, wenn man immer solche Übel hat, so stirbt man schließlich noch einmal an einem Beinbruch. Mein litterarischer Freund Professor Emil Kuh, der immer Halsleiden hatte, ist jüngst unverhofft am Typhus gestorben; und

ich bereue jetzt, daß ich vor zwei Jahren, als ich in Brixlegg war oder wie es heißt, ihn nicht besucht habe.

Von hier weiß ich Ihnen nichts zu berichten; ich komme wenig unter die Leute und halte mich fleißig an die Arbeit auf meiner Anhöhe, mehr in Briefen nach aller Welt lebend, als mit den leiblichen Menschen. Auch muß ich viel wegen des Geschäfts schreiben, da die Leute sind wie die Kinder und jede Sache dreimal hören wollen, woraus Sie sehen, daß ich einen Verkehr habe wie ein alter Bändeljud, was wohl nicht lang anhalten wird.

Glücklich auf der dritten Seite angelangt, darf ich jetzt meinen Handelsarbeiten die Zeit nicht länger entziehen und wünsche nochmals alles Beste mit allen disponibeln Grüßen.

Ihr ergebener

G. Keller.

227. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 11. Januar 1877.

Verehrter Herr Doktor! Ich habe Ihren Wünschen bis gestern, den 10., abzusenden, nicht gerecht werden können und kann es erst bis zum 15. Januar. Thun Sie mir kund, wohin ich das Manuskript schicken soll, das ziemlich genau zwei Bogen halten wird. Ich werde es mit der Briefpost schicken, damit es nur einen Tag braucht. Ich bitte Sie zu bedenken, daß ich doch nicht alles übers Knie abbrechen kann und die Dinge, wenn eine Trockenheit der inneren Witterung eintritt, wachsen und werden lassen muß, wie sie wollen, sonst gibt's eine schlechte Arbeit für die „Rundschau“. Die gewünschte Photographie soll kommen, bitte mir aber

flehentlich Gegenrecht aus, da ich auch wünsche zu wissen, wie Sie jetzt aussehen.

Sie werden bemerkt haben, daß ich in der „Gegenwart" doch die autobiographische Schmurre habe losschießen müssen, die dafür um so miserabler ausgefallen ist, was dem drängenden Herrn Redaktor nur recht geschieht. Es ist ihm aber wahrscheinlich gleichgültig.

Hoffentlich haben Sie das Jahr wohl und munter angetreten, ich wünsche glücklichsten weiteren Verlauf.

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Gottfr. Keller.

Wenn Sie nicht anders verfügen, so werde ich das Manuskript an die Herren Paetel senden.

228. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich-Enge, 12 Januar 1877.

Verehrter Herr Doktor! Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Ich schicke Ihnen hier zwölf Seiten, aber nur mit dem bestimmten Vorbehalt, daß noch zwei solcher Sendungen bis 20. Januar erfolgen und in den Satz gegeben werden. Etwas muß ich zurückbehalten, da ich es noch brauche. Und nun reisen Sie doch ins Teufels Namen ab! Geben Sie Befehl, daß man das Manuskript empfangen und in die Druckerei geben soll!

Bedenken Sie, Allerschönster, daß ich meinen Figürchen nicht den Kragen umdrehen und die Druckerei sich auch einmal ein bischen nach mir richten kann, sie wird das wohl zu stande bringen. Zwei Bogen müssen jedenfalls im März-

heft kommen, damit das Aprilheft abschließen kann; denn länger möchte ich die Sache nicht herumschleppen, damit ich später einmal wieder kommen darf bei Ihrem Publikum, so Gott will! sagt der Mucker!

Ihr ganz ergebener

G. Keller.

229. An C. Ferdinand Meyer in Küßnacht.

Zürich-Enge, 13. Februar 1877.

Ich will mich wohl hüten, hochgeehrter Herr, Ihre freundlichen Zeilen über die letzte Rundschaunovelle abzulehnen, da ich gerade wegen dieser, resp. ihrer Magerkeit und Stofflosigkeit in Sorgen stehe, namentlich bei ihrer Isoliertheit in dem dicken Revuehefte. Nun bin ich durch Ihre Äußerung wenigstens des gröbsten Kummers, daß die kleine Arabeske geradezu als trivial und leer erscheinen könnte, in etwas enthoben, und ich danke Ihnen herzlichst für Ihren Zuspruch.

Das tertium comparationis in dem Heyseschen Sonett mit dem bewußten Briten[1]), so relativ es auch nur gemeint sein kann, müssen Sie nicht mir aufs Kerbholz schneiden, sonst würde ich den Schaden doppelt empfinden, den Einem solch' unbedachte Gutthaten zufügen können. Jedenfalls ist es kaum gefährlicher gemeint, als seiner Zeit die Benennung Gotthelfs als „Shakespeare des Dorfes" durch Vilmar, welche Charge die Bäume des tapfern Berners auch nicht in den Himmel wachsen ließ[2]).

[1]) „Gottfried Keller" aus „Zwölf Dichterprofile", „Deutsche Rundschau" Bd. 10, 302.

[2]) C. F. Meyer an G. Keller, 12. Febr. 1877: „Ich kann es nicht

Dr. Wille sagte mir, daß Sie einen Wohnsitz auf der Höhe von Kilchberg erworben hatten, wozu ich schönstens Glück wünsche. In Küsnacht haben Sie zwar die hübsche Abendseite mit dem verkürzten Uto gehabt. Künftig haben Sie aber das ganze rechte Ufer als ausgedehnten Lichtfang.

Ihr ergebener

G. Keller.

230. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich-Enge, 14 Februar 1877.

Verehrter Herr! Die Bummelei muß bis ans Ende dauern, ich schicke Ihnen daher auf Abschlag einen Teil des Schlußmanuskripts, der Rest wird noch rechtzeitig folgen.

Paul Heyses Sonette sind neue Blüten seiner unerschöpflichen Güte gegen die Mitmenschen. Mit dem Shakespearschen Vergleiche in dem meinigen hat er mir jedoch bereits die milde Zurechtweisung eines Verständigen zugezogen, der mir zu verstehen gibt, ich müsse dergleichen cum grano salis auffassen. Auch ist meine magere Februarnovelle im gleichen Hefte eine schlimme Illustration dazu.

---

lassen, Ihnen wenigstens mit einer Zeile meine Bewunderung Ihrer „Züricher-Novellen" zu bezeugen, deren letzte — wenn man den Teil eines Ganzen loben darf — mich tief ergriffen hat. Auch ich wüßte, die Art des Eindruckes auf den Leser und die Mischung nicht nur des Tragischen und Komischen, sondern überhaupt Ihrer poetischen Kräfte erwägend, keinen sich ungesuchter bietenden Vergleichungspunkt, als den Humor und die Tragik des großen Briten. Das ist viel gesagt, aber es ist nicht anders. Für den Schreiber dieser Zeilen ist es ein wahres Glück, das er zu schätzen weiß, und ein großes Element der Bildung, die poetische Kraft eines Zeitgenossen und eines Landsmannes dazu mit aufrichtigem Herzen bewundern zu dürfen."

Wollen Sie bemerken, daß beiliegende Blätter auf beiden Seiten beschrieben sind: ein Fortschritt zum Bessern!

Welches sind denn die Freundesnovellen, die Bamberger Ihnen verbieten will[1])? Heyse und Storm können doch unmöglich gemeint sein, und am Ende bin ich es, da ich so oft hintereinander erscheine? Die Mäckelei ist bei aller guten Meinung doch ein kurioser Dank für das zu stande gebrachte Unternehmen. Vorzüglich die Hinweisung auf die noble Gewohnheit der Revue des deux mondes, Erstlingsarbeiten von Anfängern nur mit der Ehre der Aufnahme, nicht aber mit Geld zu honorieren, ist äußerst zierlich. Wer die Welt kennt, weiß, daß gerade für ein junges Talent, das mit Schmerzen jenen Anfang erkämpfen muß, der Empfang eines Stümpchen Geldes zugleich mit der Ehre meistens von entscheidender Wirkung ist.

Da ist jene Ersparnis für ein großes Institut doch gewiß nichts Geistreiches oder Elegantes!

Ihr alter Nachtalp, Cauchemar, dessen Druck Sie nun bald entronnen sind

Gottfried Keller.

231. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 27. Februar 1877.

Verehrtester! Es ist die letzte Verzeihung, Gottlob, die ich erflehen muß. Hoffentlich kann dieser Schluß im Aprilheft noch kommen, sonst würde es schlecht aussehen.

[1]) In einem Aufsatz der „National-Zeitung" vom 1. Februar 1877 (Morgen-Ausg.) betitelt: „Eine deutsche Revue des deux mondes" mit einer Spitze gegen ein neues Konkurrenz-Unternehmen.

Ich bin in größter Eile und kann daher nur kurz für Ihren letzten Brief danken. So interessant mir Ihre Mitteilungen sind, waren sie doch eigentlich für meine Person nicht nötig, da es mir nicht einfällt, der „Rundschau“ untreu zu werden. Es geht schon gegen meinen Geschmack, auf allen Plakaten und Litfaßsäulen zu stehen, abgesehen von anderem.

Ihr ergebenster

G. Keller.

232. An Marie Melos in Cannstatt[1].

Zürich, 3. März 1877

Mein hochverehrtes Fräulein! Daß ich die Freude, ein so unerwartetes Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten, nur den leidenden Augen der verehrten Frau Ida Freiligrath verdanke, reicht gerade hin, der Freude jene Heftigkeit zu nehmen, die allen Irdischen so schädlich ist. Aber ein großes Vergnügen war es dennoch, das ich empfand, als ich verwunderungsvoll, wer mir denn da so artig und mitleidsam schreibe, die Unterschrift suchte und Ihren Namen fand. Seit vielen Jahren hatte ich nichts mehr von Ihnen gehört und wußte gar nicht, wo Sie in der Welt hingekommen seien, oder ob Sie überhaupt noch leben? So geht es in der Welt, wenn man nur still und geduldig wartet, wie die Katze vor dem Mausloch, so kommen alle guten Dinge wieder einmal zum Vorschein[2].

[1] Über Marie Melos s o Bd. 1, 240, 4 Aufl 244.

[2] Marie Melos an G Keller 10 Febr 1877. „Ohne arrogant sein zu wollen, glaube ich doch, daß das Jahr 1845 auf 46 nicht ganz

In den neuen Gedichten Ferdinands vermisse ich nicht gerade viele, so weit mein Gedächtnis reicht, bestimmt erinnere ich mich nur einer poetischen Epistel an Wedemeyer in der „Rheinischen Zeitung“ nach Art derjenigen, die auf Seite 162 steht, und des Gedichtes auf die Mitraille von Leipzig im August 1845, als Prinz Johann auf das Volk schießen ließ Übrigens ist in der neuen Sammlung auch manch kostbares Stück, das ich noch nicht gekannt habe.

Ich glaubte, die Bibliothek sei bereits von einer süddeutschen Stadt angekauft worden, was also eine Zeitungsente gewesen ist Es wird sich hoffentlich schon ein guter und würdiger Anlaß finden.

Was meine Wenigkeit betrifft, so habe ich allerdings meine Amtsthätigkeit aufgegeben, um vor Thorschluß noch mein schriftstellerisches Pensum schnell nachzuholen. Leider ist fast alles weggestorben, was ehemals mein nachsichtiges kleines Publikum gebildet hat, vor allem hätte ich mich gefreut, wenn ich auch Freiligrath vielleicht noch ein bißchen

---

Ihrem Gedächtnis entschwunden ist Es versteht sich wohl von selbst, daß ich damit nicht sagen will, Sie hätten der hervorragenden Persönlichkeiten und des Freundeskreises vergessen, welcher Sie umgab, sondern ich meine nur, daß, wenn dieser in Ihrer Erinnerung auftaucht, vielleicht auch dann und wann ein flüchtig Erinnern „dem Fräulein Möros mit dem Dolch im Gewande“, dem „Hauskreuz Ferdinands“, wie Sie mich so gern nannten, der „Moruschel Marunkel“ und was ich sonst für liebliche Namen führte, zu teil wird Der Dichter Gottfried Keller durfte weniger besorgt sein, vergessen zu werden Erstens machte es mir damals in Zürich einen großen Eindruck, daß Sie der erste mir befreundete Mensch waren, der an demselben Tage und in demselben Jahre geboren war wie ich Zweitens — was Ihnen wahrscheinlich mehr wert ist — bin ich mit Interesse Ihren Dichtungen gefolgt“ u. s. w.

Spaß hätte machen können. Doch lebt auch heute noch dieser oder jener Zeuge früherer Tage und hauptsächlich in Ihnen, verehrtes Fräulein, ja eine ganz vorzügliche Altersgenossin! Daß wir am gleichen Tage geboren seien, habe ich noch gar nicht einmal gewußt, wissen Sie es auch gewiß? Meinerseits bin ich am 19. Juli 1819 zur Welt gekommen; nun sehen Sie mal nach!

Sollte ich das Vergnügen haben, mit Ihnen bei irgend einer Kindstaufe zusammenzutreffen, so werde ich dazu einen neuen Frack machen lassen; sorgen Sie nur dafür, daß uns bald jemand zu Gevatter bittet[1])!

Ich empfehle mich allerschönstens Ihrer verehrten Frau Schwester und wünsche ihren Augen gute Besserung und sorgliche Schonung. Ihnen selbst wünsche ich gleichfalls die beste Gesundheit und fortgesetztes Wohlwollen gegen jedermann, der es verdient, wozu ich hoffentlich alsdann auch gehöre. Ihr von jeher freundschaftlich angehöriger

G. Keller.

233. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich-Enge, 8. März 1877.

Verehrter Herr Regierungsrat! Mein Amtsnachfolger hat mir soeben von Ihrer freundlichen Nachfrage[2]) Mitteilung gemacht und mir damit in Erinnerung gerufen, daß ich, so viel ich weiß, Ihren letzten Brief vom Juni 1876 immer noch ohne Antwort gelassen habe, obschon ich wieder-

[1]) S. o. Bd. 2, 130, Anmerkung.
[2]) Ob G. Keller seit seinem Rücktritt vom Amt Zürich etwa verlassen hätte.

holt an Sie dachte, so namentlich auch, als unser beiderseitiger Freund Emil Kuh so früh das Zeitliche verlassen mußte. Er war nicht absolut sicher und objektiv in seinem Wesen, vielmehr oft sehr subjektiven Urteils, aber immer lebendig, warm und angeregt, was heutzutage nicht zu oft vorkommt.

Ich danke Ihnen herzlichst für die Probe Ihrer plastischen Vergnügungen, die drei Seeleute[1]! Die sind ja ganz voll Leben und Charakter, und man würde auch ohne den flatternden Bart des alten Tritonen, dessen Ohr freilich zu tief sitzt, die frische Seeluft spüren. Wäre es nötig, so würde ich an dieser Probe sehen, daß gewiß auch Ihre aquarellistischen Arbeiten Hand und Fuß haben (d. h. ohne Anspielung auf die Wüstengestalt der Matrosen!); und daß gewiß auch dort eine lebendige Luft weht!

Was meine ausgespannte Leinwand betrifft, so ist sie leider jetzt noch so weiß, wie vor einem Jahre; denn ich fand die nötige Bequemlichkeit und Ruhe nicht nach so langer Zeit. Aber dies Jahr soll's nun losgehen. Freilich habe ich dabei weniger den löblichen Trieb der Übung an sich, als gewisse dekorative Velleitäten, da ich den Versuch machen möchte, mir meine Wohnräume selbst auszuputzen.

An Paul Heyses Tisch habe ich letzten Herbst auch gesessen und mich des anmutvollen Daseins dieses seltenen Menschen erfreut.

Hoffentlich haben Sie es am 1. Juli vorigen Jahres mit den Lustbarkeiten, welche Sie zu Ehren meiner Amtsentlassung anstellen wollten, nicht zu arg gemacht; denn ich

[1] Holsteinische Fischertypen von W. Petersen modelliert.

mußte noch bis zum 15. Juli ausharren. Seither bin ich nun aber wirklich frei und habe bereits eine kleine Sammlung neuer Geschichten gemacht, die in der „Deutschen Rundschau", zum Teil, erscheinen. Haben Sie Gelegenheit, die Sachen ein wenig anzusehen, so könnten Sie sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie mir offen und ohne Rückhalt mitteilen wollten (wie es Zeit und Umstände erlauben), wie und wo Ihnen ein Rückschritt statt eines Fortschrittes, ein Nachlassen, eine Langweiligkeit und Pedanterie u. dgl. vorhanden scheint. Dennoch hoffe ich, es werde nicht Altersschwäche, sondern nur die Ungewohntheit der veränderten Arbeitsweise sein, welcher sich nach gemachter Wahrnehmung und erfolgten Warnungsrufen abhelfen läßt. Ich habe auch erst in diesen Tagen das büreaumäßige Abwandeln der poetischen Arbeit ganz abgeschüttelt und das alte Gefühl und Bedürfnis des innerlichen Draufgehens und Auslebens wieder gefunden und entdeckt.

Sollte Sie ein guter Stern im Frühjahr wieder auf Reisen und auch in die Schweiz führen, so werde ich Ihnen mit Freuden Stunden und Tage widmen, so viel Sie wollen. Ich wohne nach wie vor in Zürich, auf dem „Bürgli" in Enge, welches eine Art Vorstadt oder Außengemeinde ist.

Jetzt habe ich zwar noch Schnee vor dem Fenster und Winter in der Luft, gegen allen Brauch; wird aber hoffentlich nicht lang dauern. Mit den schönsten Grüßen Ihr achtungsvoll ergebenster

Gottfr. Keller.

234. An Hans Weber in Lausanne.

Zürich, 11. März 1877.

Lieber Richter in Israel[1] Ich bin einer ganz kurzen Unterbrechung und kleinen Bummelei bedürftig, da es dermalen hier unter dem Affen miserabel zugeht. Verfiel daher auf die Idee, unter Umständen für einen oder anderthalb Tage nach Bern zu gehen während der jetzigen Bundesversammlung; doch nur in guter Gesellschaft und mit Vermeidung des großen Sauf- und Spielhaufens am Abend, wo es doch nur Verdruß gibt gegen die Geisterstunde.

Vielleicht ließe Gaudenz Salis[1]) sich bewegen, etwa bei einer dicken Milch in einsamer Gegend stille Kolloquien zu halten und an moralischer Erneuerung des innern Menschen auf diese Weise mitzuarbeiten.

Die Frage ist nun, ob Du Zeit und Gelegenheit findest hinzukommen. Bejahenden Falles melde es mir und zugleich den Gasthof, wo wir logieren würden. Geht's nicht, so läßt man's bleiben und hält das Pulver bis zum Frühjahr trocken.

Frau Gemahlin Julia und die terrible Kinder Frida und Alma sind hoffentlich wohlauf, und ich grüße sie bestens.

Soeben fällt mir Rothpletz ein, den in Baden zu besuchen ich versäumt habe. Wenn ich wüßte, daß er noch dort wäre, so ginge ich doch noch hin.

Auf der Nordostbahn figuriert eine Ausgabe von 10000 (zehntausend) Francs für Papier auf den Bahnzugs-Klosetts.

Dein alter

G. Keller.

[1]) Nationalrat Gaudenz von Salis-Seewis (1825—86), s. o. S. 13

235. An Jos. Viktor Widmann in Bern.

Zürich-Enge, 24. März 1877.

Ihre gütige und freundliche Zusendung, verehrter Herr, hat mich jetzt nach Aufgebung eines Vorsatzes, einmal doch nach Bern zu kommen, überrascht, den ich des Bestimmtesten gefaßt hatte. Ich gedachte dabei, meine alten Briefschulden durch persönlichen Verkehr gut zu machen, wurde aber durch einen heftigen Katarrh, sowie durch das Zurückbleiben eines Freundes abgehalten, der mir ein Rendez-vous in Bern versprochen hatte.

Nun danke ich Ihnen doppelt herzlich für den Brief und für das Buch[1]), das ich freilich vom ersten Tage an schon besaß, und ich wünsche Ihnen Glück zu dem so schön gelungenen Wurf. Die metrischen Mängel hatten mich nicht gemert, aus dem einfachen Grunde, weil ich die wenigsten davon bemerkt. Dergleichen sehe ich, abgesehen davon, ob der Tadel der Schulmeister auch in allen Fällen berechtigt und begründet sei, nicht, wo Dinge stehen, wie der abbrennende Falter mit seinem Todesgesang[2]). Diese Stelle mit der ganzen damit zusammenhängenden Situation ist allein manche lange Dichterei wert, und sie hat mir auch den Ärger darüber versüßt, daß Sie die rhapsodische Kokette, Jordan, auf Kosten des alten Nibelungenliedes ansingen[3]). Nach meinem Gusto ist nämlich dieses göttliche alte Werk

[1]) „An den Menschen ein Wohlgefallen", Pfarrhausidyll 2 Aufl. 1877

[2]) Im 5. Gesange.

[3]) Zu Anfang des 7. Gesanges

durch alle die jetzige Ausbeutung keineswegs verdunkelt, sondern wird mit seinem unergründlichen Schatze an Schönheit unversehens wieder aufleuchten Doch will ich jetzt bei Leibe keine Polemik treiben Später vielleicht einmal mündlich über dies und anderes

Der dämonische Lump F. . . . . . hat natürlich gelogen. Ich hatte die Teilnahme an allen und jeden „Dichterhallen" negiert und dabei geäußert, wie überhaupt er dazu komme, speziell eine schweizerische herauszugeben? Bei einem andern, der neulich bei mir war, hat er wieder eine andere Äußerung von mir zum besten gegeben, nämlich, ich habe gesagt, er werde in der Schweiz genug Gimpel fangen für sein Unternehmen. Das kann ich eher so gesagt haben; denn die psychologische Thatsache dieser Dichterhallenseuche in Deutschland und der Schweiz war schon damals konstatiert, beziehungsweise es war sicher darauf zu rechnen, daß auch bei uns nur einer aufzutreten brauchte, es mochte sein, wer es wollte, um der merkwürdigen Erscheinung auf die Beine zu helfen. Der Kerl scheint übrigens nicht ganz ungefährlich zu sein; denn er hat nach mir gewordenen Mitteilungen Leuten, die ihm entgegentraten, schändliche Drohungen gemacht, z. B. er werde sie als politische Spione denunzieren, wenn sie ein einziges Wort gegen ihn schreiben u. s. w.

Wie Sie die „Zenobia"[1]) mit Komik zubereitet haben, bin ich zu sehen sehr gespannt. Daß es aber poetisch hergehen wird, zweifle ich nicht, und das ist die Hauptsache

Der junge Herr Frey scheint mir auch ein entschiedenes Talent zu besitzen, und ich werde mich gern für ihn inter-

[1]) „Die Königin des Ostens" Schauspiel 1880

effieren. Etwas verschnupft hat mich die ausdringliche Art, wie der Verleger der nachgelassenen Erzählungen seines guten Vaters meine Wenigkeit als Lebenden in einer Buchhändlerreklame neben Gotthelf herumgeschleppt hat. Es sind das schlechte Manieren. Daß vollends im Vorwort besagten Buches der alberne Ausspruch Robert Webers reproduziert wurde, wonach Gotthelf und mir, Jakob Frey gegenüber, „schöne Menschlichkeit“ und „Seele“ abgehen, gehört in ein Gebiet, wo die Autoreneitelkeiten aufhören und die unredlichen Absichten beginnen oder mindestens die unbedachten Lümmeleien; man muß die Tragweite und den Sinn jener Ausdrücke nur recht überlegen, um zu begreifen, daß man über ein solches Vorwort nicht gerade erbaut ist. An sich rührt die Sache von dem kleinlichen Bestreben her, jedes Ding und jede Existenz, die für sich besteht, schnell zu benutzen und daran zu kratzen, um für den Zweck, den man gerade vorhat, etwas abzukriegen. Zum Glück kann einem dergleichen das Andenken an den unschuldigen Toten nicht vergällen.

Mit Schrecken sehe ich, daß ich vorstehender Marotte mehr Worte und Zeilen gewidmet habe, als sie wert ist. Ich lasse das Geschreibsel aber stehen, um nicht den Brief von vorn anfangen zu müssen, und bitte Sie, nichts daraus zu machen und den hypochondrischen Anfall zu verschweigen.

Im Mai denke ich für einige Tage ins Waadtland zu gehen und alsdann Sie sicher heimzusuchen. Sie sehen, daß ich Ihren soi-disant freien Ton um ein Bedeutendes überbiete.

Ihr mit alter Gesinnung ergebener

G. Keller.

236. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich-Enge, 2. April 1877.

Verehrter Herr und großer Gönner! Nachdem ich das neuste Heft mit dem Schluß der „Zürcher Novellen" erhalten, drängt es mich, die Ostermontagsruhe zu benutzen und Ihnen für alle die Freundlichkeit zu danken, welche Sie mir während dieses langwierigen Prozesses erwiesen haben. Möge es mir gelingen, Ihnen bei Gelegenheit dafür mit einem ersprießlichen fortschrittlichen Beitrage dienen zu können! Denn ich habe mich erst jetzt wieder so weit in das Schriftstellerwesen hineingearbeitet, daß ich mit freierem Sinne an das denken kann, was not thut, um nicht zurückzubleiben, mit andern Worten, nicht altes Stroh zu dreschen. Bei diesem Anlasse kann ich nicht umhin, nochmals auf Bambergers Abhandlung zurückzukommen und die Vermutung auszusprechen, daß seine Behauptung, der Herausgeber einer Revue oder Rundschau dürfe so wenig mehr Eigenes produzieren, als ein Kapellmeister eigene Kompositionen aufführen, von Ihnen nicht berücksichtigt werde, sondern daß Sie vielmehr sobald als möglich zur Antwort etwas von sich hören lassen! Das wäre sonst eine kuriose Errungenschaft! — — —

Geibels kleines Drama[1]) ist sehr fein und liebenswürdig, obschon es etwas an den Stil der „Natürlichen Tochter" erinnert. Heyses Sonette sind ein neuer Beweis seiner rüstigen Vielseitigkeit und seines vornehm wohlwollenden Wesens. Das auf mich bezügliche, welches mir nun Ihren

[1]) „Echtes Gold wird klar im Feuer" in der „Deutschen Rundschau" XI, 1 ff. (1877 April).

geheimnisvollen Wink erklärt, hat mich zwar beschämt und auch mehrfach in Verlegenheit gesetzt, da Bekannte und gute Freunde, wie man sie so in der Umgebung zu haben pflegt, mich entweder wegen des zu starken Lobes geradezu zur Verantwortung ziehen, wie wenn ich es selbst gemacht hätte, oder stillschweigend ein schiefes Gesicht schneiden. Auch eine Wirkung der Poesie.

Eine ungetrübtere Freude bereitete mir die „Rundschau" dadurch, daß Theodor Storm mir dieser Tage sein „Aquis submersus" schickte und seine Freundschaft schenkte, die ich natürlich sofort ad saccum nahm.

Doch nun wünsche ich herzlichst, daß, bis diese Zeilen in Ihrer Hand sein werden, Sie schöne Ostern gefeiert haben und wiederhole meine alten Grüße und Gesinnungen.

Ihr

G. Keller.

237. An Bernhard Fries in München.

Zürich, 7. Mai 1877.

Lieber Fries! Ich habe soeben Deine beiden Skizzen, mit schwarzen Rähmchen versehen, in meinem Arbeitszimmer aufgehängt, wo sie einen famosen Effekt machen und mich veranlassen, endlich einen Laut der Dankbarkeit und guten Erinnerung, namentlich auch was den Rauenthaler betrifft, von mir zu geben. Wie steht es mit Deiner Zeitanwendung für diesen Sommer? Ich habe leider dies Frühjahr noch nicht viel gethan und kann daher noch nicht fort, obschon ich gedachte, einmal im Mai nach München zu kommen. Wo ich wohne, ist's gerade jetzt auch schön zum Arbeiten,

die Bäume blühen ringsum, und der See und die Gebirge leuchten oder machen sonst allerlei Wolken- und Nebelgeschichten

Das Buch für die sangbare Fräulein Tochter habe ich nicht vergessen, und es wird bald ein zweites hinzukommen, von dem ein Teil als „Zürcher Novellen" bereits in der „Deutschen Rundschau" erschienen ist. Ich werde nächstens Gelegenheit haben, Dir einige Bündchen Grandson-Cigarren zum Bier zu schicken, und werde alsdann jenes Buch beilegen.

Wie geht es Deiner teuerwerten Frau Gemahlin? Hoffentlich gut und vortrefflich. Ebenso hoffe ich, daß die Fortschritte Deiner fleißigen Frau Schülerin, meiner Bremenfischen Tischnachbarin, den damaligen Anfängen entsprechen, und empfehle mich derselben in dieser Voraussetzung mit höflichem Gruß

Grüße auch Heyse, wenn Du ihn siehst, und sein Haus! Du hast wohl bemerkt, daß er mir ein Ordensbehängsel auf den Leib gezogen oder vielmehr in den Kasten geschafft hat, was es mir auch etwas schwieriger macht, wieder in den Straßen von München herum zu stiefeln, wo ich sonst nichts mehr schuldig war, als vielleicht die letzten Stiefelsohlen von anno Tabak, weil ich den Schuster nicht mehr gefunden hatte

Apropos, wie geht es dem verheirateten Herrn Dr. Sch. Hält's noch vor, oder ist's schon tragisch geworden in der Comedia divina? Hoffentlich hat er recht behalten gegenüber der schnöden Welt und beherrscht die Situation mit dem Zepter der Liebe, an dem er immerhin unten einen kleinen spitzigen Stachel anbringen kann, um nach Notdurft

denselben etwa umkehren zu können, um das Büchlein zu regieren. Auch Herrn Löhle lasse ich bestens grüßen. Rothpletz habe ich lange nicht gesehen; er litt geraume Zeit an Gicht.

Hast Du den Feuerbach-Kappischen Briefwechsel gelesen, den der Sohn August herausgegeben? Das lithographierte Porträt von Ludwig Feuerbach (das Du gemalt) habe ich neulich auch wieder vorgefunden mit allerhand alten Erinnerungen.

Wie ist es Dir diesen Winter gegangen? Hast Du mit Glück schöne Sachen gemacht? Wahrscheinlich werdet Ihr auch den Krieg und die sauberen Zeitläufte spüren!

Vielleicht komme ich doch um Pfingsten auf einen Sprung, um nachzusehen. Leider soll ich diesen Monat partout ein altes Versprechen nach Lausanne erfüllen, was alles auszuführen eben die Arbeitspflicht nicht erlaubt.

Sei inzwischen energisch gegrüßt samt allen Deinigen und laß gelegentlich auch von Dir hören!

Dein alter

Gottfr. Keller.

238. An Friedr. Theodor Vischer in Stuttgart.

Zürich, 28. Juni 1877.

Hochverehrter und teurer Herr und Freund! Auch ich kleiner Hafenmatrose komme, Ihnen als einem Hauptmann über siebenzig guter Kriegsschiffe, so er auf der offenen See allezeit gegen den Feind und das Übel der Welt geführt, an Ihrem Ehrentage ein lautes und herzliches Heil! zuzurufen. Ich thue es um so fröhlicher, als ich der Meinung bin, daß

zunächst noch mindestens zehn weitere wackere Fahrzeuge zum Auslaufen bereit liegen, und daß erst nachher etwan die Streitfrage auftauchen werde, ob der Herr Admiral anfange zu alteen!

Ohne Concetti gesprochen, bringe ich Ihnen mit dankbarem Herzen für alles Gute und Liebe, das Sie der Welt und meiner Winzigkeit erwiesen, meine besten Glückswünsche zum schönen Geburtstagsfeste, und wünsche den Jahren, die Sie hoffentlich noch zahlreich zu genießen haben, einen allgemeinen und persönlichen Lebensinhalt, der dem Nutznießer die verdiente Freude zu machen geeignet ist.

Ihr mit verehrungsvoller und freundschaftlichster Gesinnung längst ergebener

Gottfried Keller.

239. An Henriette Eller in München.

Zürich, 5. Juli 1877.

Hochverehrte Frau! Herr Kapellmeister Levi hat mich neulich doppelt angenehm mit seiner Person, sowie mit Ihrem freundlichen Briefe und Gruße überrascht und ich danke Ihnen herzlich für beides.

Ihr zwischengeschobenes Briefchen aus Brixlegg habe ich seiner Zeit wohl erhalten und hatte es nicht beantwortet, weil ich Ihren ferneren damaligen Aufenthalt nicht wußte. Daß Sie nach München übersiedeln, kommt mir sehr zu statten, ich gehe fast jedes Jahr einmal hin und werde nicht ermangeln, mich allemal bei Ihnen zu präsentieren. Was meine Schreiberei betrifft, so wird den Herbst ein Band Novellen von mir erscheinen, wovon ein Teil in der „Deutschen

Rundschau" gestanden hat. Anderes ist auch im Anzug, und gedenke ich noch allerlei zu versuchen.

Nun habe ich aber mit der Fräulein Tochter noch ein Hühnchen zu pflücken. Ja wohl, verehrteste Fräulein Marie! habe ich mit Ihnen zu zanken, weil Sie mich eines so kurzen Gedächtnisses für fähig halten! Die schöne blaue Geldbörse, die Sie mir vor drei Jahren geschenkt, erinnert mich, abgesehen vom Kegelschieben am Mondsee, noch täglich an Sie; denn sie liegt noch wie neu in der Lade, in welcher ich meine Armut aufbewahre, und dient speziell dazu, allerlei neue blanke Geldstücke zu beherbergen, welche ich gelegentlich bei Seite lege, um sie am Neujahr zu Patengeschenken zu verwenden. Auf diese Art erhält sie sich trefflich, während sie in der Tasche eines Wirtshäuslers, wie ich bin, bald elendiglich zu Grunde ginge. Und nun überraschen Sie mich wieder mit einer wunderbaren Schreibmappe. Wollen nehmen Sie nur all' die Güte und Geschicklichkeit! Nehmen Sie meinen beschämten Dank freundlich an, ich werde Ihnen zu Ehren allerhand Schnurrpfeifereien hineinschreiben.

Und nun leben Sie fröhlich und gesund und seien Sie hübsch gegrüßt, sowie ich mich der verehrten Frau Mama mit größter Ergebenheit weiter empfehle. Ihr

G. Keller.

240. An Wilhelm Petersen in Schleswig[1].

Zürich, 18 Juli 1877.

Sie sehen, daß ich Sie wegen Antworten gehörig beim Worte und mir alle Zeit genommen habe. Nach der Natur

[1] Petersen hatte inzwischen seinen ersten Besuch in Zürich gemacht.

menschlicher Dinge ist nun das Dringlichste, meinen Dank für die allerdings sein feurigen Rhumflaschen abzutragen, die s. Z. in besten Umständen bei mir angekommen sind. Noch ist aber keine halbe geleert, da ich zwischendurch mit dem Gebrauche des hier gekauften Schnapses fortfahre und jene mehr feiertäglich behandle, jedoch nicht ohne jedesmaliges Bedauern der Kosten, die Sie sich ohne alle Not gemacht haben.

Wie seit Ihrem Brief vom 4. Juni Heyse sein Söhnchen verloren hat, werden Sie wohl wissen, ich fürchte, daß das erneute Unglück seine eigene Genesung erschwert. Es ist doch merkwürdig, wie das Schicksal in jedem Hause seine offene Pforte hat. Wo ihm fast gar kein Angriffspunkt verstattet scheint, da quartiert es einfach den plumpen groben Tod als Besatzung ein.

Daß Sie Ihre Skizzenfreuden aufgeben wollten, begreife ich nicht recht. Wo die Übung und die Begabung so weit reicht, daß man nicht nur sich, sondern auch andern Vergnügen macht, da ist kein Grund zum Aufhören. Was Ihnen fehlt, ist vielleicht nur, daß Sie einzelnes, was Ihnen schwerer fällt, mit gelegentlicher Benützung einer Muße zu überwinden trachten, womit dann ein- für allemal geholfen ist. So würde ich einmal die menschliche Hand vornehmen und nicht nachlassen, bis sie mir geläufig wäre, da Sie zugleich modellieren, so haben Sie ja mehr als einen Zugang zu der vertrackten Klaue. Ich rate Ihnen hier etwas, was ich selbst zu thun s. Z. unterlassen habe; denn puncto Unterlassungssünden kann auch ich keckich ausrufen, daß mir nichts Menschliches fremd sei.

Die Behandlung der Wasserfarben betreffend, kann ich

Ihnen, wenn wir etwa einmal länger zusammen sind, einige Winke geben, da ich in meiner Jugend gerade hierin technischer Grundsätze teilhaftig wurde, die jetzt zum Teil verloren sind; ich meine hinsichtlich der Transparenz und Reinheit der Töne, die auf einfachem Wege erreicht werden.

Wegen des „Grünen Heinrich“ brauchen Sie nicht besorgt zu sein; da ich das Geld nötig habe, das der faule Kerl noch erwerben soll, trotz seines triebseligen Absterbens, so wird die Sache nicht zu lange anstehen. Die Form wird sich geben, sobald ich einmal an der Arbeit sitze.

„Der Landvogt“ kann mit einer Heirat nicht schließen, weil das Hauptmotiv der Novelle ja gerade in der Versammlung der alten Schätze eines Junggesellen und in dem elegischen Dufte der Resignation besteht, der darüber schwebt. Diese Resignation erhält ihre Vertiefung durch das Verhältnis der Figura Leu u. s. w. Aber ich fange bald an zu theoretisieren über meine eignen Sachen, wie weiland Friedrich Hebbel, Ihr Landsmann. Die Gerichtsverhandlungen beruhen auf den einzelnen Anekdoten von der originellen Rechtspflege Landolts. Ich habe sie nur etwas plastisch aufgeputzt und in das von mir erfundene oder erlogene Rosengericht zusammengedrängt.

Ob die ehemaligen schweizerischen Landvögte mit Ihren dänischen sich decken, weiß ich nicht. Erstere waren die Statthalter in den durch Kauf oder Eroberung erworbenen Staatsgebieten in den alten feudalen Grenzen. Th. Storm schrieb mir, daß er einst Landvogt in Husum gewesen sei; grüßen Sie ihn doch kräftigst in meinem Namen, für den Fall, daß ich ihm nicht vorher selbst schreibe!

Die „Züricher Novellen“ sollen, durch ein älteres und

ein neueres Stück vermehrt, nächsten Herbst als Buch erscheinen. Wenn Sie künftig wieder solche Beobachtungen machen, wie mit dem sich zutragen, so bezeichnen Sie mir gütigst auch gleich die Stelle mit Seitenzahl[1]). Bei aller Sorgfalt bleiben dergleichen Dinge immer wieder stehen, ohne daß man's weiß.

Ich wünsche Ihnen nun die schönsten Sommertage auf den Leib und in die Seele, und schwitzen Sie den Pessimismus aus, dessen Sie sich berühmen oder anklagen! Machen Sie noch andere Modekrankheiten mit? Mit allen Grüßen Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Zürich, 19. Juli 1877.

Ihr Gruß und Geschenk, verehrtester Herr und Freund, hat mir heute früh den achtundfünfzigsten Geburtstag verkündet, an den ich sonst hergebrachter Weise kaum gedacht hätte. Nur gegen Mittag kam noch ein Brieflein von den Freiligrathschen Frauen in Cannstatt, was lediglich daher rührt, daß eine derselben das gleiche Geburtsdatum führt.

Ihre flotte Zeichnung hat sich mit meinem gestrigen Briefe gekreuzt. Es ist eine lustige eigentümliche Auffassung und der Ton des Ganzen licht und energisch. Das braune Mädel mit der Gerte ist so charakteristisch, daß man das Gesicht mit zu sehen glaubt. Das Dilettantische liegt nach meinem Gefühl hier nur darin, daß die Figur in der Anordnung so indifferent gehalten, d. h. von der Steinplatte so durchschnitten ist, wie wenn sie selbst nur ein Bestand-

[1]) Petersen tadelt die Stellung des „sich" im dem Satz „das nächste Mal, daß nicht lange darauf sich zutrug".

teil des landschaftlichen Terrains wäre. Anderseits hat dies auch wieder einen gewissen Reiz als Skizze. Dankbarst für alles Gute Ihr

G. Keller.

241. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 19. Juli 1877.

Hochverehrte teuerste Fräulein und Freundin! Ihre Güte und Freundlichkeit, die Sie mir neuerdings mit Ihrem reichbedachten Briefe vom 30. April angethan, hat einen schlechten Dank gefunden. Daß mein Schweigen aber nicht eigentlicher Undank, sondern mehr Mißgeschick und Unbilde der Zeit ist, glauben Sie mir wohl auf mein inständiges Gebitt und Ansuchen!

Freiligraths Werke habe ich bald nach Ihrem letzten Briefe durch die Verlagshandlung im Auftrage der erlauchten Witwe erhalten und ich bitte Sie, Ihrer verehrten Frau Schwester meinen tiefgefühlten herzlichsten Dank ausrichten zu wollen. Ich bin stolz darauf, dies letzte Geschenk und Andenken an den Verewigten noch neben den mancherlei früheren Zeichen seiner Freundlichkeit zu besitzen.

Und wie soll ich Ihnen selbst für das liebe Bildchen danken, das Sie mir geschenkt? Es hat mich ganz unvermittelt überrascht, wie wenn man jemand nach dreißig Jahren unerwartet wiedersieht. Aus dem blauäugigen rosigen Jungfraulein ist freilich ein gestrenges Täntchen geworden, allein ich glaube doch nicht, daß es allzu böse gemeint sei mit dem Ernst der Züge.

In diesem Augenblicke bringt man mir einen Brief, welcher Ihre zierliche Geburtstagskarte enthält. Sie müssen nämlich wissen, daß in unserm Hause, wie in den meisten Zürcher Familien, der Geburtstag nicht gefeiert wird. Ich speziell denke nie an denselben am betreffenden Tage selbst, und so habe ich diesen gegenwärtigen Brief unbewußt an unserm gemeinschaftlichen Geburtsfeste angefangen, welcher Zufall mich einigermaßen darüber tröstet, daß ich Ihnen nicht auch ein Zeichen der Teilnahme gesandt habe. Das nächste Mal will ich es besser machen. Für jetzt danke ich Ihnen gar schön für die Rosenknospen. Das Jahr Vorsprung müssen Sie mir überlassen. Ich bin unabänderlich anno 1819 geboren. Ich muß mich nächstens einmal dem Glas des Photographen aussetzen und will Ihnen dann den sichtbaren Beweis meiner höheren Alterswürde zukommen lassen.

Wenn Sie sich an den „Zürcher Novellen" ein bißchen amüsiert haben, so freut mich das sehr. Ich werde Ihnen dann das Buch schicken, das etwa nächsten Herbst erscheinen wird, mit ein paar Stücken vermehrt.

Hasenclevers dictum über mich hatte mir schon Ferdinand erzählt während seiner letzten Anwesenheit in Zürich. Der lustige Maler muß selbst bekneipt gewesen sein, denn als ich 1850 mit Ferdinand ein paar Tage in Düsseldorf war, that vom Morgen bis Abends die ganze Gesellschaft, bei der wir waren, nichts anderes als essen und trinken, und es freut mich gerade nicht insonderlich, daß ich allein das Opfer und nach so viel Jahren durch den Personalienschwätzer Strodtmann als „unirdischer Fresser und Trinker" ausgetrommelt wurde. In dem bewußten Aufsatz ist

überhaupt alles durcheinander geworfen wie Kraut und Rüben[1]).

Die Zürcher Straßen, deren Sie sich nicht erinnern, sind alte krumme Nebengassen im Innern der Stadt, die Sie kaum betreten haben[2]). Ich wohne jetzt in der sog. Enge auf linker Seeseite auf dem oberen „Bürgli", ein Hügel, von welchem ich den ganzen See und das Gebirge, die Wälder des Sihlthals und das Limmatthal, kurz die ganze Rundsicht überschaue. Da hause ich im obersten Stockwerk mit meiner Schwester Regula, welche allerlei unzulängliche Versuche anstellt, mich zu tyrannisieren.

Für heute muß ich nun enden, werde aber, ohne pedantisch eine Antwort abzuwarten, bald einmal wieder zu Ihnen plaudern, wie es eine stille Stunde etwa mit sich bringt. Grüßen Sie inzwischen ehrerbietigst die Schwester von mir; ich habe stets einen gewaltigen Respekt vor wohl derselben und fürchtete mich immer halb und halb vor ihr. Ihr Augenleiden geht mir nichtsdestoweniger nahe; möge es mit der Zeit doch besser werden! Ihnen wünsche ich also Glück und Heil und gute Gesundheit zum 19. Juli, und daß Sie gewogen bleiben Ihrem ergebenen

Gottfr. Keller.

[1]) S. o. Bd. 1, 359 ff. (4. Aufl. S. 344). (Strodtmanns Mitteilungen über einen Besuch bei Freiligrath (1850).)

[2]) Marie Melos an G. Keller, 30. April 1877. „Ich bin doch schrecklich fremd in Zürich geworden, denn wenn ich auch noch mit Freude an einige einsame Spaziergänge an den Ufern der Sihl, auf der Gesners Insel rc. zurückdenke, so weiß ich nichts von einer Steingasse, einer Elenden-Herberge, einem Eselsgäßlein, einer Weggengasse, einer Schlüsselgasse, Storchengasse und Kämbelgasse [in den „Züricher Novellen"].

242. An Friedrich Theodor Vischer in Stuttgart.

Zürich-Enge, 6. August 1877.

Hochverehrter Herr und Freund! Mit vielen Freuden vernehme ich die Realisierung des Pfahldorfprojekts und würde schon in Erwartung des bevorstehenden Vergnügens nicht im stande sein, Ihre Kreise mit philiströsen Bedenklichkeiten zu stören, von deren Grundlosigkeit ich ja bei Ihnen zum voraus überzeugt sein müßte[1]). Als Kompensation für das Zuviel an Ehre, das dem Guffrud Kullur durch Unterschiebung eines Gedichtes von Ihrer eigenen Textur geschieht, soll derselbe sich bei Durchhauung des Pfaffen nur um so rüpelhafter benehmen; ich erteile Ihnen hiemit alle Vollmacht.

Ich lese soeben Emil Kuhs Hebbel-Biographie, ein hoch interessantes Werk, das mir aber, bis jetzt wenigstens, die Furcht erweckt, daß die beabsichtigte Aufrichtung der

[1]) Fr. Vischer an G. Keller, 4. Aug. 1877: — — „Das frische Wehen von der Bürkli-Terrasse her hat gar wohl gethan, um so mehr, da ich mit ziemlich bösem Gewissen auf einige Zeit unter die Poeten gegangen bin, und Poetengruß daher ein ermutigendes Zeichen für mich ist. Und nun komme ich gleich mit der Bitte um eine Zulassung, auf die ich Sie im letzten Herbst schon vorbereitet habe.

In der Pfahldorfgeschichte, die einen Teil der närrischen Komposition bildet, werden nach dem Seedorf, wo die Handlung spielt, zwei Barden aus Zürich („Turik“) eingeladen. Einer, ein Gelehrter, hält den Leuten einen Vortrag über neuerdings gemachte Funde, Spuren eines noch älteren Dorfes im Grunde desselben Sees. Er heißt Ferldun Kallar, leicht merkbare Anspielung auf Ferdinand Keller [den gelehrten Züricher Antiquar]. Der andere hat den Pfahlmannen auf ihre Bitte einen neuen Hymnus zu ihrem großen Feste gedichtet und trägt ihn vor. Er heißt Guffrud Kullur. Zu dem Hymnus sind

Statue sich schließlich in eine Niederreißung derselben verwandeln konnte. Die Maßlosigkeit des heutigen gereizten Wienerischen Wesens, in welchem Kuh selbst wider Willen befangen ist, überschreitet hier die Grenzen, und ich glaube

---

nun Teile Ihres Gedichts „Willkommen, schöne Sommernacht" (Gedichte, Heidelb. 1846 p. 81) verwendet und mit Veränderungen, Zusätzen durchflochten, um es der Situation zu akkommodieren. Dies wäre nun eine große Unverschämtheit, wenn es nicht im Texte selbst abgebeten würde. Ich bringe die Pfahldorfgeschichte nicht als eigenes Produkt, sie wird einem seltsamen Kauz, von dessen Charakter und Lebensgang das Übrige meiner Komposition handelt, als Verfasser zugeschrieben. Es ist fingiert, daß ich sie herausgebe, nachdem dieser Verfasser gestorben ist. Bei dem Manuskript findet sich ein Zettel mit dem Auftrag, dem Dichter jener Strophen durch Erklärung und Entschuldigung des Diebstahls öffentliche Satisfaktion zu geben, und ich, der wirkliche Verfasser, entledige mich im Buche dieses Auftrags. Dies jedoch, ohne Sie zu nennen, denn da sind nun noch ein paar Punkte. — Die Bursche und Mädchen singen gern ein Lied „Im Kahn", das denselben Dichterbarden zugeschrieben wird, dies ist ganz ein Versuch von mir, aber derselben Person als Urheber beigelegt, weil ich aus Gründen der Komposition eine persönliche Einheit für beide Sachen brauchte. — Der andere Punkt ist ein Spaß. Es gibt am Festessen nachträglich eine große Prügelei. Eine Hauptperson in der ganzen Pfahldorfgeschichte ist der Druide des Dorfs, ein Hauptpfaff, den freisinnigen Barden feind. In die Keilerei wird alles hineingezogen, und im allgemeinen Austausch mißt Barde Kultur diesem Kerl einige tüchtige hinten auf.

Ich darf vorbringen, daß, wenn dieser und jener Zug in einem Ganzen auf eine bestimmte Person hindeutet, nach der poetischen Logik nicht folgt, es haben alle Züge diese Beziehung. Allein abgesehen davon, ich stehe Ihnen mit meinem Worte dafür, die Persönlichkeit ist ja respektvoll behandelt, daß dieser letztere Spaß, auch wenn er bezogen wird, schlechtweg als absolut nur unsatirisch humoristisch wirken kann, — so daß jedermann den Eindruck haben muß, der Mann werde mitlachen.

Da ähnliches bei der Ausführung des Feridun Kallar nicht vor-

nicht, daß puncto Menschlichkeiten Einer das Recht hat, die Rousseausche Offenheit und Geschwätzigkeit im Namen eines andern so weit zu treiben in Dingen, die zuletzt nur der leidende Teil selber ganz fühlt und kennt und mit dem nötigen Selbsterhaltungstrieb behandeln kann. Auch fürchte ich, daß das Werk, wiederum ohne Absicht, zum Teil ein Werk der Rache und Strafe für erlittene schnöde Behandlung ist. Manches kann ich mir fast nur hieraus erklären. Freilich muß man auch sagen, daß Kuh das Wühlen und Grübeln in schadhaften Hautstellen und hohlen Zähnen an sich für wissenschaftlich und verdienstlich gehalten hat. Künstlerisch ist es nicht, und hierin ist der talentvolle Mann auch im Wiener Litteratentum verwachsen, aus dem er sonst so löblich hinausgestrebt hat.

Nächsten Herbst erscheinen von meiner Wenigkeit zwei Bändchen Novellen oder Geschichten. Ich glaube und hoffe, jetzt in der Lage zu sein, schrittweise nachzuholen, was ich während Dezennien habe versäumen müssen, und, wenn ich noch ein Lustrum bei Kräften bleibe, doch noch einen geregelten Abschluß zu finden.

Meinen hiesigen Wohnsitz betreffend, muß ich Ihnen eine etymologische Berichtigung beibringen. Er heißt „auf

---

kommt, d. h. da nicht wirkliche Stellen von dem, was er geschrieben, aufgenommen und mit Zuthaten durchschossen sind, so glaube ich mich nicht verpflichtet, an Ferdinand Keller eine Bitte um Erlaubnis zu richten, wie an Sie. Ist auch subjektiv nicht nötig; die Rede, die der Kaplan hält, wird dem Keller Spaß machen.

Ich hole nach: der Grund, warum ich jenes Gedicht von Ihnen brauchte, ist die Ahnung einer neuen Religion, die darin liegt und die ich besser, schöner nicht geben konnte. Um das dreht sich im Mittelpunkt die Pfahldorfgeschichte." — — —

dem „Bürgli", nicht „Bürkli"; der Name rührt von einem kleinen festen Steinhause her, das in alter Zeit hier gestanden hat, dessen Geschichte man aber nicht kennt u. s. w

In herzlicher Erwiderung Ihrer Grüße Ihr alt ergebener

Gottfr. Keller.

243. An Adolf Exner in Wien.

Zürich-Enge 12 August 1877.

Lieber Freund! Da das geheimnisvolle Ereignis, das Ihre Frau Schwester dem Freund D. angekündigt hat, zu lang ausbleibt, so muß man wohl endlich Ihnen vorher noch einen Gruß senden. Eine Ministerkrise schwebt nicht in der Luft, so wird's wohl eine Verlobung sein; vielleicht daß Sie soeben an der Mäusefalle zu Mayen herumschnopern und dort einspazieren, wo meines Wissens noch zwei geröstete Speckschnittchen hängen.

D. wurde letzte Woche weggefressen wie üblich; er löst sich jetzt ganz in Elegieen auf.

Von den Novellen habe ich Ihnen keine Bürstenabzüge schicken können, weil ich trotz der Bestellung selbst keine erhielt und für die Buchausgabe soeben meine „Rundschau"-Hefte auseinanderschneiden mußte.

Gegen Euere edle Kompagnie habe ich nichts auf der Leber und bin nur über das Wienerische überhaupt etwas erbost, weil von dort aus wiederholt Dummheiten und Lügen über meine miserable Person in Umlauf gesetzt werden. Das neuste ist, daß der verstorbene Emil Kuh mich entdeckt habe, nachdem ich ihn in Tirol (wahrscheinlich von Brixlegg aus)

aufgesucht und um Rat gebeten habe[1]) u. s. w. Den „Grünen Heinrich" werde ich dies Jahr noch zurechtstutzen.

Es ist wahrscheinlich, daß ich im September nach München gehe, und werde Ihnen in diesem Falle Nachricht geben.

Gegenwärtig ist meine gute Schwester sehr kränklich, daher die Sache noch unsicher ist. Sie hat mir an die Entwöhnung resp. Erwerbung einer zuverlässigen Hausmagd denken wollen; nun muß ich morgens den Kaffee machen, den Katzen (zwei eigenen und einer Hospitantin) das Fressen reichen, auch zuweilen die Milch sieden, daß sie nicht verdirbt und dergleichen Schweinereien mehr und dabei noch den Novellenband fertig schreiben. Ich wünsche Euch allerseits vergnügte Ferien mit 1000,999 Grüßen

Gottfr. Keller.

Dies soll eine Dezimalziffer sein: ich kenne aber die Größe nicht, obschon ich das Maul voll zu nehmen gedachte.

244. An Adolf Exner in Wien.

Enge-Zürich 29 Oktober 1877.

Lieber Freund und Bräutigam! Sie haben wohlgethan, Ihrer erfreulichen Mitteilung zugleich ein Bildnis beizufügen, damit ich Ihnen aufrichtig und auf Sachlage gestützt glückwünschen kann, was hiemit in aller Form geschieht

---

[1]) Vgl den Nekrolog über Emil Kuh in der „N Fr Presse" vom 11. Januar 1877 (Morgenbl.) „Er [Kuh] entdeckte beinahe den größten deutschen Novellisten der Gegenwart, Gottfr Keller in Zürich, der ihn dann in seinem tiroler Aufenthalt aufsuchte" rc

Ich weiß nicht, wem die hübsche und eigentümliche Auffassung oder Anordnung der Photographie zu danken ist, welche an die stille Ruhe einer Antike erinnert; allein es gehört jedenfalls auch das Objekt dazu, um die Wirkung zu ermöglichen.

Ich habe die drei Mädchen oder nunmehrigen Damen nur einmal während eines Nachmittags in der alten Burg gesehen und erinnere mich der Einzelheiten oder Individualitäten nicht mehr genau, sondern besitze nur noch einen Gesamteindruck von sonniger Herbstlandschaft, alten Türmen und hübschen Leuten, mich einbegriffen.

Was die Photographieen im allgemeinen anlangt, so hat mir die Frau Marie Frisch in noch kein Mütterchen von ihrer Nr. 2 geschickt; freilich wird der Betreffende, der vermutlich Jakoberl heißt, noch ein wenig größer werden müssen, und dann kann man ihn mit dem Hansl zusammen reproduzieren. Bekommen die Tauben in Eurem Gartenhaus auch noch was zu fressen neben diesen jungen Kaninchen?

Ich bin noch immer nicht zum Malen gekommen; deshalb haben Sie auch Ihre Landschaft noch nicht. Doch sollen Sie dieselbe jedenfalls in die neue Wirtschaft kriegen.

An meine Lustspiele u. dgl. hoffe ich nächstes Jahr endlich zu gelangen[1]; die ganz andere Arbeitsweise wird mir vielleicht ein neues und rascheres Leben bringen. Wenn Ihnen die mitgeteilten Sujets noch im Gedächtnisse sind, so verwahren Sie mir dieselben, damit sie nicht den Fliegenschnappern in die Hände geraten.

[1] A. Exner an G. Keller, 26. Oktober 1877: „Was machen Ihre Lustspiele? Ich muß öfter daran denken, wie wir am Mondsee davon sprachen."

Verleben Sie also, bis die Veilchen sprießen, Ihre Stunden in vollem Glücke und besprengen Sie nicht nur die Studenten samt den Pandekten, sondern uns alle und die ganze Welt mit dem Rosenwasser Ihrer Gefühle, daß die dunklen Fluten, auf denen wir ratlos dahintreiben, sich beruhigen und die Dämonen, gekrönt und ungekrönt, verscheucht werden, die uns den Untergang drohen! Mit diesem famosen Passus will ich nun abschließen; denn Schöneres könnte nicht nachkommen. Euer ältlicher

G. Keller

Also im Herbst 1878 in Zürich?

245. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 7. Dezember 1877.

Verehrter Herr und Gönner, Freund und Mäcen! Sie sammeln nicht nur feurige Kohlen in Gestalt feurigen Rhyns, sondern auch einen Ozean in Gestalt von tausend kleinen Fischlein auf mein Haupt. Ehe sie ganz aufgefressen sind, muß ich mich doch beeilen, Ihnen meinen ungemessenen Dank für die zarten fettlichen Wasservölker auszudrücken; zugleich aber muß ich ausrufen, mit was soll und kann ich dem solche lokalproduktliche Gesandtschaften erwidern? Das erfordert Nachdenken; denn Steine oder sauren Wein kann ich nicht wohl senden, und guten Käse kann man nur in Stücken von mindestens 50 Kilo bekommen.

Wie steht's auch mit der Frau des Emil Kuh sel.? Ich hatte ihr s. Z. die übliche Kondolation gesandt und weiß nun zeither nichts mehr von den Hinterlassenen. Die Hebbelbiographie, welche er nur jedenfalls geschickt hätte, wenn er

noch lebte, habe ich nicht erhalten, was an sich natürlich nichts macht, denn ich habe das Buch sogleich gekauft. Allein ich weiß nicht, ob ich der Witwe darüber schreiben soll oder nicht, und könnte es nicht einmal, da ich nicht weiß, wo sie jetzt lebt.

In nächster Zeit werde ich Ihnen jene Rundschauerlichen Novellen, um zwei Stück vermehrt, zuschicken können.

Jetzt gehe ich unverweilt an die Wiedergeburt des grünen Tropfes, genannt Heinrich, damit ich endlich mit den alten Velleitäten tabula rasa habe und an Neues gehen, auch etwas malen und schmieren kann, wenn ich nicht unversehens versimple vorher. Wie geht es Ihnen und Ihren Privatmusen? Regieren Sie heftig drauflos, oder arbeiten Sie mehr an der Landesverschönerung[1])?

Kommen Sie nächstes Jahr wieder nach dem Süden? u. s. w. u. s. w. Theodor Storm, dem Herren der Gerichte und Gedichte, dem Vogt des Meeres und des Landes, werde ich dieser Tage auch schreiben. Es ist mir sehr angenehm und artig, daß ich auf meine alten Tage eine solche Doppelbeziehung zu dem achtbaren Norden erwischt habe.

Leben Sie glücklich der Weihnachtszeit und dem Jahreswechsel entgegen, welchen wir speziell behandeln wollen, wenn er da ist!

Ihr grüßender

G. Keller.

---

[1]) Geht auf einen Zeitungsartikel Petersens, über Anpflanzung von Rosen an den Häusern.

246. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Enge-Zürich, 28 Dezember 1877.

Verehrter Freund! Ich habe meinen Verleger beauftragt, Ihnen die „Züricher Novellen" zu senden und hoffe, daß Sie dieselben schon haben oder wenigstens nächstens erhalten werden. Dies vorausgesetzt, bleibt mir übrig, Ihnen ein glückseliges neues Jahr anzuwünschen, wie hier zu Lande die Bauern sagen. Die Glückseligkeit besteht ja doch hauptsächlich im Dasein, sofern man kein Zahnweh hat; ob man firkinische Kapellen macht oder Augenblicksbilder auf Postkarten[1]), ist Nebensache — —

Die zweite Hälfte Ihrer Sprotten war wirklich mit dichten und warmen, grauen und grünen Pelzröcklein bekleidet, als ich sie auf den Plan marschieren ließ. Was Teufel haben Sie gedacht? Ich soll an einem Tage eine Million fressen? Ich glaubte mit Recht, wie jeder haushälterische Mensch, die Bestien seien präservierlich. Nun es ist ihnen jetzt eben so wohl; zwei Krähen, welche in der Nähe des Hauses nisten, haben wie die Götter davon gelebt und machten dabei immer quâ quâ, besonders als der Spaß zu Ende war.

Sie werden auf Ihrer neapolitanischen Reise wohl ermöglichen können, über Zürich zu kommen. Ich selbst fange an darauf zu denken, wie ich nach Hesperien gelangen soll. Also prosit Neujahr in optima forma und gute Gesundheit

[1]) Bezieht sich auf Petersens Bemalen von Postkarten und eine seiner Äußerungen, daß doch nur der Meister glücklich sei

247. An Ida Freiligrath in Cannstatt.

Enge-Zürich, 19 Januar 1878.

Hochverehrte Frau Freiligrath! Die Kolossalbüste Ferdinands[1]), welche eben in die Gießerei abgeht (sofern ich richtig gelesen), fällt mir mit ihrem ganzen zukünftigen Gewicht aufs Herz, weil ich Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Fräulein Schwester so lange nicht geantwortet. Seit den Tagen vor Weihnachten bis jetzt trage ich mich mit einem halben Dutzend Briefschulden, die abzuzahlen mir eine Freude ist, und doch geschieht gar nichts, was wenigstens unpartenlich ist. Indessen ist es heute wieder einmal Sonnenschein auf dem See, der mir ins Fenster leuchtet, und so ist jetzt plötzlich ein Anfang geschehen.

Beiliegende Bändchen[2]) hatte ich schon in Ihrem Besitze vermutet, aus einer Anzahl von Exemplaren, welche ich durch Herrn Weibert direkt wünschte versenden zu lassen; da sich die Sache, wie es scheint, verzögert hat, so bitte ich Sie, dieselben aus meiner eigenhändigen Verpackung huldvollst und nachsichtig entgegennehmen zu wollen; denn ich kann nicht verbürgen, daß das Paketlein geschickt und faltenlos ausfallen wird.

Sofern Sie das neue Jahr gut und gesund angetreten und bis jetzt gelebt haben, wünsche ich Ihnen herzlichst Glück dazu und Fortsetzung dieser Lebensart. Vorzüglich wünsche ich Ihren Augen alle stärkenden Sehenswürdig-

[1]) Von Donndorf.

[2]) „Züricher Novellen."

keiten und Erfreulichkeiten, und Fernhaltung alles Schädigen und Schädlichen, wie z. B. des schrecklichen „Grünen Heinrich“, der jetzt eben in der Mauser begriffen ist und sich abmüht, etwas präsentabler und begreiflicher zu werden[1]).

Es hat mich alles durcheinander gefreut und beschämt, was Sie mir darüber geschrieben, obgleich das Schlimmste, das Sie so geärgert hat[2]), auf einer inneren Verstockung beruht, die vom Autor ausgegangen war und nicht zum richtigen Ausdruck gelangen konnte. Ein Hochzeitsroman hat es von Anfang an nicht werden sollen; und als dann das eigentliche Komponieren gegen den Schluß angehen mußte, war ich mit dem Kopfe nicht mehr dabei. So mußte dann die mütterliche Tragik in allerhand Übertreibungen aushelfen. Selbsterlebte Empfindungen waren dabei im Spiele; denn ich hatte beinah' ein Jahr lang nicht nach Hause geschrieben und glaubte zuweilen es nicht erleben zu können, heimzukehren. Nun, mein Mütterchen ist nachher zufrieden bei mir auf der Zürcher Staatskanzlei gestorben, was ihr in unsern Verhältnissen sogar stattlich vorkam. Ich vermute sogar, daß sie die Schwester mir heimlich zum Terrorisieren abgerichtet hat, da sie zuweilen so störrisch ist, wie nur Leute sind, die infolge höherer Instruktionen handeln. Da Sie aber einem ähnlichen Drucke geduldig nachzugeben behaupten, so wollen wir es in Gottes Namen gut sein lassen

[1]) Ida Freiligrath an G. Keller, 5 Febr 1878. „Es ist meist eine mißliche Sache um das Verändern älterer poetischer Schöpfungen. Sie sind wie unsre Thaten: ungeschehen lassen sie sich nicht machen. Ferdinand äußerte sich auch einmal in dem Sinne über Mörikes ‚Maler Nolten‘.“

[2]) Der traurige Ausgang.

Ihre Unterschrift J. F. bringt mich soeben auf die Vermutung, die freilich falsch sein kann, daß Sie selbst neulich einen Artikel, der in der „Gegenwart“ erschien, geschrieben haben[1]; jedenfalls hat er mich höchlich interessiert. Irre ich mich, so nehmen Sie es nicht so übel, wie die „erlauchte Witwe[2]“, die ja natürlich figürlich gemeint war; denn daß Sie den gräflichen Rang nicht führen, wußte ich wohl. Aber was kann ich dafür, daß Sie mir immer einen so imposanten Eindruck gemacht haben? u. s. w.

Ihr mit vielen Grüßen verharrender

G. Keller.

248. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 31. Januar 1878.

Verehrte, gütige und liebenswürdigste Fräulein und Freundin! Sie haben nun gesehen, wie pedantisch ich im Briefschreiben bin und in der Dankbarkeit, ich will mich aber nicht lang rechtfertigen oder entschuldigen, zumal ich Ihnen zutraue, daß Sie es mich nicht entgelten lassen. Auch haben Sie einige Strafe verdient wegen der verdächtigen Flattusen, die Sie meinem alten Marterroman machen.

Den „Zürcher Novellen“, die ich sogleich kunstreich zu verpacken gedenke, lege ich zwei Photographieen bei, wie Sie zur Hälfte befohlen haben; es ist aber keine natürlich und

[1] Ida Freiligrath an G. Keller, 5. Febr. 1878: „Der Artikel, den Sie freundlich erwähnen, war von mir, hätte aber keine Unterschrift, auch keine Initialen haben dürfen, er war nicht darnach gehalten.“

[2] S. oben S. 368

ungezwungen ausgefallen, die kleinere sieht aus wie ein Schulmeister und die größere wie ein Schuster, nur in der Verwitterung sind beide treu. Übrigens sehe ich soeben, daß ich das Papier verkehrt aufgelegt habe. Die Frau Ludmilla Assing habe ich letztes Jahr nicht sehen können. Sie zitierte mich brieflich auf eine bestimmte Zeit in den Gasthof, es war mir nicht möglich hinzugehen, und so verschwand sie denn wieder vom hiesigen Horizonte, ohne daß ich etwas Weiteres vernahm. Letzten Sonntag mußte ich an ein Leichenbegängnis in Hottingen und kam auf dem Wege an dem Hause oder den Häusern vorüber, wo im Jahr 1846 Freiligraths und Wilhelm Schulz gewohnt haben, und eine gewisse Fräulein Marie Melos. Fast alles ist todt aus jener Zeit. Einen verrückten Lehrer Rudolf, der auch in dem Zangger-Hause wohnte, traf ich später in Heidelberg noch viel verrückter.

Die Geburtstagssitten kann ich hier nun nicht mehr ändern, und wenn ich aller Welt gratulierte, so würde mir es doch niemand thun als Sie[1]). Ich will mich daher lediglich an Sie halten in diesem Punkt, und wir wollen, so lange Sie mir noch gewogen bleiben, fleißige gegenseitige Gratulanten sein.

Soeben entdecke ich in Ihrem lieben Briefe wieder die anonyme Verehrerin, welche Sie zu kennen vorgeben. Behalten Sie mir dieselbe warm und den Namen für sich, so komme ich nicht in Versuchung[2]).

[1]) Marie Melos an G. Keller, 21. Sept. 1877: „Entsagen Sie der Unsitte Ihres Landes, den Geburtstag unbemerkt vorübergehen zu lassen! Ich finde das sehr garstig und undankbar für allen Segen, den uns das Leben bringt."

[2]) A. a. O. „Eine Dame (‚Namen nennen Dich nicht', da ich Sie so

Meine Schwester dankt höflich für den freundlichen Gruß und erwidert denselben herzlichst, d. h. so herzlich die nüchterne Person es mit gutem Willen im stande ist; denn sie hat niemals aus den himmlischen Quellen der oberen Bergpartieen getrunken, wo die Schafherden der Dichtersippschaften weiden und die Musen auf kleinen Melkstühlen sitzen.

Dafür füge ich aber um so feuriger meine eigenen Grüße bei als Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

249. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 18. Februar 1878.

Was ich Ihnen, verehrter Freund, zu schreiben habe, könnte zwar ungeschrieben bleiben, da ich mir mit einigem Verstand die Antwort selbst geben kann; dennoch ist eine Bestätigung des Selbstverständlichen zuweilen von wohlthätigem Einfluß. Ich denke nämlich jetzt, da die Frühlingstage und -Nächte kommen, an die Zusammenstellung und teilweise Neufassung jenes Büchels Lyrika für die „Rundschau", von dem wir beiläufig gesprochen haben. Abgesehen von der gänzlichen Freiheit, die Ihnen bezüglich der Aufnahme im ganzen und einzelnen bleibt, wünschte ich einige kleine Wegleitung hinsichtlich allenfallsiger Störungen Ihrer Redaktionsinteressen resp. der Taktfrage gegenüber Ihrem Leserkreise zu erhalten, damit ich kein überzähliges Manuskript anzufertigen brauche und nicht Unpassendes zu versen-

---

gerne neugierig machen möchte), die hier im Hause wohnt, schwärmt auch für die „Zürcher Novellen'."

den riskiere. Statt des Weiteren gleich ein Beispiel. Es sind ein paar Liedchen mit dem Titel „Rheinisches" da, oder „Vom Rhein"[1]) u. s. w im leicht gemütlichen Ton, würde es Sie nun genieren, wenn eine Nummer dabei wäre, die auf den Kulturkampf anspielte, in der Weise, daß die „Pfaffengasse" figürlich dargestellt wäre, durch welche der altdeutsche reisige Herr „Pfaffenhaß" schreitet oder reitet, gemütlich und sinnend, aber innerlich unheimlich genug für die hinter den Fenstern Gaffenden 2c. Ich kann mir wohl denken, daß dergleichen direkte Adressen in Versen die Katholiken nicht in die erwünschteste Laune gegen Ihre Unternehmung setzen könnten Ferner: Ich habe eine Art ethisches Zorngedicht in Arbeit, welches die Verleumdung in öffentlichen Sachen, wie sie namentlich in der Gegenwart (nicht der Paul Lindauschen) in Presse und politischer Literatur grassiert und bei Euch wie bei uns geübt wird, zum Gegenstand hat und etwa den Titel. „Calumniator publicus"[2]) führen wird. Hier kann ich mir nun denken, daß Ihnen das zu schwerfällig oder zu grämlich oder sonst was wäre, vielleicht zu absonderlich im Stoff u. s. w.

Daher die Frage: Ist es Ihnen vielleicht lieber, wenn dergleichen ins aktuelle Politische hinüberspielende Sujets überhaupt aus besagtem Bouquet wegbleiben? Wenn Sie unverhohlen Ja sagen, so lege ich dieselben einfach zu anderer Verwendung zurück und befasse mich zunächst mit dem Übrigen.

Ihr gütiger Neujahrsgruß, den ich dankbar empfangen,

[1]) „Rheinbilder". Ges Werke 9, 177 f.
[2]) In den Gesammelten Gedichten „Die öffentlichen Verleumder" betitelt.

blieb unerwidert, weil ich über die ganze Zeit puncto Briefschreiben einen förmlichen Starrkrampf hatte und nicht eine einzige Karte absandte.

Ich hoffe, dieses Jahr jedenfalls auch eine Geschichte für die „Rundschau“ zu erzielen. Ein autographisches Blatt für die Frau Doktorin Rodenberg wird mit dem ersten Manuskriptpäckchen abgehen, das zu stande kommt; inzwischen empfehle ich mich zu freundlichem Andenken.

Können Sie mir nicht ein Wort schreiben, wie die Sachen des Franz Duncker stehen, und wie es seiner Frau geht? Sollten Sie mit letzterer zusammentreffen, so bitte ich, sie von mir grüßen zu wollen.

Ihr alter und ältlicher G. Keller.

250. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich-Enge, 18. März 1878.

Da Sie behaupten, teuerster Mann, meine Episteln machen Ihnen keinen Verdruß, so will ich wieder eine solche abschießen, sie unterbricht mich gerade in der Bearbeitung der bewußten Gedichter, und sowie sie fertig ist, wird das Rennen fortgesetzt. Ich werde noch ein förmlicher Gottschall werden. Ihre Idee wegen des Maiheftes hat mich angeregt, und so denke ich Ihnen jedenfalls mit Ende des laufenden Monats (März) für acht bis zwölf Seiten Gereimtes zu übersenden, nach meiner ungefähren Schätzung, womit wir es für einstweilen dann wollen bewenden lassen[1].

Hoffentlich hat Ihnen mein Verleger seither das Exem-

[1] Die Gedichte erschienen erst im Juniheft.

plar der „Zürcher Novellen" geschickt, wozu ich ihm den Auftrag gegeben, und das selbstverständlich für Sie persönlich bestimmt ist. Die Rezension des Herrn Professor Scherer gewärtige ich mit beklemmtem Herzen, da er namentlich über den „Hadlaub" als Fachmann den Bakel schwingen wird wegen Verbreitung falscher Behauptungen.

Aus Ankündigungen habe ich gesehen, daß Sie einen neuen Roman[1]) geschrieben haben; Sie können sich denken, daß ich mit der gehörigen Begierde mich dahinter machen werde.

Die traurigen Nachrichten über Dunckers haben mich wahrhaftig betrübt, aber nicht ganz aufgeklärt. Ich hätte zu wissen gewünscht, ob die ökonomischen Verhältnisse Franz Dunckers rechtlich abgewickelt sind, resp. ob er dispositionsfähig ist bezüglich seiner Geschäftslage. Doch will ich Sie hiemit nicht weiter behelligen und vor allem aus zu keinerlei nicht vertraulichen Nachfragen oder Mitteilungen veranlassen.

Wenn Sie Ihrer angeblichen Sehnsucht nach unserer Gegend hoffentlich nachgeben, so richten Sie's so ein, daß wir auch was unternehmen können und nicht erst in der Dämmerung ein paar kurze Stunden herumflattern.

Beste Grüße (ich hoffe, das bleibt ist in Berlin noch nicht gebräuchlich) von Ihrem

G. Keller.

---

[1]) „Die Grandidiers".

251. An den Stadtrat Zürich.

Enge bei Zürich, 29 April 1878.

Herr Stadtpräsident, hochgeachtete Herren! Es ist mir die Ehre und Freude vergönnt, Ihnen den Empfang der Urkunde vom gestrigen Tage ergebenst anzuzeigen, laut welcher die Bürgergemeinde von Zürich mir das Bürgerrecht der Stadt schenkungsweise verliehen hat.

Wenn Gemeinde und Behörden meinen litterarischen Versuchen gegenüber hiebei eine so nachsichtige Anerkennung haben äußern wollen, so muß ich hinwieder mein Dankgefühl für die erfahrene Auszeichnung durch den Umstand verdoppeln, daß jeder Dichter mehr oder weniger das Produkt seiner Umgebung, der Verhältnisse ist, aus denen er hervorgewachsen, sowie ich mir auch nicht verhehlen kann, daß der Gegenstand meiner letzten Arbeit, der die fraglichen Beschlüsse hervorgerufen zu haben scheint, zu reicheren und bedeutenderen Leistungen sich eignen würde, als sie in meinen leicht aufstreifenden Bildern zu finden sind.

Ich habe mich stets als Angehöriger der Landschaft Zürich glücklich gefühlt und, ohne der Anhänglichkeit an die grundlegende Stadt und den Sinn für ihre geschichtliche Bedeutung zu entbehren, kein Bedürfnis empfunden, gerade auch Bürger derselben zu heißen. Um so unbefangener darf ich mich nun der freundlichen Aufnahme in Ihren Bürgerverband erfreuen und den hochlöblichen vorberathenden Behörden sowohl als der verehrlichen Gemeindeversammlung meinen aufrichtigen und herzlichen Dank gezemend darlegen.

Genehmigen Sie, Herr Stadtpräsident, hochgeachtete Herren Stadträte, den Ausdruck meiner vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit. Gottfried Keller.

252. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 31 Mai 1878

Liebster Herr und Freund! Ich habe das verhängnisvolle Junihest empfangen, in welchem ich alter Unglücksmensch mich mit leichtsinnigen Versen produziere. Ehe die Strafe auf dem Fuße folgt, will ich die Zeit noch benützen, Ihnen für die freundliche und wohlnehmende Aufnahme zu danken, wie selbige sich in Ihrem letzten Briefe manifestiert hat.

Daß Heyse mit Sonetten folgen wird, freut mich über die Maßen, und ich werde Ihnen wenigstens des Scherzes wegen und um den geistigen Kontakt fortzusetzen, den Rest der „diesseitigen“ Gedichte nächstens auch noch schicken, Brauchbarkeit und Ihre Konvenienz immer vorbehalten.

Ihren Roman habe ich vorläufig nicht benaschen können, da die auf hiesigem Lesezimmer aufliegende Romanzeitung eine andere als die Ihrige ist. Dagegen habe ich Ihr pompöses Bild in „Über Land und Meer“ nebst Text mit Satisfaktion betrachtet und gehe damit um, dasselbe aus dem Blatt (das meine Schwester hält) herauszuschneiden, einzurahmen und so den Anfang heimzuzahlen, den Sie mit meinem Kontrafet getrieben zu haben behaupten.

Das Junihest der „Rundschau“ hat immerhin die Wirkung gehabt, daß Paul Heyse mir einen lange schuldig gebliebenen Brief, dadurch erinnert, in liebenswürdiger Weise geschrieben hat. Selber befindet er sich gemütlich und körperlich, wie es scheint, um nichts besser, als vor der italienischen Reise. Freilich, wenn er versichert, er könne nichts vornehmen und arbeiten, so kommen in der Regel gleich nachher auf ver-

schiedenen Punkten Zeichen seines Fleißes zum Vorschein. Aber wir können allerdings nicht beurteilen, was er hervorbringen würde, wenn er sich froh und gesund fühlte.

Bestens grüßend Ihr alter

G. Keller

Die Briefe der Körnerschen Frauenzimmer[1]) interessieren mich sehr und amüsieren mich wegen der wunderlichen Rechtschreibung. Dieselbe ist kulturhistorisch merkwürdig, erstens wegen des Bildungskreises der Schreiberinnen, und dann, weil dieselben schwäbischer Abkunft sind und in Sachsen leben und doch so schreiben, wie dazumal etwa eine Märkerin

253. An Julius Rodenberg in Berlin.

Enge-Zürich, 24. Juni 1878

Hier ist nun, verehrter Freund, der lyrische Nachtrupp. Ich fürchte aber, ich komme mit meinen Versen überhaupt jetzt in eine ungünstige Zeit, da die Welt von andern Sorgen bewegt ist, als von den Velleitäten eines alten Zitherschlägers.

Auf das nächste Rundschauheft mit Heyses Sonetten bin ich begierig; ich habe anläßlich des letzten Heftes einen liebenswürdigen Brief von ihm erhalten, laut welchem es ihm jedoch fortwährend übel zu Mute ist. So hat jeder, auch der scheinbar Glücklichste, seinen Teil zu tragen.

Das Buch der Frau Wille[2]) ist eigentlich kein Roman, sondern soll die Geschichte ihrer Familie resp. ihrer Eltern

[1]) Briefe der Familie Körner, „Deutsche Rundschau" Bd 4, Heft 9 und 10

[2]) „Stilleben in bewegter Zeit", 1878.

sein, des bekannten Schiffsmakler- oder Rhederhauses Slomann in Hamburg. Wenn es die eigentliche Memoirenform hätte so würde es tiefer wirken; so scheint es mir an weiblicher Stilschwäche zu leiden.

Ich beginne jetzt auf eine Novelle zu denken: bin aber noch nicht mit mir einig, welches von den vorhandenen Fragmenten oder Sujets ich nehmen will. Vor der Hand habe ich noch mit der Umarbeitung meines alten Sündenromans, des „Grünen Heinrich", zu thun, der in neuer Ausgabe erscheinen soll.

Also auf Wiedersehen diesen Sommer! Viele Grüße an Gemahlin und Kind! Ich höre, daß Ferdinand Meyer einen Roman für Ihre Zeitschrift macht; ist das richtig?

Ihr ergebener

G. Keller.

254. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 25 Juni 1878.

Ihr Pfingstbrief, lieber Mann und Freund, hat mich zu guter Stunde getroffen und mir zugleich den kleinen Ärger wieder wachgerufen, den ich empfunden, als kaum zwei Tage nach ihrer neulichen Wetterreise das Wetter hier in Zürich plötzlich so schön geworden war, daß das Land weit herum in einer krystallenen Bläue schwamm und das ganze Gebirge mit seinen hundert Gipfeln wie frische Milch glänzte. Diese jedesmalige Verhexung des Wetters, wenn Fremde kommen, ist darum so verdrießlich, weil das Einzige, was man hier im ganzen und in hundert Einzelheiten zu zeigen

hat und die Gemüter aufthut, sich hartnäckig verbirgt und gar nicht existiert. Daß die guten Freunde zuweilen aus schöneren und reicheren Geländen herkommen, wie gerade bei Ihnen der Fall war, bringt man nicht in Rechnung.

Für den gütigen Gruß der Frau Gemahlin und Kinder danke ich herzlichst und bitte, denselben in meinem Namen ergebenst zu erwidern.

Von Paul Heyse habe ich fast gleichzeitig auch einen Brief bekommen, ebenfalls veranlaßt durch die holperigen Verse in der „Rundschau.“ Er schreibt, daß er im Juli nach St. Moritz gehen werde, ob er über Zürich fährt, weiß ich noch nicht. Vielleicht gehe ich im September einige Tage nach München. Leider befindet er sich, mit der Frau, immer noch nicht wohl; der wiederholte Verlust heranwachsender Kinder scheint ihn gründlich angegriffen, und es ist schmerzlich zu sehen, wie er das Gefühl des Unglücks und die Vergeblichkeit gut gemeinten Freundestrostes zu entschuldigen sucht.

Wegen meiner Altersgedichte war ich besorgt, daß man mich für einen alten Belletraten-Esel halten könnte. Nun ist es soweit noch gnädig abgelaufen, dennoch habe ich mit bösem Gewissen gestern noch einen Schub abgeschickt. Der „Has von Überlingen“ scheint, wie ich mir halb und halb gedacht habe, nicht deutlich und notwendig genug zu sein. Der Stoff ist, „wie der Narr“, aus der sogenannten Zimmerischen Chronik, die erst vor einiger Zeit vom litterarischen Verein in Stuttgart publiziert wurde. Der Bürgersmann Has existierte wirklich und suchte, wie es scheint, den Tod, welcher alte Leute und Kranke gern mit den Temperaturveränderungen des Märzmonates heimsucht, durch eine

echt germanische symbolische Handlung abzuwehren, nach altertümlicher Weise. Meine Meinung war nun, die poetische Nutzanwendung zu ziehen, daß Tapferkeit des Gemütes den Menschen am längsten aufrecht hält, freilich ohne daß er dadurch vor der endgültigen schließlichen Niederlage geschützt ist &c. Daß Has seinen letzten Märzen auch noch überlebte, dann aber gleich am ersten April starb, steht auch in der Chronik, und schien mir ein charakteristischer hübscher Zug zu sein. Aber wie gesagt, das Ding ist nicht prägnant und opportun genug.

Dagegen muß ich „Venus von Milo“, wenn es der Mühe wert ist, von dieser Kleinigkeit viel zu reden, etwas verteidigen[1]). Ich brauche schon aus formalen Gründen das dunkle und gemeine Gerümpel des Einganges, um den Gegensatz des Schlusses recht wirken zu lassen. Die innere Bedeutung soll sodann die sein: Ich habe beobachtet, wie überall von Philistern und Unberufenen jetzt mit Vorliebe die arme Frau von Milo aufgepflanzt wird, um Bildung und Schönheitssinn zu beurkunden, weil sie hören und sehen, daß die Figur so hoch gehalten wird. Zugleich verschaffen sie sich dadurch ungestraft eine fortwährende banale Augenweide; denn jenen Zweck könnten sie auch durch Anschaffung der Juno Ludovisi, des Zeus von Otricoli oder einer andern schönen Antike erreichen. Aber das wissen sie eben nicht „Die Meyers haben die Venus, so müssen sie die Zügs auch haben“ u. s. w. Biskuit (mattes Porzellan) und Zinn sollen die schlechten Gußmaterialien bezeichnen, mit welchen

[1]) Gegen den Einwand, „daß das Material der ersten beiden Strophen weniger vulgär gewählt wäre“

die edle Gestalt geschändet wird. Kurz, die Göttin soll aus einer obskuren und unwürdigen Umgebung heraus den Glanz des Mittelmeeres und ihres ehemaligen Marmortempels sehen u. dgl. Doch genug davon!

Übrigens danke ich Ihnen gar schön für die wohlwollende Aufnahme der Gedichte. Ich muß eben sehen, wie ich mein Heu noch unter Dach bringe, da der „Andere" schon am Rande der Wiese seine Sense wetzt.

Mit besten Grüßen Ihr

G. Keller.

255. An Ida Freiligrath in Cannstatt.

Zürich, 27. Juni 1878.

Hochverehrte Frau! Die Kunde von der Denkmalenthüllung, die ich soeben mit großer Erbauung gelesen, mahnt mich, Ihnen meine herzliche Teilnahme zu bezeugen und mich zu diesem Ende hin mit einigen Zeilen zu melden. Ich sehe das Haupt des Verewigten im neuen Erzglanze und im Scheine der Junisonne leuchten; ich sehe das edle Bild aber im Geiste auch schon in der hellgrünen Patina schimmern, die dasselbe nach ein paar Jahrhunderten zieren wird, wenn wir andern alle längst dahin sind.

Möge es Ihnen von dieser neuen Zeitwende an noch recht lange wohl ergehen, wie auch Ihren Kindern!

Daß die Bibliothek nach Amerika wandert, ist einesteils bedauerlich, aber anderenteils besser, als eine Zerstückelung, und am Ende hat dies Schicksal auch einen gewissen symbolischen Sinn.

Mit diesen Zeilen will ich indessen nicht Ihren freund-

lichen Februarbrief beantwortet haben, für welchen ich Ihnen den Dank noch schuldig bleibe. Er liegt, wie derjenige der verehrten Schwester, noch immer auf meinem Schreibtisch bei den unerledigten Akten.

Fräulein Melos, welche vielleicht so gütig ist, Ihnen dies vorzulesen (falls die Augen noch leidend sind), bitte ich, sich gleich die besten Grüße vorweg zu nehmen.

Allerseits mit aller Gesinnung und Ergebenheit Euer

Gottfr. Keller.

256. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 18. Juli 1878.

Hochverehrtes Fräulein! Da stehen wir wieder vor unserm 19. Juli, oder wie man in der Schweiz sagt: Heumonat! Nun, auch Heu kann gewissermaßen noch zu den grünlichen Sachen gezählt werden; es ist meiner Ansicht nach doch eher grün als grau, auch läßt es sich gut darin schlafen. Sei dem wie ihm wolle, so finde ich mich, hoffentlich noch rechtzeitig, ein, um Ihnen für Ihren Anteil an dem merkwürdigen Tage meine herzlichsten Wünsche darzubringen und alle meine Hoffnungen dahin zu formulieren, daß dieselben Sie in voller Gesundheit und glücklich heiterer Gemütsverfassung antreffen mögen, auch daß wir uns zunächst noch ein kleines Jahrzehnt regelmäßig so beglückwünschen können. Alsdann wollen wir weiter sehen, was zu thun ist, und eine Prolongation auszuwirken suchen, wobei ich unter Ihrem unschuldigen Fittich bei den höheren Lebensmächten mit durchzuschlüpfen gedenke. Ich hätte Ihnen gern auf morgen ein Kistchen mit einem wohlfeilen, aber zierlichen

Geschenklein an schweizerischen Töpferwaren neuer Art geschickt; allein die mit den Zollschranken verknüpften Verumständungen haben das Projekt verhindert, und ich muß Sie mit demselben etwas später überraschen, sobald ich einen Weg ausfindig gemacht habe, auf welchem ich Ihnen den Scherz ohne Belästigung ins Haus spedieren kann.

Alsdann werde ich auch Ihre gütige Mitteilungslust durch ausführlicheres Geschreibsel von neuem wachzurufen suchen. Ich bin die letzten Monate immer im Gedränge gewesen und auch heute abgehalten, ein zweites Böglein aufzulegen, so gerne ich noch weiter schreiben möchte. Gott sei Dank, hat er keine Zeit! werden Sie sagen. Geduld, ich höre auf, aber ich komme doch wieder! Also leben Sie morgen einen schönen frohen Tag durch, das Wetter ist jetzt ja prachtvoll, und hernach fahren Sie fort!

In Verehrung, Freundschaft und Ergebenheit Ihr getreuster

G. Keller.

257. An Jakob Moleschott in Rom.

Enge-Zürich, 28. Juli 1878.

Verehrter alter Freund! Das zweite Exemplar Deiner Senatsrede vom 2. Juli[1]), das mir durch Deine Güte zukommt, läßt mich nicht länger mit der Abstattung meines herzlichen Dankes zögern. Ich wünsche Dir aufrichtig Glück zu der frisch-freien That und hoffe auch (was ich zufällig leider nicht weiß), daß sie ihre volle Wirkung erreicht habe.

[1]) Sull' insegnamento della ginnastica nelle scuole. Discorso del Senatore J. Moleschott (Roma, tipografia del senato 1878)

Mit Stolz und Beschämung habe ich in der Rede den Hinweis auf bezügliche schweizerische Verhältnisse bemerkt, und zwar wiegt die Beschämung vor, da die Sachen, genau genommen, nicht so hübsch aussehen. Wenigstens herrscht gerade jetzt eine große Unsicherheit und Unbehagen fast in allen Dingen, und kurioser Weise fängt man von vorne an zu fragen, was eigentlich die Erziehung zu leisten habe.

Übrigens beginnt das sog Kadettenwesen, der eigentliche Militärunterricht in den Schulen, abgeschafft zu werden; Zürich hat den Anfang gemacht, nur noch die größeren Schüler erhalten Schießunterricht, ganz im stillen. Dagegen wird der Turnunterricht obligatorisch über das ganze Land verbreitet mit spezieller Berücksichtigung der Bewegungsfähigkeit zur späteren Wehrpflicht. Aber alles liegt noch ganz in den Anfängen.

Es hat mich sehr gefreut, dieses Lebenszeichen von Dir zu erhalten, und ich hoffe, daß Dein persönliches und leibliches Wohlbefinden der grandiosen öffentlichen Stellung entspricht, welche Du so prächtig einnimmst. Was mich betrifft, so habe ich seit zwei Jahren meine Staatsschreiberei aufgegeben und lebe nur noch oder vielmehr wieder den sogenannten Musen, sitzend im obersten Stockwerk des hochgelegenen Hauses zum „Bürgli“ (über der Bürglíterrasse) mit freier Aussicht nach allen vier Himmelsgegenden.

Meine besten Grüße folgen mit.

Dein ergebener G. Keller.

258. An Ferdinand Weibert, Goeschensche Buchhandlung, Stuttgart.

Zürich, den 28 August 1878.

Hochgeehrter Herr! Ich muß es natürlich Ihrem Ermessen überlassen, ob eine neue Auflage der „Zürcher Novellen" angezeigt sei, wie Sie mit geehrtem Schreiben vom 26 dies mir mitteilen, und ebenso, ob ein so wenig umfangreiches Buch sich zur Lieferungsweisen Ausgabe eigne. Indem ich mich mit dem vorgeschlagenen Modus einverstanden erkläre, erlaube ich mir nur noch die Bemerkung, daß nach meiner Ansicht die Distribution von Rezensionsexemplaren diesmal unterbleiben könnte. Ich glaube, man erreicht damit nichts weiter, als daß man durch die Vermittlung der Journalredaktionen manche hundert Leser mit Gratisstoff versieht, ohne daß meistens eine Zeile über das Buch geschrieben wird. Längst habe ich mich gewundert, wie selbst die teuersten Prachtwerke von den Verlegern in alle Winkel hin gratis versandt und dort von dem Redaktionspersonal einfach mit Behagen nach Hause geschleppt werden gegen Leistung weniger wertlosen Zeilen. Dieser Brauch muß ja wie eine immer zunehmende Last auf dem Buchhandel liegen.

Im vorliegenden Falle dürfte die ohnehin nötige Anoncierung der Lieferungsausgabe, die durch die Sortimenter überall wiederholt werden muß, genügende Aufmerksamkeit erregen. Dies nur meine unmaßgebliche Meinung, da Sie vor einiger Zeit die Absicht hegten, bei einer neuen Auflage

die kleineren Lokalblätter mit Exemplaren zu bedenken, womit die Sache wohl etwas sehr ins Breite wachsen würde

Auch mit der Auszahlung des Honorares erst nach Beendigung des Druckes bin ich einverstanden. Dieser Punkt veranlaßt mich jedoch zu einer weiteren Mitteilung betreffend den „Grünen Heinrich“, die ich Ihnen dieser Tage zu machen vor hatte. Die Umarbeitung ist auf den Punkt gediehen, daß man jederzeit den Druck beginnen kann. Vor länger als drei Wochen habe ich endlich (nachdem ich die Sache hatte ruhen lassen, um mich nicht immer während der Arbeit zu ärgern) definitiv an Vieweg geschrieben, ungefähr in dem Sinne, wie Sie mir § 3 geraten. Ich verwies darauf, daß auf Grundlage des von ihm beigebrachten Briefes ein dauerndes Verlagsrecht nicht existiere, da er die darin erscheinenden Bedingungen nicht acceptiert habe, daß überhaupt aus diesen Bedingungen bezüglich Umfang des Buches und Honorars im Verlaufe ganz andere geworden seien, ohne daß jemals eine zusammenfassende Regulierung des ganzen Verhältnisses stattgefunden habe. Dagegen anerbot ich 400 Mark als Entschädigung für die 120 inkompleten Exemplare, eine Summe, die wohl dem Nettoertrag gleichkommt, den er bei Wiederherstellung des fehlenden Bandes aus dem Verkaufe der 120 Exemplare ziehen würde, und den Betrag übersteigt, welchen er vor etwa neun Jahren aus der Verschleuderung von 100 Exemplaren (wie er angab) an Antiquare gezogen hat.

Eine Antwort habe ich bis heute nicht erhalten, und ich kann Viewegs nicht zwingen, eine solche zu erteilen, so daß die Sache nun so steht:

Seit länger als drei Jahren ist das Buch vergriffen

resp. inkomplet, ohne daß Vieweg Anstalt macht, einen Neudruck oder eine Ergänzung der 120 Exemplare von sich aus zu unternehmen, obgleich das Buch gerade in neuerer Zeit häufig verlangt wird. Damit ist die Sache für mich abgethan, und es wird wohl schwerlich angehen, daß Vieweg durch bloßes Negieren mich hindern kann, das umgearbeitete Werk neu herauszugeben. Dazu kommt die unordentliche Basis seiner ganzen Behandlung: die variierenden Angaben über seine Rechtstitel, das antiquarische Verschleudern eines Teiles seines Vorrates, die fahrlässige Zugrunderichtung eines andern Teils; heut sind es 100 Exemplare, woran der erste Band fehlt, morgen 120 — —

Es bleibt mir höchstens noch übrig, die 400 Mark gegen Postquittung zu schicken und letztere als Beweismittel zu behalten, daß der Handel fertig sei. Obgleich auch dieses Opfer ungerecht ist. Die Firma hat immerhin 800 Exemplare für 7½ Reichsthaler verkauft, bei einem geringen Honorar, und ist daher keineswegs am Schaden.

Da ich bezüglich der mir nötigen Geldmittel auf die neue Ausgabe des „Grünen Heinrich" rechnen muß und im Laufe des Monats September eine Anzahlung von ein paar tausend Franken zu beziehen wünsche, so kann ich mit dem Abschluß der Affaire nicht länger warten und bringe Ihnen daher alles Obige zur Kenntnis mit dem ergebenen Ansuchen, sich über die Stellung aussprechen zu wollen, die Sie zur Sache einzunehmen gedenken. Die Einheit in meinen Verlagsverhältnissen läßt es mir allerdings wünschbar erscheinen, das Buch auch in Ihrer Hand zu wissen. Sollte aber das Geschäft Ihnen nicht konvenieren, so sind Sie selbstverständlich nicht gebunden.

Zur Orientierung vorläufig die Notiz, daß das Buch um ca. 16 Bogen kürzer wird und ich die übrigen 90 Bogen in fünf Bände à ca. 18 Bogen einzuteilen gedenke, wovon die Hälfte in neuem Manuskript besteht, die andere Hälfte in durchgearbeiteten Exemplaren des alten Druckes.

Ihr mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenster

G. Keller.

P. S. Ich habe noch beizufügen, daß ich Zeugnisse besitze, wonach der „Grüne Heinrich" vor zwei und drei Jahren an verschiedenen Orten erfolglos bei Buchhandlungen bestellt worden ist und diese Buchhandlungen von Seite Viewegs eine neue Ausgabe nicht in Aussicht stellen konnten.

259. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, den 5. September 1878.

Höchst wackeres Ehepaar! Mit den besten Segenswünschen nahe auch ich der Wiege des neuen Exnerwieners und bestimme überdies, daß dieser speziell ein Saufaus werden soll.

Von mir hätt' ich allerdings beinahe ein Sterbenswörtchen reden können. Als nämlich Herr Adolf Exner mit seinem Gemachel hier war, machte ich den Anlauf, einen Abendthee zu offerieren. Hiebei vergiftete ich mich selbst, ein Geniestreich, der nur mir passieren kann. Ich empfand am andern Tage so furchtbare Leib-, Kopf- und Rückenschmerzen, daß ich das Bett hüten mußte und erst am zweiten Tag ins Hôtel Baur wanken konnte, voll Angst, das Pärchen mausetot anzutreffen. Natürlich hatte es aber

dem Luderzeug nichts gethan; sie waren schon ausgeflogen und saßen munter auf dem Rigi, gerade am einzigen absolut schönen Tage dieses Sommers; das Gift meiner Gastfreundschaft hatte also nur mich selbst angegriffen, was mich nachdenklich machte und an jenen Hund erinnerte, der toll wurde, als er sich selbst in den Schwanz biß

Nun so angelegentlicher wünsche ich allen Dortigen die beste Gesundheit und den schönsten Verlauf aller Dinge

Mit allen Grüßen Euer

G. Keller

260. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Enge-Zürich, den 14. Sept. 1878.

Verehrtester! Ein schöner vierseitiger Brief ist mir schon vor bald vier Wochen durch ein kaum fünf Zoll langes Kätzlein ruiniert worden, das sein Pfötchen erst ins Tintenfaß steckte und dann über den Tisch weglief, auf welchem jener zum Falten bereit lag. Wenn daher auch doppelt verspätet, komme ich doch noch, für Ihre freundlichen Geburtstagswünsche und die pompöse Aquarellzeichnung herzlichst zu danken. Ich selbst hatte an den Tag gar nicht gedacht, der bei uns selten urgiert wird, und wurde daher förmlich überrascht durch Sie und Storm, so daß ich ein durch Eure Briefe gewürztes Frühstück vergnügt genoß. Daß Sie im Süden gehörig zu schwitzen und zu schauen wissen, hat mir die gedruckte Probe bewiesen[1], welche Sie mir s. Z. unter Kreuzband zugesandt haben und für die ich Ihnen ebenfalls

[1] Ein Nachmittag in Neapel.

meinen besten Dank abstatte. Ich habe solche Schilderungen aus Neapel mehrfach gelesen und doch von Ihrer Darstellung wieder einen neuen Eindruck.

Ihre humoristische Betrübnis über die Dilettanten- und Meisterfrage in der edlen Kunst können Sie leicht etwas aufhellen durch eine gewisse Art von Fleiß, die auch den Liebhaber auf eine Stufe der Befriedigung führt, ich meine, Sie sollten weniger auf das schnelle Genießen des häufigen Hervorbringens mit möglichst leichten Mitteln ausgehen, sondern zuweilen eine erstere Übungszeit eintreten lassen. Auch der Dilettant kann es zu einem gut ausgeführten Studienblatt bringen, an dem jedermann seine Freude hat. Ihre italienische Skizze ist sehr kräftig, sogar leuchtend in gewissem Sinne; allein es fehlt so sehr an jedem überlegten Hinsetzen der Formen und Tinschen, daß der Verdacht entsteht, es sei ein bißchen Scheu vor jener Lernarbeit vorhanden. Wenn Sie im kommenden Winter eine gute Lampe ansteckten, den Bleistift zur Hand nähmen und eine Anzahl tüchtiger Vorlagen in Baumstudien u. dgl. beharrlich durcharbeiteten, so würden sich ein paar Dutzend Abende gewiß lohnen, besonders wenn Sie dann im Frühjahr ebenfalls mit dem Bleistift einige Naturstudien mit Lernzweck, nicht zum bloßen Vergnügen, folgen ließen. Wenn Sie sich einmal daran gewöhnt haben, die charakteristischen Formen im Handgedächtnis zu besitzen, so ist es Ihnen gar nicht mehr möglich, die unter dem Namen des Skizzierens umlaufende bloße Sudelei zu treiben. Die bessere konziere Zeichnung wird dann von selbst auch eine feinere Wahl der farbigen Betonung mit sich bringen, da der erhöhte Wert der Form sofort eine vorsichtigere Färbung und Beleuchtung gebiert.

Wenn Sie dann reisen, so halten Sie sich der Sache zuliebe an Orten, wo Künstler sind, auch einige Tage auf und lassen Sie sich deren Mappen zeigen, so daß Sie die Studien und Skizzen derselben aufmerksam durchgehen können. In München z. B., wo Sie ja Paul Heyse als Anhaltspunkt haben, sollte das nicht schwer fallen.

Diese ennuyanten und pedantischen Schnödigkeiten haben Sie der Katze zu danken, die mich gezwungen hat, einen neuen Brief zu schreiben. Ich würde meine Weisheit auch für mich behalten, wenn ich nicht wüßte, daß Sie wohl noch erreichen können, was ich meine. Es kommt oft mit Einem Mal, wie eine Erleuchtung, wenn man sich nur zugänglich hält. Übrigens brauchen Sie sich nicht zu kränken; ich habe neulich zum erstenmale Vervielfältigungen Goethescher Landschaftsgebilde gesehen, die gar keinen Wert haben, obgleich er fast ein Menschenalter lang von seinen Übungen spricht. Ich konnte nicht den mindesten Duktus herausfinden, der auch etwas künstlermäßig ausgesehen hätte. So wenigstens auf diesen Blättern.

Ist Ihre Lübeckerfahrt mit Storm und der Abend beim Dichterhäuptling Geibel gut ausgefallen? Storm schreibt mir, daß er an das Krankenlager seiner Mutter habe heimkehren müssen von seiner Villegiatur, leider ein Unausweichliches und so spät noch doppelt Wehmütiges.

Mit allen Grüßen Ihr

Gottfr. Keller

Herzlichste Empfehlungen und Grüße an Frau und Kinder.

261. An Ferdinand Weibert, Goeschensche Buchhandlung Stuttgart.

Zürich-Enge, 28 Oktober 1878.

Hochgeehrter Herr! Diesmal sehe ich mich veranlaßt, Sie mit der Angelegenheit eines andern zu unterhalten Der zürcherische Litterator und Dichter Heinrich Leuthold, der lange Jahre in München gelebt und dort mit Geibel zusammen das bekannte Buch „Fünf Bücher französischer Lyrik" herausgegeben hat, mußte vor einem Jahre ungefähr in die Heimat gebracht werden, wegen gänzlich gesunkener Gesundheit. Nicht gerade wahnsinnig, aber mit zerstörtem Nervenleben wird er in der hiesigen Irrenanstalt verpflegt und dieselbe wohl nicht wieder verlassen.

Unter diesen Umständen haben einige Freunde und Bekannte seine Sachen an die Hand genommen, um zu retten, was der Fortexistenz würdig scheint. Leuthold hat schon in den sechsziger Jahren im „Münchner Dichterbuch" einige eigene Poesieen veröffentlicht Nun hat sich eine ziemliche Menge lyrischer Gedichte sowie Episches vorgefunden, und es handelt sich darum, daraus einen Band zu gestalten, welcher dem unglücklichen Poeten zu gutem Andenken gereichen und in sein letztes trübes Dasein noch einen freundlichen Lichtstrahl werfen würde Professor Jakob Bächtold in Zürich, mit demselben sowie mit Hermann Lingg (welcher Leuthold ebenfalls nahe stand) befreundet, hat die Sichtung des Vorhandenen unternommen und mit strenger Auswahl ein Manuskript hergestellt, welches ein Bändchen von 17 bis 18 Druckbogen ergeben würde.

Hiefür ist nun ein Herr Verleger zu suchen. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß auf den Wunsch des Kranken zuerst Cotta, welcher denselben ja schon kennt, angefragt wurde und mit eifrigem Entgegenkommen sich hierauf das Manuskript schicken ließ, daß er aber die Übernahme dann wegen „mangelnder Originalität“ der Gedichte ablehnte, obgleich dieselben weiland besser und bedeutender sind, als manches, was Cotta schon verlegt hat[1]). Die Signatur fraglicher Gedichte sind ein leidenschaftlich bewegtes subjektives Leben und eine ungewöhnliche Formenschönheit in Platenschem Sinne.

Ein Dichter von durchaus neuem, ursprünglichem Gepräge wird allerdings nicht herausspringen, dagegen ein Büchlein von durchgehend reinem Wohllaut und gleichmäßigem Wert des Inhaltes entstehen und hiedurch doch etwas Neues sein, d. h. vorteilhaft abstechen gegen das Meiste dieser Art, was der Tag bringt. Ich bin gebeten worden, Sie, hochgeehrter Herr, von der Sache in Kenntnis zu setzen und Sie anzufragen, ob Ihnen das Verlagsanerbieten nicht unwillkommen wäre und Sie das Manuskript einsehen wollten. Bejahenden Falls würde Herr Professor Bächtold sich direkt mit Ihnen in Verbindung setzen.

Da noch Raum ist, will ich Ihnen auch sagen, daß puncto „Grüner Heinrich“ die Viewegs schon vor mehreren Wochen erklärt haben, daß sie auf dem Verlagsrecht nicht länger bestehen wollen, obgleich nach ihrer Überzeugung dasselbe im Sinn und Geist der gepflogenen Korrespondenz liege, und daß sie mir die hundert inkompleten Exemplare

[1]) Weibert lehnte den Verlag ebenfalls ab

für 625 Mark abtreten wollen. Ich schwanke noch, ob ich auf dies Teilschen eingehen oder auf meinen 400 Mark bestehen soll. Am Ende ist es geraten, von den Herren definitiv loszukommen zu suchen. Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebener

G. Keller.

262. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 14. November 1878.

Verehrter Freund! Wir thun Ihnen kund, daß soeben beim abendlichen Thee der letzte Sprottfisch aus nordischer See glücklich und heil und ohne Pelzrock bestattet worden ist und so wohl geschmeckt hat, als wie der erste. Nun ist es auch anständig, für die neue Güte des Spenders zu danken und die Hände zu erheben! Mögen Ihnen die Seligen am jüngsten Tage in neuen Silberkleidchen entgegenziehen und Ihnen voranschwimmen im Meere der ewigen Wonne!

Ich bin mit meiner Korrespondenz etwas durcheinandergeraten und weiß im Augenblick auf Ihre letzte freundliche Mitteilung nicht recht zu reagieren. In der vorletzten war es glaub' ich, daß Sie mir schreiben, Sie hätten nach dem alten „Grünen Heinrich" öffentlich Nachfrage gehalten, diesbezüglich kann ich Ihnen mitteilen, daß ich, um die neue Ausgabe abschließen zu können, dem alten Verleger noch 100 Exemplare abkaufen muß, an denen sämtlich ein Band mangelt (weil er das Recht hätte, diesen Band noch wieder herzustellen!). Welcher Band es aber ist, weiß ich nicht. Ich werde Ihnen also nebst dem neuen Buch z. B. drei Bände

des alten Schmökers zustellen können, damit Sie Ihrer Liebhaberei fröhnen mögen, d. h. ich will mich doch noch bedenken, ob ich es thun soll!

Können Sie mir nicht Storms Geburtstag mitteilen (und zugleich Ihren eigenen)? Ich möchte doch gerne mich noch in alten Tagen der freundlichen Sitte anschließen, an den betreffenden Frühstückstischchen mit einem Gruße zu erscheinen. Die neuen Novellen Storms habe ich auch geknabbert wie Marzipan. Die Zeit vergeht doch jämmerlich schnell! Nun werden Sie in wenigen Monaten schon wieder an Ihren Südflug denken dürfen. Hoffentlich werden wir bei Ihrem nächsten Ausruhen in Zürich einmal gutes Wetter haben.

Leben Sie mit den Ihrigen gesund und glücklich! Herzlichst grüßend

Ihr G. Keller.

263. An Justine Rodenberg in Berlin.

Zürich, 14. November 1878.

Hochverehrte Frau! Mit drei Herzkammern danke ich Ihnen für Ihre reiche Gabe vom 15. Oktobris, für den gütigen Brief, mit welchem Sie meine Enkelkeit so freundlich einbalsamieren, für den Roman und für die Scherersche Rezension.

Den Roman[1]) habe ich in einem Zuge ausgeschlürft und mich anderthalb Tage daran gelabt. Ich gratuliere dem Herrn Julius, Ihrem Rodenberg, von ganzem Herzen zu der tüchtigen und reifen Arbeit, die als Familiengeschichte,

---

[1]) „Die Grandidiers.“

als historischer Roman und als Zeitbild überall gleich typisch ist. Als ein Hauptkriterium möchte ich die Gestalt der Helene betrachten; sie ist eine wahre Allegorie des elsässisch-französischen Wesens von 1870 und nachher und doch voll individuellsten Lebens, so daß sie zur ganzen tragischen Wirkung kommt. Sie können sich denken, wie ich mit all' den Menschen in Berlin herumspaziert bin und den Sonnenschein über den Spreewäldern mitgenossen habe und mich überdies freute, keinen Gründern und Halunken zu begegnen, da ja Herr Bestvater der Schlimmste ist. Alle Berechtigung und Wohlthat Juvenalscher Werke in Ehren gehalten, ist es mir poetisch doch nur ganz behaglich, wo es menschlich, aber ehrlich hergeht in solchen Hervorbringungen; und ich sehe nicht ein, warum ich immer mit dem Gesichte eines Polizeikommissärs dasitzen soll, wenn ich einen Roman lese.

Ihre Gelassenheit aber, verehrteste Frau Doktorin, mit welcher Sie über die andern vom Metier sprechen hören, ist mir erklärlich durch die innere Gelassenheit, mit welcher der Herr Gemahl seine Geschicke austeilt, wenn er schreibt. Das ist auch eine Muse, welche manchem fehlt.

Herr Professor Scherer hat mich auch herrlich einbalsamiert und vor der Welt geehrt[1]; wenn er nur überall so recht hätte, wie bei dem Hadlaub, dessen Unfertigkeit mir leider schon lange bekannt ist. Ich verspreche aber dem freundlichen Gönner und Gelehrten, zunächst nicht so bald wieder eine Schulstunde vorzunehmen, über welcher die Hauptsache verdunstet.

[1]) Besprechung der „Züricher Novellen" im Novemberheft der „Rundschau", abgedr. in Scherers kleinen Schriften 2, 152 ff (1893)

Hoffentlich sind Sie nun in vollem Zuge eines warmen und vergnügten Winterlebens, wozu ich der ganzen kleinen Familie alles Gute wünsche, Fleiß, Appetit und Lebenslust. Amen!

Mit Verehrung und Ergebenheit Ihr

G. Keller

264. An Friedrich Theodor Vischer in Stuttgart.

Zürich, 15. November 1878.

Verehrter Freund! Durch Ihren Herren Verleger habe ich den „Auch Einer" empfangen und komme nun, Ihnen für die angenehme Überraschung meinen Dank darzubringen. Eine große Überraschung war es, weil ich lediglich eine Pfahldorfgeschichte erwartet habe und nun den monumentalen Bau eines Monologes vor mir sehe, wie ihn unsere Litteratur kaum ein zweites Mal besitzt. Mit dem Ausdruck Monolog will ich jedoch keineswegs irgend eine Formbezeichnung riskieren, denn auch für den Namen eines Romans, den Sie umgangen haben, ist ja das Werk hinlänglich plastisch und schlüssig komponiert. Ich meine nur den testamentartigen Charakter des Buches, welches auf jeder Seite, nach allen Ausstrahlungen hin, das Wesen einer und derselben Person ausspricht. Außerdem aber verschmelzt ja der rhapsodisch bewegte Gang des Werkes die unmittelbare Erzählung des Dichters mit dem Tagebuch in einheitlicher Weise; es ist überall der gleiche stürmische Fluß der Darstellung. Ob die Einheit des nationalen Gepräges, welches dem Buch auf-

gedrückt ist, nicht etwas lädiert wird durch die Grabauswühlung &c. im zweiten Bande, welche mir in Victor Hugo'sches Gebiet hinüberzugreifen scheint, und ob das ästhetische Problem der katarrhalischen Tragikomik in richtig abgewogener Mischung geraten ist, will ich nicht ergründen, da es mir nicht beifallen kann, Ihnen eine Rezension zu liefern, zumal ich über die Sache nicht mit mir einig bin, denn hier kann wieder die Monolognatur antreten und sagen: So ist's einmal mit dem treibenden Concretum beschaffen, welches sich hier manifestiert.

Ein Hauptkompliment muß ich Ihnen über die lyrischen Einlagen machen, das Ihnen wohl nicht neu sein wird. Das Lied oder die Romanze von der Nagelschmiedin könnte einen der besten Plätze in Mörikes Gedichten beanspruchen und damit auch in allen andern Büchern bester Lyrik. Umso verwunderlicher ist es mir, daß Sie sich damit amüsiert haben, die kleine Anleihe aus meinen wunderlichen Gedichten zu produzieren; dafür fühlte ich mich um so geschmeichelter durch die mir zugeschriebene Abholzung des Druiden oder Pfaffen, wie denn kleine oder bucklige Leute immer darauf stolz sind, wenn man ihnen nachsagt, sie hätten Einen durchgehauen. Wie sich mein Bardenkollege Ferdinand Keller über die ihm angewiesene Rolle gaudiert, weiß ich noch nicht, da ich ihn seit der Lektüre des Buches noch nicht gesehen habe. Jedenfalls nehmen Sie meinen eigenen Dank entgegen für die poetische Verherrlichung unserer Nebel- und Pfnüselgegend samt ihren Kutteln und andern Delikatessen, und möge Sie der böse Grippo diesen Winter verschonen! Selbst die mildern Gnadenwirkungen der Seimur wünschen wir in unseren Jahren immer seltener zu schmecken,

da einen wirklich die Zeit für das verfluchte Nasenwischen zu reuen anfängt.

Mit 100 Grüßen Ihr ergebener

G. Keller.

265. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 27. Januar 1879.

Verehrter Freund! Fast ist der Januar vorüber, und ich fange erst an, meine wenigen Neujahrsbriefe abzusenden. Wenigstens beginne ich mit Ihnen, nachts halb zehn Uhr, um Ihnen für alle erwiesene Freundlichkeit zu danken und die guten Wünsche herzlich zu erwidern. Ihre „Korallenmoos“-Idylle[1]) ist allerliebst, und ich wünsche dem guten Beispiel, das Sie Ihren Mitbürgern im schönen Naturgenuß geben, besten Erfolg.

Für Ihre thatkräftige Hülfsmeinung wegen der alten unvollständigen Exemplare des „Grünen Heinrich“ ebenfalls wärmsten Dank[2]). Allein ich muß es doch dabei bewenden lassen. Erstens kann es nicht in meinem Interesse liegen, die alte Unform neuerdings in Umlauf zu bringen, nachdem ich das Buch nach Vermögen umgearbeitet habe (es fallen übrigens bloß etwa 16 Bogen des alten Textes weg). Zweitens kann ich dem Verleger, der eine erhebliche Summe in das Unternehmen steckt, nicht sofort mit dem antiquarischen

[1]) Gedicht von W. Petersen.

[2]) Petersen meinte, man sollte die Restauflage durch einen Berliner Antiquar vertreiben lassen.

Ausbreiten des alten Auflagerestes Konkurrenz machen, sowie mir selbst. Denn es würde immerhin einen unangenehmen Effekt machen, wenn das seit Jahren für vergriffen erklärte Buch hintendrein nun doch wieder in irgend einer Form zu haben wäre. Die Summe, die ich den Viewegs auszahle, muß ich eben an neuem Honorar (etwa $^1/_{10}$) einschlagen, und wenn Goeschen, was er regelmäßig zu thun scheint, es zu einer zweiten Auflage bringt, so ist ja die Sache alsdann verschmerzt, ebenso bei einer Gesamtausgabe meiner Schriften, an die ich allmählich denken muß.

Dieser Winter ist mir sehr langweilig und beschwerlich ausgefallen. Ich habe mich bei meiner leiblichen Unförmlichkeit von der freien Natur abdrängen lassen; bald verhindert mich das Glatteis, auf unserm hügeligen Terrain herum zu watscheln, bald, wenn Schnee und Tauwetter ist, der eigensinnige Mangel an geeignetem Schuhwerk und Kostüm. So sehnt man den Frühling herbei und verhunzt inzwischen Lunge und Gliedmaßen durch Stillsitzen. Ich habe mancherlei Gedichte gemacht oder entworfen, um das Sichtungsmaterial für die bevorstehende lyrische Testamentsbestellung etwas reichlicher zu gestalten. Es gibt eine gewisse Zahl Gegenstände, die einem jungen Poeten nicht einfallen können, sonst würde ich diese Nachernte mir nicht erlauben. Tröstlich ist wenigstens bei all diesen Verspätungen, daß ich bis an mein Ende zu thun und mich zu wehren habe und meine kleine Herrlichkeit nicht um Dezennien zu überleben brauche et après nous le déluge!

Fahren Sie mit Ihren jungen Jahren fort, so natur- und kunstfroh mit den Ihrigen, die ich herzlichst zu grüßen bitte, das Leben zu zwingen! Freund Storm werde ich

dieser Tage auch schreiben. Dieser Tage schicke ich Ihnen ein Bändchen Gedichte von einem andern Zürcher, der lang in München gelebt hat und jetzt hier im Irrenhause sitzt[1])

Ihr ergebener

G. Keller.

266. An Ferdinand Weibert, Goeschensche Buchhandlung in Stuttgart.

Zürich, 15. Februar 1879.

Hochgeehrter Herr! In Beantwortung Ihres verehrlichen vom 13. vor. Mts. erkläre ich mich damit einverstanden, daß die neue Ausgabe des „Grünen Heinrich" in vier Bänden erscheint. Sechs Bände würde mir zu ungeheuerlich klingen; wenn es auch kleine Bände wären, so würde die große Zahl doch haften bleiben in den Mäulern.

Ich habe das Buch nun neu eingeteilt und sende Ihnen zwei Bände mit dem Ersuchen, mir zu berichten, ob Sie die Anfertigung einer Reinschrift für die Setzer für nötig halten.

Denn es wird jedenfalls sorgfältig verfahren werden müssen wegen der vielen Korrekturen und Marginalnoten. Falls Sie das Buch definitiv übernehmen, können Sie den Satz nach Belieben sofort beginnen lassen, da die zweite Hälfte jedenfalls druckfertig sein wird, bis die zwei ersten Bände vorgerückt sind. Nur während der nächsten vier Wochen wäre es mir doch lieb, nicht mehr als einen Revisionsbogen täglich zu erhalten.

---

[1]) Heinrich Leuthold.

Ich bin begierig, was diese neue Phase des alten Schmökers für ein Schicksal haben wird; denn inklusive Ihr und Viewegs Verlagsangebote habe ich successive wunderlicher Weise nun sechs Verlagsanfragen erhalten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebener

G. Keller.

267. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 22. März 1879.

Liebster Freund! Nicht Sie mir, sondern ich Ihnen bin noch ein Scriptum schuldig wegen Ihres guten Berliner Musterromans, zu dessen schönem Erfolg, soweit ich beobachten konnte, ich Ihnen Glück wünsche. Daß bei der gediegenen Simplicität der Arbeit kein eigentlicher Straßenlärm entsteht, ist nur in der Ordnung.

Ich bin Ihnen auch verpflichtet für den angemessenen und gesunden Ton, in welchem Sie Ihren Nachruf betreffend den Tod Gutzkows in der „Rundschau" gehalten haben. Sie haben ihm sein Recht angedeihen lassen, ohne in die unverschämte Heuchelei mancher Nekrologisten zu verfallen, die dem Lebenden kein gutes Wort gegönnt hätten.

Das verlorene Poema will ich Ihnen gern nochmals abschreiben und mit ein paar andern zuschicken, obgleich es schlimm ist, mit Paul Heyse's virtuosischen und graziösen Poesieen gewissermaßen zu konkurrieren. Auch setze ich immer voraus, daß Sie als Selbstmann und Künstler weglassen, was Ihnen Bedenken erregt, resp. nicht gefällt.

Die bewußten Novellen[1]) werde ich in die Mache nehmen, sobald ich mit dem „Grünen Heinrich“ zu Rande bin, dessen Druck begonnen hat. Ich muß aber diesmal das Ding bis zum letzten Tüpfchen fertig haben, ehe ich etwas aus der Hand gebe; denn wenn solche leichtsinnigen Sachen nicht wirklich reif und fertig erscheinen, so bleibt gar nichts mehr daran. Ich habe diesen Winter, dessen lange Unfreundlichkeit und Kälte mich außergewöhnlich geplagt und geärgert hat, nur wenig geschrieben, werde dagegen den übrigen Teil des Jahres einmal durchbüffeln, um vorwärts zu kommen.

Mit Franz Duncker bin ich jetzt beinah im reinen; es ist aber doch gut, wenn er noch nicht erfährt, daß die Novellen demnächst geboren werden sollen, weil er (wie auch die Frau) dem Sohne soviel möglich zuwenden wollen, für welchen in Leipzig die alte Firma aufgehoben wird, bis sie wieder erstarkt ist, und da könnte der Teufel noch im letzten Augenblicke den Rappel bekommen. Ich habe aber kein Vertrauen mehr zum Sitzen dieses Hauses. Unter uns. Empfehlen Sie mich der Frau Doktorin mit besten Grüßen als Ihren alten

G. Keller.

[1]) J. Rodenberg an G. Keller, 14. März 1879. „Sie melden mir wohl mit einem Wort, ob jene lieblichen Gebilde, von denen Sie einige in der Tonhalle in Zürich an uns vorübergaukeln ließen, noch nicht angefangen haben, sich zu verdichten. Meine Frau und ich haben das Geheimnis streng bewahrt.“

268. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 11. Juli 1879.

Höchstverehrte Damen und Gönnerinnen, insonders verehrte Geburtstagsgenossin![1] Tausendmal Dank für Ihre unermüdliche Güte, mit der Sie meine Unart des langen Schweigens erwidern, für die Gratulation, für die Photographie, die nicht in ein Album kommt, sondern neben dem Denkmal Ferdinands auf einem Tischchen stehen soll. Aber auch jetzt bin ich nicht im stande, in gehöriger Art und alles zu schreiben, was ich möchte, und ich schicke diese flüchtigen Zeilen nur auf Abschlag, da Sie verreisen wollen.

Der lange und harte Winter und ein verdächtiges Unwohlsein im Anfange desselben (ich bekam kuriose Schwindelgefühle und ein leichtes aber andauerndes Kopfweh) machten mir die Arbeit schwierig und ließen mich alles Briefschreiben über Bord werfen. Längst ist das Unwohlsein vorüber, dessen Ursache wahrscheinlich in einem ungesunden Wein lag, den ich abends trank. Wenigstens besserte es sofort, als ich hierin änderte. Ein Sumpf von Briefschulden an die besten Freunde aber ist geblieben; ich habe die Aufräumung bis nach Abwicklung der Grünen Heinrichs-Angelegenheit verschoben und werde alsdann mich auch in Cannstatt vergnüglich einstellen. Ich habe vor, im Herbst nach München zu gehen und auf dem Rückweg über Stuttgart zu ziehen, wobei meine Vorstellung sogar persönlich stattfinden würde. Herrn Weibert habe ich glücklicher Weise eben ein Päckchen Manuskript zurechtgemacht, als Ihre

diesfälligen Rüffel anlangten, sonst hätte ich den Schreck nicht überlebt[1]. Ich ging stracks selber damit auf die Post. Die Briefe Ferdinands (es sind aber nur wenige und kurze) werde ich auf den Herbst bereit machen. Die frühsten muß ich aus einer noch ungeordneten Masse aus den fünfziger Jahren hervorsuchen, eine Arbeit, die ich schon lange vorhabe.

Ihnen, teuerwerte Fräulein Marie, wünsche ich natürlich alles Schönste und Beste auf den 19. Juli oder Heumonat, wie man hier sagt, und ermahne Sie bei diesem Anlaß, doch die Ruhm- und Lorbeertrompete an die Wand zu hängen, die Sie immer hervornehmen, wenn Sie mir schreiben[2]. Es ist zwar verzeihlich, wenn man selbst in einer dichten Lorbeerlaube wohnt, daß man andere auch durch die Zweige hindurch so anguckt; aber diese anderen [werden] dadurch nicht besser, als sie sind, zumal wenn es kleine Spottvöglein sind, die im Schatten solcher Lauben zwitschern. Beiden Damen wünsche ich herzlichst glückliche Reise und schöne Sommerzeit, ob sie sich trennen oder zusammenbleiben. Hier scheint es wieder einen Regensommer abzusetzen, denn seit drei Tagen hört es gar nicht auf und ist kühles Wetter.

Also bitte ich um gnädig-freundliche Stundung für den Rest meiner diesmaligen Schulden und verspreche heilig,

[1] Marie Melos an Keller, 8. Juli 79: „Ich fürchte, Weiberts Haupthaar wird gelichtet werden, wenn Sie ihn noch lange [mit dem Schluß des ‚Grünen Heinrich'] zappeln lassen“.

[2] Marie Melos a. a. O.: „Ich werde nicht verfehlen (zum 19. Juli) auf den allerdichtesten grünsten Lorbeer anzustoßen, der noch lange Ihre Stirne schmücken soll“.

mich zu bessern und sogar ganz großartig aufzutreten als ein wahrer Briefheiliger.

Ihr verehrungsvoll und anhänglich ergebener

Gottfr. Keller.

269. An Ida Freiligrath in Cannstatt.

Zürich, 15 Juli 1879

Hochverehrte Frau Freiligrath! Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie auch an der Renommee arbeiten wollen, die Fräulein Marie Melos so fleißig für mich konstruiert, wie sie an mich schreibt[1]. Um nicht undankbar zu scheinen, zeichne ich nochmals die langweiligen Data auf, wie ich sie wiederholt für die sog. Konversations-Lexika liefern mußte (auch für Brockhaus vor ca. zwei Jahren). In der Biographie contemporaine bin ich sogar seit zehn Jahren schon tot. Nicht in der „Rundschau", sondern in der „Gegenwart" habe ich seiner Zeit eine autobiographische Betätigung gehabt, die mir Paul Lindau abgepreßt; ich finde sie in diesem Augenblicke nicht; es wird aber wohl das sein, was Fräulein von Zimmern schon kennt. Ist diese vortreffliche Dame eine Abkömmlingin derjenigen Zimmern, deren Narr ich vor einem Jahre in einem Gedichte in der „Rundschau" besungen habe?

Was den „Grünen Heinrich" betrifft, so müßte ich

[1] Frau Freiligrath wünschte für Helene Zimmern, die einen Aufsatz über Keller zu schreiben beabsichtigte, einige biographische Notizen Der Aufsatz erschien unter dem Titel: „a Swiss Novelist, or Gottfried Keller" in Frasers Magazine, Aprilheft 1880

natürlich meinerseits dringend wünschen, daß die neue Auflage einer allfälligen Kritik zu Grunde gelegt würde, denn es wäre ja gewiß unbillig, wenn die groben Fehler der alten Gestalt, die ich durch Ausmerzung selbst eingestanden, wieder vorgeführt würden, es bleibt auch in der neuen noch genug Schwachheit des Geschriebenen wie des Schreibers.

Gestern und heute Vormittag war es hier schön, jetzt regnet es schon wieder. Meine Schwester murrt, daß ich sie nicht spazieren führen kann trotz des Sonntags. Sie erwidert höflich die gesendeten freundlichen Grüße. Ich füge feurige Gesundheitswünsche und erneuten Respekt für das edle Schwesterpaar bei. Falls die Tochter, zu der Sie gehen, diejenige ist, die ich vor einigen Jahren mit Ihnen und Ferdinand hier gesehen, so bitte ich, mich derselbigen grüßend zu empfehlen. Apropos, habt Ihr damals Eure Schirme wieder bekommen, die Ihr im Hotel Bellevue stehen ließet? Doch nun genug und adieu. Ihr alt ergebener

G. Keller.

P. S. Von meinen gereimten „Worten" ist zur Zeit nichts zu bekommen und nichts genießbar. Das nächste Jahr hoffe ich sie endlich zu putzen und in einem anständigen Zustande sammeln zu können.

270. An Fritz Mauthner in Berlin.

Zürich-Enge, 9. August 1879.

Verehrter Herr! Wenn ich mich auch nicht sonst an Ihren freundlichen Besuch erinnert hätte, so würden Ihre

seitherigen Thaten dafür gesorgt haben, daß mir das Gedächtnis wieder erwacht wäre.

Was nun den angeregten Artikel über Heinrich Leuthold betrifft, so hat zwar der Herausgeber seiner Gedichte, Dr. Jakob Bächtold, in der Beilage der „Allg. Augsburger Zeitung" vom 2. Aug. so Ausreichendes und Zuverläßiges gesagt, daß es etwas schwierig ist, sich in Sachen vom nämlichen Ausgangspunkt aus nochmals hören zu lassen. Dennoch ließe sich noch einiges hinzufügen und anderes etwas allgemeiner behandeln, insonders auch bezüglich der wunderlichen Legendenbildung und Urteilsschwäche, welche sich in diesem Fall mit so ungewohnter Rapidität verbreitet haben. Ich hätte daher wohl ein Interesse, mich auch in einer Darstellung oder Würdigung des Abgeschiedenen mit allfälliger Nutzanwendung zu versuchen, wenn es nicht zu sehr eilte. Denn in den nächsten Wochen würde ich die Zeit nicht dazu aufbringen können.

Kaum das „Montagsblatt"[1] daher etwas zuwarten, so werde ich inzwischen an die Sache vorbereitend denken und sie dann abschließen, und es brauchte in diesem Falle keine weitere Zwischenäußerung von Ihrer Seite. Wünschen Sie aber die Arbeit sogleich zu erhalten, so muß ich ablehnen; und ich würde nur um zwei Worte auf einer Postkarte bitten, damit ich den Gegenstand kann fallen lassen[2].

Ihr achtungsvoll ergebenster

Gottfr. Keller.

---

[1] F. Mauthner vertrat den Chefredakteur des Berliner „Montagsblatts".

[2] Der Aufsatz kam nicht zu stande. „Ich habe — schrieb Keller

271. An Eduard Münch in New-York[1].

Enge-Zürich, 12 Oktober 1879.

Lieber alter Freund! Immer mit Buchschreiben beschäftigt (das ich aber nicht mit Dampf betreibe), bin ich dies Jahr mit allen meinen Briefen in Rückstand geraten und habe auch Dich über Gebühr warten lassen, obgleich die Schwester oft genug gemahnt hat. Deine Briefe und Photographieen haben wir jedesmal mit Freude und Dank erhalten und das nun so herzlicher, als uns allmählig alles entschwindet, was wir in der Jugend gekannt haben. Wir haben auch mit Befriedigung erfahren, daß es Dir mit den l. Deinigen wohl ergeht und Du gesund und munter bist.

Unsere Mutter ist im Jahr 1864 gestorben, siebenundsiebenzig Jahr alt, in der Zürcher-Staats Kanzlei, wo wir die Amtswohnung hatten. Im Jahr 1876 habe ich nach fünfzehnjähriger Besorgung des Amtes die Stelle aufgegeben, um noch einige Jahre lediglich der Litteratur widmen zu können, die uns jetzt bequem erhält. Leider werden wir den vollen Nutzen des „Gewerbes" kaum noch selbst genießen können. Doch wenn ich vor der Regula sterbe, so kann sie jedenfalls existiren, so lange sie noch lebt, sei es durch den

am 23 August an Mauthner — nämlich zufällig erfahren, daß gleichzeitig mehrere Publikationen über denselben Gegenstand vom Stapel laufen, da geht es mir aber wider den Strich, und ich ziehe vor, meine Weisheit bis auf weiteres aufzusparen — Sie wissen ja auch, daß jedem nur in seiner eigenen Haut wohl ist."

[1]) Das Original ist im Besitz van Herrn Ernst Münch in New-York und mir von Herrn Oskar Bloch daselbst freundlichst mitgeteilt worden

Gesamtverkauf meiner Sachen oder durch eine zu stipulierende Jahresrente. An Verlegern fehlt es mir nicht. Längst hätte ich Dir einige meiner Bücher geschickt, wenn ich nicht gedacht hätte, der Zoll würde Dich mehr kosten, als sie wert sind. Jüngst habe ich aber gelesen, daß eine Erleichterung eingetreten sei durch den Weltpostvertrag und in Amerika Bücher als Kreuzbandsendungen gleich den übrigen Sendungen dieser Art zollfrei sein sollen. Sobald ich dessen sicher bin, werde ich Dir die Sachen stückweise so zuschicken. Ein verschlossenes Paket müßte immer noch verzollt werden.

Ich bin leider dick und rund, sonst aber gesund; Regula dagegen ist nicht am stärksten. Sie leidet etwas an Blutarmut und infolge früheren dicken Halses, der sich nach innen gezogen hat, an zunehmender Verengerung der Halsröhre, was ihr jetzt beim Treppensteigen schon Atemnot verursacht und noch gefährlicher werden kann. Die Mutter ist auch an diesem Übel gestorben. Ich selbst werde meiner Komplexion nach die Wassersucht bekommen oder ein Schläglein erwischen. Übrigens besorgt die Schwester noch alle Hausgeschäfte und läuft auch selbst auf den Markt. Wir wohnen auf einer Anhöhe, dem sog. Bürgli, in Enge, 20 Minuten von der Stadt, ganz allein in einer geräumigen Wohnung von sechs Zimmern mit prächtiger Aussicht ringsum. Ich habe an meinem Arbeitstische den ganzen See mit Gebirge vor mir, sehe über die Stadt weg gegen Baden hinunter, in das Sihltal und an den Ütliberg hinüber sieht man von den andern Fenstern aus.

Wir zanken zuweilen über die Häuslichkeiten. Regula will keine Dienstboten leiden, und doch ermüdet die Sache sie zu sehr, und kann es jedenfalls nicht lange mehr so fort-

gehen. Neulich hatte sie ein schönes Stück Arbeit. Meine Freunde hatten zur Feier meines sechzigsten Geburtstages ein üppiges Mittagessen in einem Gasthause veranstaltet, das von 2 Uhr bis 10 Uhr abends dauerte. Die ganze Gesellschaft, jung und alt, 18 Mann, war schließlich besoffen. Ich fuhr als der allerletzte nach Haus und verschmähte jede Begleitung. Als ich aber am Fuße unseres Hügels ausstieg, regnete es in Strömen, und ich purzelte auf dem kurzen Wege bis zum Hause drei- oder viermal in den Dreck, sodaß die Regula den Rock auswaschen und herstellen mußte und fortwährend schimpfte: ich hätte nicht den besten anzuziehen gebraucht. Da hast Du ein kleines Bildchen unserer Lebensart.

Die Onkelsche Schenckzersamilie in Glattfelden, wo niemand mehr und das Haus von einem Bauern bewohnt ist, hat verschiedene Schicksale. Der älteste Sohn Heinrich, Arzt in Eglisau, ca. 69 Jahr alt, hat Schlaganfälle und liegt gelähmt im Bette. Seine Kinder haben ihr Muttervermögen herausverlangt, was ihm Verdruß machte. Die älteste Tochter Setti ist als altes Weib in der Armut gestorben, weil sie einen liederlichen Mann geheiratet. Der mittlere Sohn Jacques lebt als pensionierter Schiffsmaschinenmeister, nachdem er seit 30 Jahren das mittelländische und schwarze Meer befahren, in Triest. Sigmund ist ökonomisch zu Grunde gegangen und lebt gegenwärtig als Tagelöhner in der Nähe von Zürich; er hat sein und seiner Frau Vermögen verunschickt, wie man hier sagt. Der jüngste Sohn Fritz (50 Jahr alt) hat sich durch politische Stürme, als demokratischer Wühlhuber und Volksführer emporgebracht. Er ist Gerichtspräsident, Nationalrat, Kantonsrat, Zeitungsbe-

fitzer und -Schreiber und weiß Gott was und lebt in Bülach, wo er sonst Arzt war.

So viel für einmal. Wenn ich die Bücher schicke, will ich wieder schreiben, was Du auch thun kannst. Die Briefe sind jetzt ja wohlfeil. Regula grüßt bestens, sie schreibt so wenig als möglich, da sie's nie recht gelernt hat.

Also sei mit den Deinen gegrüßt von

G. Keller.

272. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 11. November 1879.

Verehrter Freund! Empfangen Sie zuvorderst meinen Dank für die unverbrüchliche Nachsicht und Freundschaft, mit welcher Sie meine Nachlässigkeit erwidern! Und glauben Sie nur, daß ich alle Ihre Mitteilungen mit doppeltem Interesse erhalten habe, je fauler ich selbst war. Nachträglich beglückwünsche ich Sie wegen der im Süden verbrachten Tage und danke auch tausendmal für die schönen Photographieen. Die Capuanische Venus[1]) habe ich gleich in ein Rähmchen über dem Schreibtisch gesteckt. Wenn die Arme abgeschlagen wären, so würde sie dem Reiz der Venus von Milo ganz nahe kommen.

Nun muß ich aber gleich fragen, was das für ein Unglück mit Storms Sohn sei? Ich weiß gar nichts davon, und längst hätte ich Sie gern näher befragt. Ein mysteriöses Gedicht in der „Rundschau" habe ich auch darauf bezogen. Wenn es sich um moralische Dinge handelt, so thut es mir

[1]) Aus dem Museum in Neapel

sehr leid. Derartiges muß einem Charakter wie Theodor Storm doppelt weh thun. Indessen muß man bei jungen Leuten nie an der Zukunft verzweifeln[1]).

Ich schicke Ihnen endlich das Gedichtbändchen, wovon ich Ihnen gesprochen. Der Verfasser, ein großes Formtalent und mit echt lyrischer Stimmung begabt, aber ohne genugsamen eigenen Gehalt, hat die Lücke durch ein dissolutes Leben ersetzt und ist letztes Frühjahr hier gestorben, nicht eigentlich wahnsinnig à la Lenau oder Hölderlin, wie gesagt wird, sondern eben einfach erschöpft, paralytisch geworden.

Sie werden mit Vergnügen bemerken, wie rüstig Freund Heyse trotz seiner Nervenleiden fortwährend arbeitet. Seine „Verse aus Italien" sind ja so schön und geistvoll wie die Produkte eines frischen Genius in besten Jahren, und gleich ein ganzes Buch!

Was meine neuerlichen Gedichte in der „Rundschau" betrifft, so erquickte mich Ihre und Storms Freude über das Abendliedchen ganz herrlich[2]); so habe ich doch wieder eine

---

[1]) Storm selbst schrieb über dieses Gedicht zu Ende Dezember 1879 an G. Keller: „Die Überschrift ‚Einem Toten' hat wohl Sie, wie andre, irre geführt. Es gilt keinem bestimmten Falle, wenn es auch durch solchen hervorgerufen ist; ich habe darin nur den Eindruck niederlegen wollen, den der Anblick eines Gestorbenen, ich glaube im wesentlichen auf jeden macht, und wogegen es keine Rettung als die des Glaubens an ein Wiederaufleben in einem andern Zustande gibt, die aber für mich nicht vorhanden ist."

[2]) Petersen an G. Keller, Schleswig, 16. September 1879: „Am Sonnabend fuhr ich mit meinem Töchterchen zu Storm, um am Sonntage seinen Geburtstag mit ihm zu feiern. Nachdem des Morgens die Geschenke feierlich überliefert und die zahlreichen Glückwünsche verlesen waren, zogen wir uns auf sein Zimmer zurück, um ein wenig

unbedenkliche Seite für die Sammlung, an die ich nächstes Frühjahr endlich zu gehen hoffe.

Den „Grünen Heinrich" werde ich Ihnen schicken, sobald er ganz ist. Der dritte Band ist gedruckt, und nun geht's an den vierten, der leider noch nicht abgeschlossen, aber es nächstens werden soll. Die widerwärtige Affaire hat mich gegen Erwarten das ganze Jahr 1879 bis auf ein Viertel gekostet oder wenigstens hingehalten, da nur durch öfteres Liegenlassen ich wieder Geschmack und Geschick dafür gewinnen konnte. Von der alten Ausgabe kann ich Ihnen die vorhandenen drei ersten Bände schicken, wenn es Ihnen Spaß macht, ich habe ein Dutzend Exemplare zurückbehalten, das übrige wandert successive in den Ofen. Vielleicht kann ich den vierten Band auch noch auftreiben, durch Austausch eines neuen Exemplars. — Daß Sie das italienische Wesen in Verbindung mit Kunstgeschichte ernstlich vornehmen, ist gewiß ein ebenso glückbringendes als kurzweiliges Vorgehen. Ich habe neulich wieder J. Burckhardts Kultur der Renaissance durchgelesen und aus seinem homogenen Geiste ein Heimweh nach jener Welt davongetragen, die freilich nicht die unsrige ist.

---

im stillen zu plaudern. Da holte er denn ‚Die Rundschau' hervor und las mir Ihre vier Gedichte vor. Das Abendlied und die Zwiesprache las er zweimal, und als wir später gehen wollten, las er nochmals stehend das Abendlied. Er hatte eine kindliche Freude dabei und besonders ‚das Abendfeld' hatte es ihm angethan, desgleichen die ‚Irisbälle' [in ‚Tod und Dichter']. Wie herrlich die beiden Lieder ausklingen! Als ich am Abend in sein Zimmer trat, saßen die drei älteren Töchter im Sopha und erzählten mir, Papa habe ihnen dreimal das Abendlied vorgelesen. Dann seufzte er: „Könnte ich doch auch noch ein paar solcher Lieder machen!"

Der Herr Oberamtsrichter von Husum wird also demnächst sein otium cum dignitate antreten: nach seinen neuen Novellen zu urteilen, werden wir davon noch Gutes zu genießen bekommen

Wir haben hier einen schönen Oktober gehabt, leider zu spät. Jetzt naht langsam der Winter, ich hoffe aber, es werde nochmals schön, ehe Schnee und Eis bleibend anrücken

Die kleinen Unbehaglichkeiten vom letzten Winter sind verschwunden; ich glaube, es lag an einem weißen Pfälzerwein, den ich damals auf der Ihnen bekannten „Meise" trank und der wahrscheinlich nicht sauber war. Das viele Laufen durch dick und dünn im Winter, das Sie mir vorschreiben, kann ich nicht so schlechthin durchführen, weil es mich mehr stört und abzieht, als es wert ist. Indessen gibt's immer Gelegenheit, sich Bewegung zu machen, wenn auch nicht jeden Tag. Ihrem Schlafen bei offenem Fenster kann ich kein Vertrauen schenken. Vor zwölf oder fünfzehn Jahren gab es hier eine Gruppe vierzig- bis fünfzigjähriger Männer, die den Winter durch kalt badeten und sich am See täglich das Eis aufschlagen ließen. Sie wollten urgesund und uralt werden; jetzt lebt kein Einziger mehr davon. Einige davon rannten im Sommer täglich, manchmal zweimal, im Winter wochentlich zwei- bis dreimal auf den Ütliberg; sie sind, wo die andern.

Ich stecke zwei Photographieen in den Kreuzband, da Sie von solchen gesprochen haben, obgleich ich kein guter Sitzer bin und immer zu wüst und starr gerate, zumal die Photographen auch nichts können. An der größeren ist der Bart durch schlechtes Retouchieren noch ganz ab-

schrecklich geworden, abgesehen von dem verkümmerten Ausdruck.

Ich wünsche Ihnen und Ihrer Familie einen glücklichen und gesunden Winter, werde aber bälder wieder von mir hören lassen, als bisher geschehen. Mit herzlichem Gruße Ihr

G. Keller.

273. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 14 November 1879.

Verehrter Freund! Kaum hatte ich meinen Brief fortgeschickt, so entdeckte ich Ihre hübsche Geburtstagsepistel vom 17. Juli d. J., die ich nie beantwortet habe. Es wäre denn doch zu cannibal- oder, will ich schreiben, calibanisch, wenn das so bleiben sollte. Der Grund meines Schweigens lag in der Vergessenheit, welche mit dem Tag selbst mich befiel. Es hatten nämlich achtzehn alte und junge Freunde die Verschwörung gemacht, mich in einen Hinterhalt zu locken, um mein sechszigstes Jahr zu betrachten, was von nachmittags 2 Uhr bis Mitternacht geschah in einem hübschen Rokokosälchen in dem Ihnen sattsam oder vielleicht noch zu wenig bekannten Meisenzunfthause. Ich blieb als einer der letzten auf dem Platz, wobei dann der Schluß so toll wurde, daß ich über den Folgen alles Vorhergegangene vergaß, zumal Ihr Brief sich inzwischen verschob. Empfangen Sie also meinen nachträglichen herzlichen Dank!

Hiebei möchte ich Ihnen aber doch raten, sich nicht nach der Erreichung meines Ziels zu sehnen und Ihre vier-

zehn Jahre noch ganz bedächtig und ruhig abzuwickeln; denn sind sie einmal fort, so ist's, wie wenn der Teufel sie geholt hätte, und immer geht es schneller, rasender mit der Zeit, nach jedem verflossenen Tage, man mag etwas thun oder nichts thun!

Am unheimlichsten ist diese Zeitflucht in einem Säkulum, wo nichts als Mord und Totschlag ist und kein Ende abzusehen! Da rennt man so mit, ohne des Lebens recht inne zu werden.

Beste Grüße nochmals Ihr

Gottfried Keller.

274. An Jos. Viktor Widmann in Bern[1]).

Zürich, 18. Dezember 1879.

Liebster Freund und Herr! Sie haben mir durch Ihre, obschon nur halbe Zuwendung eine große Freude gemacht. Beim Anblick des Titels „Oenone" wollten mich zwar die alten Bedenklichkeiten beschleichen, die sich immer gegen die sog. Iliaden post Homerum erheben, d. h. gegen den Konkurs mit dem längst Ausgereiften und Geschlossenen. Allein wie jedesmal im solchen Falle des Gelingens verstummten die Skrupel über dem Vorrate von neuen Schönheiten und den Ergebnissen der schönen Geistesübung. Und es handelt sich hier nicht nur um eine Anzahl aufgereihter Perlen, sondern um eine trefflich durchgeführte Handlung, sowie um die wirkungs-

[1]) Der Originalbrief ist im Besitze von Max Kalbeck in Wien; für eine Abschrift danke ich der Freundlichkeit von Johannes Brahms.

vollsten und ergreifendsten Szenen, die in prachtig notwendiger innerer und äußerer Symmetrie sich auf- und ausbauen. Der Tod des Paris, die Vorgänge an seiner Leiche mit dem Dialog zwischen Helena und Oenone, dies und viel anderes gehoren zum Besten. Die Helena haben Sie kostbar zu gestalten gewußt. Was die Komposition betrifft, so kommt nur einzig Philoktet, der von den Alten her einen heroischen Nimbus hat, am Schlusse etwas zu schlecht weg, etwas zu sehr als abgeschabter Jagdhunker. Sollte ich mich über irgend etwas beklagen, so wäre es aber ein gewisser Dualismus, der nach meinem Gefühl im Tenor des Ganzen steckt: ich meine ein etwelches Auseinandergehen antiker und moderner Diktion, die stellenweise ins heutige Konversationswesen übergeht, wie die Worte „Flausen", „Teufel", „verzweifelt lang" u. s. f. Doch diese Splitter sind Nebensache, wichtiger wird es in den Reden des Thersites z. B. S. 75, wo er sich ganz in antizipiert moderner Weise über das Griechentum ausspricht, wie es nur Goethes Mephisto oder Heine etwa thun könnte. Je geistreicher dergleichen klingt, um so energischer stört es die Einheitlichkeit eines Kunstwerkes.

Ich erlaube mir diese Bemerkungen nur, weil ich selbst an meinem geringen Orte von jeher mit Willkürlichkeiten dieser Art zu kämpfen hatte und täglich von neuem sehe, wie unsere Großen, die Goethe und Schiller, immer mit heiligstem Ernst zu Werke gingen und in ihren Hauptsachen jede Spaßhaftigkeit sogar aus den Gedanken verbannten.

Doch genug hievon. Herzlichen Dank nochmals. Die Zenobia[1]) werde ich nächstens durchlesen, ich kann sie nur von

[1]) Die Königin des Ostens. Schauspiel in fünf Aufzügen von J. V. Widmann (Zürich 1880).

einem Bekannten holen und hoffe mich auch an ihr zu ergötzen.

Ich kann hier den alten Wunsch nicht unterdrücken, daß wir doch einmal in den Besitz einer gleichförmigen Oktavausgabe Ihrer Werke gelangen möchten. Diese kleinen Büchelchen kann man nicht auf Repositorien unterbringen, und so bleibt nichts übrig, als sie haufenweise im Staube liegen zu lassen oder in Schachteln zu vergraben. Jedenfalls ist man sicher, es in der nächsten halben Stunde nicht zu finden, wenn man eines sucht. Gott bessere es! Auch Ihnen wünsche ich gute freundliche Feiertage als Ihr alter hochachtender

G. Keller.

275. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, Weihnacht 1879.

Verehrteste Frau Professorin! Ich will diesmal Ihnen a tempo antworten, damit es überhaupt geschieht, denn seit einem Jahre habe ich einen förmlichen Briefbankerott gemacht und wickle mich nur langsam aus demselben heraus. Es würde vielleicht auch jetzt noch nicht besser, wenn die Briefe auf diese Art schließlich nicht auch ausbleiben, d. h. die, welche ich bekommen soll, und das würde mir nicht konvenieren.

Es ist daher artig von Ihnen, daß Sie mich dennoch mit einem Ihrer Schwalbenschwänze bedacht haben, wie D. Ihre Briefchen nennt; und ich will das Beste versprechen,

vorläufig Ihnen und Euch allen anwünschen auf den Jahreswechsel. Dem Adolf will ich schreiben, sobald ich die Zeichnung fertig habe, die ich ihm versprochen.

Einige Stunden werden sich wohl endlich finden, sobald ich den dämonischen Simpel, den „Grünen Heinrich", aus dem Hause habe, der mich seit einem Jahre bald melancholisch macht mit der Überarbeitung. Wenn ich auch so eine Menge Zeit verliere, so mag ich doch aus Gewissenhaftigkeit das Malzeug nicht hervorkramen, so lange eine verakkordierte Arbeit nicht fertig ist; es ist eine Marotte, aber es ist so; denn ich hätte dabei ein Dutzend Zeichnungen machen können.

Mit Vergnügen vernehme ich, daß Sie mit Mann und Kindern wohlauf sind. Zu demjenigen, was das Adolfsche Paar aufgebracht hat, lasse ich nachträglich Glück wünschen; mein Segen bleibt ihm aufgehoben.

Was mich betrifft, so habe ich einen schlechten Winter zu bestehen seit bald vier Wochen, da unsere Wohnung bei der ungewohnlichen Kälte, zum erstenmal seit fünf Jahren, sich als unträtabel erweist und zudem die bewußte Schwester von Sorrent glauben würde, die Welt ginge unter, wenn wir das schöne Holz, das im Sommer schon zu diesem Behuf zugefahren wurde, jetzt wirklich aufbrauchen würden. Dafür ist ihr ein Fäßchen Sauerkraut, das sie im Herbst eingemacht hat, zu Grunde gegangen, was sie gestern entdeckte, als sie in den Keller ging, um auf heute am Weihnachtstag zum erstenmal davon zu kochen. Es sei ganz schwarz, sagte sie, und nicht zu brauchen. Ich riet ihr, es im Sommer auf die Bleiche zu geben, vielleicht könne man es spinnen und nachher weben.

Ich danke, wenn auch nach Jahresfrist, noch schönstens für das zierliche Kalenderchen und die Briefe von dazumal. Vielleicht läßt sich wieder einmal ein Aufenthalt im Gebirge verabreden. Wenn nur das Regenwetter nicht wäre. Jedenfalls komme ich wieder einst nach Wien, wobei aber die Logierfrage zum voraus nicht in Betracht kommen soll. Was macht auch der Herr Hofrat Mozart? Ich denke, Sie werden ihn jetzt auch rasieren, nachdem Sie ihn sonst so hübsch frisiert haben? Ich möchte sehen, wie Sie ihn einseifen und dabei die Buben in Ordnung halten! Und die graziösen Bewegungen, wenn Sie das Messer abziehen!

Sempers Tod wird Euch auch betrübt haben; ich kann mich jetzt noch nicht recht darein finden, wenn ich daran denke, wie oft er Einem so unbefangen und anspruchslos nahe gewesen ist, inmitten einer aufgeblasenen Welt.

Leben Sie, versehen mit meinen besten Wünschen, samt Haus und Hof wohl und glücklich ins neue Jahr hinüber, und behalten Sie wohlwollende Gesinnung gegen Ihren alten

G. Keller.

276. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 26. Dezember 1879.

Hochverehrte Freundin! Da die seit einer Woche herrschende Kälte nicht weichen will, so muß ich als der Gescheitere nachgeben und mich mit krummen Fingern endlich ans Briefschreiben machen; und da stehen Sie, respektive das edle Schwesterpaar am Neckar, in erster Linie. Vorerst zur glücklichen und zufriedenen Rückkehr von den Sommer-

zügen Glück wünschend, eröffne ich sodann mit ebenso großer Feierlichkeit meine Wünsche für das kommende neue Jahr, die natürlich alle nur auf das Angenehme und Nützliche gerichtet sind, vor allem auf die Fortdauer guter Gesundheit.

Nun muß ich mit großer Zerknirschung der Flegelei gedenken, die ich mir habe zu schulden kommen lassen in bezug auf ein Autograph, welches Sie für einen jungen Bekannten von mir wünschten. In Ihrem vorletzten Briefe gedachten Sie des nicht erfüllten Wunsches, ohne daß ich mich der Natur desselben erinnern konnte, und erst als es Ihrer Abreise wegen zu spät war, ersah ich aus einem früheren Briefe, um was es sich handelt. Daß ich die Sache so augenblicklich und total vergessen konnte, mag daher rühren, daß dergleichen Aufforderungen heutzutage von noch im Kindesalter befindlichen Personen, aus Pensionen und Gymnasien, an uns Dutzendschriftsteller gerichtet werden, so daß augenscheinlich solche Sammlungen an die Stelle oder die Seite der Briefmarkensammlungen getreten sind. Man sieht sogar an den vielfach gleichlautenden Adressen der Briefe, daß dieselben lediglich einer Anthologie oder sonstigem Lesebuch entnommen und auf Geratewohl geschrieben sind. Es versteht sich von selbst, daß ich unsern Fall nicht hieher zähle, und ich lege den betreffenden Papierschnitzel mit hunderttausend Entschuldigungsbitten bei. Ist es zu spät, ihn unterzubringen, so zerreißen Sie denselben.

Frau Ludmilla Assing habe ich gesehen. Sie hat die Unsitte, mich jedesmal in den Gasthof zu zitieren, wenn sie hier ist, als ob es unschicklich wäre, unsereinen im Hause aufzusuchen. Ich ging jedenfalls zum letztenmal hin, denn

sie machte mir einen unerträglichen Eindruck. Sie hatte eine goldene Brille auf der Nase, renommierte, daß sie Latein treibe, warf die Gegenstände auf dem Tisch mit barschen Mannsbewegungen herum, heulte dazwischen, rückte mir auf den Leib, immer von sich sprechend 2c. Es ist ein Glück, daß sie zu leben hat, sonst würde sie noch die unseligste Person der Welt werden[1])

Daß ich nicht in München und Stuttgart war, werden Sie in Cannstatt wahrgenommen haben. Das Nichtfertigwerden des schrecklichsten aller Bücher hat mich daran gehindert; denn ich mochte nicht herumreisen, während der Verleger zappelte. Auch jetzt bin ich noch nicht fertig, da seit vier Wochen die ungewohnte Kälte mich fast bewegungslos macht und unsere lustige Wohnung nicht zu erheizen ist. Wir bringen es nie über 8 Grad Réaumur in meiner Stube. Bei meiner Schwester gar nur auf 4 Grad, so daß ich beim Essen einfriere.

Die Briefe Freiligraths habe ich noch nicht beisammen[2]). Wenn sie noch brauchbar sind, so will ich sie aber doch mit einer Gewaltanstrengung zusammensuchen, wobei es steife Finger geben wird. In der „Gegenwart" lese ich eifrigst die Mitteilungen Buchners und freue mich, wie Ihr denken könnt, über jede Zeile.

---

[1]) Marie Melos an G. Keller, Cannstatt, 6. Januar 1880: „Was Ihr Männer alle an der geistvollen Ludmilla auszusetzen habt, geht durchaus über meinen Horizont. Mir gefällt sie sehr gut, und ich kann gar nicht begreifen, daß Ludmilla überhaupt noch zu haben ist und Ihr Euch nicht schon längst um sie gerissen, duelliert und totgeschossen habt."

[2]) Zur Buchnerschen Freiligrath-Biographie

Der verehrten Frau Ida werde ich demnächst einen ehrerbietigen Brief alleine schreiben. Hat Herr Weibert die drei erschienenen Bände des „Grünen Heinrich" zugestellt? Mit tausend Grüßen der getreue

Gottfr. Keller.

277. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 29. Dezember 1879.

Bester und verehrtester Freund! Belieben Sie zunächst meine herzlichen Glückwünsche für Sie und die verehrte Frau Gemahlin und Tochter zum Jahreswechsel freundlich zu empfangen. Möge Ihnen der Lebenswagen ohne Ruck hinüberrollen, so glatt und sänftlich wie gewohnt! — —

Hauptzweck dieser Zeilen ist der gewünschte Nachweis über die neuen Novellen, oder wie das Ding zu nennen sein wird. Durch die sibirische Kälte bin ich in meinen Arbeiten zurückgestellt worden, da auf meiner luftigen Höhe mir die Gedanken eingefroren und die Finger krumm geworden sind. Ich werde daher kaum vor Ende Februar resp. für das Aprilheft einen Teil abliefern können; dagegen ist dann die Fortsetzung je nach Wunsch leichtere Sache. Die Schwierigkeit besteht nun darin, daß es sich wiederum um einen Zyklus handelt mit einer Rahmenerzählung und es sich also fragt, ob eine Unterbrechung zu machen ist oder das Ungeheuer seinen Lauf ungehemmt fortsetzen soll. Die einzelnen Stücke sind immer kürzerer Natur, so daß immer mehrere zusammen folgen könnten oder jedenfalls eines ganz.

Leider muß ich, um das Unangenehme nicht hinauszuschieben, noch einen prosaischen Punkt berühren. Das

überall um sich fressende Verhältnis von Angebot und Nachfrage, das mich an meinem geringen Orte ebenfalls plagt und in der Ruhe stört, nötigt mich, zumal bei der Spärlichkeit meiner Hervorbringungen, eine Honorarerhöhung für novellistische Beiträge anzustreben; ich bin eben nicht in der Lage, diesfällige Anmutungen beharrlich zu ignorieren. Sie würden mich daher verbinden, wenn Sie sich mit Ihren Herrn Verlegern hierüber besprechen und mir ganz gelegentlich die sich ergebende Meinung mitteilen wollten.

Ferdinand Meyers „Heiliger" ist doch eine sehr schöne ausgefeilte Arbeit. Wenn der Herr nicht immer unsichtbar wäre, so würde ich ihm sagen, daß mich einzig das unreife Alter der Kanzlerstochter als eine harte Stelle anstößig berührt; sonst aber liest sich die Novelle wie Kuchen.

Das hoffe ich auch von Ihrem Romane, in dessen Verarbeitung Sie so planvoll und gemächlich vorgehen; insbesondere hiezu gratuliere ich Ihnen aufrichtig.

Soeben, indem ich dies schreibe, fängt ein ungewohnter Wind an zu brausen; es scheint der Südwind zu sein, da zugleich das Gebirge sichtbar wird, und somit würde die Kälte brechen. In dieser Hoffnung will ich schließen und Ihnen nur noch ein Prosit Neujahr zurufen!

Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

278. An Ida Freiligrath in Cannstatt.

Zürich 9. Januar 1880.

Hochverehrte Frau Freiligrath! Nicht mehr als vier Briefe finde ich und glaube nicht, daß ich einen verloren

habe[1]); die Vorstellung von einer größeren Zahl rührt wahrscheinlich davon her, daß Ferdinand bei Schenkung und Zusendung seiner Werke die Exemplare stets mit einer geschriebenen Dedikation schmückte, was in der Erinnerung sich mit einem Briefe verwechselte. Auch sagte er mir, so lange Wilhelm Schulz lebte, manches in den an diesen gerichteten Briefen. Frau Schulz muß eine Anzahl Briefe von dem Hochseligen haben. Sie hat aber ihr Institut in Zürich vor etwa zwei Jahren verkauft und die Gegend ohne Abschied verlassen. Sie soll in einem Städtchen oder Dorfe an der Rheingrenze im Aargau leben[2]) und ist, glaube ich, eine morose Zeitfeindin oder so was geworden. Es fragt sich, ob sie die Masse von Briefschaften, die sie von der Zeit ihres Mannes und der ersten Frau her besitzen mußte, überhaupt nicht vertilgt hat. — Beim Hervorsuchen beiliegender vier Briefe ging mir so viel durch die Hände, was mir fast das Herz schwer machte, daß ich froh war, am Ende zu sein. Und wie bald, dachte ich, werden fremde Hände den Kram durchwühlen!

„Die Grenzboten“ werden leider auf unserm Museo nicht mehr gehalten, weshalb ich mich wegen der autobiographischen Briefe gedulden muß[3]). Den Brentanoschen Brief hat mir Freiligrath, als Ihr in Zürich wart, einst auf seiner traulichen Stube, in seinem roten Schlafrock vorgelesen[4]). Ich erinnere mich noch deutlich des Lobes der „Sandlieder“.

[1]) Für W. Buchners Freiligrath-Biographie.

[2]) In Kaiserstuhl.

[3]) Buchner veröffentlichte dort vorläufig eine Anzahl Freiligrath-Briefe.

[4]) Buchner druckte denselben in Westermanns Monatsheften, Februar 1880 ab. Vgl. W. Buchner, F. Freiligrath 1, 356 ff.

Die Buchnersche Arbeit gefällt mir bis jetzt wohl, d. h. bis auf einen gewissen Mangel an spezifischem Ton. Es fehlt in der Diktion etwas von der freien Sonnenluft und der persönlichen Lebensglut, die in Freiligraths Wesen lagen, die ihn von den andern unterschieden. Doch wäre es nicht ratsam, den Biographen zu einer gefährlichen Stiländerung zu veranlassen. Der Mangel wird am Ende durch das Faktische und die Werke selbst ergänzt. Das verehrte Fräulein Marie Melos mag sich in ihrem „alten Hasen" nicht zu mausig machen mit ihren Ludmillianischen Späßen, sonst werde ich, wenn ich einmal an den Neckar komme, ihr Dinge vortragen, daß ihr die Haare zu Berge stehen. Inzwischen bitte ich Sie, Herrn Waldsrode mich bestens bei Gelegenheit zu empfehlen und ihm zu sagen, wie sehr ich damals bedauert habe, nicht zu Hause gewesen zu sein. Die kläffenden Hunde sind leider noch immer da, beißen aber nicht, dagegen hat Herr Waldsrode offenbar die Nachbargehöfte durchbrochen, statt den ordentlichen Fahrweg zu suchen, der zu mir hinaufführt. Auch liegt der Hügel nicht an der Limmat, sondern am See, genau in der Höhe der „hohen Promenade", welche gegenüber am andern Ufer liegt, und über die Ihr vom Zeltwege aus gewiß manchesmal gegangen seid[1]). Das wärmere Wetter ist hier mit dem letzten

[1]) Marie Melos am 6 Januar 1880 an G. Keller „Ganzhorn sowohl wie Walesrode haben eine wunderbare Beschreibung Ihres Domizils gemacht Ersteren kann ich nicht redend in meinen Zeilen einführen, da die vielen Pausen, die in seiner Unterhaltung eintreten — die häufigen So, So, Sos und Ja, Ja, Jas — für mich zu schwierig sind wiederzugeben. Allein ich will wenigstens versuchen, die Hauptpunkte aus Walesrodes Erzählung festzuhalten, wenn ich auch nicht seinen klassischen Sprachstil nachahmen kann. Also Keller

Tage des Jahres auch eingetreten und seither schon wieder etwas abgekühlt. Doch kann man jetzt mindestens mit Heizen nachkommen. Die Briefe bekomme ich wohl wieder? Jetzt kommt die alte Ehrerbietung, mit welcher ich verharre als Ihr getreuer

G. Keller

279. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 21. Januar 1880

Verehrter Freund! Mit krummen Fingern mach' ich mich endlich ans Antworten, da die infame Kälte, die mich diesen Winter auf meiner Windmühle erheblich zurückgestellt hat, wiedergekehrt ist. Ich getraue mir nicht, für das Aprilheft die Novellen in Aussicht zu stellen. Wenn auch für

---

wohnt ganz außerhalb Zürich (ob auf der rechten oder linken Seite der Limmat, wußte Walesrode nicht anzugeben) auf einer Höhe, zu deren Ersteigung ein Alpenstock vonnöten wäre. Nicht ohne mancherlei Gefahren kann man sich seiner Wohnung nahen. Ist man ungefähr schon auf der Hälfte des Weges, so steht man an einer Umzäunung, die eine Tafel mit folgender Inschrift trägt: ‚Wer unbefugt diesen Weg betritt, zahlt 5 Fr. Strafe.' Da ich mich indessen nicht ganz unbefugt fühlte, so setzte ich meinen anstrengenden Weg weiter fort. Kaum aber war ich glücklich dieser Scylla entgangen, so fiel ich in die Charybdis gefährlich kläffender, bellender Hunde, die mir den Weg versperrten. Erst nachdem ich mich ihnen als besonderen Tierfreund und Beschützer derselben vorgestellt hatte, ließen sie mich passieren, und so gelang es mir denn endlich, alle Gefahren glücklich zu überstehen und die Höhe des Berges zu erklimmen. Auf dieser Höhe nun steht Kellers Haus, und in diesem Hause bewohnt er auch noch die höchste und luftigste Etage. Wenn er dort oben bei dieser strengen Kälte ganz zum Eisklumpen gefroren wäre, so würde ich mich nicht wundern. So weit Walesrodes Bericht."

ein Heft jetzt schon vorgesorgt ist, so mag ich diesmal doch die Fortsetzungen nicht ins Unsichere schieben und habe daher beschlossen, das Ganze fertigzubringen, eh' ich es Ihnen vorlege; Sie können es dann damit halten, wie Sie wollen. Soviel ich sehe, wird das Buch ziemlich den Umfang der „Zürcher Novellen“ haben, soweit sie in der „Rundschau“ erschienen sind, und jetzt den ersten Band ausmachen.

Das Honorar betreffend, so ist mir das Doppelte dessen angetragen, was ich bisher erhielt, also ca. 600 Mark. Da es aber wohl nur geschieht, um wenigstens einen einmaligen Betrag zu erzwingen, so bin ich gern erbötig, die noch bestehende Differenz zu teilen, sofern das den Herren Verlegern konveniert, und den Bogen zu 500 Mark zu berechnen. Dieses Honorar würde mich dann auch in Zukunft befriedigen, wo ich vorhabe, dann und wann eine einzelne Novelle, mit weniger beschwerlichem Anlaufe, von Stapel gehen zu lassen und mich nach wie vor freuen würde, mein Absteigequartier beim Wirt zur „Deutschen Rundschau“ zu haben. Doch dies wird hoffentlich geschehen können, „geh es, wie es wöll“.

Mit besten Grüßen Ihr in jedem Sinne alter

G. Keller.

280. An C. Ferdinand Meyer in Kilchberg.

Enge, 18. Februar 1880.

Verehrter Herr Doktor (um Ihnen gleich eingänglich zu gratulieren[1])! Es ist mir sehr leid, daß ich gestern Ihren

[1]) Für den Titel eines Ehrendoktors der Universität Zürich

freundlichen Besuch verfehlt habe, und noch leider, daß Sie noch immer wegen der F'schen Sache beunruhigt sind. Ich hatte seiner Zeit versäumt, Ihre Zeilen aus Pontresina zu beantworten, weil ich das betreffende Zirkular nicht gesehen und also nicht wußte, was darin steht. Indessen war ja Ihre Hinweisung auf jene schon gedruckten Gedichte in keinem Fall etwas zum Übelnehmen, was mir auch nicht einfiel.

Auch die notorischen Lügen und die beleidigende Aufdringlichkeit des jungen Menschen, die der letzten Phase vorausgegangen, sind ohne mein Wissen und Zutun publik geworden. Was die Sache an sich betrifft, so lasse ich mich einmal nicht von jedem unerzogenen und rohen Gesellen, der noch nichts geleistet, ins litterarische Schlepptau nehmen; und wenn Faiseur- und Intriguenwesen, die sonst mit Jugend und Poesie nicht verbunden zu sein pflegen, sich dafür ausgeben, so werden sie mir doppelt zuwider. Man hat sonst genug Störung durch alle die Vettelkäten und Lumpeninteressen der alten Intriganten, die einem das bißchen Leben verderben.

Doch genug des Gepolters! Lassen Sie sich, lieber Herr, also ja nicht mehr durch die Idee beunruhigen, daß ich wegen der F'schen Geschichte Ihnen etwas zugerechnet hätte, was an sich übrigens ja höchst harmloser Natur wäre und wenig zu sagen hätte! Eigentlich aber wollen wir jetzt lieber dem Frühling anpassen, der endlich über den Glärnisch herabzusteigen scheint. Hiezu wünsch' ich Ihnen die beste Disposition. Ihr ergebener

G. Keller.

281. An C. Ferdinand Meyer in Kilchberg.

Enge, 13. April 1880.

Meinen herzlichen Dank, verehrter Herr und Freund für den „Heiligen", der mit seiner Glorie bei mir eingezogen ist, um seine Rätselhaftigkeit noch weiter zu tragieren.

Ihre Unzufriedenheit mit dem Erreichten[1] kann ich mir nicht zurechtlegen, es müßte denn die Unmöglichkeit betreffen, einen nach bisheriger Ansicht großen historischen Romanstoff (oder auch Dramenstoff) in einer Novelle auszubreiten. Allein die Zeit der dicken Bücher geht vorüber auch auf diesem Gebiet, sobald die Leute erst einmal merken, daß jeder, der eine Mehrzahl beleibter Romane in die Welt stellt, an seinem Selbstmorde arbeitet, und wenn jene noch so gut geschrieben sind.

In der Form der einbändigen historisch-poetischen Erzählung oder Novelle haben Sie nun ein treffliches Mittel gefunden, wieder ein eigentliches Kunstwerk herzustellen und einen Stil zu ermöglichen, nachdem der Ballast der bloßen Behandlung, Beschreibung und Dialogisierung, der die Dreibände zu füllen pflegt, über Bord geworfen ist.

Die Krankheit des Adolf Frey scheint sich doch länger hinzuziehen, als nach den Berichten anzunehmen war. Möge ihm das Berliner Sommersemester doch noch gerettet bleiben! Ihr

Gottfried Keller.

[1] C. F. Meyer an G. Keller, 9. April 1880: „Es ist nicht! ohne ein Gefühl der Wehmut, daß ich das Büchlein betrachte. So viel angestrebt und so wenig erreicht! Doch vorwärts!"

282. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 27 Juni 1880.

Verehrter Freund und Obmann! So müssen wir Sie nennen, wenn Sie die botmäßigen Verfassen Ihrer Rundschau-Innung immer als Meister anreden. Es ist Zeit, daß ich Ihnen endlich für Ihre zwei letzten Briefe danke, den ersteren, mit welchem Sie mir so freundlich die Erfüllung meiner Honorarwünsche angekündigt haben, und denjenigen vom 1. Mai mit seiner lenzhaften Stimmung.

Anbelangend die Honorarfrage, habe ich nun nach vollbrachter Übeltat ein böses Gewissen, in der Furcht, daß die neuen Novellen abfallen und das Geld nicht wert sein könnten; doch soll es in diesem Fall dann die letzte Sünde sein.

„Der grüne Heinrich" ist jetzt in tumultuarischer Abreise begriffen. Wenn Herr Professor Scherer sich wirklich mit demselben noch abgeben will, so bin ich gespannt, was er davon sagen wird. Ich fürchte, ich habe die Besprechung des Buches durch das von mir nicht beabsichtigte unterbrochene, stückweise Erscheinen verunschickt, wie man schweizerisch sagt für ungeschickt anstellen.

Auf den 1. September werde ich Ihnen für zwei Hefte Novellen senden, wobei Sie dann bestimmen mögen, ob die Fortsetzung gleich folgen, oder wie bei den „Zürcher Novellen" eine Unterbrechung stattfinden soll. Ich denke, es werden wohl vier Hefte in Anspruch genommen werden, wenn ich nicht etwa aus Billigkeitsrücksichten gegen Ihre Abonnenten früher abschließe. Sie werden gewiß so viel Wind bekommen,

daß Sie mir nötigenfalls einen Wink geben können. Vorbehalten muß ich einzig puncto Rechtzeitigkeit eine unglückliche force majeure, wie Krankheit und dgl., in welcher Beziehung indessen kein Projekt vorliegt.

Herzlich wünsche ich Ihnen Glück zur neuen Auflage Ihrer blühenden Gedichte. Sie fahren Ihren klaren Strom gelassen dahin ohne die krampfhaften Ruderschläge und Schifferausrufe, mit denen manch andere sich so abmühen. Ich habe auch mit Vergnügen Ihre Pariser Thaten und Abenteuer gelesen, die Zusammenkunft mit Daudet u. s. w. und mich über die Menschenfreundlichkeit gefreut, mit welcher er mit den deutschen Autoren verkehrt, die er nicht lesen kann. Übrigens genieße ich ihn stets mit allem Respekt; der hat viele Register an seiner Orgel, obgleich er zuweilen zu stark auf dem einen trampelt.

Paul Heyse hat mir auch geschrieben seiner Zeit, er befinde sich besser und hoffe, wieder ungestraft arbeiten zu können.

Fast hätt' ich Ihren Pariser Bericht[1]) vergessen im letzten Rundschauheft. Ich bedanke mich speziell für die geistvolle Darstellung und den interessanten Inhalt, hätte nur gewünscht, daß Sie Ihrer Bemerkung über die vielen Zola-Exemplare in den deutschen Schaufenstern die der moralisch-kritischen Entrüstung auf dem Fuße folgende (oder Hand in Hand mit ihr gehende) Thatsache hinzufügten, wie eine Reihe unserer stimmführenden Journale und Zeitschriften sich um die Mitarbeiterschaft Zolas bewarben und sich da-

[1]) „Bemerkungen über Paris." „Deutsche Rundschau" 1880, Bd. XXIII, S. 440 ff.

mit förmlich aufgespielt haben. Da müßten die Franzosen ja Narren sein, wenn sie anders wären, als sie sind.

Genug des Geträtsches, und denken wir lieber an die schönere Hälfte Europas, indem ich Sie ersuche mich der verehrten Frau Doktor Rodenberg recht angelegentlich zu empfehlen.

Ihr altgesinnter und ergebener

Gottfr. Keller.

283. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 18 Juli 1880

Hochverehrte Dame und Freundin, auch Fräulein Mariechen! Im letzten Augenblicke fällt mir ein, daß morgen unser Geburtstag ist. Nur Sie allein sind schuld, daß ich erst in meinem Alter gelernt habe, auf diesen kuriosen Tag zu achten, es nützt nur nicht viel. Item, ich wünsche Ihnen also auch diesmal, was Sie schon wissen, und noch etwas dazu, was Sie selbst bestimmen mögen. Sie können es sich auf meine Rechnung beim Herrgott bestellen und ihm sagen, ich käme gelegentlich vorbei, um zu zahlen[1]).

Meine übrigen Briefschulden, auch an die verehrte Frau Schwester, werde ich binnen kurzem abtragen, da ich nächstens mit dem Unglücksbuch fertig bin; ich glaubte es diese Woche

[1]) Marie Melos an G. Keller, 24 Juli 1880: „Was die Extrabestellung beim lieben Herrgott betrifft, so läßt er Ihnen sagen, daß er sich nicht darauf einließe, wenn Sie nur so gelegentlich bei ihm vorüberkommen wollten. Sie möchten nur hübsch fleißiger kommen, da ließe sich schon eher ein Wort sprechen, denn er hätte überhaupt schon längst auf Ihr Kommen gewartet."

schon werden zu können. Allein immer gibt es wieder Tage, wo ich fast lieber erkranken möchte, als an der Bestie arbeiten, so zuwider ist sie mir geworden. Und doch gilt es, durch Geduld daran zu retten, was zu retten ist.

Wahrscheinlich werden die beiden Freischärlhinnen nächstens ausfliegen oder schon geflogen sein? Dazu wünsche ich Glück und schönes Wetter. Da dies nur ein Vogelbrief sein soll, was den Umfang betrifft, so will ich jetzt ohne Umschweife schließen und Sie sowie die Schwester mit aufrichtigem Herzen schließen (Ekel?) grüßen.

Auch meine Schwester empfiehlt sich den Damen, ärgert mich aber nach wie vor mit ihren Staublumpen und Scheuerbesen. Ihr

Gottfr. Keller.

284. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 23 September 1880.

Vor einiger Zeit war Paul Heyse hier und sagte, er habe eine Novelle für die „Rundschau“, die im November kommen solle. Ich sagte zwar, das gleiche sei der Fall mit meinen Geschichten, fand aber, als meine Seelenqual, „Der grüne Heinrich“, nochmals rückfällig wurde, es sei gerade gut, wenn Sie das Novemberheft dem Paulus widmen. Wollen Sie meine Novellen im Dezemberheft beginnen lassen, so kann ich Ihnen spätestens auf 15. Oktober das Manuskript für ein paar Hefte schicken und das folgende am 15. November. Dies wird verläßlich sein, da mir diese Arbeit eine Erholung ist gegenüber dem alten lecken Faß des Heinrich, das überall durchsickerte trotz aller Küferarbeit.

Zu letzter Stunde bin ich wegen des Titels verlegen. Ich möchte gern setzen: „Das Sinngedicht, Novellen von N. N." Allein es schwebt mir immer vor, als ob es ein neueres Buch belletristischen Inhalts mit diesem Titel gäbe; oder ist es nur eine Halluzination? Wollen Sie nicht so gut sein, es mir zu sagen, wenn Sie etwas Bestimmtes vom Existieren eines solchen Titels wissen?

Ich glaube Ihnen gesagt zu haben, daß der Held der Rahmenerzählung mit dem Distichon:

„Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küss' eine weiße Galathee, sie wird errötend lachen"

in die Welt ausläuft, und daß am Schluß des Ganzen die Aufgabe gelöst wird. Es wäre daher schade, wenn ich die Überschrift nicht wählen könnte.

Ein Titel „Der Versuch" wäre zu klanglos und blöde.

Beste Grüße. Ihr ergebener

G. Keller.

Es thut mir leid, daß ich Ihren wohlwollenden Rezensions-Dispositionen in die Quere gekommen bin; allein man kann sich in Gottes Namen nicht nach den Ferienzeiten der Hochschulen richten &c.

285. An Julius Rodenberg in Karlsbad.

Zürich, 1. Oktober 1880.

Verehrter Freund! Es thut mir leid, daß ich Ihnen um diese Zeit, wo alle Schwalben heimwärts ziehen, noch nach Karlsbad schreiben muß; denn das verkündet, daß Sie sich nicht der wünschbarsten Gesundheit erfreuen. Möge das

Übel so unbedeutend als möglich und die Kur so glücklich als möglich sein!

Für Ihren Bericht wegen der Novellen danke ich bestens. Die Hinausschiebung auf Januar 1881 ist mir gar nicht unwillkommen, da man besonders für den Abschluß eines Opus nie zu viel Muße haben kann. Ich hatte nur vom Dezember gesprochen, weil Sie selbst zuerst den Oktober und dann den November in Aussicht genommen hatten. Allerdings bin ich in Ansehung der pekuniären Seite durch die unverhoffte lange Zeit, die seit dem Abkommen mit Duncker verflossen ist, mit dieser Geschichte, auf die ich zu rechnen hatte, in Rückstand gekommen. Da wäre mir nun nicht sowohl durch einen Vorschuß, dergleichen ich nie mehr zu erleben wünsche, als durch den Mittelweg geholfen, daß die Herren Verleger Paetel gleich bei Empfang einer Manuskriptsendung einen ungefähren Überschlag des Druckergebnisses machten und mir einen entsprechenden Honorarbetrag unter Vorbehalt der Schlußberechnung zukommen ließen. Da ja schon die löbliche Gewohnheit besteht, die Honorare gleich heftweise beim Erscheinen jedes Heftes auszuzahlen, so würde die Differenz nicht so stark sein. Ich aber würde nichts beziehen, als wofür ich die entsprechende Arbeit schon geleistet hätte, und würde mit mehr Munterkeit der nächsten Rate entgegen schmieren, als wenn ich einen Vorschuß verschlungen hätte.

Damit hängt nun aber zusammen, daß ich einen Teil des Manuskriptes doch schon ungefähr Mitte oder bis 20. Oktober absende; sind aber etwa zwei Hefte der „Rundschau" absolviert, so kann alsdann für den Rest das gewohnte Verfahren eintreten, da ich über die kleine Untiefe hinweg sein werde. Doch ist der ganze Handel nicht von Wichtigkeit.

Was augenblicklich mit meinem Roman geht, weiß ich nicht. Ich erwarte jeden Tag den vierten Band; sollte er bis Mitte Oktober anlangen, so werde ich Ihnen ein Exemplar des ganzen Wälzers unter Band nach Karlsbad schicken, vielleicht hilft es zur Verdünnerung Ihres Blutes.

Ich danke Ihnen auch schönstens für die freundliche Bemühung wegen des Titels der neuen Novellen und bin froh, daß „Das Sinngedicht" bleiben kann. Ich glaube auch, daß es leicht und flüssig klingt.

Nun lassen Sie sich's wohl sein und seien Sie bestens gegrüßt von Ihrem Altschüler

G. Keller.

286. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 21 Oktober 1880

Verehrter Freund! Ich gebe heut endlich den „Grünen" auf die Post und wünsche ihm glückliche Reise und nachsichtigen Empfang. Daß die Judith am Schlusse noch jung genug auftritt, statt als Matrone, wie beabsichtigt war, hat sie Ihren derselben so gewogenen Worten zu danken. Ich wollte mich selbst nochmals am Jugendglanz dieses unschuldigen, von keiner Wirklichkeit getrübten Phantasiegebildes erlustieren. Gern hätte ich sie noch durch einige Szenen hindurch leben lassen; allein es drängte zum Ende, und das Buch wäre allzu dick geworden.

Jetzt mach' ich Novellen, die im Januarheft der „Deutschen Rundschau" beginnen sollen Auf den 1. April 1881 habe ich die jetzige Wohnung gekündigt und werde Sie in einer andern empfangen müssen, die noch nicht gewählt ist.

Die Lage war meiner Schwester zu beschwerlich, und ich selbst habe manches versäumt, da ich mich immer nur ungern zum Gange nach der Stadt entschloß. Es hat etwas Unbequemes, in diesen Jahren so herumwandern zu müssen, allein das Ganze ist ja doch nur ein Bummel, und am Ende kommt die Ruhe. Ich habe mich einem Leichenverbrennungsverein angeschlossen; es will aber nichts daraus werden. Ich glaube, die Lumpen fürchten am Ende, es mache zu heiß, daß sie's noch verspüren könnten!

Leben Sie mit den Ihrigen einen guten Winter, wozu ich hübsche Morgenröte und warme Abendstunden wünsche! Was mich betrifft, so gedenke ich etliche vergnügte Schoppen bei biederem Gespräche auszustechen!

Paul Heyse ist jüngst mit seiner schönen und feinen Frau zweimal durchgereist; wir brachten jedesmal einige Stunden miteinander zu und gedachten auch eines gewissen Herren Regierungsrates im Norden.

Seien Sie herzlichst gegrüßt und bleiben gewogen Ihrem ergebensten

Gottfr. Keller.

287. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 21. November 1880.

Verehrte Frau Professorin! Mit einer Zigarre bewaffnet, am dunkelsten Sonntagmorgen, mache ich mich endlich daran, Ihre große Freundlichkeit, die gar nie daneben trifft, mit einem schwachen Versuch der Dankbarkeit zu beantworten. Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie sich durch meine Schreibfaulheit nicht abhalten lassen, meiner zu gedenken,

und Sie können sicher sein, daß ich es im stillen stets verdiene, soweit ein alter Schlingel, der noch allwöchentlich einmal die Nacht durchkneipt, überhaupt etwas verdienen kann. Die Blümchen, die Sie mir letzte Weihnachten gesandt, standen den ganzen Januar auf meinem Schreibtische, und das grüne Regenbogenkrügelchen beherbergte seither einmal drei schöne Narzissen, ein andermal eine Levkoje u. s. w. Ich danke Ihnen auch schönstens für die zierliche Photographie Ihrer Vermummung mit dem allerliebsten Läufemützchen; das Profil ist noch ganz so fein wie vor acht oder weiß Gott wie viel Jahren, beinah' noch jünger, es thut aber nichts, der Totenkopf wird schon noch kommen, eh' wir's uns versehen.

Beiliegendes Bildchen hat folgende Bedeutung:

Vor ca. sechs Jahren sandte mir Meister Adolf, der Bruder, eine größere Photographie des gleichen Gegenstandes aus Italien, angeblich aus dem Gebirge, wo er bei den Leuten des Mädchens wohne. Er habe die Photographie extra für mich machen lassen, damit ich eine Paul Heysesche Novelle dazu schreibe. Neulich kaufe ich nun hier in Zürich ein Schachtelchen Wachszünder, und als ich eine Pfeife anstecken will und es näher besehe, finde ich die römische Gebirgsmaid, die Tamburinschlägerin, die Saltarellotänzerin, die leidenschaftliche Nina oder Tersita oder Marietta als einfache Arbeiterin irgend einer Mailänder Filanda oder Seidenspinnerei, deren Konterfei der Schwindelhuber natürlich am Markte dort gekauft hat.

Übrigens laße ich ihn bestens grüßen. Wollen Sie die Güte haben, mir gelegentlich seine jetzige Adresse mit zwei Worten kund zu thun oder ihn selbst dazu zu veranlassen.

so wäre ich dafür dankbar; ich muß ihm ein Paketchen schicken, das ich nicht gern möchte verloren gehen lassen.

Es thut mir sänftlich wohl, daß Ihnen „Der Grüne Heinrich" nicht mißfällt in seiner jetzigen Gestalt, nachdem ich ihn mühsam genug gestriegelt und gewaschen habe. Sonst scheint mir nicht viel Vergnügen daraus zu erwachsen, denn nun kommen die sogenannten Kritiker, und, anstatt das jetzige Buch aus sich heraus zu beurteilen, vergleichen sie es in philologischer Weise mit dem alten, um ihre Methode zu zeigen, und zerren so das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen, denn das verstehen sie ja einmal. Es ist ungefähr die Situation, wie wenn man im Garten einen alten Mops begräbt, und es kommen nächtlicher Weile die Nachbarn, graben ihn wieder aus und legen das arme Scheusal einem vor die Hausthür u. s. w.

Dagegen entnehme ich mit Vergnügen Ihrem Briefe, daß der Herr Professor und die Kinder gesund und frisch sind. Ich gebe den Gedanken nicht auf, nochmals im Sommer einen Gebirgsaufenthalt mit Euch zu machen. Jagen kann ich zwar immer noch nicht, auch das Kegelschieben geht nicht besser. Aber ich bin inzwischen Ehrenmitglied einer uralten Gesellschaft von Artillerie-Offizieren geworden, die jeden Sommer ein feierliches Bombenschießen abhalten. Da muß ich auch meinen Schuß thun, den Mörser auspuzen, Pulver hinein und dann die Bombe wie ein Kindskopf draufsetzen und anzünden. Das erstemal, wo sie mir das Geschütz sorgfältig richteten, gewann ich die erste Ehrengabe, das zweitemal, wo ich meinen Mörser, den „Iltis", selbst richtete, bekam ich nichts als einen Katzenjammer vom nachfolgenden

Bankett[1])! So wickelt sich das Leben in verschiedentlich denkbarer Thätigkeit ab, wobei wir es bis auf weiteres wollen bewenden lassen. Leben Sie recht froh und gesund mit allen Ihrigen, die ich herzlich grüße, und bleiben Sie stets gewogen Ihrem

G. Keller.

Auch dem Herrn v. Mozart empfehlen Sie mich, der immer noch zu leben scheint zu meiner stillen Freude.

288. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 2. Dezember 1880.

Verehrter und wohlwollender Freund! Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen Briefe. Sie haben alles nach Wunsch angeordnet, und die erste Geldsendung ist mir ganz in der Weise, wie ich ungefähr gedacht, seinerzeit zugekommen. Um zuerst das Geschäftliche abzuthun, so muß ich wünschen, daß die in Korrektur befindliche Partie, die ich mit diesem Briefe zurückschicke, d. h. die 37 Seiten, so bleibt, wie sie ist; denn wenn wir nicht jedesmal zwei bis zweieinhalb Bogen nehmen, so werden wir mit vier Heften nicht fertig, was den Abonnenten langweilig werden dürfte.

[1]) Zürcher Freitagszeitung 1878 Nr. 29. „Man weiß, daß das Zürcher Artilleriekollegium Herrn Dr. G. Keller wegen seiner Zürcher Novelle, in der er das Kollegiantenschießen verewigt hat, zum Ehrenmitglied ernannte. Letzten Montag machte Keller als solches zum erstenmale das Fest mit. Er durfte natürlich auch seinen Schuß wagen, und, siehe da! er feuerte nahezu den besten Schuß los und erhielt einen der ersten Preise. Er ist aber so bescheiden wie Kaiser Franz bei den Tyrolern . . ., er gesteht ehrlich ein, daß er allerdings den Schuß abgefeuert, den ihm aber ein anderer freundschaftlich gerichtet hatte. Item, so oder so hatte er die Ehre des Tages."

Auf Mitte dieses Monats werden Sie das Manuskript für das Februarheft erhalten. Nachher geht es rascher.

Zunächst kommt der Schluß der „Regine" und eine andere Geschichte ganz. Es sind fünf der eingeschalteten Erzählungen, und am Schlusse muß zwischen den beiden Hauptpersonen auch noch etwas vorgehen. Ich habe im Haupttitel unter Sinngedicht das Wort „Novelle" in den Pluralis versetzt. Sollte der Singular aber von Ihnen gewollt sein, so bitte ich, es wieder zu singularisieren. Ich hatte auch einmal gedacht, ob man nicht sagen könnte: „Erzählendes"; allein das klingt zu pretiös.

Ich lebe jetzt in der Befürchtung, daß die ganze Erfindung als zu leer und skurril erscheinen könnte. Theodor Storm nennt diese Art meiner Spezialerfindungen Lalenburger Geschichten; dennoch bin ich der Ansicht, daß man ab und zu die Freiheit der unmittelbaren Poesie, sozusagen das reichsunmittelbare Genre, wahren oder wiedererobern sollte.

Lassen Sie den „Grünen Heinrich" noch lange ruhig unter der Obhut Ihrer Frau Gemahlin, welcher er mit seinen kleinen sanften Leiden ferner einen milden glücklichen Schlaf herbeiführen möge! Mein Leiden besteht jetzt darin, daß die Leute erst recht von dem alten Buche sprechen und dabei weislich umgehen, was in und mit dem neuen gesagt ist.

Das neue Heft der „Rundschau" habe ich zur Stunde noch nicht erhalten und kenne also die Rezension desselben nicht, doch bin ich schon auf die philologische Methode vorbereitet, mit welcher die Herren Germanisten sich auf die Litteratur der Lebenden zu werfen belieben. Es liegt hierin

ein tiefgehendes Mißverständnis der kritischen Aufgaben welches sich gelegentlich wohl aufklären wird, wenn der Vorgang selbst eine kompetente kritische Untersuchung erfährt. Ich für meine Person bin indessen auch für philologisch begründetes Lob dankbar, wenn Paula Erbswurst es ungelogen fein ließ. Daher geharre ich demütigst der „Rundschau" und danke Ihnen und dem mir unbekannten Herrn Oberrichter zum voraus für gnädiges Urteil.

Meine herzlichsten Grüße und Empfehlungen an die verehrte Frau Doktorin von Ihrem getreuen Vasallen

G. Keller.

289. An Ida Freiligrath in Cannstatt.

Zürich, 20. Dezember 1880.

Hochverehrte Frau und Freiligräthin! Da ich Ihre Briefe hervornehme, um Ihnen zu schreiben, sehe ich zu meinem Schrecken, daß dieselben schon vom April und Juli her datieren: so schnell geht die Zeit vorüber! Ich habe Ferdinands Briefe, für deren Rücksendung ich schönstens danke, nun gleich bei den Ihrigen und denjenigen Ihrer melosischen Schwester gelassen. Die Biographie kommt, scheint es, dieses Jahr nicht mehr heraus. Meine Mühe war nicht beträchtlich, dennoch stieß ich beim Suchen allerdings auf ein paar vergilbte Briefe, die mir nach vierzig Jahren noch Verdruß machten. Sehr hat mich interessiert, was Sie mir von den Briefen der sel. Freiligrathsmutter schreiben[1]). Dieser Winter läßt sich besser an als der vorige.

[1]) Freiligraths Abneigung vor alten Briefen sei so stark gewesen,

Beinahe hätte man noch nie zu heizen gebraucht; aber dankbar hilft man doch ein wenig nach, und so ist's ganz behaglich. Grad jetzt scheint wieder die Sonne warm über den See. Den Aufsatz der Helen Zimmern, Frau oder Fräulein, habe ich seinerzeit bekommen und schändlicherweise noch nie geantwortet. Sollte er Sie interessieren, so würde ich Ihnen die Blätter schicken. Letzthin bekam ich einige Bogen „Half-hours with foreign novelists“[1]), worin ein paar Fragmente[2]) aus meinen Sachen übersetzt sind. Als Herausgeberinnen erscheinen aber zwei Damen Zimmern; wenn das so fortgeht, so werden es bald vier, dann achte u. s. w. sein, und sobald es zweiunddreißig sind, möchte ich einmal einen Kaffee mit denselben trinken. Jener Aufsatz ist sehr wohlwollend geschrieben und hat nur den Fehler, wie auch die Arbeit in den „Half-hours“, daß er meine Wenigkeit als eine spezifisch schweizerische Litteratursache behandelt; während ich mich gegen die Auffassung, als ob es eine schweizerische Nationallitteratur gäbe, immer auflehne. Denn bei allem Patriotismus verstehe ich hierin keinen Spaß und bin der Meinung, wenn etwas herauskommen soll, so

daß er selbst ein Paket der allerschönsten ihm geschenkten Briefe seiner Mutter an ihre Schwester in Elberfeld (Frau von der Heydt) nie zu öffnen gewagt habe. „Die Mutter — schreibt Frau Ida — muß eine gar herrliche Frau gewesen sein, sehr fromm, orthodox fromm, und so früh sie auch aus dem Leben gerufen wurde und ihren Knaben verlassen mußte, so hat sich doch vieles tief in dessen Gemüt geprägt und seiner Poesie die Richtung gegeben, wie ja auch Auerbach in seiner Rede über Freiligrath richtig bemerkt, daß diese im biblischen Orient wurzle.“

[1]) By Helen and Alice Zimmern. London, Remington & Co. 1881.

[2]) Aus dem „Grünen Heinrich“ und aus „Kleider machen Leute“.

habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehört. Die Engländer vollends werden durch eine solche Einteilung nur verleitet, ein schweizerisches Buch zu den Berner Oberländer Holzschnitzereien, Rigistöcken und Gemshörnern u. s. w. zu zählen. Doch werde ich der fleißigen Schriftgelehrtin hievon nichts sagen, wenn ich ihr nächstens schreibe.

Ihr Gebot de mortuis nil nisi bene, das Sie beim Ableben der Ludmilla Assing ausgesprochen, ist nur halbwegs gehalten worden, am wenigsten von der eigenen Schwester der Seligen. Es hat eine hiesige Familie von der in New-York lebenden Dame einen Brief erhalten, der einen gräulichen Einblick in ein gebildetes und litterarisch berühmtes Schwesterleben gibt. Nichts als Verwünschungen und Schmähungen über die fast völlige Enterbung, welche Ludmilla gegen die teure Schwester verübt habe, und zwar nicht nur im letzten, sondern auch in einem früheren Testamente, das bei diesem Anlaß zu Tage gekommen sei. Sie sei selbst, die Ludmilla, von jeher eine Erbschleicherin und Heuchlerin, eine von Eitelkeit und Größenwahn besessene Furie, und noch Schlimmeres gewesen, sie wolle es schon noch sagen 2c.[1]).

Was aus dem litterarischen Nachlaß geworden, weiß ich nicht. Bekanntlich hat Ludmilla die Bestimmung getroffen, daß derselbe (inklusive die ganze Varnhagensche Masse) der Berliner Bibliothek zufallen soll, insofern die absolut freie Benutzung der Schätze gestattet werde, wo nicht, so

[1]) Ottilie Assing, Lehrerin in Amerika, endete 1882 in Paris durch Selbstmord. Ludmilla war am 25. März 1880 in Florenz nach Anfällen von Irrsinn und Tobsucht gestorben. Näheres bei Fedor Wehl, Zeit und Menschen 2, 1—100 (1889).

solle derselbe der Bibliothek in Zürich zukommen. Die Berliner aber werden das Geschenk gründlich prüfen wollen, eh sie es annehmen; und so dürfte es noch eine Weile dauern, bis man weiteres hört. Jedenfalls werden am einen oder anderen Ort die Briefe Ferdinand Freiligraths seinerzeit zu finden sein.

Plötzlich fällt es mir jetzt schwer aufs Herz, daß dieser Brief vielleicht erst am Neujahrstage bei Ihnen anlangt, und obige häßliche Geschichte schlecht dazu paßt.

Um so feierlicher will ich Ihnen noch schnell meine herzlichsten Glückwünsche darbringen und die Hoffnung aussprechen, daß von Jahr zu Jahr Sie immer gleich gesund, froh und Ihrer Kinder sich erfreuend dastehen werden, bis alle Alten grüßend bei Ihnen vorbeispaziert sind und die Jungen selbst zu altern anfangen.

Ihr ehrerbietig ergebener

Gottfr. Keller.

290. An Marie Melos in Görlitz.

Zürich, 29. Dezember 1880

Hochverehrte Fräulein und theuerste Freundin! Wenn ich Sie nicht für eine gütige Seele hielte, so würde ich jetzt mit großem Zagen daran gehen, Ihnen zum Neujahr Glück zu wünschen. Zwar sind Sie teilweise selbst schuld, daß ich verhindert war, Ihnen rechtzeitig zu schreiben. Denn Sie haben im Juli Ihr neues Bildnis wie einen Partherpfeil auf mich abgeschossen und sind dann auf unbestimmte Zeit in unbekanntes Land entflohen. Nun, an meinem herzlichen Dank für das zierliche und feine Bild hätten Sie auch früher

so wenig zu beißen gehabt, wie jetzt; während ich das Kleinod vergnüglich in meiner kleinen Freiligraths-Galerie aufgestellt habe. Ich werde veranlaßt, ein älteres Ölbild von 1873[1]), wo ich noch jung und schön war, photographieren zu lassen, was dann radiert werden soll. Da will ich für Sie auch gleich eine Photographie bestellen, um meinen guten Willen zu zeigen.

Herr Weibert hat mir geschrieben, er werde Ihnen ein Exemplar des „Grünen Heinrich" senden, der erst im Spätherbst fertig geworden. Das Buch ist von der Mitte des dritten Bandes an neu geschrieben, Sie brauchen also das frühere nicht zu lesen. Ich habe allerlei hineingefunkert, um es deutlicher zum Roman zu machen; denn noch immer gibt es Esel, die es für bare biographische Münze nehmen. Das Tollste ist, daß jetzt, nachdem ich ein Jahr redlich daran gearbeitet habe, um allerhand Ungeschmack auszumerzen, und nachdem fünfundzwanzig Jahre lang die Leute sagten, der Tod des Heinrich sei unmotiviert und gewaltsam, Kritiker kommen und behaupten, er müßte tot bleiben, und die alte Ausgabe sei besser. So geht es mir wie dem Bauer in der Fabel, der mit seinem Sohn und seinem Esel zu Markt ging und zuletzt dazu kam, mit dem Sohne den Esel zu tragen.

Ich bin jetzt etwas fleißiger als vorigen Winter. Ich schmiere frische Novellen in die „Deutsche Rundschau", die vom Januar bis April oder Mai monatlich fortgesetzt werden. Da es ein Buch daraus gibt, so werden Sie das Zeugs

[1]) Von Frank Buchser in Solothurn. Die Radierung erschien im Märzheft von „Nord und Süd" 1882.

auch zu lesen bekommen, wenn Sie mir bis dahin gewogen bleiben. Haben Sie einen schönen Sommer und Herbst gehabt?

Es dunkelt, und ich muß in die Stadt, um eine kalte Pastete und eine Torte für die nächsten Tage zu bestellen, sowie Konfekt für zwei Patenkinder. Denken Sie sich die Schändlichkeit: erst in den letzten Jahren bin ich wiederholt zu Gevatter gebeten worden; ich mußte in der Kirche herumstehen, Knixe machen und jetzt alljährlich auf Geschenke denken, Schaumünzen oder Sparbüchsengeld einwechseln 2c., kurz, was einen armen alten Kerl nur ärgern kann[1]).

Verleben Sie ein friedliches und süßes Neujahr, und verdienen Sie sich ferner den Himmel an mir, als Ihrem

treu ergebenen

Gottfr. Keller.

291. An Lydia Escher in Nizza.

Zürich, 5. Februar 1881.

Hochzuverehrendes Fräulein! Auf die Gefahr hin, daß diese Zeilen Sie nicht mehr am Strande der seligen Hufter auffinden, muß ich doch meinen gepreßten Gefühlen, die von Veilchen- und Rosenduft ganz geschwängert sind, Luft machen und Ihnen sowie Ihrem hochgeehrten Herrn Vater und Präsidenten meinen herzlichsten und ebenso höflichen Dank abstatten für die herrliche Blumengabe, die mich letzten

[1]) Marie Melos an G. Keller, Görlitz, 16. Februar 1881: „Wissen Sie nicht, daß Sie mit jedem Patenkinde eine Stufe höher in den Himmel rücken? Lassen Sie sich deshalb nur die Einkäufe von Pasteten 2c gefallen, da sie Ihnen gewiß hohe Zinsen einbringen werden

Freitag in der Morgenfrühe im besten gegenseitigen Wohlsein überraschet hat.

Seither ist die Nase meiner Seele stets halb violett, halb rötlich angeschimmert, und auch der leibliche Rüssel schnuppert an dem Frühling herum, der da vom blauen Mittelmeer über die Alpen hergewandert ist. Hoffentlich ist das Befinden des Herrn Präsidenten sowie das Ihrige das allerbeste und der Zustand überhaupt so glänzend wie der Gipfel der großen Windgelle, die soeben, vom Föhn blankgescheuert, durch die Wolken leuchtet.

Hier gibt es nicht viel Neues. Die Getreidepreise sind am Freitag unverändert geblieben; das Fleisch auch, wogegen Böhnli und gesöde Erbsen eher etwas in die Höhe gegangen seien. Dienstboten sind gesucht (Köchinnen, alte 100¾, junge 99½); Gäste sind etwas flau; ein alter Fürsprech 88⅞, ein alter Bürkli 97.10, ein alter Dichter[1]) 68.67%, und dazu noch angeboten.

Heute hält Herr Rieter-Bodmer einen öffentlichen Vortrag im Schulhaus Enge über Wanderungen in Afrika. Ich ginge sehr gern hin; da ich aber in der Morgenpredigt des Herrn Pfarrer Kempin gewesen und morgen in einen Vortrag des Herrn Staubli eingeladen bin über vergleichende Religionsgeschichte in der Elementarschule, wo ich als Korreferent auftreten soll, so finde ich leider die Zeit nicht dazu.

Auf dieser Seite [S. 4] kommt jetzt nichts mehr, als meine achtungsvolle Selbstempfehlung und die ceremoniösen Grüße Ihres ergebensten

G. Keller.

[1]) Gemeint sind Alfred Eschers Hausfreunde, Oberst Ehrhardt (gest. 1896), Redaktor Fritz Bürkli und G. Keller selbst.

292. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 26 Februar 1881

Verehrter Freund! Da ich leider wieder um einen Tag zu spät bin, will ich das Schicksal nochmals versuchen und sende gleichzeitig mit diesem das Manuskript rekommandiert unter Kreuzband, damit es wenigstens mit der Briefpost geht, und damit ein paar Tage eingebracht werden. Es wird nicht gerade diesmal ein Unglück geben. Es sind 1½ Novellen: „Die Geisterseher" und „Don Correa". Den Schluß der letzteren konnte ich nicht mehr hineinbringen, wenn ich ihn nicht verpfuschen wollte. Deshalb sind es nur 42 Seiten.

Natürlich schwebe ich über die Natur dieser Novellen immer in Zweifel und Ängsten, von Stück zu Stück. Da ich in Ihren Augen mit der „Baronin", das Nötige abgezogen, noch leidlich durchgekommen bin, so will ich mich noch nicht hangen, sondern gleich an den Schluß unserer Campagna gehen für den Monat Mai. Die nächste Novelle (nur klein), welche die Luzie erzählt, und die „Berloquen" heißt, wird ein spezieller Pendant zum „Don Correa" sein.

Da ich gleich selbst mit den Sachen auf die Stadtpost gehen will, so muß ich für heute schließen. Vorläufig höflichen und herzlichen Dank für den freundlichen wohlwollenden Brief der Frau Gemahlin, den ich eigens erwidern muß.

Grüßend Ihr

G. Keller.

293. An Paul Nerrlich in Berlin.

Zürich, 28 Februar 1881.

Verehrtester Herr Doktor! Durch G. J. Goeschen in Stuttgart habe ich s. Z. Ihre Zusendung richtig erhalten und bin bei der Öffnung des Kouverts durch Brief und Aufsatz[1]) in einer Weise überrascht worden, daß die Dankbarkeit für so viel Wohlwollen und freundliche Zuwendung einerseits und die Verlegenheit über das enthusiastische und einseitige Zuviel, namentlich auf Kosten anderer, sich beinahe die Wage halten, wenn ich auf geziemende Antwort denke. Zuvörderst freilich drängt sich der Dank auf den Plan, und ich statte ihn mit aller Herzlichkeit ab, die um so aufrichtiger ist, als ein bewährtes Verdienst sich mit einer in litterarischen Dingen nicht alltäglichen Herzensgüte verbunden hat, für einen Abseitsstehenden einzutreten.

Der hohe Rang, welchen Sie meinem Buche anweisen, ist schon darum unmöglich, weil die autobiographische Form zu unpraktisch ist und die souveräne Reinheit und Objektivität der wahren Dichtersprache ausschließt, daß aber jene Form durch die contradictio in adjecto eines notwendigen Zufalls die Oberhand gewonnen hat, ist eben der Beweis vom Vorhandensein eines Grundmangels.

Zugeben kann man allerdings, daß der gleiche Übelstand auch auf die Briefform, Tagebuchform ꝛc. bezogen werden könnte. Da tritt aber, was berühmte Beispiele betrifft, die größere quantitative Leichtigkeit und Gedrängtheit zur Ausgleichung ein.

[1]) G. Kellers „Grüner Heinrich", „Im neuen Reich" 1881 I 273 ff.

Wollen freundliche Geister trotzdem meinen ungefügen Bierbänder als ein leidliches Lesebuch an sich bestehen lassen, so bin ich zufrieden genug, da es einmal da ist.

Über die philosophische Zeitfrage ließe sich weiteres sagen. Ich könnte mich nicht mehr ganz so fassen, wie vor dreißig Jahren, ohne vom freien Gedanken abgegangen zu sein. Das seither entstandene Getümmel hat letzteren kühler und ruhiger werden lassen.

Der Satz Ludwig Feuerbachs: Gott ist nichts anderes als der Mensch! besteht noch zu Recht; allein eben deshalb kann man nicht sagen: der Mensch ist Gott! insofern das zweite Substantivum nun doch wieder etwas Größeres ausdrücken soll als das erste.

Indessen will ich Sie mit diesen flüttrigen Bemerkungen nicht langweilen.

Noch gestatten Sie mir die kleine Berichtigung, daß mein Geburtsjahr nicht 1815, sondern 1819 ist, leider ein geringer Unterschied.

Ich bitte Sie also, hochverehrter Herr, den Ausdruck meiner Dankbarkeit und großen Hochachtung genehmigen zu wollen. Ihr ergebenster

Gottfr. Keller.

294. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 8. April 1881

Verehrter Freund! Die letzte Felonie in meiner manuskriptlichen Lehnspflicht kann ich in keiner Weise entschuldigen, da sie durchaus schuldhafter Natur ist. Ich glaubte am 28. März ein zürcherisches jährliches Bürgerfest mit einem

mittäglichen Zunftessen mitmachen resp. absolvieren zu können, blieb aber dann, da ich ein paar Gäste eingeführt hatte, um diese nicht sich selbst zu überlassen, bei dem Rummel bis gegen den andern Morgen. Hievon Arbeitsunfähigkeit für die kritischen Tage! Nun, ich hoffe dennoch, daß die Druckerei sich habe einrichten können.

Einstweilen helfe ich mir über die Gewissenszustände hinweg durch die Lektüre Ihres interessanten lehrreichen und anmutigen Aufsatzes im Aprilheft, wie ich auch anderwärts in der letzten Zeit die Zeugnisse Ihres regen Fleißes und Ihrer weltmännischen Bewegung mir zu Gemüte geführt habe. Auch Ihre Thaten und Erlebnisse in Wien hatte ich in den Blättern verfolgt und war dann nicht wenig eitel, durch Ihren freundlichen Brief gewissermaßen selbst noch zum Schmause herbeigezogen zu werden. Ihrer frohen Botschaft an dem Beifalle der Wiener hinsichtlich des „Sinngedichts“ entnehme ich wenigstens, daß ich noch nicht gezwungen bin, mit dem Schreiben aufzuhören, und das ist in dem kritischen Alter, wo man jeden Tag Gefahr läuft, ein Simpel zu werden, schon ein willkommener Erfolg.

Sie haben einmal sich nach der Entstehung des Manuskriptes erkundigt. Es ist, mit Ausnahme der Partie des Januarheftes, die erste und einzige Niederschrift, während die Novellen und der Rahmen vor zwei Dezennien schon im Kopfe entworfen und seither meine stillen Begleiter auf Spaziergängen und beim Glase Wein gewesen sind. Dennoch wußte ich nicht viel davon, was aus jedem der Geschichtchen werden würde. Ich führe von der Berliner Zeit her ebenso ein paar Lustspiele als anonyme Passagiere im Hirnkasten mit, die aber wohl nicht mehr aussteigen werden. Jetzt denke ich

allmählig auf einen einbändigen kleinen Roman, was daraus wird, mag der Herrgott wissen. Ich will mich auch einmal dem Laster des Leichtsinns überlassen und ein Buch anfangen, dessen Gestalt ich noch nicht kenne, dafür aber die Handschrift durchführen und nachher selbst wieder abschreiben, schön und deutlich.

Und wie steht es mit Ihrem Romane? Sie sind zwar vor aller Welt so thätig, daß es unverschämt ist, nach weiterem Unmöglichem zu fragen; allein Sie sind selber schuld. Inzwischen machen die Herren „Grandidiers", wie ich sehe, ihren rühmlichen Weg fort, zur Erbauung der Freunde des alten Berlin

Ich erlaube mir, an die Frau Gemahlin ein Blatt beizulegen, um mich diesmal selbst zu empfehlen, und grüße Sie mit alter Gesinnung als Ihr Angehöriger

G Keller

P. S. Sollten Sie meinen Landsmann Dr. A. Frey gelegentlich sehen, so würde ich bitten, demselben gütigst einen Gruß von mir beibringen zu wollen.

295. An Justina Rodenberg in Berlin.

Zürich, 9 April 1881.

Hochverehrte Frau Doktorin! Neben der Dankespflicht, welche ich für Ihre gütig freundlichen Zeilen vom 28. Januar endlich zu erfüllen komme, habe ich zugleich eine große Bitte an Sie zu richten nämlich um Ihre huldvolle Fürsprache bei dem Beherrscher der „Deutschen Rundschau", daß er den Unmut, den ihm die Plackerei mit meinen Manuskript-Sen-

dungen verursachte, nicht in seiner ganzen Größe bestehen lassen wolle! Wie oft habe ich mich geschämt, wenn ich mir vorstellte, wie der Herr am Frühstückstische über meine Faulheit und Wortbrüchigkeit wetterte und ich im Geiste als ein ergrautes armes Sünderlein dabei stand und demütiglich das Kopfschüttelin der Hausfrau gewahrte, die ihre heitere Morgenstimmung getrübt sah! Dann faßte ich die besten heiligsten Vorsätze und vergoß die heißesten Thränen, ach, um gleich in die alte Hölle der Verderbnis zurückzusinken, sobald wieder ein schöner freier Monat vor mir war. Der einzige Milderungsgrund besteht darin, daß ich doch immer bei der Sache blieb und sie nicht aus den Augen ließ, ausgenommen am Montag vor acht Tagen, wo ich die Handschrift gerade am letzten Tage noch schmählich im Stiche ließ und einem Gelage nachlief. Und dabei habe ich mit verhärtetem Gemüte gegessen, getrunken, gesungen und jubiliert und einen großen goldenen Becher in Gestalt eines Hundes, eines sitzenden Jagdrüden mit eisernem Stachelhalsband, unzählige Male aufgehoben, als ob es keinen Julius Rodenberg in der Welt gäbe!

Ihre allzu wohlwollenden Äußerungen über den „Grünen Heinrich" habe ich wie ein Glas Ananaspunsch eingeschlürft und die Bescheidenheit eine gute Frau sein lassen. Ich durfte übrigens die Süßigkeit menschlich traulicher Gesinnung wohl goutieren, indem eine schreckliche Art Kritik (nicht diejenige der Germanisten) aufzutauchen begann, worin meine Arbeit und Kunst anerkennungsvoll behandelt, der Nachtheld des Romanes aber als ein famos geschilderter ganz miserabler Tropf gekennzeichnet wurde. Das ist eine verzwickte Art des Beifalls und die gerechte Strafe für meine Sünden gegen den Gebietiger Julius.

Ich hoffe, daß Sie mit Mann und Tochter einen lustigen Winter passiert und einen schönen frohen Frühling angetreten haben, und denke mir gern, daß der Weg ein bewußtes verehrtes Ehepaar wieder einmal nach Italien und durch die Schweiz führen werde, in welcher Phantasie ich mit eingewöhnten Gefühlen verharre als Ihr ergebenster

Gottfr. Keller

296. An Hermann Fischer in Stuttgart.

Zürich, 10 April 1881.

Hochgeehrter Herr Professor! Sie haben mein fragwürdiges Grün-Heinrichs-Buch nicht nur durch eine öffentliche Besprechung[1]) zu Ehren gezogen, sondern dasselbe auch mit einem Wohlwollen behandelt, welches über Verdienen hinausgeht. Obgleich ich indessen die formalen und innern Schwächen meiner Hervorbringung, die auch durch die Überarbeitung als konstitutionelle Schäden nicht mehr zu tilgen waren, genugsam fühle, so ließ ich doch nach menschlicher Art die wohltuende Zustimmung gern auf mich wirken hauptsächlich in bezug auf die ethische Seite der Angelegenheit. Verschiedene Kritiken haben nämlich, indem sie das Machwerk lobten, den Gegenstand desselben allzu verächtlich behandelt und dabei am Ende noch geglaubt, im Sinne des Verfassers zu sprechen.

Abgesehen von der selbstgerechten Verurteilung des allgemein sittlichen Verhaltens, wie es im Erziehungsproblem

[1]) In der „Schwäbischen Kronik" (Beilage zum „Merkur") vom 27. März 1881.

eines Vaterlosen vorausgesetzt ist, um eben dieses zu lösen, wird z. B. der Irrtum in der Berufswahl und die diesfällige Entwicklung bis zum Abfall lediglich als eine Art bestrafter ordinärer Pfuschdummelei aufgefaßt, an sich gleichgültig und uninteressant, während die überlegte unwiderrufliche Entsagung, dazu noch illustriert durch die zwei Seitenfiguren von Lys und Erikson, die beide es zu etwas gebracht haben und dennoch abfallen, weil sie sich eben nicht erfüllt, nicht ganz ergriffen fühlen, — während diese Entsagung gerade von einem tieferen Ernste zeugen sollte.

Diese Seite haben Sie nun ebenso mild als verständnisvoll behandelt, und schon dieser Liebesdienst veranlaßt mich, Ihnen meinen herzlichen Dank darzubringen.

Wollten Sie noch die Güte haben, Ihren verehrten Herren Vater recht angelegentlich und dankbar von mir zu grüßen, so würden Sie vollends verbinden Ihren mit aller Hochachtung ergebenen

Gottfr. Keller.

297. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 21. April 1881.

Mein lieber Herr und bester Freund! Da Sie nicht nur die Fische des Meeres, sondern auch die Vögel der Luft gegen mich abfenden, so muß ich den Vorsatz, an Sie zu schreiben, endlich zur That werden lassen. Seit Neujahr habe ich alles Briefschreiben in Privat- und Freundschaftssachen wieder einmal müssen liegen lassen, nicht, weil ich nicht manche müßige Stunde und Tage dazu gefunden hätte, sondern weil gerade das Briefschreiben con amore mit dem

Schriftstellern zu nah' verwandt ist, wenigstens wie ich dieses treibe, und daher ein Allotrian zu sein scheint, wenn die Setzer auf Manuskript lauern. Der eigentliche Müßiggang aber, bestehe er in Lektüre oder in irgend einer andern eigensinnigen heterogenen Übung, trägt immer seine göttliche Berechtigung des Daseins „an sich" in sich. Und so scheut man sich, Briefe zu schreiben, indessen man sich nicht entblödet, plötzlich ein historisches Kapitel zu studieren oder ein paar Tage zu zeichnen u. dgl.

Also die zierlichen Kiebitz-Eier sind glücklich angekommen und in ihrer ganzen Schmackhaftigkeit verzehrt worden, nicht ohne einiges Mitgefühl an den Hervorbringern, denen so räuberisch zu Nest gestiegen wird. Mit der Adresse meines herzlichen Dankes bin ich etwas verlegen; denn eine auf dem Kistchen haften gebliebene Adresse zeigt an, daß die Nordfrüchte rechtmäßig zuerst der Frau Gemahlin angehört haben. Ich kann nicht untersuchen, ob eine Gewaltthat in Form einer Besteuerung oder einer einfachen Wegnahme, Konfiskation, oder eine Überredung, eine gütliche Transaktion stattgefunden hat, und bitte nur, meinen Dank nach dem Gebote Ihres Gewissens ausrichten und verteilen zu wollen!

Ihre und Freund Storms Weihnachtsfreuden habe ich voll Teilnahme aus der Ferne mitgethan; dergleichen scheint blühender und intensiver zu werden, je weiter hinauf es nach Norden geht, und der goldene Märchenzweig[1]) schimmert gar feierlich herüber, nur weiß ich nicht, auf welche Art die Lärchennadeln vergoldet sind. Ein bloßes Anwerfen von

[1]) Vgl. Paul Schütze, Theodor Storm, S. 226 (1887)

Goldschaum wird schwerlich genügen. Ihr Treiben mit den Kindern am Neujahrsmorgen hat mich wieder recht erbaut. Sie sammeln ihnen den schönsten Schatz von Erinnerungen, der fast notwendig spät noch Früchte tragen muß.

Nun danke ich auch für die wohlwollende Aufnahme des retouchierten „Grünen Heinrich". Namentlich ist es mir lieb zu erfahren, daß Sie die neuen Einschaltungen im dritten Bande nicht mißbilligen, obschon der Zwiehan etwas gar zu gewaltsam und absichtlich allegorisch ist. Die kleine Episode der Hulda im vierten Bande ist bei Leibe nicht erlebt[1]; ich erfand sie plötzlich, um den Tag des Einzuges resp. das Abenteuer der Fahnenstangen besser abzurunden und fand damit ein nicht übles Motiv, das Niedersteigen in die untern Schichten der dunklen anspruchslosen Arbeit nicht nur mit der Sicherheit des täglichen Stückes Brot, sondern auch mit dem Reize eines lockenden Sinnenglückes im verborgenen scheinbar zu begründen. Daß das Mädchen dabei etwas zierlicher und liebenswürdiger ausfiel, als es in jenen Volksschichten der Fall zu sein pflegt, ist in einem Roman ja nur angemessen.

Ihre Bedenken wegen der trüben Vorgänge mit der Mutter liegen mir nicht recht[2]. Auf irgend eine Weise muß es doch traurig hergehen und einige Erschütterung hervorgerufen werden. Eine eigentliche Verschuldung durch den

[1] Petersen an G. Keller, 14. Dezember 1880: „Die Hulda ist eine rechte Lebensgestalt, welche nur von einer ganz sichern Hand sich zeichnen läßt. Man ist fest überzeugt, daß sie handgreiflich erlebt worden ist."

[2] Petersen an G. Keller, 14. Dezember 1880: „Mich stört der Gedanke, daß Heinrich den schmerzlichen Gedanken an diesen trüben Ausgang durch das Leben mit sich schleppen muß."

Tod der Mutter trifft den Sohn doch nicht, da es sich um die Erfüllung eines Erziehungs- und Entwicklungsgeschickes handelt, in welchem niemand schuld ist oder alle. Diesen Tod verwindet Heinrich nach Jahren erst von dem Augenblick an, wo die Judith zurückkehrt und ihn freispricht als die personifizierte Natur selbst (sie scheint sich von der Wand des Berges abzulösen, aus derselben hervorzukommen). Damit nun aber nicht ein zu großes Glücklichthun und Wohlleben entstehe, entsagen die beiden, und es bleibt ein ernst gehaltener Stimmungston bestehen, welcher der Mutter im Grabe nicht weh thut. Mit diesem Auftrag hängt eben auch die Frage vom Geheimnis der Arbeit zusammen. Leider betrachten manche Kritiker jenes Kapitel lediglich für eine Schilderung trivialer Verbummelung, wie sie aus Unkunde den Irrtum im Kunstberufe als Darstellung ordinären Pfuschertums auslegen. Brahm, der das Buch mit philologischem Apparate untersucht und das Gras darin wachsen hört, hat nicht einmal bemerkt, daß das Duell mit Lys nicht mehr bis zur Verwundung fortgeführt wird und Heinrich also nicht mit dem Tode des Freundes belastet ist. So nennt er auch das Verhältnis zur Judith am Schlusse ein unklares, dies allerdings, weil er es wahrscheinlich nicht begreift. — — —

Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte nun Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt? Selbst wenn sie der Reflex eines körperlichen Leidens ist, kann sie eher vielleicht eine Wohltat, als ein Übel sein, ein Schutz mehr gegen triviale Ruchlosigkeit — — — Was meine Buchstelle über das

phantastisch-typische Gestaltannehmen betrifft, so besteht kein Zusammenhang mit den Landschaftserfindungen. Jenes bezieht sich nur auf den spielerisch zerstreuenden Trieb, allerlei Begriffe und disziplinarische Gegenstände in figürliche Gleichnisse umzuwandeln. Die Landschafterei ist nichts andres als die Stilfrage. Heinrich schlägt sich auf die Seite der Gedankenmaler in der Landschaft, wie sie damals noch im Ansehen waren. Bei besserem Unterricht und mehr Mitteln zur Ausdauer würde er sich der Richtung der J. C. Koch, der Lessing, Schirmer u. s. w. nicht ohne Glück angeschlossen haben. Das soll eigentlich zwischen den Zeilen gesagt sein. Daß mit der Lebensnot zugleich die Einsicht von dem Überlebtsein fraglicher Richtung eintritt, ist mit ein Stück von der harmlosen Tragik meines Tragelaphen, mit Goethe zu reden. (NB. Rottmann hatte sich schon zur stilvollen Realschönheit herausgearbeitet. Preller blieb mit seinen Odysseebildern bei der Richtung und führte sie veredelt doch noch zum Ziele, zu meiner Zeit war er aber noch nicht anerkannt. Dies beiläufig.) Übrigens ist diese ganze Spezialität ein Grundübel des Buchs, weil sie ein zu abgelegenes Gebiet ist und zu wenige Menschen interessieren kann — — — —

Ich bin jetzt an der Sammlung und Korrektur meiner sämtlichen lyrischen Sünden begriffen, ein bedenkliches Unterfangen; doch kann ich nicht mehr warten, sonst bringe ich nichts mehr zu stande. Dann denke ich auf einen kleineren Roman, von dem ich aber noch nicht viel zu sagen weiß — — — —

298. An Marie Melos in Weimar.

Zürich, 16. Juli 1881.

Verehrte teuerste Freundin! Sie haben sehr wohl gethan, mir mit Ihren gütigen Zeilen auf die Spur zu helfen; denn ohne das würde ich unseren Geburtstag richtig vergessen haben, abgesehen davon, daß ich über Ihren Aufenthalt im ungewissen war. Ich schreibe auch nur in der Eile, da ich im Abschreiben des veränderten Schlußes eines Buches (des „Sinngedichts") begriffen bin. Dazu rollt der Donner über dem See, um die Kraft und Wohlmeinenheit meiner Glückwünsche zu verstärken und bestätigen. Und in der That könnten Glücks- und andere Wünsche nicht schöner reisen, als nach solchen Landen und an solche Leute, wie jetzt die meinigen. Für die Ihrigen bringe ich Ihnen den herzlichsten Dank dar; sie sind mir um so kostbarer, als sie von einem Kongreß dreier Schwestern herkommen, die sich vierzig Jahre nicht gesehen[1]). Verleben Sie nun an der Wartburg den 19. Juli recht schön und heiter, daß sein Glanz noch viele heitere Nachfolger anlockt. Ich werde ebenfalls ein Glas guten Weines auf Ihre und der verehrten Schwester Gesundheit leeren.

Für die freundlichen Zeilen der letzteren danke ich auch schönstens. Die Biographie Ferdinands habe ich schon, soweit sie erschienen, und Neues, Erfreuliches darin gefunden. So z. B. wußte ich nie, daß er in seiner Jugendzeit ritt und jagte, was mir eine willkommene Ergänzung ist. Nachträg-

[1]) Marie Melos befand sich mit ihren beiden Schwestern Ida und Luise in der alten Heimat Weimar auf Besuch.

lich danke ich bestens für die Zeitungsnummer, die Sie mir aus Görlitz gesendet. Daß Sie dort so schön und glücklich gewohnt haben, gönnte ich Ihnen so herzlich, als ob ich selbst daran schuld wäre. Doch dies nur vorläufig, die eigentliche Briefschuld werde ich nachher abtragen. Ich habe nämlich seit Frühjahr wieder einmal eine allgemeine Stockung in diesem Punkte erlitten, oder vielmehr erleiden gemacht.

Das Bild, von dem ich Ihnen gesprochen, ist erst vorige Woche zum Photographen gewandert[1]). Bis Sie wieder in Cannstatt sind, werde ich Ihnen ein Exemplar schicken können, wo Sie dann Ihre Betrachtungen über meine irdische Schönheit mit Muße fortsetzen mögen. Die beiden Bildchen aus Weimar freuen mich sehr, und ich danke schönstens dafür, obgleich sie mich wieder durch Vergleichung demütigen. Als Einzel-Apollo à la Trippel kann man mich allenfalls, besonders seit Sie mich unter die Sterne versetzen, immer noch produzieren[2]). Dagegen fehlt mir für ein Doppelmonument absolut der würdige Zweite oder Andere. Bin ich derjenige mit r am Ende, so fehlt mir der eine E oder e, und wenn er sich fände und ein langer Kerl ist, so bin ich wieder zu kurz u. s. w. Es wird also am besten sein, sich über unser Epigonentum nicht zu ärgern und statt auf ein Postament sich auf einen warmen Ofen zu setzen.

Ich hatte gefürchtet, daß Frau Freiligrath durch ein paar schlechte Witze in meinem letzten Briefe aufgebracht

---

[1]) S. o. S. 461.

[2]) Frau Ida sandte zum Geburtstag eine Photographie der Trippelschen Goethe-Büste, und Marie sprach von „dem Stern erster Größe“, der am 19. Juli 1819 am Litteraturhimmel aufgegangen sei.

sei. Ihre freundlichen Zeilen beruhigen mich, und ich werde mich in Zukunft um so frömmer aufführen.

Für jetzt leben Sie beide verehrte Erscheinungen im Leben dichtender Pilgersleute recht wohl und gesund und genehmigen die Grüße treuer Freundschaft und Ergebenheit Ihres

Gottfr. Keller.

299. An Hermann Fischer in Stuttgart.

Zürich, 25 Juli 1881.

Verehrter Herr! Ich kann Sie nicht in die Ferien gehen lassen, ohne Ihnen noch vorher den schuldigen und gern gezollten Dank für Ihren „Eduard Mörike“ auszusprechen. Je unempfindlicher die große Masse auf ihrem Faulbett dem unvergleichlichen Manne gegenüber fortwährend sich verhält, desto erquicklicher liest sich jedes neue Zeugnis, welches für ihn geleistet wird, da es uns immer mit dem Gefühle freundschaftlichen Einverständnisses „aufheitert“, wie man in mancher Allemannengegend sagt.

Dieser Tage hat mich wieder eine seiner Spezialschönheiten entzückt: die einzige Art, wie er Liebe und Mitleid zur gequälten Tierwelt poetisch gestaltet hat in dem Märchen „Der Bauer und sein Sohn“. Wie der Engel den müden Hansel auf die Weide führt und ihm die Beulen mit zarter Hand glatt streicht, die Worte: „Dem wackern Hansel geht's noch gut“ rc., alles dies ist geradezu herzerhebend, eine poetische Gerechtigkeit, die in manchem Kolossal-Werke nicht wirksamer auftritt.

¹) Eduard Mörike. Ein Lebensbild des Dichters 1881.

Lassen Sie mich noch den Wunsch beifügen, daß der merkwürdige Sommer 1881 Ihnen noch recht vergnüglich und nicht allzu hitzig ablaufen möge!

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Gottfr. Keller.

300. An Friedr. Theodor Vischer in Stuttgart.

Zürich, 28. Juli 1881.

Hochverehrter Herr und Freund! Ich bin wieder recht unverschämt und undankbar geworden mit meinem langen Zurückhalten der Antwort, das jedoch sehr unwillkürlich ist. Ich glaubte nämlich mit meinem Dankbriefe eine kleine Auseinandersetzung meiner Absicht bei Abänderung des „Grünen Heinrich" verbinden zu wollen, eh' Sie das Ganze gelesen hätten, kam aber dann natürlich von der Idee wieder ab[1]).

[1]) Vischer an Keller, 14 Mai 1881: „Sie werden in Bälde das zweite Heft ‚Altes und Neues' von der Verlagshandlung Bonz erhalten und meinen Aufsatz über Sie darin wiederabgedruckt finden Ich schreibe Ihnen vorher, um einen äußerst lästigen Possen zu erklären, den mir der Zufall gespielt hat. — Ich hatte zuerst mit Weibert verhandelt, und es fehlte nur noch der Kontrakt, als ich mit ihm zerfiel. Wodurch? erzähle ich Ihnen einmal gelegentlich Er hatte mir die drei ersten Hefte Ihrer neuen Auflage des ‚Grünen Heinrich' geschenkt. Ich verschob das Lesen, bis das vierte da wäre. Ich kontrahierte dann mit Bonz, der Druck begann, der Artikel über Sie kam daran. Ich hatte mich in die Annahme festgerannt, Weibert werde mir trotz unserm Zerfall den vierten Band noch zugehen lassen Er wußte, daß mein Artikel für das ‚Alte und Neue' zum Wiederabdruck bestimmt war, also in seinem wie unserem Interesse lag, daß ich vom Erscheinen des vierten Bands schnell erfahre und von der ganzen Umarbeitung Kenntnis nehme, auch blieb ja ihm wie mir, wenn er mir ihn vorenthielt, ein defektes Exemplar. In diesem Vertrauen sah ich

(Es ist mir mit dem Lebenlassen dieses Nichthelden gegangen, wie dem Bauer und seinem Sohne mit dem Esel, den sie zuletzt an einer Stange trugen, um es den Leuten recht zu machen. Ein Herr Germanist sagte sogar, er werde sich an das alte Buch halten. Hieraus hab' ich ersehen, daß er auch dieses kaum gelesen hat, da er die Arbeit gar nicht merkte, die in der Revision liegt; denn es ist gewiß kaum eine Seite, die ohne Striche und Korrekturen geblieben ist, und im ganzen sind über 30 Bogen des alten Textes verschwunden. Das Weggeraumte ist aber wirklich Schutt![1]) Doch genug hievon. Hätt' ich eine Ahnung gehabt, daß der Verleger Ihnen die neue Ausgabe nicht vollständig zustellte, so würde ich es sofort von mir aus gethan haben. Nun habe ich freilich über meine zwölf Exemplare verfügt. Weibert hatte schon vor Jahr und Tag mich glauben lassen, daß Sie selbstverständlich das Buch direkt von ihm erhalten würden. Die Flegelei wirft ein seltsames Licht auf seine Gepflogenheiten, ich wäre wirklich neugierig, zu erfahren, welcher Natur Ihr Zerwürfnis mit ihm gewesen ist.

Es thut mir nun leid, daß Sie für den Wiederabdruck und die Abrundung Ihrer wohlwollenden Arbeit das Material nicht rechtzeitig erhielten; denn immerhin trage auch ich einen Teil der Schuld, indem ich den vierten Band erst im vorigen Herbst abgeliefert habe, während ich für die Verschleppung vor mir selbst doch Entschuldigung finde.

---

mich gar nicht um, ob der vierte Band erschienen sei. Der Druck war schon bis gegen Schluß vorgeschritten, als ich zufällig erfuhr, daß dies seit geraumer Zeit der Fall sei. Ich verschaffte mir ihn schnell, mußte ihn über Nacht überfliegen, das Frühere zu lesen war nicht mehr Zeit, und so kein Ausweg, als mit dem ‚Zusatz' kümmerlich zu helfen. — Pech! Pech!"

Die nahen Beziehungen zum eigenen Leben, die Schwere desselben und der verflossenen Dezennien drückten nur eben auf den Kiel. Jetzt bin ich an einer anderen Reparaturarbeit, die mir auch noch im Wege lag. Ich soll meine lyrische Dichterei, da sie einmal da ist, sammeln und zurechtstutzen, und da treten bittersüße Reminiszenzen und Gewissensfragen gleich zu halben Dutzenden auf.

Für Ihre freundlichen Anregungen betreffend die Wielandschen und Pegnitzschäferlichen Stoffe höchlich dankbar[1]),

---

[1]) Vischer an Keller, a. a. O. „Ich benütze die Gelegenheit, Ihnen einen gar netten Stoff für eine Novelle zu denunzieren. Nehmen Sie zur Hand: Chr. M. Wielands Leben und Wirken in Schwaben und der Schweiz von Prof. Dr. Ofterdinger (Heilbronn, Henninger 1877). Hier finden Sie die köstliche Geschichte vom Pfarrer Brechter. Dies ist der Kern des Stoffes, den ich meine. Nun hat man dabei Wieland, kann sein Leben in der Schweiz, speziell das pietistische Serail in Zürich, dann seine Wendung zum französischen Geist in Bern hereinziehen, auch Julie von Bondeli (dazu die Schrift von Bodemann), man hat Warthausen, die dortige Gesellschaft, das Wiederfinden der Jugendbraut Sophie von Laroche — was will man mehr? (Sie würden wohl gern Warthausen besuchen, ist ja nicht weit. Gehört einem Herrn von König. Die alten Zimmer sollen zum Stand der damaligen Zeit wieder hergerichtet sein.) Die zwei Theater. Brechters Geschichte und die Espritsphäre näher zu verbinden, als schon durch Wielands Teilnahme für jenen der Fall ist, müßte nicht schwer sein. Auch der Schluß ist ja nette Lösung durch Stellentausch mit dem Diakonus in Schwaigern. Diesem könnte man, meine ich, eine hübsche Tochter geben, die man schon vorher aufmarschieren ließe, die dann der Brechter nähme rc. rc. — Könnte ich selbst es je machen, ich hab' keine Zeit, aber könnt' ich auch, so wie Sie kann's keiner machen.

Es träumt mir auch schon lang von einem Lustspiel oder lustigen Novelle mit Schauplatz Pegnitzschäfer-Orden in Nürnberg. Sehen Sie sich doch ja einmal die Fülle von Komik an, die sich aufdrängt — man darf nur Proben aus der damaligen Nürnberger Poesie ansehen. Dazu das Perrückenkostüm, Galanterie der Zeit" — —

habe ich nur seither diese Sujets doch noch nicht näher ansehen können, weil ich einesteils noch mit dem Novellenzyklus „Das Sinngedicht" für die Buchausgabe beschäftigt war (mit deren Lektüre ich Sie zu warten bitte, bis das Buch da ist), teils mit anderem. Ehestens werde ich mich daran machen, freilich mit dem leisen Bedenken, ob wir nicht zu sehr in die Litterargeschichte hineingeraten. Doch alles kommt auf den Spiritum specialium an, der einen beim Herzutreten anhaucht. Die Vegnitzschäferei könnte sogar für eine dramatische Fabel, für die man das rechte Kostüm und Feld nicht fand, dasselbe unversehens liefern.

Mit aller Teilnahme habe ich den fortgesetzten „Faust"-Kampf verfolgt, den Sie im neuesten Hefte[1]) führen, obgleich ich nicht gestimmt wäre, mit jedem neu Hinzutretenden, der sich am großen Gegenstande auch bemerklich machen will, mich abzumühen.

Über den zweiten Teil bin ich durch Ihre tapfere Beharrlichkeit auch endlich zur Ruhe gekommen. Ich war nämlich aus Mangel an durchgeführter Belesenheit in diesem Punkte lange Zeit einer Art Behexung unterworfen, indem ich steif und fest glaubte, daß es dem alten Goethe keineswegs voller Ernst gewesen sei mit der Arbeit, daß er vielmehr sich eine spielende Altersvergnüglichkeit gemacht, um unter anderm das Abschließen seines Werkes durch etwaige Nachfolger zu verhüten. Dadurch, glaubte ich, seien wir einzig in den Besitz der Reihe von großen Sachen gelangt, die auch im II. Teil noch zu finden sind, und darum könne man das Übrige mitlaufen lassen, ohne es anzusehen. Ich

[1]) „Altes und Neues" 2, 1 ff.

habe mich endlich nun überzeugen müssen, daß es heiliger Ernst und keineswegs Spaß war; und da erst jetzt recht die Sache dogmatisch werden und sogar die Bühne beschreiten soll, so bekommt sie eine andere Nase. Der alte Apollo wird mir in dem Finale des Lebens, wie der Tragödie, plötzlich zu einem Sprach- und Stilverderber, sobald er eine fanatische Gemeinde hinter sich hat; und damit Gott befohlen.

Ich wünsche Ihnen eine recht frische und glückliche Ferienzeit; das Jahr scheint ja durchgängig zu geraten. Wenn auch nicht diesmal, so hoffe ich doch bald einmal ins Oberdeutsche hinauszustechen und Sie dann bei Ihrem Heimatsbiere nochmals zu genießen. Mit herzlichem Gruße Ihr getreuer

G. Keller.

301. An Adolf Frey in Berlin.

Zürich, 29. Juli 1881.

Mein lieber Herr Doktor! Es hat mich gefreut, durch Ihren geehrten Brief vom 13. vor. Mts. wieder einmal zu vernehmen, wie es Ihnen geht und welche Zukunftsgedanken Sie hegen. Letztere kreuzen sich, wie es im Leben geht, mit denjenigen, welche ich Ihnen über die Redaktionskarriere geäußert und die Sie nun zu acceptieren scheinen, während ich gegenteils der Meinung geworden war, es ginge besser, als ich gedacht. Im großen und ganzen wird es wohl beim Zweifelhaften sein Bewenden haben. Gelangt man als Redaktionstalent zu Ansehen und macht die Verleger von sich abhängig, so bleibt man immer und ewig von den Mit-

arbeiten abhängig; das, was freiwillig zuströmt, kann man zum kleinen Teil brauchen, und so ist man genötigt, sich unablässig an alle wunderlichen Leute zu wenden und an allen Thüren anzuklopfen, um die Konkurrenz auszuhalten. Und doch handelt es sich immer noch um eine fixe Stellung. Sich aber ohne eine solche als Schriftsteller aufzuthun, ehe etwas Durchschlagendes geschehen ist, das für neun von zehn im Schoße der Zukunft verborgen bleibt, heißt auch dem Unglück und Elend die Thür aufthun. Vielleicht bleibt's draußen, vielleicht nicht. — — —

Was mich betrifft, so bin ich jetzt an der Redaktion meiner lyrischen Übelthaten, die ein ganz anderes Ansehen bekommen müssen, wenn ich es nicht besser unterlassen soll. Dann denke ich auf einen einbändigen Roman, an dem ich ruhig ein und das andere Kapitel zu schreiben beginnen werde. Die Gedichteangelegenheit freilich ist ein Problem, das man nur in sich selber verwunden kann. Ihren wohlwollenden Artikel über den „Grünen Heinrich“ im „Bund“ habe ich gelesen und auch zugeschickt bekommen und danke Ihnen schönstens für das Annehmbare darin. Unannehmbar sind gewisse superlativische Wendungen des Lobes. Dergleichen ist nicht sagbar und ist auch niemals wahr, weder hier noch dort, und sieht aus, als ob sich einer lustig mache über einen.

Das Novellenbüchlein „Sinngedicht“ wird im Herbste als Buch erscheinen, nachdem ich dem Schlußkapitel eine Erweiterung eingefügt, die in der „Rundschau“ nicht mehr Platz hatte. Jeder gute Freund zerpflückt mir eine von den paar Geschichten; zum Glück ist's immer eine andere, so daß sie schließlich mit den ausgerupften Federn doch sich zusam-

men forthelfen können, wie angeschossene Krähen. Von den Druckrezensenten abgesehen, ist es jetzt namentlich bei den Novellisten selbst Mode, einem im Vertrauen diejenigen Sünden feierlich vorzuwerfen, die sie selbst zu begehen pflegen u. s. w.

Also im Herbste werden wir Sie hier wieder sehen? Ich habe auf dem „Bürgli" schon zweimal die Wohnung gekündigt und wieder behalten; jetzt gilt's auf den 1. Oktober; allein ich finde bis jetzt nichts, das mir gefällt, und so bleiben wir vielleicht wieder, obschon es meiner Schwester zu weit entfernt ist.

Bestens grüßend Ihr

Gottfr. Keller.

302. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 2. September 1881.

— — — Ich bleibe richtig noch in meiner Wohnung sitzen, da ich, ohne im Mietzins ungleich höher zu gehen, nichts gefunden habe mit den nämlichen Raumverhältnissen. Nachdem ich fünfzehn Jahre lang in meiner reichlichen Dienstwohnung und seither sechs Jahre auf dieser luftigen Höhe gelebt, ist es mir nicht mehr möglich, mich in einige kleine Stübchen einzunisten, wie sie jetzt in den verrückten sog. Villen und Affenkäfigen zu finden sind. Allein unbequem ist es doch für den Abend, wo ich doch zuweilen unter die Menschen gehen muß, da ich vor Mitternacht heimgehe und wo die Laternen fast alle gelöscht sind auf meinem Wege, so daß es bei finsterem und regnerischem Wetter jedesmal eine Pönitenz.

— Storm sagen Sie doch, daß ich im Berliner „Deutschen Montagsblatt“ vom 29. August eine Notiz gelesen, wonach sich ein weiterer Verachter der Novelle aufgethan habe[1]). Der Inhaber eines dramatischen Schillerpreises soll nämlich einen Band Novellen mit einer Vorrede herausgegeben haben, in welcher er sage, man müsse diese unsere Gattung dadurch etwas zu heben suchen, daß man ihr dramatische Bewegung einflöße und ihr so den Zutritt in die gebildeteren Kreise verschaffe u. s. f. Der Verfasser besagter Notiz fügt hinzu, Herr L. scheine nicht zu wissen, daß mit Heyse, Storm und Keller die Novelle bereits in die gewünschte Sphäre getreten sei, und Sie können sich vorstellen, wie aufgeblasen ich meinerseits durch die Zusammenstellung wurde. Mit diesem Trumpfe kann ich mich Ihnen gegenüber und Ihrer Heyse-Dedikation[2]) nicht übel aufspielen. — —

303. An Julius Rodenberg in Berlin.

[9. September 1881.]

Verehrter Freund! Ihren letzten lieben Brief kann ich augenblicklich nicht hervorsuchen, um nachzusehen, ob Sie in Berlin sind. Wenn ich aber nicht irre, so schrieben Sie mir, Sie werden die Sommermonate in Berlin zubringen und erst im Oktober nochmals verreisen. Doch gleichviel, ich will jetzt jedenfalls schreiben; der Brief kann dann gemütlich Ihre Rückkehr erwarten.

[1]) Storm hatte sich bei Keller über die Vorrede zu Ebers' „Eine Frage“ beschwert.

[2]) Heyse hatte Petersen die „Troubadour-Novellen“ gewidmet.

Nehmen Sie also vor allem meinen herzlich aufrichtigen Dank für Ihr schönes Belgisches Werk[1]), das schon in seiner prächtigen äußerlichen Gestalt meine Augenweide und der Stolz meines Büchertisches ist. Ich habe bei der Lektüre so wohl gelebt, als wäre ich selbst ein Festgenosse gewesen; und wenn es mich drängt, Ihnen die wärmsten Glückwünsche zu der meisterhaften Arbeit darzubringen, so muß ich nicht minder den Belgiern und ihrem Lande gratulieren, einen solchen Schriftsteller für ihre Ehrentage gefunden zu haben.

Geistige Erfahrung und sinnliche Anschauung, kurz alle Momente eines historisch nationalen Werdens und Lebens wechseln in so reicher Mannigfaltigkeit ab, bürgerliche Tüchtigkeit und festliche Urbanität sind so schön in einander verwickelt bei Wirt und Gast, daß man, am Schlusse des Buches angekommen, mit dem Lesen nur gleich wieder vorn anfangen kann, um sich's nochmals wohl sein zu lassen. Das thut Ihnen nicht so bald einer nach! Wie mir scheint, weil eben nicht mancher das nötige Kapital an Empfänglichkeit und Liebe mitzubringen hat.

Auch anderweitig bin ich dieser Tage auf meine Dankverpflichtung aufmerksam geworden, indem ich meine stattlichen sieben Jahrgänge der „Deutschen Rundschau" auf ein Regal gestellt habe und sah, wie reich das Werk schon angewachsen ist. Nicht wenig bilde ich mir darauf ein, in einem Dutzend dieser Hefte mit herumzuspuken, wobei ich freilich über die Flucht der Zeit nachdenklich werde und fühle, daß ich endlich noch etwas Rechtes thun sollte, ohne daß ich überzeugt bin, daß es geschieht oder möglich ist

[1]) „Belgien und die Belgier" (1881).

Den kleinen Roman wende ich bereits etwas kräftiger hin und her, ohne daß ich jedoch einstweilen ein prophetisches Wohlgefühl des Gelingens empfinde. Vielleicht kommt's besser, wenn das Ding anfängt zu wachsen. Das Büchlein „Sinngedicht" wird bei Wilhelm Hertz in Berlin erscheinen, nachdem ich das letzte Kapitel mit Luciens eigener Geschichte illustrativ erweitert habe, was in der „Rundschau" nicht mehr Platz fand. Jedenfalls ist das nun der letzte sog. Cyklus, den ich machte. Man ist doch in mancher Beziehung geniert und beschränkt durch diese Form; immer muß man daran denken, wer erzählt und wem erzählt wird &c.

Wollen Sie mich recht angelegentlich der Frau Gemahlin empfehlen, und zugleich wünsche ich Ihnen glückliche und schöne Herbsttage. Hier ist nach der Sonnenhitze unbeständiges regnerisches Wetter eingetreten, das noch nicht Miene macht, sich ändern zu wollen, was ich auch nicht zu thun gedenke als Ihr alter und ergebener

G. Keller.

304. An Johann Salomon Hegi in Genf.

Zürich-Enge, 29. September 1881.

Mein lieber alter Freund! Dieser Tage habe ich durch Dr. Bächtold von Schaffhausen, der hier lebt und Dich vielmal grüßen läßt, Deine Adresse erhalten können und dabei erfahren, daß Du immer in Genf lebst. Wie es Dir geht und was Du treibst, weiß ich freilich nicht und zwar seit vielen Jahren nicht.

Ich möchte daher mit diesen Zeilen Dich nur ein wenig aufwecken, damit Du etwas von Dir hören lässest, und sende

gleichzeitig, um Dich durch die Erinnerung an die Heimat eher zu rühren, ein paar Bändchen Zürcher Erzählungen an Dich ab, die ich vor einigen Jahren gemacht. Bist Du noch leselustig, so kann ich Dir noch mehreres schicken, das ich verübt habe; denn seit vier Jahren habe ich meine Staatsschreiberei an den Nagel gehängt und hocke auf dem alten „Bürgli“ in der Enge, um die letzten Tage, die mir beschieden sein mögen, noch den ursprünglichen Neigungen zu widmen.

Rapple Dich also auf, alter Jean Salema Hegi, nimm ein Böglein Briefpapier und gib Laut!

Um Dir von alten Reminiszenzen etwas zu sagen, teile ich mit, daß ich vor einiger Zeit eine hübsche und gebildete Tochter unsers verstorbenen F. W. kennen gelernt habe, welche an einen reichen Aarauer unglücklich verheiratet war, sich scheiden ließ und nun als Erzieherin nach Schottland gegangen ist So gehen die Schicksalswege!

Leb für einstweilen wohl und gesund und sei gegrüßt von Deinem uralten

Gottfr. Keller.

305. An Marie Melos in Cannstatt.

Zürich, 24 Oktober 1881

Hochverehrte gütige Freundin und Dame! Seit vier Wochen oder länger wollte ich Ihnen schreiben und wartete nur auf die Exemplare meines neuen Erzählungsbüchleins, um Ihnen eines davon mitschicken zu können, von einem Tag auf den andern. Unverständlicher Weise höre und sehe ich nichts von dem Zeuge, das schon lange fertig gedruckt ist

Die überraschende Nachricht von der Übersiedlung nach Düsseldorf zwingt mich nun doch, den edlen Schwestern noch vorher meinen Gruß zu senden, meine herzliche Teilnahme an Bewegungen und Sorgen auszudrücken und meine besten Wünsche für glückliches Vollbringen und die Genesung des lieben Sohnes unter der Mutterhand beizufügen[1]).

Ich habe mich inzwischen fortschreitend an dem Lebensbilde des verewigten Vaters erfreut, das so vortrefflich fast nur durch seine eigenen Äußerungen seine Werke ergänzt und erleuchtet. Überrascht hat mich auch das mir unbekannt gewesene sehr schöne und poetische Bildnis von Hasenclever, das einem der Hefte beigegeben ist.

Ihre knurrige Szene am Postschalter zu Eisenach hat mich herrlich ergötzt; vornehmlich Ihre zornigen Augen, nach abgelegter Bescheidenheit, hatte ich zu erblicken gewünscht, und ich kann mir denken, wie der postalische Flegel sich gesputet hat, der drohenden Löwin den Brief hinzuwerfen[2]). Den 19. Juli hätt' ich das Jahr wieder einmal am Tage selbst beinahe vergessen, und erst gegen elf Uhr abends in einer Wochengesellschaft erinnerte ich mich noch der Abrede und trank noch schleunig ein Glas Züri-Wein auf Gesundheit und langes Leben der Pilgerinnen auf der Wartburg. Ich kann diese Vergeßlichkeit an dem Tage selbst nicht mehr ändern; ich glaube, wenn alle 11,000 Jungfrauen mit mir

[1]) Marie Melos an G Keller, 22 Oktober 1881. „Wir siedeln noch Ende dieses Monats nach Düsseldorf über, wozu sich Schwester Ida rasch entschlossen hat, da Percy jetzt sein Standquartier dort hat und seit Frühjahr sehr halsleidend ist, so daß er sorgfältiger Pflege und Abwartung bedarf"

[2]) Am 18 Juli hatte M Melos am Schalter in Eisenach mit Mühe den Geburtstags-Brief Kellers bekommen können

an demselben geboren wären, so würde ich wenigstens am Morgen niemals daran denken.

Die Photographie nach dem Ölbildchen ist nicht gut ausgefallen wegen des Farbenglanzes. Dennoch will ich sie in das Buch legen, das ich Ihnen an die neue Adresse nach Düsseldorf senden werde. Das Bild wird übrigens jetzt in München gestochen oder radiert[1]). Vielleicht kann ich einen Abzug für Sie erwischen, wenn Sie's durchaus haben wollen.

Hier ist auch fortwährend naßkaltes Wetter gewesen, und ich habe vierzehn Tage ebenfalls über einem schändlichen Katarrh, Schnupfen rc. verloren. Nun will ich Sie aber nicht länger in Ihrer Unruhe und Reisevorbereitung stören. Lassen Sie sich's nicht zu sehr angreifen und grüßen Sie herzlichst von mir die verehrte Frau Ida! Und Glück auf den Weg ins alte Rheinland!

Ihr ältester und getreuster

G. Keller.

306. An C. Ferdinand Meyer in Kilchberg.

Zürich, 30 Oktober 1881

Verehrter Herr! Seit dem Empfang Ihrer freundlichen Sendung[2]) habe ich von Tag zu Tag die Ankunft von

[1]) Für „Nord und Süd", 1882, Märzheft.

[2]) C. F. Meyer an G. Keller, 9 Oktober 1881: „Hier, verehrter Herr, die neue Ausgabe des ‚Hutten', welche ich mit der mir Ihnen gegenüber gewöhnlichen und noch etwas aparten Schüchternheit übersende, denn die Mängel sind sichtbar und das Primitive oder — richtiger — die Abwesenheit der Komposition, das hölzerne Metrum und anderes mehr nicht sehr erbaulich. Ob das aufgewogen wird durch

Exemplaren meines neuen Novellenbüchleins erwartet, um Ihnen mit meinem schuldigen Dank gleichzeitig eine Gegengabe überreichen zu können. Wie es scheint, verübt der Verleger mit der Verzögerung der ganzen Versendungsangelegenheit besondere Geschäftskünste, ich aber darf jetzt doch nicht länger warten, Ihnen meinen herzlichsten Dank endlich abzustatten. Das Buch soll dann nachfolgen.

Ich habe mit großem Interesse den neuen „Hutten" gelesen und Nummer für Nummer mit dem alten verglichen. Statt des alten, genügend konstatierten Lobes will ich Ihnen diesmal einige kritische Bedenken zum besten geben. Schon längst bedaure ich, daß Sie statt des jambischen Zweizeilers nicht den Vierzeiler gewählt haben (A. Grüns „Schutt" oder Freiligraths „Ausgewanderter Dichter" &c.), der sich eben so leicht schreibt und nicht so trocken klappernd abschnappt. Ein ganzes Buch in dieser Form sieht fast aus wie eine Sprüchwörtersammlung. Doch das ist nun abgethan und soll uns nicht weiter grämen.

Dann finde ich nach meinem Gusto, daß Sie im „Schlag auf die Schulter" das welke Blatt nicht hätten beseitigen sollen. Ich fühle wohl, was Sie damit beabsichtigten; allein der große Reiz des vermißten Zuges wird mir durch die größere Knappheit oder Konzentrierung nicht ersetzt[1])

die Wahrheit der diesbezüglichen Gefühle — denn freilich diejenigen eines Einsamen kenne ich zur Genüge, und ein Ghibelline war ich von jung an und bin es mehr als je — ist die Frage. Daß gewisse sentimentale Züge, welche mich (sowie das Duodezformat des 2. Ausgäbchens) langeher geärgert haben, weggefallen sind, werden Sie schwerlich tadeln."

[1]) C. F. Meyer an G. Keller, 1. November 1881: „In den berührten Punkten Huttenkritik haben Sie leider (Metrum und Mißver-

Sodann, und nehmen Sie mir das auch nicht übel (wie Sie selbst zu sagen pflegen), finde ich, daß Sie die glücklichen neuen Einlagen vom „Ritter, Tod und Teufel" und vom „Göttermord" etwas zu mager behandelt haben, d. h. daß Sie nicht vertiefend genug damit ins Zeug gegangen sind und die beiden Überschriften zu viel versprechen lassen.

Das ist aber nun alles, und im übrigen wünsche ich Ihnen dankbar Glück zu dem alten neuen Rittersmann.

Die neue Novelle werde ich dieser Tage, wo die „Rundschau" anlangt, begierig kennen lernen. Ich bekomme die Hefte ziemlich pünktlich auf den ersten jeden Monats.

Jetzt seh' ich nichts mehr, da es dunkelt, und muß daher schließen, um diesen und andere Briefe mit in die Stadt zu nehmen, als Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

307. An Marie Melos in Düsseldorf.

Zürich, 14. Dezember 1881.

Verehrte Freundin, tugendreichstes Fräulein! Ich nehme an, Sie seien jetzt mit der erlauchten Frau Schwester am

hältnis zwischen Titel und Inhalt der fraglichen zwei Nummern) unbestreitbar recht An das Metrum wagte ich nicht zu rühren, da die Umarbeitung eines vom Publikum acceptierten Buches sonst schon alle Vorurteile gegen sich hat, und die ungenügende Verwertung der fraglichen zwei Vorlagen ist nicht die einzige Eilfertigkeit des mir vom Verleger vorzeitig abverlangten Büchleins Den Wegfall des ‚Blattes' dagegen [Gesang LVIII ‚Der Schlag auf die Schulter'] plädiere ich ganz entschieden. Ich bitte Sie, ist es möglich, daß ein fallendes Blatt durch den Kittel hindurch sich der Schulter auch eines nervösen Mannes fühlbar mache, während allerdings eine sacht aber unversehens auf die Schulter eines Träumenden gelegte Hand diesen erschrecken kann."

Rhein nach so viel Jahren soweit wieder fest angesiedelt, daß Sie ein kleines Buch[1]) und einen Brief in Empfang nehmen und wenigstens letztern lesen können, obgleich nicht viel darin steht. Das Buch dürfen Sie mit Zeit und Weile auch lesen, bis es Sie langweilt, denn es scheint mir mit demselben endlich eine Art Nachsömmerlein aufzugehen, indem in Zeit von drei Wochen, seit es erschienen, schon die zweite Auflage gedruckt wurde, obschon die erste 1500 stark ist. Diesen nachträglichen Sonnenblick schreibe ich Ihrer freundlichen Altersgenossenschaft mit mir zu und dem Umstande, daß ich Ihnen zum letzten gemeinsamen Geburtstage so pünktlich gratuliert habe, so daß Sie wenigstens nicht vergebens am Schalter des groben Postbedienten zu Eisenach angeklopft haben. Das hat ein guter Geist des schönen Thüringer Landes oder vielleicht die heilige Elisabeth selber im Himmel gesehen und ganz im stillen dem unbeholfenen, aber frommen Werklein des kurzen Erdenmännleins eine Stätte bereitet. Wenn wir hoffentlich einst zusammen gen Himmel fahren, so werde ich mich an Ihre goldene Sternschleppe hängen und mich von Ihnen der Frau Landgräfin vorstellen lassen. Einstweilen sehe ich noch wie ein Kaminfeger aus, wie Sie aus dem Bilde entnehmen, das ich in das Buch lege. Der Photograph ist an der Mundpartie des in Öl gemalten Originals gescheitert, weil die Farben resp. der Firnis zu sehr glänzten.

Ich denke, die beiden Schwesterdamen seien in besserer Gesundheit, als im Oktober herrschte, nach Düsseldorf gekommen und jetzt dort im Kreise alter und neuer Freunde

[1]) „Das Sinngedicht."

und Verehrer bestens wohnhaft. Besonders hoffe ich, daß dem Sohne Percy die mütterliche Pflege bereits wohltätig geworden sei, und wünsche guten Fortgang.

Grüßen Sie gütigst die Mama und den Sohn recht angelegentlich von meiner Seite und sich selbst, so treulich Sie können, indem Sie sich zu diesem Behufe vor den Spiegel stellen, von

Ihrem ergebenen Freunde

G. Keller.

308. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 16. Dezember 1881.

Verehrte Frau Professorin! Ich bin ungewiß, ob ich Ihnen in diesem Augenblicke beiliegende leichte Ware auch zusenden soll und darf, da Sie durch die unerträgliche Katastrophe vom 9. Dezember[1]) ohne Zweifel mit den Ihrigen nicht minder in Aufregung und Trauer versetzt worden sind, als alle anderen. Dazu steht die Unglücksstätte, wenn ich nicht irre, ziemlich in der Nähe der Josephstädterstraße. Allein das Buch liegt so schon seit Wochen bereit, und wenn ich noch länger zögere, so verliert es noch sein bißchen Reiz der Neuheit, und für Sie ist es kein Zeichen freundschaftlicher Aufmerksamkeit mehr.

Wenn Sie also irgend nicht gestimmt sind, dergleichen Zeug zu lesen, so lassen Sie es ruhig liegen, bis es besser kommt. Ich hoffe indessen, Sie seien an dem Unglücke nicht durch Familien- oder Freundeskreise näher beteiligt.

[1]) Brand des Ringtheaters.

Auch sonst vermute ich, daß Sie, Herr Professor und die Knaben gesund und munter seien, und wünsche Euch allen jetzt schon ein glückliches Neujahr, da ich die Gratulationen auf den Tag abgeschafft habe, indem ich einem Verein zur Erleichterung der geplagten Postbeamten beigetreten bin.

Wie geht es Ihnen im übrigen?

Meinerseits habe ich das Alter meiner Gesellschaftsfreunde um dreißig Jahre reduziert, lasse die Siebziger und Sechziger sitzen und gehe mit fünfunddreißigjährigen jungen Gelehrten &c. um, oder dulde höchstens einen Vierziger darunter. Samstag nachts ist der Hauptsabbat: da wird bis zwei oder drei Uhr aufgeblieben und gelacht oder diskutiert, wobei ich das Neuste höre. Letzten Sommer ging ich immer in der Sonntagsfrühe mit dem Vögelgesang nach Hause, was sehr lustig war. Oft aber vergehen drei Tage, ohne daß ich vor die Thür komme.

Ihre Herren Söhne, deren glaub' ich zwei oder drei sind, werden vermutlich begonnen haben, das Aprikosenbäumchen im Garten zu besteigen; die Zeit vergeht doch rasch mit so lebenden Uhrmännchen. Drum muß man sich oben halten, sonst ist man verloren. Bleiben Sie nur recht frohherzig und lassen sich nichts abgehen! Wir wollen auch noch einmal an den Mondsee gehen, wo man das Geld kann im offenen Kasten liegen lassen, ohne daß es angerührt wird.

Tausend Grüße also dem „Herren und der Frau", wie man hier zu Lande sagt, von dem alten Mummelgreischen

Gottfried K

309. An Adolf Exner in Wien.

Zürich (Bürgli), 16 Dezember 1881.

Lieber Freund! Mit heutiger Post lasse ich unter Kreuzband mein letztes Geschreibsel[1]) an Sie abreisen, damit Sie sehen, daß ich noch an Sie denke. Die ersten siebenzig Seiten sind im Jahre 1855 in Berlin geschrieben. Genau an der abgebrochenen Stelle fuhr ich hier auf dem „Bürgli" im Dezember 1880 fort, als ob inzwischen nichts geschehen wäre. Vorher hab' ich aber den Franz Duncker, den ursprünglich bestimmten Verleger, der inzwischen um Vermögen und Verlagsgeschäft gekommen, mit ziemlichen Zinsen entschädigt, was er mit warmen Danksagungen aufnahm und behauptete, ich sei der einzige Freund, der ihn im Unglück nicht verlasse. So habe ich von meiner Faulheit und Liederlichkeit unerwartete Ehre aufgelesen und bewunderte meinen edlen Charakter, den ich gar nicht gekannt hatte.

Neulich war Johannes Brahms in Zürich und führte uns seine schöne Meisterpmusik auf. Ich war mehrmals mit ihm zusammen, und er erzählte mir von Ihnen, z. B. daß Sie alle Ferien nach Italien gingen u. s. w. Ich schwindelte auf sein Anraten ihm vor, daß ich einmal zu geeigneter Zeit nach Wien kommen und mit Ihnen über den Brenner gehen wolle. Gescheiter wird es aber sein, wenn ich meinerseits über den Gotthard gehe und Sie irgendwo jenseits treffe, wenn es so weit kommt.

Ich sollte freilich nicht von solchen Dingen schreiben,

[1]) „Das Sinngedicht"

ohne zu wissen, ob Sie nicht etwa in irgend einer Weise von dem Feuerelend berührt oder wenigstens davon in trüber Laune sind. Sie erinnern sich vielleicht der kleinen Wirtin Stuck auf dem Café Safran dahier? Diese häßliche, aber lebenslustige fünfzigjährige Person ging als Witwe, um sich des erworbenen Geldes zu freuen, vor einigen Jahren nach Wien und liegt jetzt auch in dem Schutte des Ringtheaters, denn sie ist unter den Vermißten verzeichnet. Als die Bourbakys in Zürich waren, hatte sie immer eine Korona französischer Offiziere um ihr Büffett herumstehen und machte tausend Späße.

Wie raucht sich denn Ihr Hexe Stammhalter? Gedeiht er? Versteht er schon was vom Pfandrecht, oder steckt er noch im barbarischen Naturrecht der Windelvölker? Empfehlen Sie mich der schlanken Mama recht schön, soweit es mit einem solchen Shokinger möglich ist wie ich bin.

Leben Sie wohl und essen Sie demnach nicht zu viel Zucker über dem Jahreswechsel, zu welchem ich Ihnen im voraus alles Gute wünsche samt Ihrem ganzen Zivilstandswesen. Ihr alter

Gottfr. Keller.

310. An Jos. Viktor Widmann in Bern.

Zürich, 20. Dezember 1881

Verehrter Freund! Es ist Zeit, daß ich Ihnen herzlich danke 1 für die freundliche Zusendung Ihrer Besprechung des „Sinngedichts", 2 dafür, daß Sie den Artikel geschrieben haben[1]). Wenn auch die schöne Form Ihres Dia-

[1]) In Nr 336—337 des „Bund" 1881: „Eine litterarische Unterhaltung statt einer Kritik"

logs über den wahren Wert des Buches, bezüglich dessen ich keineswegs ein gutes Gewissen habe, hinausgeht und fast wünschen läßt, daß niemand dahinterkommen möge, was eigentlich dran sei, so freue ich mich doch, die Blätter zu besitzen; denn Sie führen wenigstens allerlei Züge für Ihre Ansicht an, deren Bemerktwerden dem Betroffenen angenehm ist u. s. w.

Auf Ihren reichhaltigen Wiener Brief will ich jetzt, nachdem wir uns persönlich gesehen, nicht mehr zurückkommen, sintemal ich keine Gegenbemerkung mit Erlebnissen anstellen kann. Nur den Wunsch, daß die Angelegenheit der „Oenone"-Aufführung am Burgtheater glückliche Fortschritte machen möge, will ich noch nachholen. Der jetzige an die Leitung dieser Bühne berufene Adolf Wilbrandt sollte der rechte Mann sein, das Werk zu schätzen und zu fördern; und selbst das neuliche Brandunglück von Wien sollte dazu beitragen, den Sinn wieder mehr zur Einfachheit wahrer Kunst zurückzulenken, die nicht solch einer höllischen Anhäufung von Entzündungsmaterien bedarf.

Mit der Erfassung des Epi-Prometheischen Dichtwesens[1]) schreite ich bei verschiedentlich abhaltender Beschäftigung allmählig vorwärts. Es ist ein Merkmal der starken Bedeutung der Dichtung, daß sie so zum Nachdenken anregt. Die Hauptsache scheint mir doch das Verhältnis zwischen der äußeren sinnlich-plastischen Gestaltung und dem innern ethischen Lebenskerne zu sein. Bei dem apokalyptischen und etwas sophistischen Charakter des Werkes oder seiner Tendenz, wo

[1]) Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichnis von Carl Felix Tandem. (Aarau 1881.)

jede Interpretation durch eine andere verjagt oder paralysiert wird, ist es schwierig, den rechten Übergang zu finden. Nur so viel steht fest, daß das Werk mit gutem Willen und redlicher Anerkennungsfähigkeit aufgefaßt werden muß. — — —

In wenig Tagen haben wir Weihnacht, und da Sie trotz des Scherbengerichts der Stadtberner[1]) wohl noch Ihre Julzeit heidnisch oder christlich begehen, so wünsche ich Ihnen heitere Festtage und gleich auch noch ein glückseliges Neujahr, wobei ich mich gratulierend auch der verehrten Frau Gemahlin empfehle. Ihr ergebener

G. Keller.

311. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 15. Januar 1882

Verehrungswürdigste gnädige Frau! Da es so lukrativ ist, mit Ihnen gut zu stehen, so muß ich Sie schon mit erhöhten Höflichkeiten anreden und noch einige platonische Handküsse hinzufügen, wobei Sie wenigstens sicher sind, daß ich Sie nicht in die Finger beiße. Denn ich besitze nicht einmal mehr den Zahn, welchen der große Kant hinterlassen hat. Lassen Sie sich denselben von Herrn Gemahl zeigen im Wiener „Archiv für Anthropologie" auf den Abbildungen des Kantischen Schädels, womit ich übrigens nicht das Ihnen so verhaßte Schädelthema wieder anschlagen will.

---

[1]) Widmann war das Jahr vorher durch den Einfluß Bernischer Geistlicher aus seiner Stellung als Direktor der höheren Töchterschule gedrängt worden

Herr Bruder Adolf hat mir geschrieben, daß zwei Ihrer Söhnchen erkrankt seien. Seither sind nun Wochen vergangen, so daß ich annehmen kann, die Sorge sei jetzt verschwunden und ich dürfe mit meiner Danksagung für die königliche Schreibmappe anrücken, ohne Störung zu verursachen. Mein Dank ist allerdings aus Freude und Beschämung gemischt: ich schicke Ihnen ein Buch, das mich gar nichts kostet, und Sie schießen gleich eine Kostbarkeit auf mich ab! Es wird aber noch lange dauern, bis die Weltordnung gerecht und gleichmäßig eingerichtet ist, und so will ich mich denn beruhigen und die Löwin nicht so bald wieder reizen.

Hoffend, daß ich in allfertige volle Gesundheit Ihres Hauses hinein grüße, bin ich wie immer Ihr alter

G. Keller.

312. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 15. Januar 1882.

Verehrter Freund! Der Kartonkasten, den Sie mir gesendet, ist so praktisch, daß ich gleich die Briefhaufen der letzten paar Jahre, die meine Tische belästigten, aufgeräumt und hineingepackt habe, so daß ich die Bescherung zu den anderen alten Schachteln und Kartons rangieren konnte. Hieraus können Sie entnehmen, wie dankbar ich erst für den Inhalt war und bin; denn wenn Sie glaubten, daß ich die Schachtel zurückgebe, so waren Sie im Irrtum. Um so fröhlicher danke ich Ihnen für das Licht, das Sie mir aufgesteckt haben[1]), es steht artig genug auf dem Rauchtischchen

[1]) Ein schmiedeisernes Lämpchen.

und ist wirklich hübsch gemacht. Die luxuriöse Mappe wandle ich in einem Briefe an die Frau Schwester gleichzeitig ab und lasse die Begeisterung auch noch über diesem Briefe abträufeln. Das dicke schöne Papier darin werde ich mit irgend etwas mir noch Unbekanntem beschreiben, anstatt es als Löschpapier zu benutzen, und zwar mit Bleistift.

Mit dem italienischen Schwindel[1]) ist es dies Jahr für mich noch nichts, es würde mich zu stark von der Arbeit abziehen und das Ende unsicher machen. Ich mache nämlich vorher einen einbändigen kleinen Roman fertig und bin am Redigieren der Sammlung dessen, was ich in Versen gehudelt habe, was unter allen Umständen dies Jahr gethan sein muß. Eher könnte ich wahrscheinlich im Spatsommer auf den alten steinigen Wegen Oberösterreichs 2c. wieder einmal herumstolpern.

Die Stelle des Herrn Villers über meine Romeogeschichte[2]) habe ich in einem Wiener Blatte angeführt gesehen; sie ist mir aber selbst für Ärger unzugänglich geblieben.

Mit dem „Sinngedicht“ geht es gar nicht übel, es wird soeben die dritte Auflage gedruckt; am Ende geht mir noch die Sonne des Geldprotzentums auf, und ich werde fromm und scheinheilig. Daß von der löblichen Exnerei niemand durch den sel. Offenbach in die Hölle des brennenden Ringtheaters gelockt worden sei, habe ich mir eigentlich vorher-

[1]) Einladung zu einer Reise nach Italien.

[2]) „Briefe eines Unbekannten“ (Wien 1880, neue Ausgabe 1887, Bd. 1, 132 ff.). Der geistreichelnde Plauderer erhebt eine Reihe von Einwänden gegen Kellers „Romeo und Julie“ und schließt mit dem

gedacht, und so mögt Ihr ferner gesund und fröhlich auf dem rechten Pfade dahin wandeln!

Mit allen Grußen Ihr

G. Keller.

313. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 28 März 1882

Ihr liebenswürdiger und beweglicher Januarbrief, verehrtester Mann und Freund, ermuntert mich, auch ohne Geschäft mich mit meinem Geplauder einzufinden und für alle gute Freundschaft zu danken.

Die Klage über den gegenwärtigen Kulturzustand in Berlin, obgleich sie mir nicht ganz unerwartet kommen kann, hat mich dennoch peinlich ergriffen, weil ich daraus erkenne, daß es für die drin Lebenden anfangt ernstlich ungemütlich zu werden. Durchaus abgesehen von der elenden Stöckerei und was drum und dran hangt, hat es mir auch sonst schon vorkommen wollen, daß der gute alte Berliner Humanismus, der so wahrhaft universell war, in dem aus allen Winkeln herzugereisten Größedünkel ersaufe. Eine Million Kleinstädter, die über Nacht auf einen Haufen zusammenlaufen, bringen ja nicht sofort einen großen Geist hervor, kollektivisch, sondern zunächst nur einen großen Klatsch und rohen Spektakel. Wenn nun das vorhandene Talent diesem nachläuft und zu gefallen strebt, so kommt es so, wie es jetzt ist. Machen

Trumpfe: „Salt und Brenelt waren weder Montague noch Capulet, noblesse ne les obligeait pas, ich sehe wirklich nirgends den tragischen Grund zum tragischen Ende, und ehe Liebe ins Wasser geht, läuft sie sich doch erst die Füße wund".

Sie nur bald einige Monate Streik und fahren Sie anher, so wollen wir die Köpfe zusammenstecken; denn hier ist auch nicht alles süße Milch, was man zum Kaffee kriegt.

Im letzten Hefte von „Nord und Süd“ werden Sie einige Seiten voll Bummeltrochäen (wie Paul Heyse sie nennt) von mir bemerkt, aber nicht als eine Felonie an der „Rundschau“ angesehen haben[1]. Ich wurde dazu durch das wie man sagt mißlungene Bild veranlaßt, wegen dessen Einbau mich seit ein paar Jahren beunruhigt hat, und „Die Rundschau“ bringt ja ohnehin keine Verse mehr, woran sie wohl thut.

Nun haben wir auch Auerbach verloren; allerseltsamster Weise mußte mir sein Verlust eine Erfahrung bringen, an die ich nie gedacht hätte. Eine ganze Reihe von Anekdötchen zirkulierte in den Zeitungen von der undankbaren und flegelhaften Art und den albernen schlechten Witzen, womit ich die wiederholten wohlwollenden Rezensionen, welche der Verewigte mir angedeihen ließ, sollte erwidert haben. Zuletzt wurden mir sogar ein paar bescheidene Kondolenz-Zeilen, die ich auf den Begräbnistag an die Familie nach Nordstetten richtete, in spöttischer Weise verdreht (alles dies in sogenannten Weltstadt-Blättern). Dies letzte konnte jedenfalls nicht mehr von dem guten Bruder Berthold herrühren, und so wird er zu meinem Troste wohl auch an dem übrigen unschuldig gewesen sein. Aber ich fragte mich umsonst: Was soll denn das heißen? Und wie kommst du in deiner stillen Klause dazu?

Sie begreifen, daß ich jetzt um so eifriger mit meiner

[1] Aus dem „Apotheker von Chamounix“.

höflichsten Danksagung für die gütige Anzeige herausrücke, die Sie in Ihrem neuesten Hefte dem „Sinngedicht" spendiert haben, und mit ängstlicher Spannung dem Essay entgegenblicke, das Sie in Aussicht stellen. Aber jedenfalls, wie ich mich auch verhalten werde, bin ich sicher, daß Sie keine Anekdötchen über mich fabrizieren.

Empfehlen Sie mich indessen recht angelegentlich Ihren freundlichen Damen, und da wir hiemit ins Frauenzimmer geraten sind, bitte ich auch, die Frau Lina Duncker zu grüßen, wenn sie dieselbe etwa sehen. Ich konnte einen Brief, mit dem sie mich vor einiger Zeit erfreute, nicht beantworten, weil ich ihre Wohnung nicht weiß. Dr. Adolf Frey werde ich wohl ehestens hier selbst sehen, da seine Zeit dort zu Ende geht. — — —

Ihr getreuer

G. Keller.

314. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 20. Mai 1882.

Verehrtestes gnädiges Frauchen! Wegen der Mappe haben Sie mich nun etwas beruhigt und meinen Schlaf, der sich um eine Viertelstunde verkürzt hatte, wieder hergestellt, so daß ich bereits über das Ziel hinausschieße und länger schlafe als vorher. Aber mit der Sommerfrische hat es mir auf die Finte geschneit, so daß ich nicht schreiben kann. Meine Schwester ist seit dem Winter kränklich, und wenn es augenblicklich etwas besser ist, so kann ich sie doch nicht allein lassen, da man nie weiß, wann es wieder schlimm wird.

Sie hat nämlich gewisse Zerbrechlichkeiten in den Pumpschläuchen, die vom Herzen ausgehen, ist blutärmlich und atmungsnotdurftig u. s. w., dazu noch am Halse dick und will noch immer alles selbst machen. Auf den Herbst muß ich ernstlich nach einer näher an der Stadt und nicht so hoch gelegenen Wohnung umsehen; wir laborieren schon zwei Jahre daran; ich habe mich zu nichts entschließen können, weil ich nicht gern etwas nehme, wo man voraussichtlich das Leben auch wieder nicht beschließen kann. Finde ich aber etwas, so geht der Teufel mit den Vorarbeiten des Umzugs an, kurz, es ist nicht geraten, daß ich weggehe. Sie können sich denken, daß ich Euren lockend freundlichen Vorschlag mit sehr betrübten Augen ansehe und, um ihn zu einer sauren Traube umzuwandeln, nur sage: „Ei was, am Ende regnet's wieder die ganze Zeit in jenen Kalkwänden um den Schafberg herum!"

Die Ärmste dauern mich sehr, daß Sie die Diphtheritis in den Kindern hatten; es ist gut, daß es so gut ablief. Ich leide hier auch daran, indem ich einige Befreundete besitze, die noch kleine Kinder haben, und wo immer etwas los ist in der schönsten Abwechslung und auch gleichzeitig. Da ist man immer geniert, von einem Haus ins andre zu gehen, um das Gift nicht zu verschleppen und sich argwöhnisch befragen zu lassen. Zuletzt geht man gar nicht mehr in solche Fabriken.

Sonst geht es mir gut: ich bin ganz produktionslustig und habe ordentlich Werg an der Kunkel, altes und neues.

Nun leben Sie recht vergnügt und zufrieden im Gebirge, wenn's losgeht. Sollte es im August schon Wetter und die Schwester leidlich gesund sein, wir auch nicht umziehen, so

käme ich vielleicht doch auf acht Tage hingeschossen, wobei ich aber einfach ins nächste Wirtshaus ginge und durchaus nichts für mich bereitgehalten werden müßte oder dürfte.

Grüßen Sie alle bestens. Ihr

G. Keller.

315. An Anna Hettner in Dresden.

Zürich, 8 Juni 1882.

Hochverehrte Frau! Tief erschüttert durch die ganz unerwartete Trauernachricht nimmt sich ein alter Freund des Verewigten die Freiheit, Ihnen und Ihrem geehrten Hause die Bezeugung seiner innigsten Teilnahme darzubringen[1]).

Ohne jede Nachricht von einem Krankseın trug ich mich gerade in den letzten Wochen mit dem Vorsatze, unsere eingeschlafene Korrespondenz wieder aufzunehmen und auch eine lang beabsichtigte Reise nach dem Norden endlich auszuführen, wobei ich mich auf ein Wiedersehen freute.

Das ist nun nach der Übung des alten Menschenschicksals wieder einmal dahin, und es bleibt mir nichts übrig, als einen traurigen Gruß ungebrochener Anhänglichkeit in das Freundesgrab hinüber zu rufen.

Genehmigen Sie, verehrteste Frau, den Ausdruck meiner vollsten Hochachtung und Ergebenheit.

Gottfried Keller,
a Staatsschr.

---

[1]) Hermann Hettner starb am 29 Mai 1882

316. An Ida Freiligrath in Düsseldorf.

Zürich, 11. Juli 1882

Hochverehrte Frau! Durch die erhaltene Verlobungsanzeige Ihres Herrn Sohnes Percy[1]) werde ich endlich aus meiner verbrecherischen Ruhsamkeit aufgestört. Darf ich Sie bitten, die beiliegenden üblichen Gratulationsdokumentchen und Zeugnisse auch der unsichtbaren Gesinnung für das altverehrte Haus gütig weiter zu befördern. Aber nicht, ohne meine innige Teilnahme und Begrüßung für Sie selbst einzuheimsen und sich in freundlicher Geneigtheit sagen zu lassen, wie erbaulich und willkommen der Anblick ist, das schöne Epos Ihres Lebens mit diesem Ereignisse so anmutig und glücklich abgeschlossen zu sehen. Möge, was noch folgt, aus nichts als Ruhe und Heiterkeit bestehen, kurz, die sonnigste Idylle sein, womit ich mich, wenn auch litterarisch, doch jedenfalls aufrichtig ausgedrückt habe.

Jetzt bin ich endlich auch an der Reihe, Ihnen meinen herzlichen Dank für das mir zugewendete Exemplar der Biographie darzubringen und Ihnen zu sagen, daß ich das Werk, wie es nun vorliegt, für ebenso eigenartig als voll-

[1]) Mit Jutta Freiligrath aus Crefeld, der Tochter des Freiligrath-Biographen. Ida Freiligrath an G. Keller, 14. Juli 1882: „Percy war nach fast vierjährigem Aufenthalt in Kalifornien, nach fruchtlosem Ringen und Mühen um eine Existenz, nach Europa zurückgekehrt und hatte durch seinen Schwager Wiens eine gute Stelle für ein spanisches Haus erlangt. Auf dem Wege von London nach Cartagena besuchte er mich in Crefeld, wo ich einige Wochen zubrachte, um mit Buchner nochmals das ganze Manuscript durchzusehen. Hier lernten sich die beiden kennen und lieben, also gewissermaßen auch ein Resultat des Buches und zwar ein recht glückliches".

kommen gelungen halte. Der die Briefe begleitende und verbindende Text des Herausgebers steht nun doch in einem richtigen Verhältnisse zu denselben und beläßt ihnen dadurch ihre volle Wirkung. So steht das Buch in seiner Art einzig in unserer Litteratur da, ebenso einzig wie sein Gegenstand.

Mit der Photographie des Hasenclever'schen Bildes[1] haben Sie mir die größte Freude gemacht; sie steht seither immer auf meinem Schreibtisch als ein Zeugnis, wie hoch Hand und Auge eines wahren Künstlers über der mechanischen Natur stehen, obgleich sie auch nur ein Stück Natur sind.

Der verehrten Fräulein Maria werde ich einen Dank-, Buß- und Wunschbrief auf den 19. Juli schreiben und bitte, wohldieselbe vorläufig schönstens zu grüßen. Sollte sie dannzumal oder jetzt schon wieder auf ihren Sommerfahrten dahin schweben, so würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir schnell noch mit zwei Worten anzeigen wollten, wo ein Brief sie erreichen könnte. Und grüßen Sie auch den Herrn Percy freundlichst von mir.

In unabänderlicher Gesinnung und Ergebenheit Ihr

Gottfr. Keller.

317. An Marie Melos in Düsseldorf.

Zürich, 17 Juli 1882

Da wäre ich also, allerteuerste Freundin, mit meinem Tribut an Glückwünschen, so gut ich ihn in den Jagdgründen meines Lehnswesens, des Herzens, habe aufbringen können. Und ich danke Ihnen zugleich für Ihren so hurtig

[1] Ferdinand Freiligrath) darstellend.

entgegengekommenen Geburtstagssegen. Möge es uns, die wir nun auf der andern Seite schon ein gutes Stück hinuntergelaufen sind, bis zu Ende noch so leidlich ergehen wie bisher!

Ich danke Ihnen auch für den reichhaltigen letzten oder vorletzten Brief und bin namentlich sehr stolz darauf, im goldenen Tabernakel Ihres Erbschrankes einlogiert zu sein[1]), so daß ich mich fast mit dem katholischen Namen Maria verschöne, welchen Sie dem leichter und weltheiterer klingenden Marie so sehr vorzuziehen scheinen.

Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie „Das Sinngedicht" ein wenig loben, welches das leichtsinnige Zeug nötig hat. Der Tod der armen Regina war leider notwendig, um die Gestalt der weiteren Berührung mit der Welt zu entziehen. Fiele dieser Tod weg, so würden die gleichen Damen, die ihn jetzt nicht leiden mögen, die Achsel zucken und sagen. Es ist doch eine kuriose Geschichte mit dieser Küchenmagd, was soll das eigentlich heißen? u. s. w. Und so geht mir wenigstens die artige Ausstattung nicht verloren, die ich an die Figur verwendet habe. Es geht uns allen mehr und minder so, mein liebes Fräulein; erst wenn wir gegangen sind, läßt man uns gelten und bedauert uns.

Auch Ihnen gratuliere ich inzwischen zu der Verlobung des Neffen und damit zu der Bereicherung Ihres Verwandtenkreises und zur neuen Belebung Ihrer sonnigen Patentraume, die sich nur rechtzeitig erfüllen mögen.

[1]) Bezieht sich auf einen altertümlichen Bücherschrank, welchen der Vater von Marie Melos 1805 seiner jungen Frau geschenkt hatte, und in welchem Marie die verschiedenen Dedikationswerke, so auch die Kellerschen aufstellte.

Der allerliebste Bleistiftbrief der Frau Ida hat mich recht gefreut, und ich danke höchlichst für denselben, beste Gesundheit und gute Augen wünschend.

Ich muß schließen, da ich mich verspätet habe und die Poststunde sofort schlagen wird. Unsern luftigen Wohnsitz auf der Höhe am See müssen wir leider verlassen, weil die Schwester den weiten und zu steil ansteigenden Weg aus Mangel an Atem nicht mehr machen kann und sich namentlich in der Isolierung zur Winterszeit langweilt. Wir werden vom 1. Oktober an in Hottingen wohnen, in einem Eckhause am Zeltweg und der Gemeindegasse, an welcher die Freiligrathsche Herrschaft einst gewohnt hat.

Feiern Sie einen vergnügten Tag! Wenn immer möglich, werde ich Ihrer gedenken und das dämonisch verkehrte Vergessen des eigenen Geburtstages dieses Mal gewiß überwinden.

Ihr alles und alle doppelt und dreifach grüßender

G. K.

318. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 22 Juli 1882

Liebster Herr und Freund! Nun bin ich wieder gegen Ihren freundlichen Fulbenserbrief in Rückstand geraten und habe keinen Vorwand mehr, daß Sie vielleicht noch nicht in Berlin seien; nach Ihrer tugendsamen Sitte, die Sommerzeit bei Ihrem Volke zuzubringen, sind Sie jetzt seit Wochen an der Spree.

Vor allem habe ich für die „Heimaterinnerungen" mei-

nen herzlichsten Dank abzustatten; das Buch ist längst verschlungen und genossen und hat nur die alte Freude an Ihrer warmen und heiterfonnigen Schreibart erneut. Meine Sympathie für Dingelstedt ist nach der Seite seiner unbegreiflich naiven Anschauung von dem, was Glück und Ehre sei, allerdings nicht groß. Allein er war so zu sagen doch auch ein Mensch und hat namentlich seine eiteln Rang- und Lebensgenüsse mit solider künstlerischer Berufsarbeit ausdauernd und voll bezahlt und war kein Parasit, was nicht alle von sich sagen konnten, die ihn schmähten. Den landsmannschaftlichen Charakter des Buches finde ich in hohem Grade berechtigt und schön. Gerade in Zeiten fortschreitender Unifikation und Reichsherrschaft kann es nur erfrischend wirken, wenn die landschaftlichen Elemente nicht untergehen und die eigentlichen Heimatgenossen noch ihre spezielle Freude an einander haben. Leuten, die nie ein Land, ein Thal ihrer Kindheit, ihrer Väter besaßen und kein Heimatsgefühl kennen, geht gewiß auch als Staatsbürgern etwas ab.

Für Hanslicks Gruß danke ich schönstens; ich habe seit Jahren Spuren von seinem Wohlwollen für mich; möge dasselbe ihm niemals zuwider werden und sich in Aberwillen verwandeln! Übrigens hatte ich vor Jahren schon einmal das Vergnügen, ihn in Zürich zu sehen, wenn ich nicht sehr irre[1]).

[1]) Hanslick, Aus meinem Leben (Deutsche Rundschau, 1893/94.) „Wie hat endlich mein heißgeliebter Gottfried Keller mich angebrummt, als ich es zum erstenmale wagte, mich an seinem Wirtshaustisch in Zürich ihm vorzustellen! Er erklärte sich für einen musikalischen Halbbarbaren. Das konnte ich nicht so ohne weiteres gelten lassen und erinnerte ihn an eine schöne Stelle aus dem ‚Grünen Heinrich', wo für einen Augenblick Musik mächtig in die Handlung und Stim-

Inzwischen hat sich gegen das wilde Beifallslüftchen, das mir seit ein paar Jahren geweht hat, der erste längst zu erwartende Rückschlag eingestellt und zwar gleich ein recht kannibalischer und niederträchtiger. Dem Herrn Johannes Scherr, meinem nächsten Nachbar in Zürich, wurde die Sache zu unerträglich, weshalb er mich in seinem „Porkeles und Porkeleßa"-Buche in einer Weise bedacht hat, wie Sie auf S. 119, 211 und 224 nachlesen können, um zu erfahren, was einem fünfundsechzigjährigen Mann und Schriftsteller heutzutage zu thun möglich ist. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß ich nie ein Wort gegen ihn geschrieben habe und Scherr anscheinend immer gut sich zu mir gestellt hat.

Dr. Adolf Frey habe ich zwei- bis dreimal gesehen, seit er in Aarau ist. Er wird die „Rundschau" mit einem Pendant zu Brahms Artikel über Ferdinand Meyer beschenken und hat, wie er mir sagt, Ihnen auch bereits einen Artikel über das merkwürdige Buch „Pro- und Epimetheus" zugestellt, womit er mir selbst vor der Hand eine Arbeit abgenommen, mit der ich Sie zu behelligen im Sinne hatte, denn es sollte allerdings auf irgend eine Weise auf dies wahrhaft tragelaphische Gebilde, wie Goethe sagen würde, hingewiesen werden. Streng objektiv und nur kritischem Sinne behandelt, mit richtiger Auswahl von Citaten und in gehöriger Ausführlichkeit, würde schon die Besprechung des Opus eine ungewöhnliche Lektüre darbieten und Aufsehen machen. Ich bin daher gespannt darauf, ob Sie Freys Arbeit verwenden können und mögen. Ich selber kann mich

---

mung eingreift. Da hellte sich das Gesicht des trefflichen Mannes auf. „Ja so, — das ist mir wirklich selbst entfallen!" —

leider in jetziger Zeit, wo es gilt, das eigene Werg zu verspinnen, nicht damit befassen

Ich bin jetzt mitten in der Redaktion meiner lyrischen Sünden und metrischen Unthaten begriffen und hoffe, bis anfangs Herbst damit fertig zu werden; es gibt entweder einen dicken oder zwei dünnere Bände, eine triviale Wahrheit, wie ich eben gewahre. Einige lyrische Citate in Brahms Aufsatz sind aus dem Quellenschatz schon lang verschwunden, so daß im Falle mir eine kleine Unsterblichkeit beschieden ist, ein philologischer Nachfolger schon aus diesem Umstand mit Brahm wird rechnen und seinen Spuren nachgehen müssen, und schon seh' ich vor mir liegen eine Dissertation von 1901: Über die Lyrik Gottfried Kellers und die Brahmschen Quellen.

Über diesen Herrlichkeiten, auf die ich nicht viel Hoffnung setze, habe ich den Roman zurücklegen müssen, mit welchem sich zudem puncto Abklärung und zu große Aktualität einige Schwierigkeiten erhoben. An dessen Stelle und vorher werde ich drei Novellen schreiben, deren Stoffe, gleich dem „Sinngedicht", auch schon seit langen Jahren in mir rumoren, so daß ich nochmals das Gefühl habe, eine in Jugendjahren konzipierte Arbeit in Alterstagen auszuführen. Die drei Stücke werden aber von einander unabhängig, d. h. nicht wieder durch einen Rahmen verbunden sein. Ich halte sie aber mit einander auf dem Tapet, weil ich nächstes Jahr ein Buch haben muß Dies Jahr noch sollte jedenfalls eine davon fertig werden, so daß Sie für das erste Quartal 1883 wohl einen der drei Hasen in Ihre Küche werden hängen können, wenn Sie alsdann noch Lust haben

Nun leben Sie aber recht froh und gemächlich mit der

Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, denen ich mich von neuem heftig empfehle, Ihre Sommertage dahin, und lassen Sie sich im Herbst einmal wieder an unserm Gletscherwasser sehen! Ich mußte leider wegen zu großer Entfernung, da meine Schwester schwächer geworden ist, die schön gelegene Wohnung kündigen und werde auf 1. Oktober eine andere beziehen, um von dort aus etwas Artiges und Geeignetes für die alten Tage zu erspähen.

Ihr Goethe-Citat[1]), das mich fast nachtwandlerisch anmutet, ist richtiger als Scherrs: „Und hinter ihm im wesenlosen Scheine" u. s. w., das er überall anbringt

Seien Sie mir ebenso lunarisch gegrüßt!

Ihr getreuer

G. Keller

310. An Marie Melos in Düsseldorf.

Zürich, 24. Juli 1882.

Empfangen Sie meinen innigsten Dank, teuerste und hochgelobte Fräulein Maria, für die Zusendung des Düsseldorfer Volksblattes mit dem Geschichtskalender vom 19. Juli. Ich ersehe aus demselben, wie notwendig es war, daß wir beide an diesem Tage geboren wurden, um die üblen Vorbedeutungen und Erinnerungen etwas zu mildern und zu versüßen. Zwei griechische Feldherren fielen an diesem Tage; Rom wurde durch Nero verbrannt, und die Wiedereinführung des eisernen Kreuzes fand statt. Was letzteres bedeutet, weiß ich zwar nicht; aber es dünkt mich unheimlich

[1]) „Mir ist es, denk' ich nur an Dich,
Als in den Mond zu seh'n."

und scheint mir zu der Ehe-Gesetzgebung zu gehoren, irgend einen furchtbaren matrimonialen Grundsatz zu enthalten.

Diesmal habe ich aber rechtzeitig Ihrer gedacht. Es hatten mich am Morgen drei Jüdinnen aus X. besucht, Großmutter, Mutter und Enkelin, mit denen ich in die Stadt zum Mittagessen ging. Eine vierte gesellte sich hinzu, und unter diesem Orientalismus saß ich wie der Erzvater Abraham. Es waren alles exaltierte Wagnerianerinnen oder kurzweg „Erinnen, und als man auf den Meister ein Hoch ausbrachte, schob ich für meine Person Ihren Namen unter. Es mußte heimlich geschehen, weil vom Geburtstag nichts verlauten durfte.

Mit diesem Nachtrage grüße ich Sie und die lieben Ihrigen nochmals aus Herzensgrunde als

Ihr alter und ergebener

G. Keller.

320. An Marie von Frisch in St. Gilgen.

Zürich, 13. Aug 1882.

Verehrteste gute Frau und Freundin! Es freut mich sehr, daß es Ihnen gut geht im Gebirge, und daß Sie eine so schöne Fähigkeit besitzen, es dankbar zu erkennen. Auch daß Sie sich so artig einstellen, meinen rundschaulichen Weltruhm anzuflingen, ist tugendhaft, und wenn ich Sie in der Nähe hatte, würde ich Ihnen ein Sechserl in den Hut werfen. Der Verfasser des bewußten Artikels ist aus der Schule des Professors Wilhelm Scherer, welche uns arme Lebende histo-risch-realistisch behandelt und mit saurer Mühe überall nur Er-

lebtes ausspürt und mehr davon wissen will, als man selbst weiß ꝛc. — —

Das Feuerbach'sche Büchlein[1]) habe ich noch nicht gesehen, sondern nur darüber gelesen, werde es aber jetzt kommen lassen. Wie die Makart und Comp. zu wenig, hatte Feuerbach zu viel, nämlich störrischen Ernst und etwas aufgeblasenen Idealismus. Es war kein glückseliges Geschlecht, so genial es war. Von Makart und Lenbach höre ich, daß ihre vor wenig Jahren gemalten Bilder auf der Ausstellung in Wien schon von fingerbreiten Rissen und Sprüngen bedeckt seien, wegen der leichtsinnigen Technik. Die wollen scheint's mit Gewalt nur für den Tag leben, wie die Theaterleute.

Dies Jahr gehe ich vielleicht ein bißchen (etwa acht Tage) nach München, wenn ich umgezogen bin; aber nicht weiter. Dagegen hoffe ich schon vom nächsten Jahre an, wenn ich gesund bleibe, ausgiebige Aufenthalte im Ausland zu machen, da meine Schwester dann nicht mehr so allein sitzen bleibt. Wir kommen in den Zeltweg zu wohnen, wo Zilla und Karlißis weilt, weswegen ich wahrscheinlich über die hohe Promenade gehen muß, wenn ich in die Stadt will.

Lassen Sie es sich ferner wohl sein, und grüßen Sie alle, sonderlich den Herrn Gemachel, und lassen Sie keinen Ihrer Buben in dem See ersaufen, wenn Sie noch am Ufer wohnen! Tausend Grüße

Ihr ergebener

G. Keller.

---

[1]) „Ein Vermächtnis.“

321. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 21 September 1882.

Verehrter Freund! Sie sehen, wie weit es kommt durch die Schreibverbote, die Sie den Freunden anlegen! Mißbrauch und Müßiggang sind aller Laster Anfang. Glücklicherweise steht jetzt der Umzugstrubel vor der Thüre, und zum Aufräumen gehört auch das Abtragen der Briefschulden, damit die belasteten Gedanken frei werden und der nächsten Zukunft bespringen können.

Ihre getreulichen Berichte haben mich jederzeit erfreut, und ich habe Sie überallhin im Geiste begleitet. Das zierliche Neujahrskärtchen kam mir herrlich zu statten; eine Familie sandte mir hier ein ziemlich rohes und geschmackloses Bouquet in Farbendruck, da nichts Besseres zu haben war in dem Laden, wo sie ihre Einkäufe gemacht; und da konnte ich am gleichen Neujahrsmorgen Ihr prächtiges Frauenzimmer retour schicken, was einen verblüffenden Effekt machte. — Die Beschreibung des Korporationsfestes der Seeleute oder Meerteufel hat mir einigen Neid erregt[1]); wo es alte Kannen und Pokale mit dazu gehörigen Tränken und Gebräuchen gibt, ist mein Herz immer dabei.

Sie haben auch vollkommen recht, wenn Sie bei mir Verständnis und Mitgenuß der Sommerherrlichkeit Ihres Landes voraussetzen, wie Sie dieselbe schildern; und ebenso recht haben Sie, wenn Sie wirklich zur guten Jahrszeit dort bleiben, statt sich auf Bahnhöfen und in engen Berghotel-Zimmern herumzutreiben. Es will niemand mehr bei sich

[1]) Die Feier der sog. „Beliebung" durch die Holmer Fischer.

zu Hause im Sommer „aufs Land“ gehen und genießt so bald gar nichts mehr von der Natur.

Hier haben wir einen kompleten Regensommer; es sieht betrübt aus. Die Bauern sind vergrämt und wählen Leute in die Behörden, die den unreifen Trauben entsprechen, verwerfen alle Gesetze, die man vorlegt, und werden wahrscheinlich nächstens verlangen, daß die jährliche Festsetzung der Witterung jeweilig der Volksabstimmung unterbreitet werde, durch besondern Gesetzentwurf.

Für den Geburtstagswunsch danke ich nachträglich recht herzlich und möchte Sie fast ermahnen, es nicht so genau nehmen zu wollen. Ich habe den Tag ganz ohne Notiz zugebracht und mit drei durchreisenden Jüdinnen aus X. im Gasthof zu Mittag gespiesen, wobei ich das Faktum vorsorglich verschwieg, obgleich sie immer ein Motiv zum Anstoßen suchten und gern eine Flasche Champagner getrunken hätten.

Storm ist leider kränklich gewesen, wie er mir schreibt; hoffentlich geht es definitiv besser. Heyse ist jetzt wohl im Norden und schien mir in seinen Briefen guter Dinge zu sein. Auch von solchen, die ihn in München gesehen, hörte ich, daß er nicht ganz mobil gewesen sei. Er hat schon wieder so viel gemacht, daß ich glaube, er habe trotz seines Vorgebens gar nicht aufgehört zu produzieren vor einem Jahre.

Meine Schwester befindet sich seit dem Frühjahr wieder besser, was das Einzelbefinden angeht; sie bewegt sich herum und läßt niemand was machen. Allein die allgemeine Schwäche und Gebrechlichkeit ist geblieben und wird schwerlich mehr weichen. Sie hat eben den Teufel im Leib und will weder ruhen noch „abgeben“, aus dem falschen Instinkt,

es würde dann fertig sein, und so kommen diese armen Geschöpfe aus dem circulus vitiosus nicht heraus. Trotzdem dankt sie bestens für Ihre freundlichen Grüße und erwidert dieselben geziemendlichst. Ich ersorge aus obigen Gründen die Umzugsgeschichte, da sie keine Idee davon hat, den ganzen Krempel jemandem zu übergeben und ihn ruhig machen zu lassen. Nachher, wenn ich erst im neuen Arbeitszimmer angesiedelt und eingerichtet bin, denke ich fest zu arbeiten und vor Thorschluß noch etwas vor mich zu bringen.

Nun will ich Sie, verehrter Freund, wieder Ihrem schönen musengesegneten Treiben überlassen und bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin samt Kindern in empfehlende Erinnerung zu bringen. Die Briefpausen sollen auch wieder kürzer werden. Ihr grüßender

G. Keller.

322. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 21. November 1882.

Da es dieser Tage bei uns zu schneien begann, so werden Sie, bester Freund, in Ihrem Norden jetzt wohl mitten in dem ersehnten schön duftenden Schnee sitzen, wozu ich alles Vergnügen wünsche. Wenn er in der Landschaft ganz und nicht fleckweise liegen bleibt, wie es bei uns der Fall ist, sobald ein bißchen West- oder Südwind kommt, so ist es auch eine schöne Sache.

Ihre Beschäftigung mit den Altertümern ist auch sehr vergnüglich; die Reproduktionen des berühmten Altars[1]) sind

[1]) Schleswiger Domaltar, angeblich von Hans Brüggemann.

ein artiges Pendant zu den Imitationen der Tanagrafiguren, wie sie in Berlin gemacht werden. Haben Sie schon welche gesehen?

Die kleine Arche umgekehrter Art, welche Fische aufs Trockne bringt, ist auch dies Jahr mit ihrer Besatzung glänzender Sprotten glücklich angekommen und mit dankbarem Herzen von dem alten Geschwisterpaar beim Abendthee vertilgt worden, worüber Sie uns den angemessenen Gefühlsausdruck gestatten wollen.

Wir wohnen jetzt in der dem „Bürgli“ gegenüberliegenden Gegend, Zeltweg-Hottingen, in einer bebauten Vorstadtstraße mit Vorgärtchen, so daß die Häuser nicht zusammenhangend gebaut sind. Allein Aussicht und Himmel sind dennoch flöten gegangen und ich bin gewärtig, ob ich noch ein Wohnsitzchen im Grünen erlangen kann. Etwas Landhausartiges war für das Geld, das ich verwenden kann, nicht zu kriegen; alles Neugebaute, das nicht eben für reiche Leute bestimmt ist, hat zu kleine Räume, und wo etwas Gutes, Älteres frei wird, kommt man immer zu spät, da unser Nest zu den langweiligen Vergrößerungspunkten gehört, wo von allen Seiten, trotz aller Krisen, stets neue Horden müßiger und unmüßiger Menschen zulaufen.

Der Umzug war eine große Peinlichkeit für mich, und ich verlor fast zwei Monate darüber. Zum Überfluß stürzte ich beim Einpacken von der Bücherleiter, aus der Nähe der Zimmerdecke, auf den Boden den Kopf aufschlagend, herunter, so daß mir leicht das Lichtlein hätte ausgeblasen werden können. Doch ging die Wunde zwar bis auf den Knochen, letzterer aber blieb ganz, und die Geschichte war in zehn Tagen zugeheilt.

Der Karton, nach dem Sie fragen, ist auch mitgereist. Derselbe muß auf einen mit Tuch bespannten Blendrahmen gebracht werden, damit ich wenigstens in einer guten Stunde die Zeichnung, wie sie mir noch vorschwebt, fertig skizzieren kann, und dann werde ich das Ganze gleich ein wenig mit Grau austuschen[1]).

Meine Gedichte sind schon zu einem ansehnlichen Manuskripte angewachsen, dessen Wachstum aber durch den Wohnungswechsel unterbrochen worden. Sie werden im Frühjahr, wahrscheinlich in Berlin, an den Tag kommen. Wenn Sie indessen etwas Schöneres lesen wollen, so lassen Sie sich die Gedichte meines Landsmannes Conrad Ferdinand Meyer (Leipzig bei Hässel) kommen, es ist seit Jahren nichts so Gutes im Lyrischen erschienen.

Leben Sie mit den Ihrigen glücklich den geliebten Weihnachtstagen entgegen! Ihrem guten Julbruder Storm will ich heute auch noch schreiben und Euch dann Euerer goldenen Kindheit überlassen.

Ihr schönstens grüßender

Gottfr. Keller.

323. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, Zeltweg-Hottingen 27, 7. Dezember 1882.

Aus kimmerischer Finsternis begrüße ich Ihre Heimkehr, teuerster Freund, nebst Gemahlin und Tochter, auf dem

[1]) Es handelt sich um den Karton der mittelalterlichen Stadt Bd. 1, 212, 4. Aufl. S. 216, welchen Keller während seiner letzten Krankheit durch Böcklin an Petersen senden ließ. Dieser hat ihn dem Zürcher Nachlaß geschenkt.

Boden des schlimmen Berlin, dessen Geist sich mit der Zeit gewiß wieder reinigt und veredelt. Affektation und Unwahrheit werden in gewissen Schichten untertauchen, sobald es sich herausstellt, daß sie zu nichts Dauerhaftem führen, und daß das dumme Gethue noch viel lächerlicher ist als der alte Theegeist von ehemals.

Mich wundert indessen, wie Sie die unendliche Regenzeit hindurch so lang im Freien haben sich vergnügen können. Hier hatte ich keine acht Tage hindurch an die Sonne können, weil sie nie so lange geschienen hat.

Ihre freundliche Anfrage wegen der Novellen findet mich in folgender Situation: wegen eines großen Zeitverschleißes infolge des Umzuges und eines dabei erlebten Malheurs (Sturz von der Büchertreppe mit etwelcher Zerschlagung des Zobsischen Kobfes) kam ich in der Redaktion und Ausfeilung der Gedichte um mehr als einen Monat zurück, so daß ich wohl bis in den Januar hinein noch damit zu thun habe. Daneben wird aber an den novellistischen Sachen fort spintisiert und bald dieses bald jenes geschrieben, da ich mir's einmal ein bißchen überlegen will, und es ist auch notwendig, man erlebt ja alle Tage, daß das Zeug anfängt ins Kraut zu schießen. Ich werde also das Schiff der „Rundschau" vor Abschluß der nächsten vier Monate schwerlich belasten helfen können, d. h. in der Weise, daß vor dem Juni etwas erscheinen könnte. Sollte aber, was immerhin möglich ist und ich sogar im stillen hoffe, eine quellende Ader das Wasserfaß meines Ballastes vorher füllen, so würde mir es mit dem Abdruck keineswegs pressieren. — — —

Daß Ihnen die Gedichte Ferdinand Meyers gefallen, glaub' ich wohl. Wenigstens der rein lyrische Teil hat

trotz des uralten Stoffes jene eigentümlich edle Klangfarbe, welche so selten ist und macht, daß ein solcher Band Gedichte, der vielleicht dreißig Jahre lang entstanden ist, doch wie erst gestern und heute geschaffen scheint. — — —

Ihren Buckle-Artikel habe ich gestern mit Extra-Vergnügen gelesen und mich an der ganzen Haltung desselben erbaut. Soeben sehe ich in Ihrem Briefe, daß ich wegen Ihrer Berliner Klage oben wohl neben dem Ziele vorbeigeschossen habe, indem Sie sich auf Goethes Bemerkung beziehen[1]). Dieselbe ist mir nicht zur Hand; ins Blaue hinein möchte ich aber doch bedenken, daß jenes Berlin noch das vor Gründung der Universität und der großen Zeit von dazumal gewesen ist, woher wir noch den Lebensgeist kannten, welcher der jetzigen übermäßigen Anhäufung vorausging mit ihren fieberischen Übergangszuständen.

Mit allen Grüßen und Empfehlungen Ihr

G. Keller.

324. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 29 Dezember 1882.

Verehrter Freund! Ich danke Ihnen schönstens für Ihren raschen Bericht[2]) wozu ich bemerken muß, daß mein Ausdruck „billig“ sich nicht auf Anstellungsverhältnisse bezog,

[1]) J Rodenberg an G Keller, 2 Dez 1882: „Was Goethe vor ca 96 Jahren in den Briefen an Frau von Stein in und über Berlin sagte, das ist heute noch wahr“ [Weimarer Ausg. IV 3, 224 f.]

[2]) Auskunft über einen jungen Kunsthistoriker, der nach dem Tode Kinkels als dessen Nachfolger am Polytechnikum in Frage kam

sondern eine ganz müßige Eselei war, mit der ich Ihre eigenen Bemühungen meinte. So geht es, wenn man immer Stilverzierungen machen will. Der junge T. ist, glaub ich, ein völliges Novum für die Leute hier. Das Ganze müssen wir nun der Vorsehung und Herrn Kappeler anheimstellen.

Was außer der Dankbarkeit mein Herz heute bewegt, ist die Darbringung meiner Glückwünsche zu Füßen Ihrer hausväterlichen Existenz für das kommende Jahr. Das Schema mögen Sie sich selbst ausfüllen, ich unterschreibe es en blanc. Wenn ich Ihrer schlanken Gesponsin gedenke, so danke ich immer noch den Göttern, daß sie jener stattlichen Abendeinladung auf dem „Bürgli" nicht folgen konnte, wo ich mich an den vorgesetzten Leckerbissen selbst vergiftet habe und Sie beim verabredeten Rendezvous auf der „Meise" elendiglich mußte allein sitzen lassen.

Sonst geht es mir nicht übel; ich verdiene, ohne eigentlich viel zu thun, doppelt so viel Barschaft, als ich als Staatsschreiber einnahm, und bedaure nur, daß ich nicht anno 1869 mit den liberalen Biedermännern der früheren Regierung schon mit Pomp abgezogen bin. Aber ich glaubte, ich müßte verhungern, weil ich keinen anständigen Verleger kannte. Item unsereins spielt nur so mit den Septennien: wahrscheinlich ohne es zu merken, wann dasjenige der Verschimpelung anbricht. Alsdann kann es geschehen, daß mir mit dem Verstande unverhofft auch das Geld wieder ausgeht, besonders, wenn durch Schuld der drei Kaiser der siebenjährige Krieg kommt und die Ersparnisse zum Teufel gehen. — —

Lassen Sie sich indessen alle guten Dinge des Jahreswechsels herrlich schmecken, und empfehlen Sie mich Frau

und Kindern je nach dem Auffassungsvermögen auf zweckmäßigste Weise als den ältlichen Schweizer

G. Keller.

D. hat mir eine hübsche Festrede geschickt, die Sie gewiß auch bekommen haben.

Die Fräulein Michel, Regula Emerentiana, Melchiors seligen Tochter, bei der Sie einst gewohnt, ist neulich gestorben, ihres Alters 76 Jahre 1 Monat und 4 Tage, wie im Tagblatt stand. Sie sind über jeden Verdacht erhaben.

325. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 29. Dezember 1882.

Verehrte Frau Professor! Schönen Dank für Ihren guten Weihnachtsbrief, und nehmen Sie dagegen meine bestgemeinten und aufrichtigsten Neujahrswünsche für Mann, Kinder und alle Anverwandten, den klassischen Hofrat nicht ausgeschlossen, ebenso huldvoll auf! Lassen Sie uns treulich die leeren Hände gegenseitig schütteln und uns um so wohler dabei fühlen, als auch ich von den Mühseligkeiten der Herbeischaffung von ein paar miserablen Patengeschenken, deren Empfängerlein man mir auf meine alten Tage noch aufgesalzen hat, schon demoralisiert bin.

Also Sie haben eine alte Mühle am Bergsee gekauft[1]); ohne Zweifel wird auch ein Mühlbach da sein, mit aller Zubehör, so daß es losgehen kann mit einer neuen Serie

[1]) Marie von Frisch am 22. Dez. an G. Keller: „In unsern Kalkwänden am Wolfgangsee waren wir so vergnügt, daß wir den Übermut hatten, die alte Mühle, in der wir wohnten, zu kaufen."

Müllerlieder vom Wolfgangsee Nun mahlen Sie nur ein recht schönes, lustiges, weißes Mehl alle Sommertage Ihres Lebens hindurch, bis das dunkle Haar sich davon zu bestäuben anfängt! Sie brauchen dann keinen Puder zu kaufen, um es zu verbergen; aber noch lange sei es bis dahin!

Unser Umzug war so beschwerlich und langweilig als möglich und hat mich, mitten aus der behaglichsten Arbeitsstimmung heraus, manche Woche gekostet. Zum Überfluß purzelte ich aus ziemlicher Höhe beim Einpacken von der Bücherleiter herunter und zerschlug mir auf dem Boden den Hinterkopf. Ich hielt mich eine Weile für kaput, bis ich merkte, daß ich eine solche Betrachtung nicht anstellen würde, wenn es der Fall wäre. Die Narbe juckt mich allerdings noch zuweilen Indessen hab' ich doch wieder eine Anzahl Verse gemacht, die sich aber vielleicht dennoch als schädelbrüchig ausweisen, wenn sie auskommen. Übrigens wohnen wir nicht in den Escherhäusern, sondern ein paar hundert Schritte weiter hinaus. Die souveräne meilenweite Rundsicht der früheren Wohnung ist freilich in einem Häuserkomplex untergegangen, und ich muß mich mit der Hoffnung trösten, vor Thorschluß noch ein freundlicheres Asyl zu finden.

Inzwischen wird gebüffelt, soweit es der infame Straßenspektakel erlaubt, der in dem früher so stillen Zeltweg herrscht. Ich halte keine Vorstellung davon

Eine allerliebste Wohnung oder zwei habe ich wegen einigen lausigen hundert Franks mehr Miete oder sonstiger Phlegmatik verpaßt, was mir recht geschah. So lang es nur logisch zugeht in der Welt, bin ich guten Mutes

Nun leben Sie bis zum nächsten Anlaß tapfer und fröhlich, wie immer mit allen Ihrigen und bleiben Sie ein wenig gewogen Ihrem alten

Gottfr. Keller.

326. An Marie Melos in Düsseldorf.

[30. Dezember 1882.]

Teuerste Freundin! Ich komme nur schnell zu sehen, ob Sie in diesen wässerigen Zeitläuften noch keine Rheumatis geworden seien und Ihnen in jedem Falle zum neuen Jahre Glück und Heil zuzurufen, d. h. wenn Sie nicht ausgeflogen sind mit Ihren unruhigen Taubenflügeln.

In Ihrem letzten gütigen Briefe, der mit den andern vom Umzuge her eingepackt liegt, haben Sie mir eine allerliebste theologische Rede gehalten, auf die ich jetzt aus Mangel an geistlicher Vorbereitung noch nicht eingehen kann, dazu braucht es mehr Sammlung, als ich heute habe[1]. Nur die armen Selbstmörder muß ich einen Augenblick beschützen und Ihnen sagen, daß Tausende unter ihnen nicht ohne Beten und Seufzen untergegangen und christlich gesinnt gewesen sind, allein das Schicksal eben stärker war als alles andere, d. h. wenn es mit dem Menschen so weit ist, so ist

[1]) Marie Melos an G. Keller, 28 August 1882:

„Dichter, welche nicht zugleich gläubige Christen sind, sollten dies Gebiet [das religiöse] vermeiden. Regine betet die ganze Nacht hindurch, ehe sie die größte Sünde begeht, mit vollem Bewußtsein und reiflicher Überlegung sich das Leben zu nehmen. Das ist für mich undenkbar. Auch Ihr ‚Verlornes Lachen‘ hat eine solche Klippe, weil Sie eben das wahre Christentum nicht kennen oder nicht kennen wollen.“

es eben so weit. Die sog Gebildeten und Freidenker unter ihnen bilden die große Minderzahl.

Doch was ist das für ein Gegenstand für einen Gratulationsbrief? Lassen Sie sich die fröhlichen Neujahrstage nicht dadurch verderben!

Auf das Frühjahr kommen meine sogenannten gesammelten Gedichte heraus, womit ich jetzt beschäftigt bin; das wird ein schönes Ragout abgeben, obgleich ich vieles beseitigt und anderes ausgeflickt habe.

Meine schön gelegene Höhenwohnung habe ich der Entfernung und der kränklichen Schwester wegen verlassen müssen und wohne jetzt im Zeltweg in der Nähe der Häuser, wo Freiligraths und Schulz's gehaust haben vor sechsunddreißig Jahren.

Verzeihen Sie diesen Tintenfleck, von dem ich nicht weiß, wo er plötzlich herkommt! Betrachten Sie ihn als eine unwillkürliche Illustration meines dunkeln unchristlichen Innern, und bleiben Sie dennoch gut, ein wenig wenigstens, Ihrem alt ergebenen

G. Keller.

327. An Jos. Viktor Widmann in Bern.

Zürich, 12 Januar 1883.

Liebster Herr und geehrter Freund! Ich danke Ihnen spät für den wohlwollenden Neujahrsgruß, den ich gerade noch in den Iden des Januarius recht herzlich erwidere. Die guten Stunden, die wir zusammen mit der Brahms'schen Gesellschaft verbrachten, sind mir noch in schöner Erinnerung, und es war auch nicht schwer, in so freundlich aufgelegter

Nachbarschaft, wie die Ihrige noch stets für mich gewesen ist, nicht gerade ein Kaliban zu sein.

Daß Sie sich mit meinem Romane zuweilen beschäftigen, gereicht mir zur großen Genugthuung, nachdem ich das ausgewachsene Gesträuch gesäubert und gestutzt habe. Das Höhenniveau, das Sie ihm litterarisch vergönnen möchten, kommt dem Buche schwerlich zu, da es auch jetzt noch zu gemischt ist in seinen verschiedenen Qualitäten und namentlich zu dick.

Ich habe Ihnen auch noch abzubitten, daß ich Sie ohne Nachricht über den Ausgang des Guillaumeschen Übersetzungshandels, dessen Sie sich so tapfer angenommen, gelassen habe[1]). Die Sache lief darauf hinaus, daß ein Bruder Guillaumes, der s. Z. die Kosten bezahlt zu haben scheint, mit 200 Exemplaren auf dem bewußten Wege einen Versuch machte, noch etwas herauszuschlagen (nämlich von der alten sitzen gebliebenen Auflage). Der Verleger Sandoz entschlug sich jeder Verantwortung und Kenntnis, so daß die ungeschickte Manipulation einzig Sache des genannten Bruders zu sein schien und wohl nicht viel geschadet hat.

So oft ich den „Bund“ in die Hand nehme, lieber Freund, steigt mir immer ein Seufzer auf, daß Sie Ihre schönen Jahre an dieser Werkbank verbringen müssen. So erfreulich und erfrischend Ihre Thätigkeit für uns andere sein mag, so wie die brave gute Mannestanne, mit der Sie sich der Notwendigkeit fügen, so muß ich mich doch immer

[1]) Die Übersetzung des James Guillaume, „Les gens de Seldwyla“ (Neufchatel, Sandoz 1864) erschien ohne Wissen des Übersetzers als neue Titelauflage 1882 mit einer Vorrede, welche Gottfried Keller bereits gestorben sein ließ.

fragen, ob es denn keine Auskunft gibt, die Sie mehr zum Herrn Ihrer kostbaren Zeit machen konnte

An der Wiener Hofburg[1]) haben Sie in Paul Heyse einen Schicksalsgenossen bekommen, dessen „Alkibiades" als „antiker Stoff" ebenfalls abgelehnt worden ist, obgleich der Herr Direktor nachher ein Racinesches Stück extra neu einstudieren ließ — — —

Mit herzlichsten Grüßen Ihr

G. Keller.

328. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 13. Januar 1883

Verehrter Freund! Sie scheinen die Industrie jenes Gouverneurs von Messina, Goetheschen Angedenkens, in löblichster Weise anzuwenden, da Sie nur noch auf die leer gebliebenen Blätter alter Aktenpapiere schreiben. Glücklicherweise haben Sie eine bessere Gemütsart, als der Tyrann von Messina[2]).

Ihre Neujahrssendung habe ich in zwei Malen empfangen: die Imprimate am Neujahrsmorgen, den Brief am 2. Januar. Der Artikel über die Album-Bände des alten Offiziers[3]) hat mich höchlich interessiert Es muß das reichste und ansprechendste Monument dieses Charakters sein, von dem ich schon gehört habe In meiner Jugend kannte ich noch ein paar Aufzeichnungsbücher solcher Düfteler, mit

[1]) Von der Widmanns „Oenone" abgelehnt wurde

[2]) Goethes italienische Reise Hempel Ausg. 24, 290.

[3]) v. Koch aus Schleswig 1719.

Bildern ebenfalls, allein sie reichten bei weitem nicht an das hier in Rede stehende. Ich glaube gern, daß Storm sich daran delektiert hat; denn es muß ein ordentliches Bergwerk für ihn spezialiter sein. Welch eine Komposition oder vielmehr nur Kombination von Studie und Novelle könnte er daraus schöpfen! Auch Jean Paul schon hätte seinen Mann, wenn auch in anderer Modifikation, darin gefunden.

Der am Geburtstagsfest in Husum eintreffende Maximiliansorden ist sehr artig und ein heiteres Nachmittagsgestirn an solchem Tage. Es wird wohl der von Berthold Auerbach geräumte Platz sein; möge Meister Theodoros denselben länger okkupieren, als es jenem vergönnt war!

Ihr gemächlicher Grünheinrichskultus ersetzt mir jedesmal in der kalten Neujahrszeit ein Gläschen Kirsch, er wärmt, und schadet wohl niemandem etwas. Der neue Schluß ist indessen jedenfalls besser als der frühere. Nur hat er etwas zu viel von dem Inhalt, den die meisten nicht gleich verstehen. Es ist wie mit dem Brot, das sie nicht heiß fressen können.

Es dunkelt, und ich muß mich für die Abendarbeit zurechtmachen. Weiteres, was noch zu schreiben wäre, will ich auf ein andermal versparen.

Vielen Dank für alle Güte, und leben Sie glücklich und zufrieden! Ihr

Gottfr. Keller.

329. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, den 11. April 1883.

Ihr Buch über den Begriff der höheren Gewalt, lieber Freund, hat meine Seele mit Dank erfüllt, der sich ohne

Zweifel nach der Lektüre nach meiner Verständnisfähigkeit näher artikulieren wird. Am gleichen Morgen traf dann noch der Brief ein, welcher die frohe Kunde Ihres Erscheinens bei dem hiesigen Universitätsjubiläum, wenn auch in noch unsicheren Tönen, erschallen läßt. Eine Einquartierungsmaßregel resp. Gastbeherbergung ist wie ich höre allerdings vorgesehen. Es müßte aber wunderbar zugehen, wenn einer gezwungen werden sollte, in eines der ausgespannten Netze hineinzuspazieren. Ich selbst hatte halb und halb vor, mich über diese Tage still zu entfernen, weil mir die ewige Festbummelei anfängt die Freude an Land und Leuten zu verderben, zuvörderst an mir selbst, wie es immer geht, wenn man eine Sache übertreibt. Wenn Sie aber kommen, so bleibe ich selbstverständlich jedenfalls da, schon um Sie überwachen zu können, damit Sie nach Ihrer leidigen Gewohnheit nicht zu viel Wein saufen Dagegen müssen Sie sich eidlich verpflichten, mich nicht etwa im günstigen Moment wieder zu einem unglücklichen Toast zu verleiten, wie damals bei Gusserows Abschiedsbankett im Kasino[1]. Ein Bett werden wir am beliebigen Platz aufstellen. Wenn wir dann den alten Fritzsche[2]) einmal nachts mitschleppen, so ist auch überall ein Wandschrank da, wo er versuchen kann hineinzugehen, und Sie ihn am Frack zurückhalten können. Lassen Sie rechtzeitig wieder von sich hören, und grüßen Sie schönstens sich und andere von Ihrem

G. Keller.

---

[1]) S. o. S. 22.

[2]) Dem verstorbenen Theologieprofessor.

330. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 1. Juli 1883.

Verehrter Freund! Sie haben mir eine so liebenswürdige Exekutionsmannschaft[1]) ins Haus geschickt, daß ich mich endlich aus meiner Zerstreuung zusammenlesen muß, um den flatternden Faden unserer Korrespondenz wieder aufzufangen. Die beiden zierlichen Figuren, der St. Georg und der liebliche jugendliche Heilige oder Chorsänger mit dem Buche, sind wohlbehalten angekommen, und ich danke Ihnen allerschönstens für diesen neuen Beweis Ihrer unerschöpflichen Güte. Ich glaube auch daraus entnehmen zu können, daß Sie wohlauf und guter Laune sind, obgleich Sie dies Jahr nicht südwärts geflogen zu sein scheinen.

Ich habe irgendwo eine Ansicht des Schleswiger Altares liegen und wollte sie nur gleich hervornehmen, um die Stelle zu ermitteln, wo die beiden Figürchen stehen, fand aber das Blatt nicht, obgleich es sicher da ist. Es wird unvermutet zum Vorschein kommen. Dagegen hat sich die alte Schachtel mit den Kinderhauben aus dem Umzugströdel wieder entwickelt, und wenn Sie in der That einen Spaß daran haben, so sollen Ihnen diese bescheidenen Kleinodien nicht entgehen[2]).

Ich bin mit meinen Arbeiten im abgelaufenen Semester nur langsam vorwärtsgekommen. Ich selbst war etwas unwohl mit einer Art Rose und Furunkelei am Halse; die Schwester ist kränklicher geworden, jetzt zwar befindet sie sich wieder etwas besser; allein im Beginn des Frühjahrs hatte

[1]) Zwei Brüggemannsche Figuren in Gips.

[2]) G. Kellers Tauthäubchen und Fallhütchen.

sie einen ernstlichen Krankheitsanfall, der sie wochenlang ans Bett fesselte.

Die Gedichte, deren Redaktion ich bis zuletzt fortbetrieb und weiter spann, sind demnächst endlich fertig gedruckt; es gibt etwa dreißig Bogen, aber ziemlich kompreß gedruckt. Ich erwarte keine hochzeitlichen Freuden davon; allein es mußte noch geschehen, um den Spaß den unberufenen Nachlaß-Trüffelhunden vorweg zu nehmen.

Ich denke mir, daß Sie diesen Sommer sich mit den Kindern tüchtig in der grünen Natur heruntummeln. Möge es Euch allen wohl bekommen! Hier zu Lande ist nach einem herrlichen Maimonat ein regnerischer, doch nicht kühler Juni gefolgt und seit acht Tagen aber wieder heißes Sommerwetter eingetreten.

Seit 1. Mai ist eine sog. Landesausstellung in Zürich, die bis zum Oktober dauert und unendliches Volk aus allen Winkeln der Schweiz herbeizieht. Dabei tägliche Musikaufführungen und Konzerte. Das Orchester der Scala in Mailand, deutsche Regimentsmusiken, unser Tonhallorchester, eine gewaltige Uhrmachermusik aus Lachauxdefonds, Regattas mit Ruderklubs aus Paris, Lyon, München, Frankfurt, Luzern, Höllenspektakel. Das Beste ist noch eine Kunstausstellung neuer und alter Sachen in einem allerliebst gelungenen Holzbau im griechischen Tempelstil ganz mit Gypsstuck bekleidet; in prächtig beleuchteten Sälen sind zwar nur etwa 600 Bilder neuester Zeit und einige Skulpturen, aber es darf sich doch sehen lassen. Unter den alten Sachen ist eine starke Sammlung gemalter schweizerischer Glasscheiben das Wertvollste; manche kostbare Scheibe ersten Ranges dabei.

Ich habe auch ein Geschäftchen dabei gemacht, nämlich

eine Festkantate für die Eröffnungsfeier am 1. Mai, die gesungen und musiziert wurde, trotz der sehr mittelmäßigen Verse. Vier Wochen später wurde ich mit dem Komponisten zu einem „Erinnerungsbankettchen" vom Centralkomite geladen und am Schluß mit einem goldenen Chronometer beschenkt, den der Hauptexperte und Juror im Uhrenwesen für mich ausgesucht hatte. Er geht auch auf die Minute. Ich aber war über diese unerhörte Generosität und Honorierung, da ich an gar nichts dergleichen gedacht, so verblüfft, daß ich in meinem Dankspruche mich unter die Bäume verirrte und diejenigen Leute leben ließ, welche die Bäume stehen lassen! Man hatte nämlich in einer alten Parkanlage einige schönere Bäume geschlagen, um Raum für die Gebäude zu gewinnen. Die Herren stießen auf die Grobheit dennoch tapfer mit mir an und schrieen hoch! Der Komponist, der hiesige Kapellmeister Hegar, bekam ein Ölbild, Landschaft, das auf der Ausstellung hängt, in prächtigem Rahmen.

Doch genug des Schwindels! Nächstens muß ich an Theodor Storm auch einmal schreiben. Sollten Sie ihn vorher sehen, so bitte ich denselben bieder zu grüßen. Meine besten Empfehlungen an Ihr Haus. Ihr alter

Gottfr. Keller.

331. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 8. Juli 1883.

Haben Sie Dank, verehrtester Freund, für die freundliche Sommerepistel aus der alten Kulturgegend[1]! Hoffentlich

[1] Fulda.

sind Sie mit den werten Damen wohlbehalten inzwischen dort angelangt, wo die neuen Götter wandeln.

Sie fort wohl aufgehoben wissend, will ich jetzt gleich das Brett am dicken Ende anfagen und den Kernpunkt Ihres Briefes berühren mit der Ankündigung, daß ich das Manuskript auf Mitte August noch nicht abgeben kann! Neben anderweitigen Störungen hat eine abermalige Mutation des Gegenstandes stattgefunden. Die drei Novellen wurden zurückgelegt und der kleine Roman resp. Einbänder definitiv vorgenommen, weil der Gegenstand, einen zu aktuellen Charakter hat, um ihn sich verliegen lassen zu können. Zugleich aber muß ich einmal ein Buch bis auf das letzte Wort fertig machen, um die übereilten Schlüsse und deren Unfertigkeit zu vermeiden und während des Druckes absolute Ruhe zu haben, welche für den glücklichen Verlauf der nächsten Arbeit so wichtig ist.

Seien Sie deswegen nicht ungehalten, teuerster Freund und Vorsteher, wenn ich als Spielmann den zehnten Jahrgang nicht eröffnen kann, und zählen Sie darauf, daß ich bald darauf von meinem Feldwege mit dem Dudelsack fröhlich eintreffen werde! Sie finden leicht einen besseren Vorpfeifer, als ich bin.

Mit den Gedichten habe ich auch bis jetzt zu thun gehabt; der Druck ist beinahe fertig; ob der Verleger sie vor September oder Oktober herausgeben wird, ist mir unbekannt.

Sie sind sehr freundlich, wenn Sie mir wiederholt das gastliche Schutzdach Ihrer „Rundschau“-Warte anbieten und zusichern. Aber ich bitte instündigst, lassen Sie nicht solche Wendungen passieren, wie sie wieder in dem Aufsätzchen von

A. F. über Herrn Brahms Buch, das Sie mir gütigst beilegten, enthalten sind: großer Dichter, Grundlage der Kellerlitteratur(!). F. hat an einem andern Orte drucken lassen, ich sei der größte Novellist aller Zeiten und Völker u. dgl. Das alles sieht nun genau so aus, als ob man absichtlich darauf ausginge, mich armen Wurm lächerlich zu machen und den Widerwillen anderer Leute zu erregen, abgesehen von dem unkritischen und daher schädlichen Aussehen, das solche Besprechungen dadurch gewinnen.

Weiter will ich Sie aber nicht mit meinen Nörgeleien behelligen und Ihre drohende Stimmung noch verschlimmern. Indessen empfinde ich doch allgemach die Lust, mich doch vor Thorschluß noch etwas in eigener Kritik oder Essayistik bescheidentlich zu versuchen. Was würden Sie gelegentlich zu einer Zusammenhaltung Vischers und Straußens als lyrische Dichter und Nichtdichter sagen, einer Würdigung des Talentes und lyrischen Bedürfnisses zwei so bedeutender und in so verwandter Lage befindlicher und sich nahestehender Männer? Antwort eilt nicht!

Ich empfehle mich herzlichst grüßend der Frau Gemahlin, Fräulein Tochter und Ihnen selbst, und wünsche einen recht still vergnügten Sommer und gemütliche Spaziergänge nach allen friedlichen Wald- und Wasserorten, nach gethaner Arbeit. Ihr alter G. Keller.

332. An Marie Melos in Düsseldorf.

Zürich, 18. Juli 1883.

Verehrteste und teuerste Fräulein und Freundin! Durch allerlei Trubel einer ungewöhnlich unruhigen Sommerzeit

bin ich in meiner Zeitrechnung stecken geblieben und werde heute durch einen gütigen Brief Ihrer Frau Schwester in London aufgeschreckt und nehme wahr, daß wir morgen schon den 19. Juli haben und ich verzweifeln muß, diese Zeilen noch im Laufe des herrlichsten Geburtstages, den es je gegeben hat, in Düsseldorf anlangen zu lassen. Ich habe mich um einen Tag völlig verrechnet. Möge nichts destoweniger die Sonne außen oder innen morgen so hell scheinen, als sie es je gethan, dem Fräulein an der Herderstraße! Im übrigen werde ich wohl von Ihnen etwa vernehmen, wie es Ihnen seit Neujahr ergangen, und alsdann werde ich meinen Geburtstagbrief auch noch fertig schreiben. Denn der Signalruf der Frau Ida hat mich zu allem Unglück noch zu einer Stunde überrascht, wo ich notwendige Geschäfte abzuhaspeln habe und mich mit dem Versuche begnügen muß, wenigstens noch schnell anzuklopfen. Vielleicht sind Sie aber noch gar nicht da, denn dem Briefe der Schwester entnehme ich, daß Sie vorgestern erst aus England wegreisen wollten.

Jetzt gehe ich selber auf die Post, damit ich vielleicht noch einen Nachzug erwische für diesen Zettel der Verehrung, Freundschaft und Ergebenheit; ich habe außerdem Korrekturbogen meiner Gedichtsverbrechen abzuschicken, welche bald zu Tage treten werden und mir jetzt schon Katzenjammer verursachen.

Leben Sie also vorläufig glücklich, heiter mit einem rechten Sommergemüt in das neue Jahr hinein, und bleiben Sie ein bißchen gewogen Ihrem älteren und doch unweiseren Genossen

Gottfr. Keller.

333. An Marie Melos in Düsseldorf.

Zürich, 7. Oktober 1883

Teuerste Freundin! Nachdem ich Ihren diesjährigen Geburtstagbrief in der Tasche hatte, blieb ich als schnöder Patron mit meinem verheißenen Supplement säuberlich dahinten. Jetzt rücke ich endlich notgedrungen ein, denn ich soll auch Ihrer Frau Schwester endlich schreiben, die mich von London aus auf den 19. Juli so freundlich bedachte; und nun weiß ich nicht, ob sie noch dort oder wieder bei Ihnen ist. Sie thäten ein Wohlthätchen, wenn Sie mir auf einer Weltpostkarte nur mit einem „noch dort!" oder „hier" ein Licht aufstecken wollten.

Für Ihre gutigen Tintenwünsche danke ich schönstens, obgleich sie nicht gerade der Weg sind, einen Mohren weiß zu waschen[1]).

Soeben sehe ich in Ihrem Briefe, daß Sie die Schwester schon Ende Juli[2]) zurückerwartet haben, was ich seit dem Empfang vergaß. Ich kann also sofort meine Schuld abtragen, will Ihnen aber vorher noch zu den Hochzeitsfreuden[3]) und zu dem dreiundneunzigjährigen Herrn Landrat gratulieren, der noch Stufen überschlagend die Treppen hin-

[1]) Marie Melos an G. Keller, 17. Juli 1883: „Zum neuen Lebensjahr will ich Ihnen nicht allein Gesundheit, Zufriedenheit, Humor, Muße und Muse, sondern auch einen ganzen Strom von Tinte wünschen, in dem Sie lustig umherschwimmen, ohne stecken zu bleiben."

[2]) Aus London

[3]) Percys Hochzeit zu Crefeld, Februar 1883.

aufspringt, das Scheusal[1])! Aber trösten Sie sich! Geht's einst in den Himmel, so werden Sie oben auf der Treppe stehen und Rübchen schaben, und wenn er auch, wie zu hoffen, dreißig Jahre vor Ihnen gestorben ist.

Grüßen Sie freundlich von mir das Percysche junge Paar, das sich ohne Zweifel in ähnlichen ergötzlichen Dialogen bewegt, wie dasjenige im Shakespeare, ohne daß jedoch der neue Percy umkommen soll[2])!

Die Landesausstellung in Zürich, von der Sie schreiben, hat allerdings fünf Monate hindurch viel Geräusch gemacht. Wohl die Hälfte des Volkes in der Schweiz 1½ Millionen Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Städter und Bauern, kamen herbei und glaubten, es sei jetzt eine bessere Zeit zu hoffen! Zu der Eröffnungsfeier mußte ich eine Kantate machen, welche die Leute so zu befriedigen schien, daß sie gegen den Schluß hin wiederholt wurde, und bei einem eigenen Bankettlein der Komponist mit einem Gemälde, ich mit einem hübschen goldenen Chronometer beschenkt wurde.

Später geschah noch eine fünfzigste Stiftungsfeier der Universität, wozu ich wieder einen Gesang lieferte, der im Großmünster mit vollem Orchester und Orgel so stattlich tönte, als ob was dahinter wäre. Ich lege Ihnen das Textlein bei; das fromme Lied auf der letzten Seite[3]) existiert schon lange und wurde ohne mein Wissen eingeschaltet. Das Ganze erschien dann auch in der Berliner protestantischen Kirchenzeitung mit Belobigung, so daß ich nun dafür sorgen

[1]) Landrat Karl Heuberger in Neuwied, der einen Tag nach Kellers Brief am 8. Oktober starb.

[2]) Percy Freiligrath ist seit Jahren tot.

[3]) „O mein Heimatland".

muß, daß ich nicht am Ende noch in einen kirchlichen Geruch komme. Am Feste kamen die Theologen schon, mir die Hand zu drücken; da ich in der andern aber ein Glas Rheinwein hielt, so ließ ich es hingehen, um jenen nicht zu verschütten.

Von der Ausstellungskantate habe ich leider keinen Text mehr zur Hand.

Den stillen Gedächtnißtrunk habe ich am 19. Juli pünktlich und genügend gethan, und glücklich hat, obgleich ich in Gesellschaft war, niemand den Tag gemerkt und den feierlichen Augenblick.

Nun leben Sie glücklich und froh weiter ins Leben hinaus, wie in eine schöne Landschaft mit weitem schwimmendem Horizont! Dabei bleiben Sie immer ein bißchen gewogen Ihrem alten Anhänger und Freunde

G. Keller.

334. An Ida Freiligrath in Düsseldorf.

Zürich, 13. Oktober 1883

Hochverehrte Frau und Freundin! Ehe das Vierteljahr ganz vorüber ist, will ich Ihnen doch noch von Herzen für Ihre gütigen Geburtstagswünsche und für die mutmaßliche Genzianenblume danken, die seither neben dem Bilde des verewigten Ferdinandus vor mir steht. Nicht minder hat mich gefreut die Beschreibung von Land und Leuten in Forest Hill, und möchte es dem genannten Manne so wohl gönnen, wenn er noch ein wenig hätte an diesen Dingen teilnehmen können. Der glor- und honigreichen Frau Tochter Käthe werde ich die gewünschte Photographie ge-

legentlich zuschicken nebst Beantwortung ihrer liebenswürdigen Karte[1]).

Unsere Wohnung am Zeltweg an der Ecke der Gemeindegasse ist nicht erfreulich wegen unaufhörlichen Straßenlärms; trotzdem vermeide ich einen abermaligen Umzug, bis ich etwas ganz Gutes, nach kurzsichtigem Ermessen, finde, wo ich dann nicht mehr zu „zügeln" hoffe bis zum letzten Auszuge.

Meine Schwester war im Frühjahr sehr unwohl und ist wohl bleibend angegriffen. Den Sommer über und jetzt ist sie zwar besser, allein die Grundursachen sind eben da.

Frau Dr. Schulz ist vor ein paar Monaten in Zurzach, einem kleinen Rheinstädtchen im Aargau, still gestorben, wohin sie sich zurückgezogen hatte, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Sie muß manche Korrespondenzen von Wilhelm Schulz und andere schriftliche Denkzeichen besessen haben, über deren Verbleib ich nichts weiß. Wenn sie den

[1]) Frau Ida Freiligrath an G. Keller, London, Forest Hill, Cedar Lodge, 13. Juli 1883. „Käthchen (Kroeker) und ihr Mann, bei denen ich jetzt zum Besuch bin, wohnen auch auf einer beträchtlichen Höhe, wie denn das ganze Foresthill immer bergauf und bergab geht. Freilich genießen sie dafür der herrlichsten Aussicht, wenn auch nicht auf See und Schneegebirge, doch weit ins Land hinein und auf eine liebliche grüne Hügelkette, die mit ihren darauf gestreuten Ortschaften in der mannichfaltigsten und prachtvollsten Beleuchtung vor uns liegt. — — Die ganze Kinderschar umringt in diesem Augenblick Käthchen, die ihren Honig schleudert . . Sie müssen nämlich wissen, daß Käthchen eine ganze Menagerie von nützlichen Tieren in ihrer alleinigen Pflege und Obhut hat . . ., aber das Hauptinteresse bilden jetzt die Bienen, die ihre Häuser in der üppigen Lindenblütenzeit — die hohen Linden stehen in ganzen Reihen auf dem Wege zum Hause — so rasch füllen, daß sie immer wieder geleert werden müssen."

Kram verbrannt hat, was sie wohl im stande war, so ist es am Ende noch das Beste angesichts der Nachlaßmarder und litterarischen Spekulanten, die auch in Zürich scharenweise herumlaufen.

Es dunkelt, und ich muß sehen, die heut geschriebenen Briefe noch fortzuschaffen. So schließe ich denn für einmal; im November soll mein dickes Gedichtbuch endlich versandt werden, was Sie dann auch für einen Brief ansehen mögen, soweit es Sie noch anspricht.

Ich wünsche den besten Wintersanfang und -Ausgang und bin inzwischen mit alter getreulicher Verehrung Ihr ergebener

G. Keller.

335. An C. Ferdinand Meyer in Kilchberg.

Zürich, 22. November 1883.

Verehrtester Herr! Hoffentlich ist Ihr Unwohlsein jetzt gänzlich gehoben! Auch ich war seither verschiedentlichen Indispositionen unterworfen, so daß ich erst jetzo dazu komme, Ihnen das freundliche Doppelgeschenk vom 12. dieß, die so sehr wohlwollende Entgegennahme des Versekastens und die Novelle[1]) zu „verdanken“, wie der Zürcher sagt. Diese Geschichte ist wieder ein recht schlankes und feingegliedertes Reh aus Ihren alten Jagdgründen, und ich wünsche neuerdings Glück zu der Sprache, mit der sie gesprochen ist. Ein vortrefflicher Kontrast sind die beiden Knaben: Julian, der stirbt, wenn er von schlechter Hand geschlagen wird, und der junge Argenson, der „sehr gut“ sagt, wenn er von

[1]) „Die Leiden eines Knaben.“

guter Hand eine Ohrfeige erhält! Und beide sind gleich brav!

Was meinen Gedichten[1]) mangelt, weiß ich wohl; es ließ sich eben nicht mehr besser machen, da die Sache seit vierzig Jahren angefangen war, und ignorieren konnte ich sie auch nicht, wegen der Nachlaßmarder, denen ich sie so weit möglich aus den Händen nehmen mußte. So ist das Buch gewissermaßen von selbst am Wege gewachsen, wie eine ungefüge dicke Distel. Aber sie ist am Ende wenigstens geworden.

Ich wünsche Ihnen und Ihrem Hause einen recht gesund heitern Winter mit ergiebigen Tagen und frohen Stunden.

Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

336. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 9 Januar 1884.

Verehrter Freund und gefürchteter Vorsteher! Ich darf doch die Iden des Januars nicht vorbeischlüpfen lassen, ohne

[1]) C F Meyer an G Keller, 12 Nov 1883 (nach Empfang der Gedichte): — „Wozu Worte machen, wo sich um einen Stamm unsterblicher Lieder die unendliche Mannigfaltigkeit eines ganzen Lebens ausbreitet? Das Natürlichste ist hier entdecken und genießen, und zu wünschen bleibt nichts, als daß diese Sammlung jährlich und lange Jahre sich mehre — Ich kann Ihnen nicht sagen, verehrter Herr, wie empfänglich ich für Ihre Freundlichkeiten bin Ich habe einen Zug, mich zu isolieren, welchen ich zwar bekämpfe aber mit Mühe, weil er in meiner Natur liegt, und gerade deshalb bin ich unendlich dankbar für ein wohlwollendes Entgegenkommen.“

Ihnen und der gütigsten Gemahlin für den freundlichen Neujahrsgruß herzlich zu danken und denselben um so aufrichtiger zu erwidern, je weniger ich ihn um Sie verdient hatte. Wenn ich Ihnen melde, daß mich Ihr lieber Brief vom 16. November in einer vollkommenen Briefersttarrung traf, die bis jetzt anhielt (er ist der erste, den ich von einem dicken Konvolut oben abhebe), so haben wir auch gleich den Übergang zu der gewünschten Orientierung wegen des Romans oder der dicklichen Novelle oder wie wir es nennen wollen.

Dieses Opus hat nämlich nochmals einen Stillstand erfahren von jener Art, die mit einer Evolution verbunden ist und ruhig ertragen werden muß. Das Skelett bleibt bestehen, aber es knacken alle Gelenke, und die Knochen wachsen sich kräftiger aus. In solcher Situation darf man das alte Recht, das Wesen eine Weile sich selbst zu überlassen, wohl benutzen oder soll es vielmehr. Denn wenn man trotz alledem weiter zappelt und industriös ist, so bleibt das Geschriebene in Gottes Namen stehen, und die besseren Ahnungen und Mahnungen verhallen spurlos. Damit ist leider nicht gesagt, daß ich etwas höchst Vortreffliches zu erreichen meine; allein es kommt doch hinzu, daß ich durch das vertrackte Gerühmsel, das mir in letzten Zeiten teilweise widerfahren ist, veranlaßt bin, an meinem geringen Orte ein wenig darauf zu sehen, daß ich nicht plötzlich abfalle; sonst geht es mir schlechter als jemals. Jetzt bin ich aber wieder dran gegangen, und Sie thun ein Liebeswerk, wenn Sie noch einige Zeit, d. h. drei bis vier Monate längstens nicht auf das Manuskript rechnen wollen. Kommt es vorher zu stande, so wird es sofort abgeliefert werden, auch wenn Sie es alsdann nicht sogleich drucken resp. brauchen können.

Ich danke auch für die rapide Besprechung der Gedichte und deren Abdruck und bitte, Herrn Brahm recht biedermännisch von mir zu grüßen. Über den schmeichelhaften Tenor des Aufsatzes will ich mich diesmal nicht unnütz machen, sonst schlagt er gelegentlich ins Gegenteil um, und das würde mich dann doch wieder verblüffen als verwöhnten alten Esel. Ein solcher wird am Ende auch fähig, alle Münchhausiaden zu glauben, die man über ihn sagt. Ihre eigenen warmen Worte haben mich nicht minder gefreut und dankbar gestimmt als die eines wirklichen Mitlebenden, obgleich ich mit bezug auf das Buch das Gefühl nicht loswerde, daß es kein lyrisch melodiöses und vielfach zu prosaisch und rauh sei. Daß Sie mit Brahm den „Apotheker" nicht veraltet und wässrig finden, hat mich jedoch thatsächlich erquickt, da dies Stück f. Z. ganz con amore entstanden ist und ich doch fürchtete, es werde nicht goutiert werden.

Ihr Dezemberheft war für uns Zürcher sehr rühmlich durch die beiden Meyer, wenn auch der Chemikus[1]) Berlin angehört. Sein Artikel ist ein wahres, für den Laien sogar lucides Musterstück, soviel ich urteilen kann. Meister Ferdinands „Hochzeit des Mönchs" ist wieder ein Treffschuß bis auf die Ausführung der Töterei am Schluß, die nicht befriedigt, es ist zu hastig und ungeschickt und wirkt darum nicht tragisch genug. Diese vertrackten Mordfinales, die seine Passion sind, versteht er doch nicht immer durchzudenken. Dann gibt er sich zu sehr einem leisen Hang zur Manieriertheit, wo nicht Affektation des Stiles hin, was ich ihm einmal getreulich sagen werde.

[1]) Viktor Meyer.

Daß ich Sie im neusten Heft mit alter Teilnahme und fröhlicher Erinnerung auf den Kreuzberg und der Enden begleitet habe, stellen Sie sich gewiß vor, und denke immer, ich werde Sie noch einmal auf solchem Gange begleiten, wenn ich auch die „Werke“ nicht mit zwei Fingern werde heben können.

Empfehlen Sie mich den Damen mit allen guten Grüßen als den alten

G. Keller.

337. An Jos. Viktor Widmann in Bern.

Zürich, 28. Januar 1884.

Verehrter Freund und Gönner! Ein abermaliger mit Weihnachten angetretener Briefbankrutt, der Freunde und Feinde gleichmäßig in seinen Abgrund zog, hat auch Sie getroffen, und mit der allmähligen Wiederherstellung der korrespondenzlichen Solvenz kommt auch an Sie die Reihe, eine Abschlagszahlung zu erhalten. Ich danke Ihnen also, wenn auch spät, doch um so wärmer für Ihr Novellengeschenk[1], das ich mit Kurzweil und Erbauung durchgelesen habe. In den heiteren Sachen wirkt Ihr guter Humor um so fröhlicher, als Sie überall in Land und Leuten zu Hause sind und man einen festen Boden unter den Füßen hat. Allerdings ist das Stück „Als Mädchen“ auch nach meinem Geschmacke das Novellenstück par excellence im Buche; es klingt, als wenn es nicht nur in Spanien spielte, sondern auch dort in älterer Zeit geschrieben wäre. Aber auch das

[1] „Aus dem Fasse der Danaiden.“ Zwölf Erzählungen 1883.

„Doppelleben" ist meisterhaft gemacht, und der letzte Teil, wo Staunton in der weiten Welt irrt, um der Katastrophe zu entfliehen, ebenso neuartig als erschütternd. Freilich kann man mit der Lösung nicht einverstanden sein; wenn es auch nicht nötig und artig war, daß Bächtold in der „N. Zürcher Zeitung" den Handel in schroffem Tone angezeigt hat, so ist das bewußte Fortleben des Sohnes im Incest mit der Schwester auch nur in der Vorstellung der Leserwelt unthunlich und verletzend. Gewiß ließe sich der Fall psychologisch und ethisch schon gründlicher besprechen, daß es aber schriftlich nicht einmal wohl angeht, scheint eine Negation zu sein. Haben Sie Theodor Storms Gedicht „Geschwisterblut" (Band 1, S. 35 der „Gesammelten Schriften") nicht gelesen? Die Situation ist zwar nicht die gleiche, allein der Schluß scheint mir doch allgemein gültig und ist sehr ergreifend und zugleich beruhigend. Aber, wie gesagt, daß die Novelle mir als sehr gut komponiert und erzählt erscheint.

Noch habe ich Ihnen auch nicht für die pompöse Besprechung meiner Gedichte und für deren Zusendung gedankt, was ich herzlichst nachhole. Ich war und bin etwas verlegen wegen der Graduierung, welche Sie mit meiner Persönlichkeit darin vorgenommen. Dergleichen kann und soll man nie von einem unglücklichen Lebewesen sagen, ganz abgesehen von der Unbilligkeit gegen manchen, der besser und fleißiger ist, als just der Betroffene, und, was ein eigentliches Übel ist, es wirft bei den andern auf den unschuldigen Sünder selbst den Schein des Größenwahns und der Anmaßung.

Nehmen Sie, bester Freund, den nergelnden Tenor dieses Briefes nicht für ungut und leben Sie im übrigen

so frisch und fröhlich, so gesund und glücklich in das angestochene Jahr hinein, wie ich hoffe, daß Sie es angetreten haben. Ihr dankbar ergebener

G. Keller

338. An Fritz Mauthner in Berlin.

Zürich, 29. Januar 1884

Verehrter Herr! Hoffentlich ist wegen der Verzögerung, durch Bequemlich- und Vergeßlichkeit verschuldet, noch keine Katastrophe eingetreten[1]). Indessen sende ich Ihnen das mir übermittelte Exemplar mit der gewünschten Inschrift versehen endlich zurück, bin aber nicht sicher, ob das Geschreibsel der Situation entspricht; jedenfalls kann ja der Austausch nicht ohne Entdeckung der eheherrlichen Mogelei vor sich gehen.

Der drollige Vorfall ist übrigens ein merkwürdiges

---

[1]) Ein Berliner schenkte seiner jungen Frau zu Weihnachten G. Kellers „Gesammelte Gedichte" und schrieb scherzweise mit verstellter Hand die Dedikation in das Exemplar: „Einer norddeutschen Verehrerin der Verfasser". Die Frau war außer sich vor Freude, der Mann wagte nicht mehr, seine Lüge einzugestehen. Da machte Fritz Mauthner einen rettenden Vorschlag. Er sandte dem Dichter ein sauberes Exemplar und bat ihn, die Lüge nachträglich zur Wahrheit zu machen. G. Keller trug folgende Verse ein.

„Ich weihe ein Geschenk, Das mir nicht gehört Und doch ist mein eigen; Ich send es der Dame, Die nie ich gesehn Noch nennen je hörte; So schreib ich ins Blaue Zu Ehren der Schönen Die widmenden Worte Mit lustigem Gruß.

Zürich, Julzeit 1883/84. G. Keller"

Vgl. Deutschland, Wochenschrift für Kunst und Litteratur von Fr. Mauthner 1890, Nr. 44, S. 728.

Pendant zu einem ähnlichen, der mir vor achtunddreißig Jahren, gerade auch mit Berlin, passierte. Als nämlich im Jahr 1846 das erste Bändchen meiner lyrischen Übeltaten erschien, schickte der Heidelberger Verleger ein Exemplar an den seligen Herrn von Varnhagen in meinem Namen und mit einem an meiner Statt geschriebenen Briefe, ohne mein Wissen, um seine Pfote als jugendliches Poetenautogramm in die berühmte Handschriftensammlung Varnhagens einzuschmuggeln. Ich erhielt eine artige Antwort Varnhagens, die Sache klärte sich aber erst auf, als ich einige Jahre später selbst nach Berlin kam. Der Buchhändler gestand seinen Scherz dann auch ein und entschuldigte ihn mit dem unwiderstehlichen Triebe, obigen Zweck zu erreichen.

So bewegt das Leben nach allen Seiten hin seine rätselhaften Rhythmen. Ein solcher von achtunddreißig Jahren Taktdauer ist aber ein ganz respektabler!

Mit freundlichem Gruße Ihr ergebenster

G. Keller.

339. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 15. Februar 1884

Verehrte Frau Professor! Es ist sehr gescheit von Ihnen, daß Sie die saubere Aufführung nicht länger dulden wollen, der ich anheimgefallen; und so hab' ich endlich abends 10 Uhr mir ein Glas Rotwein zurechtgestellt, eine gute Zigarre angesteckt und fange an zu schreiben. Allein freilich merke ich bereits, daß es mit der Zigarre nicht geht, und schwanke einen Augenblick, ob ich mich nicht lieber wieder hinsetzen

und rauchen will; doch die Tugend und Freundschaft siegt, und so bleibt es dabei, daß ich schreibe.

Haben Sie also tausendmal Dank für das Christkindchen, die pompöse Türkenschere, die so spitzig ist, daß man zwei schöne Dolche davon machen könnte. Sie schmückt herrlich meinen Tisch neben dem Falzbeinsäbel Ihres tapferen Bruders. Ich erhielt die Sachen pünktlich am Neujahrsmorgen, als ich beim Frühstück saß und mich freute, daß es kein Spätstück sei; denn ich war in aller Mäßigkeit um 2 Uhr nach Haus gekommen.

Auch für die geschmackvolle Idee, mir ein Tanagra-Wesen zu schenken, bin ich herzlich dankbar; wenn Sie's aber auch fertig bemalen sollten, so müssen Sie es doch nicht schicken, da dergleichen bei mir nicht fortkommt. Die „abstaubenden" Weibspersonen demolieren dergleichen unerbittlich und brechen alles, was vom Leibe absteht, sodaß die armen feinen Ärmchen, Händchen und Füßchen überall in Schächtelchen und Schälchen herumliegen, weil sie mich wegzuwerfen dauern, während die verstümmelten Figuren sich nicht einmal mehr kratzen können, wenn sie's beißt.

Der Grund meines Schweigens war ein schändlicher Haufen von Briefen, die sich zur Beantwortung angesammelt und mich melancholisch machten, so daß ich einfach zu streiken anfing und die Gerechten mit leiden ließ. Ich laboriere jetzt noch daran. Es gibt Leute, die einen gar nichts angehen und sich förmliche Korrespondenzen erzwingen wollen.

Das Schönste war vor Weihnachten eine Anzahl Exemplare meiner eigenen Gedichte, die mir zukamen, um je eine Dedikation hineinzuschreiben für die Frau, den Mann, den Onkel u. s. w. Das mußte ich dann wieder verpacken und

auf die Post befördern. Einer schickte ein extra schön gebundenes Buch, das ich seiner Frau freundlichst widmen sollte, die ich so wenig kannte als ihn selbst. Ich war auf dem Punkte, es Ihnen zu schicken, es war sehr hübsch aussehend, schrieb aber doch eine undeutliche Redensart hinein. Ein anderer hatte die Sache selbst besorgt und mit meinem Namen versehen, es als meine Handschrift ausgebend. Nachher bekam er Furcht, es möchte auskommen und der Friede gestört werden. Er kaufte ein neues Exemplar, und ein dritter mußte es mir senden und mir den Kasus anvertrauen, damit ich die Sache gut machte.

Ihre und des Bruders Exemplare liegen längst bereit, und Sie wissen jetzt, warum mir das Packen verleidet war. Ihr habt aber nicht viel verloren, da es unmöglich ist, in dem monotonen Zeuge lang hintereinander zu lesen. Wenn ich wieder auf die Welt komme, will ich es besser machen, wie ich auch normalere Ohrläppchen mitbringen werde. Ein Bildhauer, der neulich meinen Kopf modellierte, kam der Sache auch auf die Spur und behandelte sie mit großer Aufmerksamkeit, mir mit der Nase immer um die Ohren herumschnausend. Er ist der erste, der nach Ihnen davon sprach. Allein ich habe auch seit Jahren einen Mondschein hinten auf dem Schädel, den man mir so konsequent verschwiegen hat, daß erst vor einem halben Jahre die Schwester mich darauf brachte, indem sie sagte: „Deine Tonsur fängt nicht übel an sich auszubreiten". „„Ich weiß ja gar nicht, daß überhaupt ein Anfang da ist!"" rief ich. „Ha, schon lang!" Ich nahm zwei Spiegel und erblickte wirklich das Entsetzen. Sie haben recht, daß Sie sich des Lebens freuen. Bleiben Sie gesund mit Mann und Kindern und mir freundlich

gefinnt! Wenn ich etwas weiß, schreib' ich schon einmal wieder.

Ihr

G. K.

Die Zigarre hab' ich doch während des Schreibens fertig geraucht. Weil sie gut war, merkte sie, daß ich an eine gescheite Person schreibe, und brannte im stillen fort, bis ich sie jeweilig aufnahm. Ihren Wunsch, betreffend das Hochzeitstelegramm, glaube ich am besten zu erfüllen, wenn ich Ihnen die Depesche schicke, die ich damals angefertigt habe und mir jetzt hervorsuchen ließ. Wir sind nun schon im zehnten Jahre seither; das ist ja merkwürdig!

Wie ich Ihr Weihnachtsbriefchen nochmals ansehe, bemerke ich erst, daß Sie sich wieder gesund nennen, wonach Sie also krank gewesen sind[1]. Von den Knaben hab' ich einmal etwas gehört, aber von Ihnen nicht. Nun ist's also gut!

G. K.

340. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 16. Februar 1884

Lieber Freund! Ihre teuerste Schwester hat mich wegen meiner Saumseligkeit getreten, was mir viel angenehmer war, als da ich während meiner Staatsschreiberei einmal ein Missiv abgehen zu lassen vergessen hatte und dafür, als

[1] M. von Frisch an G. Keller, 25. März 1884: „Daß Ihnen Adolf, als er im Sommer in Zürich war, nichts davon gesagt hat, daß ich im Frühling drei Monate im Bett gelegen bin und am Abkratzen war, ist echt exnerisch.“

es ein Vierteljahr später entdeckt wurde, coram senatu eine schnöde Bemerkung anhören mußte. Doch stand der schuldige Dank- und Neujahrsbrief immer auf der Tagesordnung, leider mit zwanzig anderen, und tauchte in dem Konvolut bald auf, bald unter. Jetzund danke ich aber definitiv für die schönen Instrumente, welche meinen Schreibtisch ganz abenteuerlich garnieren; mit dem stattlichen Falzbein könnte man gut einem Malchus ein Ohr abhauen, jedenfalls mit dem Griff ein Loch in den Kopf schlagen! Ich stelle auch zuweilen in diesem Sinne Übungen damit an, ohne daß ich beabsichtige, ein Stellmacher[1] zu werden. Seid also herzhaft für alle wahrhafte Wohlthat bedankt!

Ihren Studenten konnte ich leider kein Geschreibsel schicken, da der Roman nicht so weit war, daß ich einen Teil davon aus der Hand geben konnte, und überdies das Opus, dessen erster Abdruck für die „Rundschau" bestimmt ist, so neu als möglich erhalten werden muß[2]. Ich lasse mir mit dem Fertigmachen Zeit und bereite dazwischen anderes vor, was einem vielleicht binnen kurzem nicht mehr einfällt. Schreiben können alte Kerle immer noch genug, aber nicht mehr projektieren.

Ihre Thaten und Kämpfe auf der Universität habe ich mit großem Interesse verfolgt, und es hat mir der Verlauf allerlei zu denken gegeben.

---

[1]) Der Wiener Anarchist und Mörder

[2]) Ad. Exner an G. Keller, 25. Dezember 1883: „Dieser Tage waren einige Studenten hier und sagten, ihr Verein hätte sich an Sie gewandt wegen Stoff zu einer Vorlesung, die Sonnenthal halten will. Wenn Sie gerade was Passendes auf Lager haben, z. B. ein Stück aus dem Roman, möchten Sie es wohl schicken, denn die jungen Leute verdienen es."

Was mag noch alles geschehen, bis Eure alte Polyglottenfahne ausgeflattert hat, und ist dies zu wünschen, eh man weiß, ob der andere alte Schwabenzipfel in Berlin eines Tages nicht wieder russischer flackert als je! Spezialiter sind doch die Professoren, die sich durch Konstellationen aufbringen wollen, immer die ärgsten Scheusäler; denn während die Träger und Ursachen der Konstellation verschwinden müssen, bleiben jene richtig als Nutznießer des Erschlichenen festgenagelt.

Doch ich will mich nicht ins Kannegießern verlieren, sintemal man per Distanz doch nicht verständlich wird, auch selbst nicht viel versteht.

Ich schicke Ihnen gleichzeitig mein dickes Liederbuch, das Sie zu lesen nicht gehalten sein sollen, noch weniger brauchen Sie dasselbe zu loben.

Ihren Brixlegger Brief habe ich auch zu beantwarten versäumt und hole diesfalls nur nach, daß ich die Dramaturgie nicht aufgegeben habe, vielmehr dies Jahr noch frisch an die Sache zu gehen d. h. fortzusetzen gedenke[1]). Ich mag aber nicht mehrere Trommeln zugleich schlagen, was mir an andern nie gefallen hat.

Leben Sie inzwischen frisch und gesund mit Ihren Leibeigenen und bleiben Sie bis auf weiteres gewogen

Ihrem alten

G. Keller.

---

[1]) A. Exner an G. Keller, 23. August. — „Auf das Lustspiel wäre ich besonders gespannt. Vielleicht können Sie das Manuskript im Lauf des Herbstes und Winters fertig machen, dann würde ich es gerne übernehmen, mit Laube und Wilbrandt über alles weitere zu verhandeln. Ein Jux wäre es doch, die Phantasie-Ausgeburten auf den Brettern lebendig zu sehen.“

341. An Marie Melos in Düsseldorf.

Zürich-Hottingen, 27. Februar 1884.

Verehrteste teuerste Freundin! Endlich ist der Berg meiner Briefschulden im Abtragen begriffen, und geht die Mauser, in welcher ich altes Federtier mich schon seit vor Weihnachten befand, zu Ende, ohne Zweifel, um bald aufs neue anzufangen. Denn die Korrespondenzen stehen wie Wolken über meinem armen Schreibtisch und trennen mich von der Arbeit, wie einen fahrlässigen Mann von der braven Hausfrau. Hätte ich einen oder zwei hungriger Sekretäre' denen ich diktieren könnte, so würde ich wacker alle Tag ein paar Stunden in der Stube herumschwanzen und diktieren, was das Zeug hält; da das aber mir nicht vergönnt ist, so muß ich die Gerechten mit den Ungerechten es entgelten lassen.

Dennoch habe ich Ihren Neujahrsbrief im stillen herzlich erwidert und Ihnen alles gewünscht, was Ihnen wert und nützlich sein kann, und habe dabei gedacht, Sie brauchten ja nicht zu wissen, wo's herkommt, wenn der Segen Ihnen nur auf den Kopf fällt.

Leider sehe ich beim Nachlesen Ihres Briefes, daß ich auch etwas Positives versäumt habe, nämlich die Handschrift für das junge Mädchen mit der halben Million. Das habe ich radikal vergessen und lege Ihnen jetzt ein solches Blättchen bei. Wenn Sie die halbe Million dafür bekommen können, so schenk' ich Ihnen dieselbe zu freier Verfügung, mit der einzigen Bedingung, daß Sie nicht damit auf die Börse gehen!

Mit Teilnahme habe ich vernommen, daß der uralte Herr Landrat so bald das Zeitliche gesegnet hat, nachdem er noch so lustig die Treppen hinaufgesprungen. Ihren Gruß an seinen Enkel Otto konnte ich nicht ausrichten, da ich ihn nicht gesehen, was auch gut war; denn Sie haben ihn wegen des Ordens falsch berichten lassen! Ein solches Ding liegt wirklich in irgend einer Schublade bei mir; es ist der baierische Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, ein sehr harmloses Wesen, welches meinem Republikanismus nicht ein Härchen zu krümmen im stande ist[1].

Mit mehr Besorgnis, als mir diese Geschichte verursacht, habe ich die Nachrichten von Ihren und Ihrer Frau Schwester Gesundheitsumständen gelesen und hoffe, daß der milde Winter, der ja fast nur ein langer Vorfrühling war, das Übel leichter ertragen ließ.

Ich warte mit Schmerzen auf eine Nachsendung von Exemplaren einer Gedichtsammlung, die im November erschienen ist, um Ihnen ein Exemplar schicken zu können für den bewußten Schrank und Staatskasten; zu lesen darin sollen Sie nicht gehalten sein. Wollen Sie's dennoch thun, so gucken Sie einstweilen in dasjenige hinein, das ich vorläufig an Frau Ida, als derzeitiges Haupt des Hauses, sende. Die freundlichen Grüße des jungen Percy Paares erwidere ich dankbarst, und wenn ich nochmals den Rhein

[1] Marie Melos an G. Keller, 28 Dezember 1883. „Otto H (der jüngste Sohn von Mathilde Henberger) hätte Sie gar zu gern schon früher aufgesucht, hat's aber nicht recht gewagt. Als er einen Anlauf dazu nahm, hörte er, daß Sie einen Orden erhalten und angenommen hätten. Das empörte ihn als freien Republikaner so sehr, daß er davon abstand, Ihre Bekanntschaft zu suchen."

hinunterfahren sollte, so werde ich nicht ermangeln, dasselbe vergnüglich in Augenschein zu nehmen.

Ihr fortwährender getreulicher Altersgenosse

G. Keller.

342. An Ida Freiligrath in Düsseldorf.

Zürich, 1. März 1884.

Hochverehrte Frau! Sie sind selber so reich an Erfahrung sowie an richtige Schätzung der Dinge gewöhnt, daß Sie gewiß auch einen verspäteten Dank- und Glückwunschbrief nicht zu streng beurteilen. Ihre liebenswürdigen und blumengeschmückten Bleistiftblättchen erschweren zwar einerseits die Schuld, aber andrerseits ist es ja keine Kunst, sich nur gegen indifferentes Geschreibsel zu versündigen, und wenn man einmal einer Absolution bedarf, so muß es auch der Mühe lohnen.

Mit der Versendung der Freiexemplare der Gedichte ist durch Mißverständnisse eine Verwirrung eingetreten, so daß ich durch den Verleger besorgt glaubte, was ich nach seiner Meinung hätte thun sollen; dazu trat die geschäftliche Politik der heutigen Verleger, welche nur zögernd mit den Exemplaren herausrücken, um sich selbst den ersten Verkaufserfolg nicht zu schmälern. Um aber nicht länger zu warten und da die Tage jetzt länger werden und Sie besser lesen können, sende ich Ihnen ein Exemplar, das ich noch zur Hand habe. Obgleich ich vieles unterdrückt habe, stellt es sich leider schon jetzt heraus, daß ich strenger hätte verfahren sollen. Unter anderm habe ich auch das Gedicht „An Freiligrath" weggelassen, weil es mir seit Dezennien als un-

passend, unzutreffend erschienen war und auch ihm nie gefallen hat. Dagegen habe ich mir erlaubt, den Reisespruch, den ich einst in Ihr Album geschrieben, nun mit Ihrem vollen Namen zu überschreiben, damit doch ein Denkmälchen an jene Tage stehen bleibt[1]).

Ihrer Frau Tochter in England werde ich bald auch ein Exemplar schicken, da sie sich so treulich unter das Banner des Vaters gestellt hat.

Daß Frau Schulz alles Papier aus dem Nachlasse des Mannes wirklich verbrannt hat, habe ich seither auch gehört. Was der selige Gutzkow hieran gesündigt haben soll, ist mir auch ein Rätsel, denn er war seit länger als vierzig Jahren außer allen Beziehungen und hat überhaupt nie einen Konflikt mit Schulz gehabt[2]). Es ist sonst gute Sitte, im Fall eines solchen Aussterbens Briefe den noch lebenden Schreibern derselben zurückzustellen, Briefe einer Persönlichkeit aber, wie Ferdinand gewesen ist, überhaupt in Sicherheit zu bringen. Die vergrämte Dame aber scheint sich als Richterin und Disponentin über wehrlose Briefe ein bene gethan zu haben und ist gewiß sehr stolz darauf in den Himmel eingezogen, wo ich ihr einen gesalzenen Rüffel erteilen werde, wenn ich einmal auch hinkomme.

[1]) Ida Freiligrath an G Keller, 7. April 1884. — — „Sie sind immer noch so gut und bescheiden wie vor vierzig Jahren . . . . Wissen Sie noch, was Sie Ferdinand in Ihre Gedichte von 1845 geschrieben haben? ‚An Ferdinand Freiligrath als ein bescheidenster Beitrag zur freundlichen Erinnerung an Zürich'“

[2]) Frau Ida an G Keller 29 Dezember 1883. „Frau Schulz motiviert diese That oder Unthat mit einem Ärger über Gutzkow, doch ist mir der Zusammenhang, der mir überhaupt lose scheint, jetzt entfallen“

Aber ich will Ihre Augen für diesmal nicht länger in Anspruch nehmen und danke Ihnen hoch nochmals für die gütige Neujahrsbotschaft. Meine Schwester befindet sich derzeit etwas besser, immerhin mit Schonung ihrer im allgemeinen gesunkenen Kräfte.

Mit allen Grüßen Ihr stets ergebener

G. Keller.

343. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 22. März 1884.

Verehrter Freund! Auf die Gefahr hin, daß Sie etwa schon ausgeflogen sind, muß ich dennoch meine verunglückte Briefmühle wieder in Gang setzen. Zuerst habe ich zu bekennen, daß Ihr freundlicher Brief vom 15. Juni 1883 nicht früher als im vergangenen Februar 1884 zum Vorschein gekommen ist. Eine Putzfrau, die altes Schachtelwerk aufräumte, hat das Kistchen, in welchem Sie mir die Abgüsse vom Brüggemann-Altar gesandt haben und worin das Packmaterial stecken geblieben war, aufgefunden und ausgeklopft, wobei dann der am Boden ruhende Brief herausfiel, den sie uns brachte. So kam es, daß ich schmählicherweise mit keinem Worte darauf zu sprechen kam; was Ihnen als sehr liebenswürdig erschienen sein muß!

Die Schilderung Ihres Lenz- und Sommertreibens habe ich mit lebhaftem Genuß gelesen und gratuliere vor allem zu dem hübschen Verkehr, in den Sie sich mit der Vogelwelt gesetzt haben. Es ist erstaunlich, wie wenig man gewöhnlich von diesen lieben Geschöpfen zu kennen pflegt, besonders, wenn man von der freien Natur getrennt lebt. Da-

gegen ist es auch schön, zuweilen auf einsamem Waldboden einen geheimnisvollen Vogel hüpfen zu sehen, von dem man nicht weiß, wer er ist, oder einen neuen Gesang schallen zu hören aus den Wipfeln, den man nicht zu deuten weiß.

Ihr antiquarisches Stübchen denke ich mir recht lustig; obgleich dergleichen jetzt Modesache ist, so gewährt es doch mannigfaltiges Vergnügen und nachhaltige Augenlust.

Von dem Karton, dem Sie nachfragen, habe ich wohl schon geschrieben, daß ich ihn fertig zu zeichnen und dann mit Grau flüchtig abzutönen gedenke, worauf ich ihn in größere Blätter zerschneiden und in eine Mappe legen kann, damit er dem Schicksal des Umhergeworfen- und schließlichen Zertrümmertwerdens besser entgeht, und zusammensetzbar bleibt er immer wieder[1]). Die Kindernützen werden wir Ihnen gelegentlich senden in einer der gemalten Schachteln, die wir von der Großmutter her besitzen und Sie mit Ihren Lackierkünsten etwas auffrischen können.

Zu Weihnachten und Neujahr habe ich förmlichen Briefstrike nach allen Seiten hin gemacht; daher mein undankbares Schweigen auf Ihren schönen Klaus Groth, für den ich nachträglich herzlichst danke. Ich habe den Dichter vor Dezennien einmal gelesen, mich jetzt aber neuerdings an dem lustfrischen Leben ergötzt, das ich mir als Ihre Heimats- und Lebensluft zu denken mich freue. Die Bilder dünken mich die allerbeste Illustration zu den Gedichten, insofern diese spezifisch landschaftlich sind und im Idiom entsprechen. Sie sind gewiß ganz charakteristisch, ebenso sinnig und poetisch malerisch, ohne einen akademischen Stil zu zeigen, welcher

[1]) S. o. 522.

zum Dialekt nicht passen würde. Es hat allerliebste Gegenstände darunter.

Für Ihre günstig gestimmte Aufnahme der Gedichte und deren eingehende Erwähnung habe ich Ihnen ebenfalls meine dankbare Gesinnung darzulegen, was nicht hindert, daß ich der Sache neuerdings nicht recht traue, denn das Buch fängt leider an, mir selbst prosaisch vorzukommen, oder wie ich es nennen will. Was mich einigermaßen beruhigt, sind die großen Widersprüche, die sich in der öffentlichen Beurteilung zeigen; was der eine tadelt, lobt der andere, und umgekehrt; und dem übertriebensten Anpreisen steht der Ausspruch gegenüber, das Ganze wäre am besten ungedruckt geblieben. So hat das Ärgernis, wenn es eines ist, doch eine gewisse Energie, und das ist immer etwas.

Von Paul Heyses Berliner Fahrt sind Sie seither wohl unterrichtet (Lustspiel[1]), das ihm in Hamburg so viel Freude bereitete, scheint das in Berlin nicht gethan zu haben. Die abschätzige dortige Kritik habe ich zum Teil selbst verfolgt in den Blättern; es hieß zwar am Schluß immer, das Publikum habe seinerseits Heyse enthusiastisch hervorgerufen. Ein Durchreisender sagte mir aber gestern, das Stück habe es nur auf sechs Aufführungen gebracht. Ich hoffe, daß Paul Heyse so fröhlich und gesund ist, wie vor der Reise, damals klagte er über keine Spur von Unwohlsein, seither weiß ich nichts von ihm.

Storm werde ich morgen auch schreiben, um meinen Schuldenberg vollends abzutragen. Schändlicherweise restieren auch noch ein paar Briefe würdiger Damen, die ich ver-

[1] „Das Recht des Stärkern.“

nachlässigt habe, woraus Sie jedoch sehen, daß ich wenigstens unparteiisch bin!

Meine Schwester befindet sich verhältnismäßig etwas besser als vor einem Jahre; sie grüßt Sie bestens, so wie ich selbst, der ich mich auch der Frau Gemahlin und den Kindern empfehle. Ihr alter

G. Keller.

344. An Paul Nerrlich in Berlin.

Zürich, 27. März 1884

Verehrtester Herr! Sie verpflichten mich durch Ihre neue günstig geneigte Besprechung[1]) einer meiner problematischen Publikationen zur erneuerten Dankbarkeit, welche sich besonders auch auf die Ehrlichkeit erstreckt, mit welcher Sie auch den Tadel nicht zurückhielten und dadurch das große Lob wenigstens zum Teil plausibel machen wollen.

Ebenso aufrichtig will ich mit ein paar antikritischen Bemerkungen nicht zurückhalten, die sich sowohl auf das freundliche Lob als auf den ebenso freundlichen Tadel beziehen. Da möchte ich in jener Hinsicht mich verwahren, daß die unterdrückten Sachen der früheren Ausgaben gelegentlich wieder aufzunehmen seien, und wenn ich nichts anderes dagegen thun kann, so werde ich zum mindesten für die Zeit meines Ablebens eine Verfluchung unbefugter Hände von allfälligen Nachlaßmardern abfassen und feierlich niederlegen! Es ist traurig genug, daß einmal Gedrucktes nicht mehr vernichtet werden kann; so wird die Welt um so mehr

[1]) Der Gedichte in den „Akademischen Blättern" 1, 173 ff (1884).

nach lernen müssen, es da liegen zu lassen, wo die pflichtgemäße Selbstkritik der Autoren es hat liegen lassen, und diese Zeit wird sicherlich nach kommen.

Aber, verehrter Freund! wer zum Teufel hat Ihnen denn gesagt, daß im „Modernsten Faust“ auch nur mit einem einzigen Wort an Heine gedacht worden sei? Paßt denn irgendwie das Wesen der dort gemeinten Bummel-Poeten einer jetzt ausgestarbenen Gattung auf Heine im plumpsten Sinne? Wie können Sie so trocken hinwerfen, er sei ohne Zweifel Gegenstand des Gedichtes, das ich weggelassen habe, weil es wirklich nicht mehr verstanden werden kann, ohne daß man Namen nennt, was man eben nicht mehr thun will!

Dies grobe Mißverständnis macht mir auch Ihre Auffassung des „Apothekers von Chamounix“ klarer, worin Sie eine heimliche Verhöhnung des Kranken und Sterbenden sehen. Man wird doch bei Gott noch Spaß verstehen, auch wenn er keck ist, und wenn er allerdings etwas Wein oder selbst Branntwein ins Rosenwasser gießt! Die Sache dreht sich einfach um die Fiktion, daß Heine (oder vielmehr der Heineismus) sich schlimmer stelle, als er sei, darin einzig besteht der Scherz, und dieser wird provoziert durch die Bekehrung auf dem Krankenbette zum Theismus mittelst eines Buches wie der „Romancero“, das kein weinerlicher Geist machen konnte, dazu lebte er ja noch mehrere Jahre. Den Schlußpassus: „Keller dürfte“ 2c. verstehe ich vollends gar nicht.

Mein Apotheker-Poem ist gewiß keine klassische Satire, aber noch weniger eine giftige oder feindselige, einigen Inhalt aber wird sie selbstverständlich haben müssen, sonst wäre der Spaß nicht weit her.

Jetzt aber genug des Ripostierens! Ich bin auch überzeugt, daß Sie dasselbe aufnehmen, wie es gemeint ist von Ihrem dankbarst ergebenen G. Keller.

345. An C. Ferdinand Meyer in Kilchberg.

Zürich, 17. Juni 1884

Verehrter Herr! Mit bestem Danke stelle ich Ihnen anmit den Brouillon Ihrer Antwort[1]) zurück. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, so betrifft es einzig die Wendung, es gebe noch keinen Schriftstellerstand in der Schweiz. Dies ist, glaub' ich, schon nicht mehr richtig, wo über schweizerische Nationallitteratur gelesen und geschrieben wird, Preß- und Journalistenvereine sich aufthun, Feuilletonisten und -istinnen scharenweise hausieren u. s. w. Auch die neuerliche Klage des schweizerischen Buchhändlervereins oder einzelner Mitglieder desselben, daß vaterländische Schriftsteller ihre Verleger im Auslande suchen, gehört wohl hieher. Die kleine Differenz besteht also nur darin, daß der fruchtbare Boden für eine Zunftbettelei, zu welcher die deutsche Schillerstiftung auszuarten droht, auch bei uns bereits vorhanden wäre, trotz Republik. Vor zwei Jahren schon wurde ich von einem thurgauischen Litteraten um „Anleitung" angegangen, wie er es anzufangen habe, um vom König von Baiern eine Antwort zu bekommen, welchem er ein Manuskript mit einem Unterstützungsgesuch übersandt habe! Als ob die verlangte Kenntnis bei mir selbstverständlich vorauszusetzen sei!

[1]) Antwort auf eine Anfrage der deutschen Schillerstiftung betr. Gründung einer Zweigstiftung in der Schweiz

Das sind so Auffassungen schweizerischer junger Litteraten. Ihr hochachtungsvoll ergebener Verehrer

G. Keller.

346. An Marie Melos in Düsseldorf.

Hottingen-Zürich, 17. Juli 1884.

Verehrte und teuerste Freundin! Rechtzeitig seh' ich diesmal gerade noch nachmittags vier Uhr, bei einer goldenen Sonnenhitze, daß übermorgen wieder der 19. Juli tagt, der Übeltäter, der eine Gerechte und einen Ungerechten an dieselbige Sonne gebracht hat.

Ich weiß zwar nicht, ob Sie zu Hause sind oder im Sommerland herumflattern; aber ich darf doch mit meinen Wünschen, welches immer die alten sind, nicht wegbleiben, und die Hoffnung, daß vor allem auch Sie den Tag in bester Gesundheit und mit frohem Sinne erblicken werden, fliegt ihnen voraus! Sie selbst, die Wünsche nämlich, tragen alle weiße Röcke mit himmelblauen Schärpen und große Rosensträuße in den Händen mit natürlichen Stielen und grünen Blättern, und die Dornen habe ich eigenhändig mit einer kleinen Stahlzange säuberlich abgekneipt. Diese Rosen sagen nichts als Liebes und Gutes, sie bleiben frisch ein Jahr und drei Tage lang, letztere für den Fall, daß der nächste Geburtstagsbrief mit den neuen alten Wünschen mir nicht so rechtzeitig einfallen sollte wie heute. Die Wunschkinder oder Träger können Sie in der Zeit zu allen häuslichen Geschäften, Botengängen &c. gebrauchen. Wenn Sie jedem täglich ein Brosämchen und ein kleines Gläschen

Wasser geben, so sind sie zufrieden und schlafen nachts ruhig unter dem Dache, bei schönem Wetter auf demselben.

Ich bin Ihnen immer noch ein Exemplar meiner gesammelten Gedichte schuldig und warte selbst immer noch darauf, da sie neu gedruckt werden sollen. Indes getraue ich mir auch nicht recht, weil ich befürchte, daß der sehr gemischte und oft rüde Inhalt nicht Ihre Billigung hat. Sie werden aber doch nicht verschont bleiben!

Dies Jahr glaubte ich, ein weniges nach Deutschland ausfahren zu können; allein die Cholera heißt einen zu Hause bleiben, bis man weiß, was daraus werden will, und um auf alle Fälle daheim zu sein, wenn es da etwas geben sollte.

Leider muß ich den Brief schon schließen, damit er fortkommt; ich bitte Sie, die verehrte Frau Schwester schönstens zu grüßen und ihr vorläufig für ihren letzten lieben Brief zu danken. Ebenso lasse ich mich dem Herrn Percy und den Seinen grüßend empfehlen, an Sie selbst aber richte ich die herzlichste Bitte um ferneres gütiges und freundschaftliches Gedenken.

Ihr unveränderlicher und doch immer bewegter

G. Keller.

347. An Hans Weber in Lausanne.

Zürich, 2 September 1884

Lieber Hans! Ich fühle mich gedrungen, Dir dankbar zu melden, daß deine globuli antiobstructionis treffliche Dienste leisten und mir sehr preiswürdig scheinen.

Da Du jene Küsnachter Gesellschaftsrechnung[1]) so gut aufbewahrst, so will ich Dir ein Pendant dazu schicken, das letzte Woche seine Entstehung gefunden. Zwei deutsche Leserinnen meiner unsterblichen Werke suchten mich nämlich heim, und da ich des schlechten Wetters wegen nichts anderes mit ihnen anzufangen wußte, um ihnen für ihre zuthulichen Komplimente eine Artigkeit zu erweisen, ging ich abends mit ihnen auf die „Meise" und besetzte eines der runden Tischchen, wo ein durchreisender Berliner dazustieß und mich begrüßte. Ich lud ihn natürlich ein, sich zu setzen. Als die zweite Flasche Cliquot kam, wollten sich die beiden Fräulein in ihr „Baur au lac" zurückziehen; ich schickte den jungen Mann mit, sie zu begleiten, in der Hoffnung, ich könne den großen Rest nun allein saufen und an einen anderen Tisch damit auswandern. Kaum aber war mir der Eiskübel dorthin nachgetragen, während ich beiliegende Nota berichtigt hatte, erschien der junge Herr wieder wie der Blitz auf dem Kriegstheater, wo dann noch eine Flasche Nuits à 6 frs dazu kam. Ein schönes Geschäft für einen Regenabend mitten in der Woche. Gestern erschien schon wieder ein anderer Berliner mit einem Weibchen, die mir noch größere Schwindeleien vorsagten als jene zwei Musen; allein, obgleich das schönste Wetter war, ließ ich sie ruhig abdeffieren und ging dann abends zur Belohnung meiner Klugheit allein ins Wirtshaus.

Mit Gruß und Heilswunsch Dein

G. Keller.

---

[1]) Für ein Mittagessen, das wir zusammen verzehrt hatten.

348. An Conrad Ferdinand Meyer in Kilchberg.

Hottingen, 5. November 1884.

Hochverehrter Herr! Durch wiederholtes, wenn auch nicht schweres Unwohlsein bin ich abgehalten worden, Ihnen in höflicher Frist für „Die Hochzeit des Mönchs" zu danken, thue es aber nun doch noch um so herzlicher. Gelesen habe ich indessen das Werk auf der Stelle wieder und mich aufs neue der erreichten Stilhöhe gefreut, sowie des Inhalts, ohne daß ich Sie weiter mit mehr als einem aufrichtigen Glückwunsch behelligen will.

Ihren Zeilen wegen des Bildhauers[1]) war ich keinerlei Folge zu geben in der Lage, da der Mann sich nicht mehr hat sehen lassen. Inzwischen bin ich wieder einem anderen dieser Pygmalionen zum Opfer gefallen, wobei natürlich unser Herr von R. sofort die Nase dazwischen hatte.

Mit ergebensten Grüßen Ihr

G. Keller.

349. An Jos. Viktor Widmann in Bern.

Zürich, 9. November 1884.

Liebster Freund und Gönner! Vielen Dank für Brief und Zusendung. Das Leuthold-Gedicht[2]) ist sehr schön, fast etwas zu feierlich für die schwache Originalität, welche der

[1]) Bildhauer Beermann, der ein Medaillon von G. Keller und C. F. Meyer herzustellen beabsichtigte.

[2]) Ich habe dasselbe an die Spitze der 4. Aufl. der Leutholdschen Gedichte (1894) an Stelle meiner früheren Einleitung gesetzt.

unglückliche Guerilla-Häuptling besessen hat. Dennoch trifft das Lied die Stimmung derer, die ihn in seinem langen Sarge ausgestreckt gesehen, das Gesicht mit seinen beruhigten Leidenschaften und Ansprüchen durch den Tod wieder hergestellt, plötzlich, sogar wieder in die durch Paralysis verlorene Intelligenz getaucht.

Daß Sie den Shakespearschen „Sturm“ als Oper bearbeiten, ist sehr erfreulich und wird, sofern der junge Komponist[1]) sich bewährt, gewiß ein glückliches Ereignis herbeiführen. Sie erwerben sich auch ein Verdienst in einer Zeit, wo Richard Wagner es fast allen Komponisten unmöglich macht, zu schaffen, ohne Selbstdichter oder Pfuscher zu sein. Seit derjenige, der den „Faust“ und die „Iphigenie“ gedichtet, sich so hebevoll mit dem Singspiel bemüht hat, kann von der Berechtigung keine Rede mehr sein, und ich selbst lehne dergleichen nur ab, weil ich zu dumm dazu bin und mich ein Libretto fast die gleiche Mühe kosten würde, wie ein volles eigenes Drama und ich also vorziehen würde, letzteres zu machen, wenn ich — ja wenn — ꝛc.

Inzwischen bin ich Ihnen auch dankbar, daß Sie meine verhängnisvolle Dorfgeschichte, die mir wie ein gestutzter Pudel durch das ganze Leben nachläuft, nicht versifizieren wollten[2]) So ist auch die Zumutung jenes Herrn Frank, meinen leichten Prosakontur des „Tanzlegendchens“ eigenhändig in eine Kantate umzuwandeln, was ja natürlich nur im rechtgläubig katholischen Stile, mit Abstreifung aller Ironie,

[1]) Ernst Frank

[2]) Ein junger Wiener Musiker hatte Widmann um einen Operntext „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ ersucht

also mit Verkehrung ins Gegenteil möglich wäre, nicht gerade klug gewesen.

Der kleine Roman, den Sie so hoffnungsfreundlich erwähnen, kann dieses Jahr leider nicht mehr erscheinen und macht mir keineswegs so viel Spaß, wie er Ihnen zu machen scheint, eh' er nur zu Tage gekrochen ist. Ich muß den letzten Rank immer noch finden, um aus dem Staub der Landstraße hinauszukommen, was mir das verfrühte Annonzieren erschwert, wo nicht verdorben hat. Ich habe hierbei gelernt, nie mehr einem Verleger oder Herausgeber etwas mitzuteilen und zuzusagen, ehe das Pünktum gesetzt ist.

Mit allen Grüßen Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

350. An C. Ferdinand Meyer in Kilchberg.

Zürich, 6 Januar 1885.

Indem ich Ihnen, verehrter Herr, die freundlichen Neujahrswünsche dankbar erwidere[1]), statte ich zugleich meine Gegenkondolenz ab zu dem betrübsamen Abenteuer in der sog. „Deutschen Illustrierten Zeitung". Zu weinen ist dabei freilich nicht viel, so lange es Zwischenträger und Stiefelputzer gibt, werden auch im litterarischen Dunstkreise die Entstellungen und Unwahrheiten nicht aufhören[2]).

---

[1]) C. F. Meyer an G. Keller, 27. Dez. 1884: „Lassen Sie uns freundlich neben einander wandeln und wirken, jeder nach seiner Kraft! Hoffentlich noch eine lange und gute Zeit."

[2]) In der Weihnachtsnummer der Wiener „Deutsch. Illustr. Ztg." von 1884 stand das Bild der beiden Dichter samt einem mit allerlei Anekdoten ausgeschmückten Texte.

In vorliegendem Unfall kennzeichnet sich die ganze Machenschaft schon dadurch, daß die beiden Bilder als Originalzeichnungen ausgegeben werden, während es in Wirklichkeit alte Photographieen sind, die schon lange als Holzschnitte herumfahren, und die Urbilder von einem Zeichner vermutlich so wenig gesehen wurden als vom Artikelschreiber.

Mit besten Grüßen Ihr

G. Keller.

351. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 13 Januar 1885

Verehrte Frau Professor und Gönnerin! Ehe die erlaubte Frist zu sehr überschritten wird, muß ich mich nun doch daran machen, Ihnen für die weihnachtliche kosmopolitische Fraß- und Trinkbarkeitskiste meinen tiefgefühltesten Dank oder vielmehr tiefstgefühlten Dank abzustatten. Es ist alles so rührend gut gedacht und verpackt, daß die gefreuliche Mühe so gut schmeckt wie die Sachen selbst, und das hübsche Glas wie die grünen Tannenzweige lassen tröstlich hoffen, daß Ihr mir neben der Wein-, Käse- und Pumpernickelgesinnung auch noch etwas Höheres zutraut, etwas platonisch Transcendentales.

So schön und gut nun aber alles ist, muß ich Euch doch ernstlich ermahnen, aus Eurer Güte nicht eine beschwerliche Servitut erwachsen zu lassen. Auf diese Weise kommt das Übel in die Welt, und ich möchte doch nicht so einen alten Leviten oder Baalspfaffen abgeben, der das Volk mit Steuern, Zehenten und Brandopfern belastet, bis er selber frißt!

In Ihrem letzten Brieflein vom vergangenen Sommer erwähnten Sie einer schweren Krankheit, welche Sie im Jahr 1883 erlitten. Ich habe in der That nichts davon gewußt. Adolf kam bei dem etwas tumultuarischen Anlaß seines Hierseins und den stets unterbrochenen Unterhaltungen nicht darauf zu sprechen. Um so fröhlicher wünsche ich Ihnen nachträglich Glück zur guten Genesung, als Sie und die lieben Ihrigen sich nun vortrefflich befinden!

Ihre drei Junkerleins reichen Ihnen gewiß schon über den Kopf und dem Herrn Professor an den Bart, und die Stiefel allein kosten wohl ein artiges Geld jährlich, was mich schadenfröhlich erheitert. Wie lange wird's gehen, so werden Sie ihnen die Militärmäntel im Hofe aufhängen, wie einst dem Bruder Serafin! Regieren Sie nur immer froh und gesund mit Ihren leichten Händen und tanzen Sie nicht zu heftig im beginnenden Fasching, sondern grüßen Ihr ganzes Haus, den Herren an der Spitze (und den Herrn Hofrat nicht zu vergessen, wenn er noch leben thut) recht herzlich von mir! Ihr alter

Gottfr. K.
mit'm Rheumathisl am Rücken.

352. An Adolf Exner in Wien.

Zürich, 16. Januar 1885.

Lieber Freund! Sie haben mich mit Ihrer Magschaft in der Josefstädterstraße neuerdings zusammen in Dankverpflichtung gesetzt, welcher ich annäherungsweise der Frau Schwester gegenüber in einem Briefe Ausdruck zu geben suche. Wollen Sie die bezügliche Stelle sich gelegentlich

dorten vorlegen lassen und gütige Notiz davon nehmen, so kann ich hier gleich zu einer andern Materie übergehen und Ihnen für den Brief vom 20. Juli v. J's. danken, den ich immer noch zur Beantwortung auf dem Tisch liegen habe. Ihre Mitteilungen über die in Berlin gehörten Gespräche über mein corpus lyricum haben mich sehr interessiert[1]); ich denke zum Teil um kein Haar besser von dem Backstein von Band, zum Teil erkenne ich aber auch die notorische Erscheinung, daß dort seit 1866 viel Leute zusammengelaufen sind, die nicht mehr recht hochdeutsch verstehen und alles für fehlerhaft halten, was nicht neusächsisch oder plattdeutsch anklingt. Es gibt jetzt bereits Verfasser von poetischen Lehrbüchern, welche durch ihre Demonstrationen unbewußt darthun, daß sie die richtige Accentuierung verloren haben und des Sprachschatzes nicht einmal mehr mächtig sind. Es geht mir mit dem Buche übrigens, wie dem Bauer und seinem Sohne mit dem Esel; aus demselben Berlin haben mir zwei Gelehrte geschrieben, daß die von mir unterdrückten Gedichte, deren eine gute Zahl ist, durchaus wieder heraus müßten, und der jüngere davon wollte sie sogar auf eigene Faust redigieren und herausgeben.

---

[1]) A. Exner an G. Keller, 20 Juli 1881: „In einer Gesellschaft [in Berlin, wo Exner im Frühling war] traf es sich, daß drei ehemalige Zürcher Professoren neben einander saßen, Dernburg, Mommsen und ich. Dadurch kam das Gespräch auf die alte Stadt und schließlich auf Ihre Gedichte. ‚Der Apotheker‘ wurde bestaunt und bewundert, an dem übrigen aber hinsichtlich der Verskunst herumgemäkelt. Mommsen sagte sogar in seiner scharfen Weise: ‚Ein Dichter, der keine Verse machen kann, das ist eben schlimm!‘ Mag sein, antwortete ich ihm, aber dafür kann er eine Prosa schreiben, die kein Lebender ihm nachmacht. Worauf der alte Mommsen ganz brav und ernst sagte: ‚Das muß ich bestätigen‘!“

Mit meinen Arbeiten, nach denen Sie fragen, bin ich in Rückstand gekommen wegen körperlicher Anfechtungen und schlechter Stimmungen resp. Nachlaufgelegtseins, dem andrerseits genügliche Einnahme durch neue Auflagen entgegenkam, so daß ich mir sagen konnte: Du wärst ein Narr, wenn Du Dich strapezieren würdest in einer Zeit, wo man alle Tage sieht, was die zappeligen Streber erreichen! Doch werde ich schon auf dem Platze erscheinen wie des Swinegels Gallin beim Wettlaufen mit dem Hasen.

Seien Sie mit Ihrem verehrlichen Anhange bis auf weiteres schönstens gegrüßt von Ihrem

G. Keller.

353. An Wilhelm Petersen in Schleswig.

Zürich, 4. Februar 1885.

Lieber verehrter Freund! Sie sehen, daß Ihre Aufmunterungen zur Faulheit im Briefschreiben eine gute Stätte gefunden haben, auf welcher ich es mir dankbarlichst um so bequemer machte, als Sie indessen nicht unterließen, mir treulich von Ihrem vergnüglich angeregten und sinnigen Thun und Leben Bericht zu geben. Nicht einmal die freundlichen Sendungen, die Bilder der Münchner Johanniskirche[1]), die Fischchen (letztere durch Frau Th., welche zur Schwester kam, selbst überbracht), haben mich zu einem rechtzeitigen Danksagen vermocht, das ich jetzt doch nicht weniger herzlich nachhole.

---

[1]) In der Sendlingerstraße, im vorigen Jahrhundert von den Malerbrüdern Asam erbaut, ein Kleinod im Rokokostil.

Auch Schwester Regula dankt schönstens für Ihre freundliche Gesinnung; sie ist gegenwärtig etwas schwacher als sonst, und wir sehnen uns nach dem Frühling. Ich habe hier einen infamen Winter gehabt von kummerischer Finsternis und Kälte, Wochen lange kein Lichtstrahl.

Heute habe ich die Verlobungsanzeige der Tochter Paul Heyses erhalten; nun wird er mit seiner Frau allein sein, mögen die Schmerzen um den verlorenen Knaben nicht neu aufleben!

Heute ist Störke, der Ihren Gruß biederherzig erwidert, auf vierzehn Tage nach München gereist. Wenn die Tage nicht noch so kurz wären, wäre ich mitgegangen.

Daß Sie in den Morgenstunden des Neujahrstages wieder die Anfangskapitel des grünen Heinz gelesen haben, erweckt mir abermals eine Rührung mit Beschämung, da ich namentlich rücksichtlich der leeren Geschwätzigkeit der alten Redaktion ein böses Gewissen habe. Sie müssen einen feinen Sinn für das naiv und unbewußt Selbstzufriedene einer an sich leidlich schuldlosen Jugendseele besitzen, die sich schon für einen Schwerenöter hält! Mir selbst ist das Verständnis dafür abhanden gekommen. Und überhaupt wage ich nicht zu hoffen, daß ich das ganze Buch nicht selbst noch überlebe. Womit ich nicht gesagt haben will, daß ich auf ein Methusalemsalter spekuliere.

Storm hat mir nichts davon gemeldet, daß er sein neues Haus schon verkaufen wolle; im Gegenteil schilderte er mir gelegentlich eine Abendstimmung vom letzten Spätjahr nicht ohne etwelche Koketterie so reizend, daß er an einen Wechsel nicht zu denken schien, zumal sein „Greshuus" wieder so ganz aus seinem Heimathimmel gefallen und gelungen ist.

Wenn auch spät, wünsche ich Ihnen doch noch einen guten Fortgang des angezapften Jahres, und daß Sie es an Alter und wetterfester Gesundheit Ihren alten Seebären gleichthun mögen, mit denen Sie so erbaulich verkehren! Leider geht das Papier und der Abend schon zu Ende, daher für diesmal Ihr alter dankbarer Freund

G. Keller.

354. An Adolf Stern in Dresden.

Zürich, 16. Februar 1885.

Sie haben mich, lieber verehrter Herr und Freund, so reich beschenkt, daß mein herzlicher Dank, den ich Ihnen darbringe, der Natur der Sache nach eigentlich nicht so sehr verspätet ist, als es den Anschein hat. Womit ich aber doch nicht behaupten will, daß es sehr höflich sei, so lange im Genusse der Nachwirkung und Sammlung zu leben, ohne zu mucksen. Nun, Sie wissen ja, wie es im Leben zugeht, und wie es Herzenseinfalt und Unschuld gerade am leichtesten von der alten Gaunerin und Schelmin, der Zeit, immer aufs neue betrogen wird!

Ihre Hettner-Biographie ist nun ein Denkmal von den besten Verhältnissen und schönster Arbeit, ein Grabmal am Wege geworden für Freunde und Fremde. Es ist so wohl gebaut, daß ich es mir schon weder größer noch kleiner mehr denken kann, was gewiß von einem glücklichen Wurfe zeugt. Das rasche stürmische Jugendleben in Arbeit und Freude (vor der Heidelberger Dozentenzeit) war mir nicht so bekannt, wie es jetzt erscheint und ist von vorbildlicher Kraft, einschließlich des Fehltrittes oder Abenteuers an der Spielbank

Die erste Lektüre des „Ohne Ideale" war nur ein ununterbrochener, seltsam aus stofflichem und formalem Interesse gemischter Genuß, der auf der durchsichtigen glatten Flut der Erzählung schwebte. Die Kenntnis der Menschen und Dinge, die große Sachlichkeit auf allen Gebieten bei aller idealen Tendenz einerseits, die treffliche Komposition anderseits haben mich wirklich in Atem gehalten. Letztere gipfelt aufs beste in den symmetrischen Abirrungen der geprüften Liebesleutchen vor ihrer endlichen Vereinigung, und diese Abirrungen sind höchst fein charakterisiert. Während Felicitas sich in Ergebung in den väterlichen Willen und in Entsagung zu verlieren droht, besteht Erich ein verlockendes Abenteuer in freier Gesellschaft mit einer Kalypso von schönster Erfindung. Ich kann Ihnen demnach nur Glück wünschen zu der bevorstehenden Aera neuer Produktion, und thue es von Herzen. — —

Da das Papier zu Ende geht, will ich nur nochmals schönstens danken für alle Freundschaft und Güte und mich mit herzlichen Grüßen Ihnen und Ihrem Hause neuerdings empfehlen als Ihr ergebener Gottfr. Keller.

355. An Marie Melos in Düsseldorf.

Zürich, 19. Juli 1885

Hochverehrte Freundin! Im Trubel dieser vergangenen Woche (es war ein dreitägiges Bach-Händelfest hier) habe ich richtig versäumt, rechtzeitig an unsern alljährlichen Notenaustausch zu denken; als es mir gestern Nachmittag endlich einfiel, war es zu spät, und ich hatte schon ein Telegramm geschrieben, um es heute früh abgehen lassen zu können, als

Ihre und Ihrer guten Schwester freundliche Botschaft eintraf, Mrs. Kroeker nicht zu vergessen, so daß ich dreifach beschämt mich aus Lesen machen konnte.

Seien Sie höchlich bedankt und möge Ihnen Ihr lieber himmlischer Herr Vater es im neuen Jahre an nichts fehlen lassen, was zu Ihrem Heile dient, worunter ich indessen nicht etwa Zahnschmerzen oder andere körperliche oder moralische Heilsmaßregeln dieser Art mit verstanden haben möchte! Ich selbst bekomme leider kein Zahnweh mehr, dafür aber allerlei rheumatische Anzüglichkeiten und weiß aus Erfahrung, daß ich dadurch nicht mehr gebessert werde.

Das Telegramm ging heute dennoch erst um halb elf Uhr ab, da ich um halb ein Uhr nachts noch in einer Gesellschaft gesessen und, weil der glorreiche 19. Julius einmal angebrochen war, gleich noch auf Ihr Wohl den bewußten Pokal getrunken hatte. Die Freunde glaubten, ich sei ein Verehrer irgend welcher alter Götter, die längst heimgegangen. Ihren letztjährigen Champagner-Stöpsel habe ich s. Z. richtig erhalten und mit Rührung von allen Seiten betrachtet.

Meine liebe Schwester, der es nicht gut geht, war mit mir über Eure schönen Gaben erfreut und überrascht. Sie dankt sehr und wird das weiße Gestricke beim nächsten kühlen Luftzuge umthun, wenn sie ihre langsamen Spaziergänge auf der benachbarten Promenade macht.

Auf welche Dame Ihre Anspielung geht, wird mir deutlich durch den Namen Mana, den Sie ihr zu geben scheinen und der von einem Fräulein K. in Frankfurt a. M. geführt wird[1]). Diese ist allerdings eine wohlwollende

[1]) Maria Meloš erzählte Keller von einer Eisenacher Verehrerin, deren Freundin mit Keller korrespondiere.

Gönnerin meiner Wenigkeit und originelle Korrespondentin; denn sie bringt in ihren Briefen nie mehr als zehn Zeilen zu stande, wie sie behauptet, aus Dummheit; es ist aber reine Klugheit, lieber lesen als schreiben zu wollen.

Letztes Jahr war eine Frau aus München oder Stuttgart hier, die mit großem Spektakel bei mir einrückte und verkündete, sie habe ein Vierteljahr krank im Bette gelegen und endlich sich an meinem vierbändigen „Grünen Heinrich“ gesund gelesen! Worauf sie behende weiter kugelte. Ich stand da und war versucht, mich einen Augenblick neben Christum zu stellen, der mit einem Sälbchen von Kot den Blinden geheilt hat. Die Sache schien mir aber nicht geheuer zu sein mit meiner Wunderthätigkeit, und ich ließ sie auf sich beruhen, ohne mich beim heiligen Vater um die Seligsprechung zu bewerben. So viel von der Damenverehrung, deren ich, selten genug, teilhaftig werde. Nun aber gehen Sie gesund und munter in Ihre Sommerfrischen hinaus und stärken sich gründlich für das Jahr 1885/86!

Ihr getreulich ergebener

G. Keller.

356. An Ernst Münch in New-York[1].

Zürich, 22. Juli 1885.

Lieber Freund! Du hast wohl gethan, uns an unsere Briefpflicht zu mahnen. Deinen früheren Brief haben wir erhalten; allein Regula schreibt seit Jahren nur noch die Waschzettel, das kleinste Billet muß ich ihr schreiben. Ich

[1] Das Original besitzt Herr Ingenieur Oscar Bloch in New-York, dem ich für vielfache Mitteilungen großen Dank schulde.

selbst aber bin seit ein paar Jahren ebenfalls in eine krankhafte Briefscheu verfallen wegen einer elenden Belastung durch unnütze Briefe fremder Menschen, wie das der heutige Schwindel leider mit sich bringt. Da müssen denn die Gerechten mit den Ungerechten leiden.

Du hast uns nun eine böse Nachricht gesendet wegen Deiner Entlassung und Beschäftigungslosigkeit. Wir kann so etwas möglich sein nach neunundzwanzigjähriger Dienstleistung? Ich möchte Dir gern auch eine unfreiwillige Ruhe wohl gönnen, da Du dieselbe lange verdient hast; aber die Verunständung ist gar zu häßlich. Und gibt es denn für einen solchen Fall keinerlei Pension? Es ist nur gut, daß Du etwas zu leben hast, sonst wäre die Sache gar zu traurig. Der rachsüchtige Mucker muß ein rechter ausgepichter Heuchler sein, denn wenn er nur ein bißchen an seinen Gott glaubte, so würde er ihn doch ein wenig fürchten müssen über solchen Hallunkenstreichen!

Meiner Schwester Regula geht es nicht gut mit der Gesundheit. Sie wird mit jedem Jahre schwächlicher, hat Atemnot und ist schwach auf den Füßen. Da sie aber doch eine gewisse Zähigkeit besitzt, so kann es vielleicht doch wieder ein wenig besser werden. Wir wohnen jetzt im Zeltweg in Hottingen, am Fuße der hohen Promenade. Auf dem „Bürgli" war es zu entfernt und mühsam für Regula geworden.

Das Bild in der „Illustrierten Zeitung"[1]), von dem Du schreibst, ist nach einer älteren Photographie gemacht, die überall herumfährt. Der Aufsatz dabei enthält allerlei dummes Zeug und unwahre oder entstellte Anekdötchen. Dergleichen erlebt man eben, wenn man alt wird.

[1]) S. o. S. 572

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer kleinen, aber guten Bleistiftzeichnung, welche einst ein Jugendfreund von mir gemacht, und die ich Dir vor ca. vierzig Jahren einmal geschickt hatte. Ich erinnere mich, dieselbe Anna 1848 oder 49 bei Dir in Darmstadt an der Wand hängend gesehen zu haben[1]). Sollte das Blättchen sich erhalten haben, so würde es mir ein großer Gefallen sein, wenn ich es noch einmal wiederbekommen könnte, da ein Sohn jenes Zeichners, der längst tot ist, hier lebt und ein geschickter Stecher ist, der es radieren würde. Vielleicht wäre es auch möglich, das Blatt in New-York durch einen geübten Photographen abnehmen zu lassen. Aber natürlich müßte es vor allem nur noch vorhanden sein.

Für diesmal muß ich schließen. Regula grüßt auch aufs beste; wir wünschen Dir beide fortdauernde gute Gesundheit und frischen Mut, und daß es Dir bald wieder besser ergehen möge, sofern dies nötig ist. Wen hast Du denn jetzt bei Dir von Kindern oder Enkeln? Oder lebst Du allein?

Mit herzlichem Gruße Dein alter

G. Keller.

357. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 5/7 August 1885

Lieber und verehrter Herr und Freund! Sie sind ein vollkommener Gentleman! Obschon Sie nachgerade über meine scheinbar fast böswillige Saumseligkeit innerlich auf-

[1]) Das betreffende Portrait, von Rudolf Leemann gemalt, hat sich leider in Münchs Nachlaß nicht vorgefunden.

gebracht sein müssen, kleiden Sie Ihre geduldige Anfrage so human in die Form eines freundschaftlichen Berichtes von Erlebtem, wie ein zerknirschter Sünder es sich nur wünschen kann. Herzlich gönne ich Ihnen alles in Rom x. genossene Schöne, bin aber doch froh, daß es mit der Malaria noch so glimpflich abgelaufen ist. Das nächste Mal sollen Sie sich wohl ein wenig besser vorsehen, wenn es wahr ist, daß man das Übel durch zu leichte Kleidung bei abendlichem Aufenthalt im Freien x aufliest.

Zu unserer Romanangelegenheit muß ich zuerst die Wohltat preisen, welche Sie mir durch die Aufstellung der beiden Armstronggeschütze der Damen Ossip Schubin und von Hillern erwiesen und so meiner geängstieten Seele Luft geschafft haben. O trefflicher Julius, rief ich, als ich die Ankündigung las, das sichert mindestens acht Monate Frist!

Ich gehe wegen dieser Arbeit trotz des warmen Sommers, der alles entführt, nicht weg, und hoffe definitiv bis zur Jahreswende fertig zu sein, d. h. wenigstens in der Weise, daß ich bis Anfang November für zwei bis drei Hefte der „Rundschau" Manuskript abliefern und bis Ende Dezember, wenn die Publikation begonnen hat, den Schluß mit Sicherheit besorgen kann. Nicht schaden wird es allerdings, wenn Sie für den Notfall einen kleinen Lückenbüßer bereit haben, um den Anfang jedenfalls im Januarheft bringen zu können. So sehr ich gewünscht habe, nur das fertige Ganze aus der Hand zu geben, wird es am Ende doch wieder darauf hinauslaufen, daß ich, wie bei den früheren Sachen, erst im Drange der Druckerschlacht entschlossen zu Ende kommen kann. Doch wird nicht mehr viel zu thun sein. Ich hätte diese Arbeit

längst aufgegeben, wenn sie nicht annonciert wäre und ich selbst nicht für notwendig und ehrenhaft hielt, sie trotz der Abneigung zu machen, d. h. mich zu zwingen. Die entstandene Abneigung rührt daher, daß ich mir zu spät inne geworden bin, wie sehr ich mich in die Reihe der auf allen Punkten auftauchenden Verfallspropheten und Sittenrichter stelle und so ein der Mode nachlaufender Skribent zu sein scheine, während das Bedürfnis, das Buch zu schreiben, mir ganz spontan entstanden ist.

Der Umstand jedoch, daß es am Ende lohnt zu zeigen, wie keine Staatsform gegen das allgemeine Übel schützt, und ich meinem eigenen Lande sagen kann: „voilà, c'est chez nous comme partout“ läßt mich über jenes Bedenken hinwegsehen und ausharren Vielleicht fällt er doch nicht zu schlecht aus

Jetzt will ich Sie aber nicht länger mit der Sache langweilen und hoffe mit allen Wünschen, daß es Ihnen und Ihren verehrten Damen wohl geht und ein recht lieblicher genußvoller Spätsommer vor Ihrer Thüre stehe.

Ihr getreuer, mit vielen Grüßen an Gemahlin und Tochter beladener

G. Keller.

358. An Sigmund Schott in Frankfurt.

Zürich, 8 August 1885.

Hochgeehrter Herr! Mit bestem Danke sende ich Ihnen endlich die mir gütigst mitgeteilten Erzeugnisse Ihrer Feder zurück, welche mich sehr interessiert haben Ihre Beiträge

zur Lessing-Kritik¹) oder höflicher gesagt ›Betrachtung schmecken nach mehr. Namentlich die Frage, inwiefern Lessing das Virginia-Motiv modifiziert und durch die passionierte Beteiligung des Opfers für die moderne Zeit kompliziert habe, ist sehr anregend und führt, wie ich glaube, richtig zu der Ansicht, daß Lessing die Emilie den Prinzen wirklich wollte lieben lassen. Erst so ist das, was der römischen Virginia geschehen, den veränderten Verhältnissen gemäß für die Emilie im Prinzip bereits vorhanden, und der Schluß gewinnt mächtig an Austiefung. Um so mehr aber hätte dann Lessing die Sache durchsichtiger behandeln sollen, was sich weder die Alten, noch Shakespeare oder Schiller hätten entgehen lassen.

Ihre Apologie Paul Heyses bezüglich seiner Fruchtbarkeit und seines gesegneten Fleißes ist nur gerecht und verdienstlich, so sehr er uns auch immer aufs neue überrascht, wie z. B. mit den letzten zwei Novellen, die er ausfliegen ließ, unmittelbar nachdem er geschworen, er werde keine mehr schreiben. Ich habe leider sie noch nicht gelesen, weil ich Romane und Novellen überhaupt nicht auf den Museen und Caféhäusern lese.

In den interessanten Mitteilungen über Alfred Meißner hat mich ein wenig seine Unbeholfenheit in Politicis gewundert. Den jungen Herren von 1873 hätt' ich gar nicht oder nicht so ausführlich geantwortet auf ihre Interpellation, dafür aber auch nicht alles über Bord geworfen, was mich früher erregt hätte.

Von Paul Heyse habe ich keine Nachricht. Durch

¹) Studien zu „Emilia Galotti", später in der „Beilage zur Allg. Ztg." 1890 Nr. 42—43 erschienen.

dritte Hand wurde mir f. Z. geschrieben, er werde mit der Frau nach Engelberg (Unterwalden) gehen, hörte dann aber wieder, er sei nach Klosters im Bündnerlande gegangen. Mit Widerwillen habe ich erst in letzter Zeit aus gewissen Zeitschriften wahrgenommen, welch' kindische Verfolgung gegen ihn förmlich organisiert ist, was ihm hoffentlich keine grauen Haare macht, wenn sie nicht sonst kommen!

Wann ich einmal durch Frankfurt kommen werde, weiß ich noch nicht; ich danke Ihnen aber zum voraus für verheißenen freundlichen Empfang. Bei diesem Anlaß bitte ich Sie, von meinen dramatischen alten Bettentalen, die ich in der Hitze des Gesprächs beim Schoppen preisgab, doch kein Wesens machen zu wollen, da ja kein Gott weiß, ob noch etwas zu stande kommt!

Da Sie Geschäftsreisen nach der Schweiz zu machen haben, so werden wir uns wohl zunächst hier etwa wiedersehen, und in dieser Hoffnung grüße ich inzwischen bestens und bitte, mich der Frau Gemahlin freundlichst empfehlen zu wollen. Ihr ergebenster

G. Keller

359. An Ida Freiligrath in Forest Hill, London.

Zürich, 9. August 1885

Verehrte Frau Freiligrath! Obgleich Sie wieder schöne feurige Kohlen auf mein Haupt gelegt haben, fangen dieselben doch erst jetzt an mich so zu brennen, daß sie bereits ein kleines Loch in meinen herrlichen Strohhut gebohrt haben. Das Haar auf dem Schädel dagegen ist seit dem

letzten Jahr um weitere zwei bis drei Quadratzoll weggesengt, und ich muß nun ein Ende machen.

Ihre lieben Bleistiftbriefe machen mir jedesmal so große Freude, und doch lehnt sich immer das Gewissen dagegen auf, Ihr Augenlicht so reichlich in Anspruch zu nehmen. Und nun fügen Sie noch die Arbeit Ihrer Hände hinzu! Wir wollen mit herzlichem Danke die erwiesene Ehre und Liebe annehmen, die Schwester und ich: jene, welche mit dem schönen Tuche sich schmücken und wärmen wird, sobald der Herbst kommt, und ich, dessen Ruhesessel eine elegante Zierde gewonnen hat. Allein, verehrteste Freundin, lassen Sie es mit der diesmaligen Güte bewandt sein! Sie haben in Ihrem glücklichen Familienkreise so viel Gelegenheit und Anlaß, Fleiß und Muße Ihrer älteren Tage an Mann zu bringen, daß Sie den Rayon nicht noch auf so große Entfernungen ausdehnen dürfen.

Ihre gütigen Geburtstagswünsche erwidere ich mit den besten Glückwünschen für die jetzige Sommerreise und den Aufenthalt bei den Kindern in England, und ich freue mich, daß es Ihnen, als der Überlebenden, vergönnt ist, die alte Fahrt, welche einst mehr als einmal mit so verschiedenen Schicksalswendungen und Gemütsbewegungen gemacht wurde, jetzt in so heiterer Ruhe und guter Obhut fort und fort zu wiederholen.

Was mich betrifft, so hätte ich dies Jahr so wie so nicht rheinabwärts fahren können, weil ich im Winter und Frühjahr nicht viel gethan habe und nun im Sommer aushalten muß, um endlich mit einem Romane fertig zu werden, an dem ich schon lang mit wenig Tinteverlust herumboßle

Meine Verlagsverhältnisse haben sich allerdings ver-

schoben. Was Herrn Weiberts Herz bei Ihnen hierüber ausschütten konnte, ist mir ganz unbekannt. Für mich steht die Sache einfach so. Als vor einigen Jahren mein Buch „Sinngedicht“ in der „Deutschen Rundschau“ angekündigt war, schrieb mir sofort der Berliner Buchhändler Hertz und wünschte das Buch zu verlegen. Ich sagte zu für den Fall, daß Weibert nicht darauf reflektiere. Hierauf erschienen die betreffenden Novellen während fünf wohlgezählten Monaten in der „Rundschau“, ohne daß Herr Weibert, der sich um alle früheren Sachen von sich aus beworben hatte, auch nur mit einem Worte erwähnte, daß er die neuen Novellen bemerkt habe. Darauf schloß ich natürlich mit Hertz ab. So ging es auch mit den Gedichten. Schon vor zehn Jahren hatte er einmal geäußert, ob ich nicht meine Gedichte sammeln wolle? kam aber nie mehr auf die Sache zurück. Als es nun mit dem „Sinngedicht“ so gegangen war und Hertz abermals auch die Gedichte, von denen er gehört, verlangte, gab ich sie natürlich auch. In den letzten drei Jahren mußte Weibert von allen meinen Sachen neue Auflagen machen. Plötzlich, ohne mir vorher ein Wort zu sagen, bot er das Verlagsrecht mit allen Vorräten dem Hertz an; der schloß sofort das Geschäft ab, ohne daß ich ein Wort dazu zu sagen hatte — und nun hat der Herr, der gegen mich vollkommen den Stockfisch machte, ein Herz auszuschütten[1])! — —

Der Fräulein Schwester hatte ich am Morgen des 19. Juli telegraphiert und gleich darauf geschrieben. Nun ist es auch schon wieder drei Wochen her, und ich muß schließen,

[1]) Frau Freiligrath an Keller, 16. Juli 1885: „Nur das weiß ich, daß Sie ganz aus dem Goeschenschen Verlag geschieden sind, denn Weibert hat mir kürzlich sein Herz darüber ausgeschüttet.“

damit diese Zeilen Sie sicher auf Forest Hill bei den lieben Ihrigen und Ihren Bienen finden!

Leben und kehren Sie dann glücklich an den Rhein zurück!

Ihr dankbar ergebener

G. Keller.

Meine Schwester bittet herzlich zu grüßen und dankt tausendmal.

360. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 3 November 1885

Verehrter Freund! Ich bin so weil, daß ich Ihnen das Manuskript für das Januarheft, ca. zwei Rundschaubogen (40 Manuskriptseiten des Ihnen bekannten Formates) bis Mitte d. Mts. übersenden kann, in der Meinung, daß es längstens am 15. November in Ihren Händen sein soll. Ich muß eben jede Portion selbst ins Reine schreiben, weil ich nur hierdurch die letzte Hand und zugleich eine leserliche Schrift für den Setzer gewinne. Mit den Fortsetzungen werde ich so verfahren, daß jedesmal mindestens zwei Bogen kommen können, damit die Bettelsuppe sich nicht allzu lang hinschlängelt. Mit der richtigen Ahnung, daß Sie eines Berichtes bedürftig seien, war ich im Begriff, Ihnen dieser Tage einige Zeilen zu schreiben, als ich heute Ihren freundlichen Brief vom 1. November erhielt.

Gestern erhielt ich auch Ihre „Bilder aus dem Berliner Leben", für die ich Ihnen herzlichst danke. Ich werde sie klüglich genießen und auf dem Tisch behalten, um mich von Zeit zu Zeil nach der Stadt zu versetzen, deren früherem

Lebensgeiste ich noch lange hin eine gute Assimilationskraft wünsche; wenn dieser Wunsch auch nach dem alten Manne riecht, der seine Zeit für die beste hielt.

Empfehlen Sie mich bestens grüßend Ihren Damen und wenn Sie mit wohldenselben etwan ein Beštündchen abhalten, so gedenken Sie dabei auch der armen Seele, die dermalen im Fegefeuer der Manuskriptensünder steckt.

Ihr freundschaftlich ergebener G. Keller.

361. An Nanny von Escher auf dem Albis[1].

Hottingen, 4 Dezember 1885.

Sehr verehrtes Fräulein! Ihre freundlich gütige Sendung ist auf keinen undankbaren Boden gefallen, und ich danke es auch dem unbekannten Freunde, der Sie dazu veranlaßt hat.

Was könnte es auch Schöneres geben, als wenn edle Frauen in winterlicher Bergeinsamkeit zu mitternächtlicher Zeit sich teilnehmend mit dem Abendliedchen eines alternden Poeten beschäftigen, und zwar mit so wahrem Gefühl, daß ein unmittelbarer Gegenklang entsteht.

[1] Vgl. Nanny v. Eschers Gedichte (Frauenfeld 1895) S. 7. Die Dichterin, eine Urgroßnichte Salomon Landolts, schrieb am 2. Dezember von ihrem Berghaus aus an G. Keller, wie ihre Mutter jüngst um Mitternacht vor Schlafengehen Kellers „Abendlied“ zu hören wünschte. Nach langem Suchen fand man das Gedicht in einem Abdruck einer Zeitung. „Die Mutter las Strophe um Strophe einmal ums andere, bis sie schließlich ganz traurig wurde und seufzend bei der einen Stelle innehielt: ‚Einmal werdet ihr verdunkelt sein‘. Um dieser Wehmut die Spitze zu brechen, improvisierte ich eine tröstende Entgegnung, die ich, da sie bei Mama ihren Zweck erfüllte, trotz der späten Stunde flüchtig niederschrieb“.

Wenn sich hiebei noch ein schönes Talent offenbart und aus weiter Höhe herüberklingt, so wird das kleine Ereignis selbst zum Gedicht, das man nicht weiter in Worte zu fassen braucht.

Ihre Variation, verehrtes Fräulein, ist vortrefflich und der Situation zwischen Mutter und Tochter und der ganzen eigentümlichen Szenerie vom Untergang der Sonne an vollkommen würdig. Ich danke Ihnen allerschönstens, daß Sie mir die Strophen nicht vorenthalten wollten, und die Begebenheit wird mir, bis man auch mir „das Totenglöckchen schwingt", um so lieber und unvergeßlicher bleiben schon wegen der Urgroßnichte Salomon Landolts.

Der letzte Vers: „daß man just dem Totenglöckchen schwang", ist frappant neu, im handwerksmäßig zu reden, und klingt sehr flott. Doch dies klingt nun wieder zu litterarisch nüchtern für den Anlaß, und ich will mich schleunigst bei den Damen aufs ehrerbietigste empfehlen als

Ihr ganz ergebenster

Gottfr. Keller.

362. An Sigmund Schott in Frankfurt.

Zürich, 27. Dezember 1885.

Verehrter Herr! Sie haben mich mit Brief und Sendung von Weihnachtsgeschenken so energisch überrascht, daß ich mir kaum zu helfen weiß. Soll ich die Miene eines rundlichen Dompfaffen annehmen, der seine Fastnachthühner und Zehntenweine mürrisch oder schmunzelnd einheimst, oder eines Lorenz Kindlein, der sich weinerlich zu bedanken kommt? Kommt Zeit, kommt Rat, und inzwischen überliefere ich

meinen herzlichen Notdank, versetzt mit einem gehörigen Rüffel für die ungemessene Ausgabe.

Ihr Brief kam mit der Zeitungsnummer am Morgen des 24. und die Kisten am Weihnachtsabend. Das Pomeranzen- oder Orangenbäumchen mit seinen 17 goldenen Früchten steht unversehrt bis auf das letzte Blatt auf dem Büffett. Es ist das schönste Pflanzengeschenk, das ich je bekommen oder auch nur gesehen, und ich mache Ihnen aufrichtig mein Kompliment über Ihren guten Geschmack. Man wäre fast versucht, eine Novelle à la Mörike dazu zu machen, wenn man's könnte[1]). Die Rheinweinflaschen habe ich selbst in den Keller befördert und werde am Neujahrstage die erste aufmachen u. s. w.

[1]) G. Keller an S. Schott, 30 Dezember 1885: „Sie werden sich über das Orangenbäumchen meines letzten Briefes wundern! Es ist wirklich der Gegenstand eines kleinen Novellchens geworden. Es rührt nämlich von einer Dame in Frankfurt her und wurde am Weihnachtsabend gleichzeitig mit Ihrem gütigen Geschenk vom nämlichen Postboten gebracht, ohne Brief. Das Kompliment, das ich Ihnen wegen des Bäumchens gemacht, behalten Sie ohne Abzug für sich, ich zweifle nicht, daß aus jeder Ihrer schönen Weinflaschen ein ebenso anmutiges Gebilde vor meinem innern Auge aufsteigen werde, das mich darüber tröstet, daß ich so reingefallen bin, einen noch so lieblichen Frauengedanken einem reisigen Ritter des Geistes unterzuschieben.

Den Vortrag Ihres Vereinsmitgliedes werde ich im stillen neugierig lesen, da es lehrreich sein muß, zu erfahren, wie sich unsereiner im Auge des gebildeten deutschen Kaufmannes ausnimmt. Der Unterschied der deutschen Vereine und der schweizerischen dieser Art besteht darin, daß letztere nicht litterarisch zu denken gewohnt sind. Schon Kinkel sagte mir einmal, als er von seinen Wandervorträgen im Nordosten zurückkehrte, er habe sich gewundert, die Leute dort eminent litterarisch zu finden. Im Gegensatze hiezu sind jetzt in Zürich die jungen Gewerbsleute darauf versessen, Dialektstücke aufzuführen und eben solche Reimereien selbst zu verfassen, die sich alle in einer gewissen Trivial-Realität bewegen."

Der Artikel über Karl Stieler hat mich wehmütig berührt und ließ mich neuerdings bedauern, daß ich den armen Abgeschiedenen nicht kennen gelernt habe, nachdem er mir freundlich einst seine Lieder gesandt. Leider darf man auf die jungen Leute ebenso wenig rechnen, als auf die alten; beide Nationen sind gleich unzuverlässig und brennen bei erster Gelegenheit durch.

Das Vortrags-Manuskript, von dem Sie mir schreiben, werde ich gewiß mit Interesse lesen, obgleich ich ein böses Gewissen anfange zu bekommen bei solcher Lektüre.

Die Stelle[1]) betreffend die Vereine junger Kaufleute braucht die Herren von heute nicht zu erbosen, sie ist vor bald dreißig Jahren geschrieben und bezieht sich auf ein Beispiel in meiner Nähe, das den jetzigen Stand solcher Institute nicht ahnen ließ. Auch in Zürich steht es nun glänzender, und es werden die Dozenten der hiesigen Hochschulen fleißig zu Vorträgen beigezogen. Die Mitglieder aber versteigen sich, wahrscheinlich aus guten Gründen, nicht zum selbständigen Arbeiten auf nicht merkantilem Felde.

Paul Heyse habe ich im Herbst auf ein paar Abende hier genossen nebst der anmutvollen Gattin. Er war stark mit den Theaterangelegenheiten beschäftigt, hatte Verdruß wegen der Münchener Intendanz u. s. f. Von der „Hochzeit auf dem Aventin" habe ich noch keinen Hochschein, sie wird wohl bald gedruckt werden. Es geht ihm aber doch immer gut, was das Publikum betrifft. Und wenn er der Kritik bei öffentlichen Ovationen, die ihm dargebracht werden, zu verstehen gibt, daß er sie nicht lese, so kann und

[1]) In G. Kellers „Mißbrauchten Liebesbriefen".

darf ihm ihre Unbotmäßigkeit ja Wurst sein. Obgleich sie sich zuweilen mehr, als erlaubt ist, auf leeren Gemeinplätzen herumtummelt, wie z. B. wenn sie immer mit der Novellistik kommt. Es ist, wie wenn sie bei anderen Autoren alles, was wirkt, als Mache oder als Knalleffekt oder Theatercoups erklärt. Da wäre der „König Lear" von vorn bis hinten ein einziger Theatercoup.

Ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin freundlich zu empfehlen, und wünsche der ganzen „kleinen Familie" unter Wiederholung oder Ausdehnung meines Dankes eine fernere glückliche und frohe Zukunft und glücklichen Jahreswechsel. Ihr freundschaftlich ergebener

G. Keller.

363. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 9. Januar 1886.

Verehrter Freund und Meister! Sie sind letzteres schon im eminenten Sinne als Muster eines Pflegers und Aufmunterers wackliger Autoren. Ich danke Ihnen für die mild freundlichen Briefe, die Sie mir in letzter Zeit geschrieben, und werde trachten, unter ihrem wohltätigen Hauche unser Schifflein, nach Ihren Wünschen, über die kritische Zeit weg und in den Hafen zu steuern[1]). Ein paar pièces de résistance werden freilich nötig sein, das heißt, dickere Brocken, um nicht allzu langweilig zu fahren, und werden von selbst mit der Sache da sein.

[1]) Die erste Manuskriptsendung des „Martin Salander" war am 18. Nov. 1885 in Berlin eingetroffen.

Nehmen Sie, lieber Freund, mit Ihren freundlichen Damen auch jetzt noch meine besten Wünsche zum angetretenen Jahr 1886 entgegen! Möge dasselbe Ihnen an der Übergangsbrücke des Lebens nur hinten abbrechen und stets neu vorn ansetzen, wenn etwas abgebrochen werden soll!

Daß die arme Frau Lina Duncker gestorben ist, habe ich i. Z. erfahren. Geringe Freude habe ich an einem Klatschartikel des „Deutschen Montagsblattes"[1]) gehabt, das man mir zugeschickt hat, worin ich neben Hehse und Frese rc. als zärtlich attachierter Bär in „Lils Park" erscheine. Ungeheckt wäre auch gefahren. Ich muß mich immer neu über die Unverfrorenheit solcher Skribenten wundern, welche, während sie einen noch lebendig wissen, bei Verwertung der Toten beliebige Mätzchen ihrer oder anderer Erfindung machen lassen. Und nach dreiunddreißig Jahren ist dergleichen widerwärtig Gehaben Sie sich nichtsdestominder wohl und munter, und empfehlen Sie mich neuerdings der verehrten Gemahlin nebst Fräulein Tochter! Ihr

G. Keller.

364. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 10 Januar 1886.

Verehrte Frau Professor! Es hat mich sehr gefreut, den Neujahrsgruß von Ihnen zu erhalten, und beinah auch, daß Sie ein bißchen bettlägerig waren und daher keine Kiste packen konnten Allein es ist doch traurig, daß Sie solche

[1]) „Ein Berliner Salon in den fünfziger Jahren" im „Zeitgeist", Beilage zum „Berliner Tageblatt", Januar 1886.

Anfälle bekommen, und das Register von Gebrechen der alten Mummelgreise, Ihrer Freunde, an dem Sie sich belustigen, kann mich nicht beruhigen. Das Mißgeschick des Herrn Mozart habe ich durch Regierungsrat Bruno Bucher schon vernommen, der im Herbste einen Tag hier war. Nun sind Sie aber doch endlich in den Besitz des Hauses gekommen; vielleicht hätte es der alte Kauz doch noch hinter Eurem Rücken verkauft. Ich wünsche Euch, daß die statliche Floreszenz im Jahre 1886 sich immer schöner entwickle!

Bei mir geht etwas Ähnliches vor: ich besitze jetzt vier geehrte Korrespondentinnen, die alle Marie heißen, und kann also das Grab Christi doppelt garnieren. Eine in Wien, die andere in München (Mariechen Eller), eine in Frankfurt und eine in Köln[1]). Um alle vier im Schach zu halten, habe ich eine Romanheldin, die soeben angefangen hat, im Druck eine artige Rolle zu spielen, Marie getauft, und werde sie als das Vorbild derjenigen Korrespondentin erklären, die mir am angenehmsten im Barte kratzt. Natürlich nur figürlich!

Grüßen Sie auch den Herrn Bruder Adolf recht fest von mir! Ihm wie anderen guten Freunden bin ich seit Jahr und Tag Briefschuldner geblieben; aber es kommt auch wieder anders.

Ob ich nochmal nach Wien komme, steht dahin; es hängt von meinem Befinden ab und ob ich mit bald siebenundsechzig Jahren füglich noch so weite Fahrten thun soll. Allerdings kann man ja auch etappenweise reisen.

Ich nehme an, daß Ihre Söhne alle gesund und frisch sind, voran vom Herrn Papa selbst.

[1]) Marie K. und Marie Melos.

Leben Sie nun bis auf weiteres so fröhlich und glücklich fort, und erhalten Sie mir die freundliche Gesinnung ungetrübt als Ihrem alten Freunde (der jetzt ins Wirtshaus muß, da es halb acht Uhr ist)!

Gottfr. Keller.

365. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 18. April 1886.

Verehrter Freund! Ich kann leider Ihren peremptorischen zwanzigsten auch diesmal noch nicht innehalten, und muß als äußersten Termin den 28. bezeichnen, um sicher zu gehen. In diesem Falle wird die Sendung über zwei Bogen betragen, circa vierzig Druckseiten, weil der Stoff hinein muß und doch noch ein ebenso starkes Stück für das Juniheft übrig bleiben wird, womit ich aber abzuschließen hoffe und eher einige Kürzungen in der Buchausgabe ersetzen kann. Denn ich ahne schon, daß Ihnen das Ende Ihrer Pein auch willkommen sein wird.

Jetzt werde ich wirklich ein übriges thun, morgens bei Zeiten aufstehen und jeden Tag mich so lange dranhalten, bis das erforderliche Pensum gethan ist. Ich arbeite eben nicht mehr leicht und spüre das Alter. Deshalb habe ich auch das Gefühl, daß die Arbeit an diesem Romane etwas langweilig und trivial aussehe und Ihre wohlwollenden Bemerkungen ein bißchen dem Streicheln eines müden Gaules gleichen.

Sollte ich vor dem 28. April mit dem Pensum fertig sein, was gar nicht unmöglich ist, so schicke ich es natürlich sofort.

Die vergangene Woche war hier wieder kaltes und dunkles Wetter; man mußte in den Schreib- und Studierstuben wieder heizen. Heute scheint es sich zum guten gewandt zu haben.

Neulich habe ich auch entdeckt, daß gar kein Kapitel V vorhanden ist, weil ich mich, scheint's, verzählt habe.

Viele Grüße Ihres ergebenen

G. Keller.

366. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 8. Mai 1886

Verehrter Freund! Auf meiner verbrecherischen Rundschaulaufbahn muß ich heute eine kleine Zwischenhandlung begehen. Ich finde nämlich nichts, das im noch übrigen Teil der Erzählung gestrichen resp. weggelassen werden könnte, ohne den Abschluß zu sehr zu beeinträchtigen. Deshalb könnte ich mit dem Juliheft nicht wohl abschließen, wie ich neulich glaubte, und werde das Augustheft noch in Anspruch nehmen müssen. Mit dem gegenwärtig in der Krisis liegenden Stück steuere ich auf den 24. oder 25. Mai hin in Absehung der Ablieferung und hoffe auf eine volle Woche leichterer Laune, die mich fordert.

Das neueste Rundschauheft habe ich trotz des Vorsatzes, es vorläufig liegen zu lassen, doch gelesen und mich an Ihren „Frühen Leuten" köstlich erbaut. Es war mir zumut, wie wenn ich selbst durch einen frühen Morgengang einen trefflichen Kaffee verdient hätte und einschlürfte, einen wahren Mokka, und pries die Tugend! Heyses tragischer Einakter hat mich ebenso sehr gepackt, als mir zu denken gegeben.

In meinen Romanabschnitt ist nach der Korrektur noch ein Druckfehler hineingekommen. S. 276 Zeile 21 von oben sollte es heißen den Rank finden, nicht den Rang. Es war ursprünglich richtig gesetzt und von mir auch so gelassen worden. Es ist ein proverbialer Ausdruck, der bedeutet, mit einem Fuhrwerk gut um eine schwierige Ecke herum gelangen, eine kritische Wendung ausführen. Doch genug der Pedanterie! Mit allen Grüßen Ihr in der Asche sitzender

G. Keller.

367. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 8. Juni 1886.

Verehrter Freund! Ich habe die letzten zehn Tage nicht viel thun können und zwar hauptsächlich durch die geistige Obstruktion, die eine Folge meiner Zwangslage wegen des Romans ist bei meinen siebenundsechzig Jahren.

Wenn ich nun das Buch nicht mit sehenden Augen verhunzen will, so muß ich vom Juliheft entbunden sein und etwas Luft in der Bewegung haben. Der Schluß, der mit dem, was Sie in Händen haben, gegen oder voll drei Bogen betragen wird, kann dann mit einemmal im Augustheft kommen, womit Sie des Elendes auch los sein werden.

Ich zweifle nicht, daß Sie für den Moment etwas Erzählendes zur Verfügung haben. Daß es ein Dogma sei, eine längere Erzählung dürfe nicht nochmals anhalten[1]), kann ich nicht anerkennen, zumal das Ende ohnehin näher

[1]) Schon das Märzheft der „Rundschau" hatte keine Fortsetzung des „Salander" gebracht, auch das Augustheft ging leer aus.

rückt. Ich bitte Sie also, sich behelfen zu wollen, wie Sie können und dabei zu glauben, daß mir die Situation erst mit Ihrem gestrigen Telegramm klar geworden ist und nicht doloser Natur.

Ferner möchte ich Sie ersuchen, im Junihest lediglich am Fuße des Inhaltsverzeichnisses kurz anmerken zu wollen, der Schluß werde im nächsten Hefte folgen, dagegen den grünen Zettel, der ausnahmsweise nur mir appliziert zu werden scheint, wegzulassen.

Es sind jetzt bloß vier Seiten Manuskript vorhanden, die sich vorige Woche bei mehr Munterkeit zu einer kleineren Partie (die ja aber auch verpönt ist) hätten ergänzen lassen; allein auch dazu hätte ich zur Abrundung ein wesentliches Motiv in der Ausführung geradezu verderben müssen. Dies nur zur Orientierung.

Seien Sie nun, nach aller erwiesenen Freundlichkeit, so gütig, die Sachlage resp. vorübergehende Verlegenheit nicht peinlicher zu nehmen, als sie an sich ist, und zu bedenken, daß hundert äußere Umstände die gleichen Kalamitäten untern Grades hervorbringen können.

Schönsten Dank für den „Lessing in Berlin", der mir wohlbehalten zugekommen ist und zu dem ich Ihnen Glück wünsche. Er füllt seine Stelle auf das Schönste aus. Ihr grüßend ergebener G. Keller

368. An Julius Rodenberg in Berlin.

Zürich, 24. August 1886.

Verehrtester Freund! Eh' Sie Ihre Herbstreise antreten (die schwerlich nach dem cholerakrankelnden Süden ultra

monts« geht), muß ich Ihnen doch noch herzlichst für den schönen Abschiedsbrief danken, den Sie den sehr fragwürdigen Salanderleuten gewidmet haben[1]). Deren Wachstum ist Ihnen allerdings teuer zu stehen gekommen, was mir aufrichtig leid thut. Ich bin aber vorweg auf Abzahlung mit einigen Schmerzen bestraft worden, und schließlich ist mir die „Rundschau", wie ich sehr fürchte oder vielmehr weiß, für den Abschluß doch noch ein wenig zum Prokrustesbette geworden, und wenn Ihnen allenfalls diesfällige und mißfällige Bemerkungen von Abonnenten zukommen sollten, so sagen Sie denselben getrost, wir wüßten es schon!

Für das Manuskript brauchen Sie mir ja gar nicht zu danken, verehrter Freund! Ich habe noch niemals eines wiederbekommen und es auch nicht verlangt. Es ist mir aber um so schmeichelhafter, daß Sie dies Pfund oder Kilo Papier der Aufbewahrung wert halten. Nebenbei gesagt, habe ich meine Orthographie daran wieder verdorben, die sich schon an die neue Schreibweise gewöhnt hatte. Weil aber die „Rundschau" beharrlich bei der alten bleibt, verfiel ich in der für sie bestimmten Handschrift auch wieder in die alte, da es doch nichts nützte, die neue zu brauchen. So befand ich mich auch in dieser Hinsicht wie ein Kindlein auf der Schulbank, das nicht allein wegen des nicht erfüllten Pensums, sondern auch wegen der Schriftfehler zittert. Warum bleiben Sie aber, Scherz beiseite, so lange zurück mit dem, was doch kommen muß? Es ist ja doch nicht so arg, wie es erst aussah.

[1]) Anfangs August hatte Rodenberg den Schluß des Romanmanuskripts, das er dem Goethe-Schillerarchiv in Weimar geschenkt hat, erhalten.

Bei dem schlechten Wetter, das immer wieder eintritt, mochte ich nicht ins Weite gehen, zumal ich für längere Fahrten doch erst die Rheumatismen hätte wegbaden müssen. Das will ich nun im September in unserm alten Baden an der Limmat thun, vier Stunden unterhalb Zürich, und da ich als vollständiger Neuling in die Thermen steige, so hoffe ich, es werde helfen. Bis dahin muß ich noch eine Reihe Briefe schreiben. Ich habe nämlich die ganze Zeit her die freundschaftliche und gesellschaftliche Korrespondenz liegen lassen, so daß alles um mich her allmählig verstummt ist und ich nun als anderer Orpheus die grollenden Steine wieder zu beleben suchen muß.

Empfehlen Sie mich auch angelegentlich der verehrten Frau Gemahlin und der Fräulein Tochter, denen ich für die freundliche Gesinnung ebenso dankbar bin wie Ihnen selbst als Ihr alt ergebener

G. Keller

369. An Jos. Viktor Widmann in Bern.

Zürich, 25 August 1886

Verehrter Freund! Als Sie mir neulich eine Nummer des „Sonntagsblattes" sandten mit neuen Gedichten von Felix Tandem, hielt ich es für den gegebenen Anlaß, dem Skandal meines Schweigens Ihrer unzerstörlichen Freundlichkeit gegenüber endlich und sofort ein Ende zu machen. Nun sind doch wieder ein paar Wochen vorüber! Item. Ich habe es seit wohl acht Monaten allen guten Freunden, Männern wie Frauen, so gemacht und bin eben am Abtragen des

dadurch angeschwemmten kleinen Schuldgebirges begriffen, Brief für Brief, und bemerke dabei mit Erquickung, daß noch ein' und andere edle Seele sich von der unverdroßnen Wiederholung ihrer Lebenszeichen nicht hat abschrecken lassen; aber nicht manche hat dies gethan. Die Meisten stellten den Betrieb bis auf weiteres ein. Um so dankbarer bin ich Ihnen dafür, daß Sie an der Spitze jener kleinen Kohorte stehen! Zuerst habe ich Ihnen noch für das neue Geschenk der Alpen-Spaziergänge[1]) meinen besten Dank abzustatten, die ich s. Zt gleich gelesen hatte, wonach ich freilich schnöde den Mund wischte. Seither habe ich mich öfter an der heitern und geistreichen Laune des Buches, sowie an dem Glanze der in Ihren Augen gespiegelten Natur und an Ihrer tapfern Lebensempfindung erbaut. Daß das wackere Hündchen des Titelbildes seinen roten Pelz mit einem schwarzen vertauschen mußte, erforderte freilich das Kunstgesetz, da er auf rotem Grunde sitzt. Das Opfer konnte der Pinscher aber in effigie leisten; mögen nur in diesen warmen Tagen die röthlichen Reitervölker sein Vließ nicht zu grausam durchschwärmen!

Den 5. September. Da sehen Sie wieder den Faulpelz, der an jedem Zufall hängen bleibt! Die kritischen Gänge in den mir zu Gesicht kommenden Nummern Ihrer Organe erfreuen mich jedesmal in ihrer frischen Aufrichtigkeit, namentlich den jungen Zola-Priestern gegenüber, die von ihrem ungeheuren Schaffen selbst so knabenhafte Rechenschaft ablegen, als ob noch kein Mensch vor ihnen gesehen, gedacht und geschrieben hatte. — — —

[1]) Frauenfeld 1885.

Über Wildenbruchs neues Drama bin ich noch nicht ganz schlüssig, und will, eh' ich ihm schreibe, die Aufführung am hiesigen Theater abwarten, welche für die kommende Saison projektiert sein soll. Wir sind leider durch das verworrene Theatergeschwätz und die Produktion so ins Schwanken zwischen der sogenannten Bühnenkunde und dem Begriff des Lesedramas geraten, daß man oft nicht weiß, ob einem ein Werk gefällt, nur weil es schön zu lesen ist, oder ob es mißfällt, weil es gerade auf der Bühne ungeheuer wirken soll u. s. w. Oft hab' ich den Eindruck (von Wildenbruch) ganz abgesehen), als ob alles dieselbe Limonade wäre.

Inzwischen wünsche ich Hegar's Glück zu der Firdusi-Dichtung, Kantate oder Oper, welche Sie ihm bereit machen oder vielleicht schon gemacht haben. Er wird unter Ihrem Banner wieder einem schönen Erfolge entgegengehen.

Sie selbst beglückwünsche ich wegen der schön gelegenen Wohnung und dem errungenen Eigenzimmer. Möchte es Ihnen nur vergönnt sein, darin von der Pflichtenlast befreit ganz selbstherrlich zu walten vom Morgen bis zum Abend!

Daß der Mensch aber mit großer Kunst sich aus der Freiheit selbst sofort wieder eine Zwangslage herauszuzirkeln versteht, hab' ich freilich soeben an mir erfahren, nämlich durch den soeben in der „Rundschau" abgeschlossenen Roman, der mir unter den Händen abgestorben ist, wenigstens vorläufig. Ihre freundlichen Notizen in Ihren Blättern, soweit ich sie kenne, haben mir deshalb bitterlich geschmeckt. Lachen mußte ich jedoch über Ihre Forderung, der Bund oder die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft sollten solche Bücher aufkaufen und für das Volk im Lande behalten. Da wir-

den ja die Parteien, Konfessionen &c. sofort für Einführung einer Censur sorgen, die alles Dagewesene überträfe. Und erst die pfaerherrlichen und pädagogischen Volksschriften-Kommissionen, wie sie unsere Gemeinnützigen so beharrlich aufzustellen pflegen! Deren kritische Verhandlungen möcht' ich hören! Nein, da lieb' ich lieber die weite Welt! Man schreibt in seinem Lande und aus demselben heraus; aber wenn etwas dran sein soll, so muß es immer auch noch für andere Leute geschrieben sein. Ist dieses der Fall und ein Opus lebenskräftig, so kehrt es dann mit guter Beglaubigung an seinen Ursprungsort zurück, und die Zugänglichkeit für das Volk stellt sich mit der Zeit von selbst ein und ist dann nicht so leicht verfrüht, d. h. ein Schuß ins Blaue.

Ich bitte aber, verehrter Freund, von diesem ganzen, den Salanderismus betreffenden Passus keinen weiteren Gebrauch machen zu wollen, damit nicht ein reklamenartiges Geräusch daraus entsteht.

Sollte Brahms[1]) noch im Lande sein und Ihnen nochmals zu Gesicht kommen, so seien Sie so gut, ihn recht herzlich von mir zu grüßen!

Ich muß leider eine Kur gegen rheumatische Übel unternehmen, die ich nicht länger ignorieren kann, und werde etwa Mitte k. Mts nach dem alten Badener Neste im Aargau gehen. Gelingt es, so rutsche ich diesen Herbst noch ein bißchen herum, vielleicht bis an den Genfersee, und hoffe in diesem Falle bei Ihnen vorzusprechen.

Nun will ich aber Ihre knappe Zeit nicht länger in An-

[1]) Johannes Brahms hielt sich einige Sommer hindurch am Thunersee auf.

spruch nehmen und grüße schleunigst, aber in alter Gesinnung, getreulichst ergeben. Ihr

Gottfr. Keller

370. An Jos. Viktor Widmann in Bern.

Zürich, 25. Mai 1887.

Verehrter Freund! Glücklicherweise zeigt sich endlich ein äußerer Anstoß, der meiner unseligen Fahrlässigkeit in Briefsachen für diesmal auf den Fuß tritt. Über den Anstoß das Nähere unten[1]).

Zuerst hole ich meinen ebenso schuldigen als herzlichen Dank nach für die unverwüstliche Großmut, mit welcher Sie den schwachbeinigen „Salander“ gleich bei seinem Erscheinen gestützt haben. Denn wenn auch das Buch nicht ganz so langweilig sein sollte, wie es von der Berliner und Wiener Leserwelt gescholten wurde, so ist es doch durch den Betrieb der Zeitschrift und die moderne Zwangsanstalt des Weihnachtsmarktes in der Ausführung und namentlich in dem ursprünglich intendierten Abschluß, der die pièce de résistance abgegeben hätte, verkümmert worden. Auch konnte ich nicht ein so ganz fehlendes Verständnis des Gegenstandes voraussetzen, der ja in allen Staaten heutzutage der gleiche ist.

Leid hat es mir nur gethan, daß Sie meine von Herrn H. überlieferte Äußerung wegen des „Wilhelm Tell“[2])

[1]) Privatangelegenheit

[2]) Widmann nannte in seiner Besprechung im „Bund“ 1886 Nr 347 f (17 und 18 Dez) den „Salander“ das Wertvollste, was das Schweizervolk seit Schillers „Tell“ in nationaler und erziehender Hinsicht besitzt

nicht ganz richtig erfahren oder aufgefaßt haben. Ich war natürlich nicht der Einbildung, daß Sie Schillers Werk und den kleinen „Martin" an sich hätten gleichstellen wollen, ich fand mich aber durch die relative, gutmütige Nebeneinanderstellung schon in Verlegenheit gesetzt, wie ja nicht anders sein kann, und bin auch überzeugt, daß mancher gute Bruder mir in Gedanken dafür einen Nasenstüber versetzt hat.

Mit welchem Tenor ich mich nun im fraglichen Falle habe vernehmen lassen, ist mir nicht erinnerlich, doch bin ich überzeugt, daß es lediglich das etwelche übliche Gebrumme war, mit welchem man superlativische Lobsprüche abzulehnen pflegt. Von einer bösartigen Laune, in der ich gesprochen hätte, konnte nicht die Rede sein, da ich wohl weiß, daß Ihr Hang, mit starkem Ausdruck zu preisen, was Sie anspricht, dem gleichen edlen Temperament entspringt, mit welchem Sie unverblümt tadeln, was Sie ärgert. Verzeihen Sie nur, daß ich den kleinen Nebel so spät zerstreue! — — —

Jüngst kamen die Herrn Hegar und Theodor Kirchner zu mir und sagten, Johannes Brahms sei da und werde in der „Kronenhalle" zu treffen sein. Ich versprach hinzukommen; allein der Hexenschuß im Rücken und das kalte Regenwetter, das am Abend eintraf, verhinderten mich, hinzugehen. Ich hörte aber nachher, daß Brahms für den Sommer wieder an den Thunersee gezogen sei, und so wird es sich wohl ereignen, daß ich den Allertrefflichsten dies Jahr zu sehen bekomme.

Mit den dankbarsten Grüßen Ihr altgesinnter ergebener

Gottfried Keller.

371. An Marie Melos in Düsseldorf.

Zürich, 17 Juli 1887.

Hochverehrte Freundin! In stiller Stunde hoffe ich einmal rechtzeitig mit meinen tausend Glückwünschen zum Geburtstage anzukommen. Dabei setze ich voraus, daß es Ihnen das letzte Jahr unserer gemeinsamen Zeitrechnung gut und herrlich ergangen ist, so daß meine Wünsche nur ein ungeheures Da capo und wohl gute, aber keine frommen sind!

Ich gebe auch ein Buch zur Post, das letzte Weihnacht erschienen ist, und stelle dem edeln Schwesterpaar anheim, es zu lesen oder nicht; es hat mir nur Verdruß gebracht, da es gar nicht fertig geworden ist durch die Umstände. Meine Freiexemplare liegen fast noch alle auf einem Haufen, und das heutige ist das erste, das ich nach auswärts sende.

Für den artigen Pudel[1]), den Sie mir vor einem Jahre sandten, und der sich sehr manierlich hält, lege ich wieder einmal eine Photographie zu dem Buche. Sie ist aber schon anderthalb Jahre alt und wahrscheinlich schon wieder zu jung. So geht's!

Seit einem Jahr bin ich von allerhand rheumatischen Übeln geplagt trotz gebrauchter Badekur, muß aber doch wieder auf die Beine kommen; denn ich habe noch einiges zu thun. Meine Briefschreiberei ist fast ganz eingeschlafen, und schon fängt das alten Harfners Wort an, sich zu erwahren: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt" u. s. w., wenn ich nicht bald auftauche. Übrigens bin ich keineswegs so trübselig wie jener Unselige

[1]) Ein Bild des Hauspudels „Ami"

Gern würde ich gleich auch einen Brief an Frau Freiligrath schreiben, wenn ich nicht dächte, sie wäre jetzt in England. Der Frau Käthe hätte ich auch schon lang geschrieben, wenn nicht in Kürschners Litteraturkalender im Nachtrag zum Schriftstellerverzeichnisse die Notiz bei ihrem Namen stände, Frau Kröker sei von Forest Hill weg und unbekannt wohin gezogen. Vielleicht sind Sie so gütig, mir auf einer Postkarte mit einem Worte Bericht zu geben? Auch wenn Sie in Ihrer Langmut mir schon auf den 19. einen freundlichen Brief geschickt haben?

Nun muß ich schließen, sonst geht dies Blatt morgen früh nicht ab; es dunkelt schon!

Möge also das neue Lebensjahr seine Schuldigkeit in Fülle gegen Sie thun! wünscht nochmals Ihr treu ergebener und herzlich das ganze Haus grüßender

Gottfr. Keller.

372. An Alfred Rosenbaum in Oberdöbling-Wien.

Zürich, 22 Juli 1887.

Verehrter Herr! Wenn auch der Vergrößerungsspiegel Ihres wohlwollenden Gemütes die Selbsterkenntnis des Empfängers in die Enge treibt, so ist ein so warmer Geburtstagsgruß von unbekannter ferner Hand dennoch eine erquickliche Überraschung, deren auf irgend eine verborgene Weise wenigstens zu einem kleinen Teile wert zu sein, sich auch ein alter Sünder einbilden mag. Ich danke Ihnen darum aufs herzlichste für Ihren wohllautenden Brief und wünsche, daß Ihnen die schöne Genußfähigkeit für die bescheidenen Dar-

bietungen des Lebens recht lang erhalten bleiben und den Sinn erheitern möge!

Ist dieser Satz schon etwas steifleinen ausgefallen, so wird die Sache noch schwieriger bei dem zweiten Punkte, wo Sie zur christlichen Werkheiligkeit übergehen. Ihre Weinsendung ist wohlbehalten angekommen und hat mich als ein fait accompli wehrlos niedergestreckt. Bereits ist eine halbe Flasche getrunken, denn der mir bis dato unbekannte köstliche Wein ist so feurig, daß in der Stille des Hauses mehr als ein Glas zu nehmen nicht ratsam ist, zumal in diesen Hundstagen. Meine kränkliche Schwester trinkt gar nur ein halbes Gläschen, das ihr aber sehr zu munden scheint.

So steht nun die Sache, und es bleibt uns für einmal nichts übrig, als für die große Freundlichkeit höflichst zu danken und das Geschehene mit der bekannten lächelnden Thräne zu besiegeln.

Die noch übrige schöne Sommerzeit möge Ihnen recht erbaulich und genußreich verlaufen und einen noch schöneren Herbst hinterlassen! In dieser Hoffnung grüßt Sie herzlich mit dankbarer Ergebenheit

Gottfr. Keller.

373. An Käthe Kroeker-Freiligrath in Forest Hill, London.

Zürich, 8. August 1887.

Verehrte Frau und Bienenpflegerin! Schon habe ich bald wieder den Anstandstermin, Ihre freundlichen Geburtstagswünsche dankend zu erwidern, verfäumt oder verträumt. Nun, ich will mich diesmal zusammenraffen und nun so herzlicher für alles Frühere mit danken und wünschen, daß Ihnen

alles Gute und Heitere, dessen Sie sich erfreuen, erhalten bleibe und sich vermehre, wo noch irgend ein Plätzchen bleibt! Vorzüglich soll es Ihnen noch lange vergönnt sein, die teuerste Mama allsommerlich bei sich zu sehen, und mir, von Forest Hill aus ihre anmutigen Botschaften zu empfangen!

Fräulein Melos schrieb mir am 19. Juli, Frau Freiligrath werde vielleicht erst Mitte August nach Deutschland zurückkehren. Ich bin daher so frei, einen Brief für sie beizulegen, mit der Bitte um gütige Nachsendung, wenn sie schon abgereist sein sollte.

An Sie, verehrteste Tochter der Verehrten, lasse ich den „Martin Salander" abgehen, von dem Sie sprechen, möchte Ihnen aber nicht raten, das sehr problematische Buch ins Englische zu übersetzen[1]). Es wurde nicht einmal in Deutschland verstanden, weil es nicht breit ausgeführt ist. Überdies entbehrt das Buch des ursprünglich geplanten Schlusses, der Hauptbewegung und allerhand Spektakel bringen sollte und nur wegen der vorgerückten Zeit durch das Geschick gekappt wurde. An der Stelle ist jetzt eine dürftige Skizze. Die Engländer, welche an den Reichtum eines Dickens ꝛc. gewöhnt sind, würden die Beziehungen vollends nicht herausfinden. In Deutschland bessert es sich allgemach ein wenig, indem sie anfangen, das Ding zum zweiten Mal zu lesen.

---

[1]) Frau Käthe Freiligrath-Kroeker übersetzte den „Grünen Heinrich" und eine Auswahl aus den Seldwyler Erzählungen, „Kleider machen Leute", „Die mißbrauchten Liebesbriefe" und „Dietegen" ins Englische (Gottfried Keller, a selection of his tales, London 1891).

Ferner bin ich so frei, Ihnen den lyrischen Sündenwälzer, genannt gesammelte Gedichte, „ergebenst zu überreichen", was ich schon lange habe thun wollen, aber aus Scheu vor dem Schnürchenbinden immer verschoben habe. Sie werden von selbst nicht zu heftig darin lesen! Ich empfehle mich auch Herrn Kroeker mit dankbarsten Grüßen, welche ich auch den lieben Kindern auszuteilen bitte, etwa als eine Art platonischen Konfekts, woran sie sich den Magen nicht verderben.

Haben Sie die Güte, das Kouvert, das die Epistel an Frau Mamma enthält, nach Düsseldorf zu adressieren, wenn wohldieselbe wirklich nicht mehr bei Ihnen ist.

Ihr ganz hochachtungsvoll ergebener

Gottfr. Keller.

Auch die Photographie, die Sie zu verlangen die Güte hatten, liegt endlich bei.

374. An Ida Freiligrath in Forest Hill, London.

Hochverehrte Frau und Gönnerin! Vor Jahr und Tag hab' ich in schmählicher Weise Ihren freundlichen Brief unbeantwortet gelassen, obgleich er bis neulich auf dem Tische bei andern Leidensgefährten lag. Ich danke Ihnen für die nichtsdestoweniger am 19. Juli d. Js. eingetroffene Freundlichkeit Ihres guten Herzens nun doppelt heftig und erwidere alle Ihre wohlthuenden Wünsche mit dem Ausdrucke meiner Hoffnung, daß Sie Ihren Kindern und Enkeln noch lange mögen so frisch und beweglich, die alte See befahrend, erhalten bleiben! Amen!

Meine Schwester läßt Sie vielmals grüßen. Sie ist immer gleich schwächlich und doch immer auf den langsamen Beinen. Ich selbst kann ihr freilich auch keine Tänze vormachen, da ich durch den langen Winter wieder steif geworden bin. Ich bin eben im Begriff, nach Ragaz ins Bad zu gehen, und lese nun, daß zwei Maharadjas mit je 50 Personen Gefolge dort angekommen sind, und sonst eine unendliche Krapüle versammelt ist, namentlich auch aus Frankfurt und Berlin. Da ist mir nun der Spaß versalzen und heißt es warten oder anderswo hingehen, wo es vielleicht nicht besser ist. Am Ende versuche ich wieder einmal die alte Methode und lasse das Übel sich langweilen durch Nichtbeachtung, Frühaufstehen und dergleichen Schnurrpfeifereien, bis es von selbst abzieht. Jedenfalls kann es nicht ausgehen mit mir wie das Hornberger Schießen, da ich noch Vorrat habe aus bessern Jahren, der ausgearbeitet werden sollte.

Meinen sogenannten Roman habe ich Ihrer Fräulein Schwester geschickt. Es ist freilich mehr ein trockenes Predigtbuch, als ein Roman und zudem leider nicht fertig. In meinem Lande ist es wohl verstanden und unter großem Gebrumme gelesen worden. Draußen aber haben nur wenige gemerkt, was es sein soll, und daß es sie auch etwas angeht. So geht es, wenn man tendenziös und lehrhaft sein will. Ich bin froh, mich wieder an die „zwecklose Kunst“ halten zu können, wenn es eine gibt.

Noch habe ich ein Anliegen, welches an obigen Begriff erinnert. Als Sie mit dem bewußten Verewigten im Jahre 1846 von Zürich nach England reisten, schenkte mir Ferdinand unter anderem eine hübsche Radierung, Clemens Brentano darstellend, und ein von dem berühmten Kupferstecher

Keller gestochenes Bild von Immermann. Beide hatten in seinem Studierzimmer gehangen und sind an sich beide von innerem Wert und jetzt seltene Blätter geworden, oder gar nicht mehr zu bekommen. Da dünkte es mich nun artig, wenn sie, da ich nur noch beschränkte Zeit zu leben habe, wieder den Rhein hinunterzögen, wo sie herkamen und wo sie geschätzt wurden. Ich werde sie gelegentlich hinter den alten Gläsern hervornehmen und ein Poströllchen daraus machen. Oder soll ich sie vielleicht der Frau Kroeker nach Forest Hill senden als der lyrischen Statthalterin? Mit tausend Grüßen Ihr ergebener

Zürich, 9. August 1887.

G. Keller.

375. An Anton Bettelheim in Wien.

Zürich, 18./24. April 1888

Verehrtester Herr! Die Nachricht, daß Berthold Auerbachs litterarische Hinterlassenschaft und eine Biographie von Ihrer Hand das Tageslicht erblicken sollen, gewährt mir ein erwartungsvolles Vergnügen. Leider ist es mit der bittern Alterserfahrung verbunden, daß die individuelle Ausplünderung bei lebendigem Leibe nun beginnt.

In unserm Falle ist das Unglück nicht beträchtlich. Meine Korrespondenz mit Auerbach beschränkte sich auf zwei oder drei Erzählungen, die ich für seinen Volkskalender lieferte. Nur die erste, „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“, war in spontaner Weise entstanden; die übrigen schrieb ich speziell für den Kalender. Als ich die erzieherisch-konventionellen Rücksichten, die geboten waren, als eine Behinderung

des persönlich freien Gebahrens zu fühlen begann, bei amtlich beschränkter Muße, stockte das Brünnlein und der Briefwechsel desgleichen. Später hatte ich Un- und Mißgeschick. Auerbach schrieb seinen wohlwollenden Artikel über mich in der „Deutschen Rundschau". Ich wollte ihm immer dankend schreiben, so oft ich aber dran gehen wollte, las ich wörtlich genommen jedesmal in irgend einer Zeitung, daß er auf Reisen, soeben hier oder dort durchgekommen sei. Dann verschob ich die Sache, bis sie zuletzt einschlief. Ich habe zu vermuten, daß Berthold's auch mich zu den Freunden rechnete, die er der Vernachlässigung zieh; denn während er früher mich wiederholt zu sehen gekommen, wenn er etwa durch Zürich reiste, kam er nun nie mehr.

Die kleine Zahl von Briefen, die ich von ihm erhielt, sind alle knapp gehalten, und es steht meines Erinnerns nichts von Bedeutung darin. Seit den mehr als zwanzig Jahren, die seither verflossen, hat sich eine große Last von Briefschaften darüber gelagert, die ich im Augenblicke unmöglich auspacken und sichten kann.

Was nun meine eigenen Briefe betrifft, welche Sie, verehrter Herr, in Händen haben, so habe ich mich darin gewiß auf das Notwendige beschränkt, und ich kann mir nicht denken, daß darin ein wesentlicher Grund für die Publikation liegt. Wenn Sie übrigens auf solche Vollständigkeit ausgehen und den Ballast nicht verschmähen, so will ich mich nicht dagegen sperren. Freude habe ich daran nicht — — —

Im übrigen wünsche ich Ihnen glückliches Gedeihen Ihrer Arbeiten zum würdigen Gedächtnis des guten Verewigten, und bin Ihr mit größter Hochachtung ergebener

Gottfr. Keller.

376. An Sigmund Schott in Frankfurt.

Zürich, 9 Juni 1888.

Verehrter Herr Schott! Obwohl begreiflich, sind Sie zum Glück doch ganz auf der unrechten Fährte wegen meines langen Schweigens. Ich stecke seit bald zwei Jahren in einer fast pathologischen Scheu vor dem Briefschreiben, die sich aus einem mir zu stark werdenden Anschwellen der Korrespondenzen entwickelte und sich auf alle alten guten Beziehungen wie auf die neusten erstreckt, so daß die Gerechten mit den Ungerechten darüber leiden, wenn sie überhaupt etwas entbehren oder vermissen.

Ich bin eben daran, ein paar Wochen dranzusetzen und aufzuräumen, soweit möglich; denn es handelt sich um eine Reihe von Briefen, die natürlich um so länger werden, je länger der verfluchte Streik dauert.

Vor der Hand danke ich Ihnen herzlich für das übersandte Heft der „Revue internationale“ und für die in Ihrer Darstellung an meine Wenigkeit verwendete wohlwollende Aufmerksamkeit. Ich kann die ganze Arbeit, soweit ich sie bis jetzt übersehe, nur gut finden, abgesehen von Rangauweisungen, mit denen Sie mich selbst zu begünstigen so freundlich sind. Einige kleine faktische Unrichtigkeiten, wie z. B. der Grund meines langsamen Vorrückens, kommen nicht in Betracht. Der „Martin Salander“ ist mir verunglückt; ich habe jetzt noch den größten Teil der Freiexemplare unausgepackt liegen, so sehr ärgerte er mich. Ich mußte ihn nämlich abbrechen, da die „Rundschau“, wo er erschien, mit dem Oktoberheft 1886 einen neuen Jahrgang begann und

Fortsetzungen in einem solchen unstatthaft sind. Für die Buchausgabe bestand der Verleger auf dem Weihnachtsmarkt, kurz ich wurde um die eigentliche piece de résistance des Romans gebracht und werde, wenn ich mich besserer Gesundheit erfreue, sehr wahrscheinlich einen weiteren Band unter dem Titel „Arnold Salander" schreiben, wozu das Material da ist. Über den „Martin" und seine Tendenz kann ich mich jetzt nicht verbreiten; wir finden wohl Gelegenheit zu mündlicher Plauderei. Sie haben indessen den Unglücksvogel viel glimpflicher aufgefaßt oder wenigstens behandelt, als ich erwartete.

Ich muß mir auf dies und jenes, was Sie mir schreiben und anregten, vorbehalten zurückzukommen in denjenigen Briefen, die ich auch Ihnen nachzubringen gedenke, vorzüglich auch hinsichtlich des Vortrages Ihres Freundes über meine Person als Autor, welche Sache ich auch schändlich vernachlässigt habe. Die Schrift hat mich sehr gefreut, schon wegen ihrer bis auf die Citate ungewohnten Sachlichkeit. Ich werde so unverschämt sein, Ihnen trotz der argen Verspätung für den Herrn Verfasser noch einmal zu schreiben.

Mit vielen Grüßen Ihr

Gottfr Keller.

377. An Ida Freiligrath in Düsseldorf.

Zürich, 12 Oktober 1888

Hochverehrte Frau und Freundin! Nur auf Abschlag sende ich Ihnen vorläufig beifolgende Traueranzeige, welche sich mit den Schriften gekreuzt hätte, wenn ich nicht damit verspätet wäre wegen etwelcher Ermüdung

Empfangen Sie indessen meine innigste Teilnahmsbezeigung, mit allen den werten Ihrigen wegen des mir ganz unerwarteten schmerzlichen Verlustes[1]).

Ihr unwandelbar getreuer Gottfr. Keller.

378. An J. Salomon Hegi in Genf.

Zürich, 14 November 1888.

Lieber Freund! Nun bin ich schon wieder in großen Rückstand geraten, da ich Deinen liebenswürdigen Brief vom

¹) Frau Ida Freiligrath an G. Keller, 15. Oktober 1888. „Welch ein wunderbares Zusammentreffen, daß unsre teuren Schwestern fast gleichzeitig ihren irdischen Pilgerlauf vollenden mußten und von uns schieden, uns verwaist zurücklassend! . . Meine geliebte Marie war nicht krank und der Tod fällte sie so plötzlich, daß sie seine Bittre kaum geschmeckt hat. . . . Nachdem sie tags vorher ganz munter und auf Freundesbesuch gewesen war, mir auch des Abends wie gewöhnlich, vorgelesen hatte, kam sie eines Morgens in mein Schlafzimmer — wie es auch ihre freundliche Gewohnheit war — und sagte ganz ruhig, als wenn es nichts wäre: ‚Ich habe eben einen Blutsturz gehabt.‘ Der gleich herbeigerufene Arzt verscheuchte nun alle Besorgnis, da er nach eingehender Untersuchung die edlen Organe ganz gesund fand. Doch empfahl er große Ruhe u. s. f. Am 8. früh war sie sehr munter; wir hatten unser gemütliches Frühstück zusammen, das sie immer selbst bereitete, dann besorgte sie alle die kleinen häuslichen Geschäfte . . . und ging dann in ihr Zimmer, um sich umzukleiden. Da plötzlich schreckten mich zwei laute Schläge gegen unsre Verbindungsthür. Ich eilte zu ihr, sie stand von Blut übergossen am Waschtisch. Ich umfaßte sie, rief dem Mädchen, . . und fast im selben Augenblick knickte sie zusammen und hing leblos in meinen Armen. Meine Tochter war auch hinzugekommen, und wir legten sie sanft aufs Sofa. Aber sie hörte mich nicht mehr und gab kein Lebenszeichen mehr. . . . Vorwärts über Gräber!"

Zum 70. Geburtstag G. Kellers sandte Frau Ida noch einen kleinen Teppich, von Maries Hand gestickt.

27. August hervorsuche. Die leidensvolle Krankheit meiner Schwester und der langsam und qualvoll erfolgende Tod, dazu mein durch stete Rheumatismen gehemmtes Gangwerk haben mich von Deiner Angelegenheit puncto Ausstellung der Arbeiten bei Appenzeller daher so fern gehalten, daß ich nichts davon zu sehen bekam und erst nachträglich den geringen Erfolg vernahm.

Du wirst leider daraus ersehen haben, daß es in Zürich mit den Kunstsachen nicht besser steht als in Genf; ich aber muß denken, falls nicht sonst ein günstigeres Gestirnlein aufgegangen ist, daß Du in der alten Not seufzest, insoweit Du mit Deiner Tapferkeit überhaupt seufzest.

Für alle Fälle lege ich wieder ein Palliativmittelchen bei und in verschlossenem Kouvert etwas von einem alten guten Bekannten, der nicht genannt sein will, was Du aber ohne Unruhe nehmen kannst.

Schreibe mir, wie es Dir geht; ich fürchte, daß Deine Gesundheit unter der Misere leidet. Ich selbst werde Deinen Brief emläßlicher beantworten, sobald ich wieder leichter gestimmt bin, und wünsche Dir alles Gute resp. Bessere. Du hast es ja in jungen Tagen um mich verdient!

Mit allen Grüßen Dein

G. Keller.

379. An Sigmund Schott in Frankfurt.

Zürich, 18. Dezember 1888.

Verehrter Herr und Freund! Noch habe ich für Ihre gute Teilnahme an meinem Verluste, der dies schwarz gerandete Blatt verschuldet, nicht gedankt, und schon ist indessen ein

neues Leben bei Ihnen eingekehrt. Ich bringe Ihnen und der verehrten Frau Gemahlin die herzlichsten Glückwünsche dar und hoffe, das Kindlein erfreue sich des besten Wohlseins und wachse samt seinem wohlbestellten Vater- und Mutterhause froheſter Zukunft entgegen, soweit es immer die kritische Zeit erlaubt, in der wir leben. Wie es aber auch kommen mag, so werden Ihnen gute Kinder die besten Teilnehmer und Stützen sein.

Das fühle ich in meiner stillen Wohnung, wo ich ganz allein mit einer Magd hause und nur die arme Schwester, so einsam und still es um sie war, jetzt doch überall fehlt.

Bei diesem Anlaß danke ich auch verbindlichst für die gütige Übersendung der „Revue internationale“ und der Separat-Ausgabe Ihrer Darstellung der deutschen Romanlitteratur[1]).

Ich beglückwünsche Sie nur Ihres schönen Fleißes willen, der Ihnen vergonnt, sich neben den kaufmännischen Geschäften so wohlangebrachtermaßen und vergnüglich am litterarischen Leben zu beteiligen.

Sollten Sie die Hefte genannter Zeitschrift zurückwünschen, so werde ich sie Ihnen auf gelegentliche Anzeige sofort wieder zustellen. Sonst bin ich dem Herrn Patron derselben, de Gubernatis, nicht grün, der immer etwas zu quaerulieren hat. Beim Beginn des Unternehmens hat er mich um die Einwilligung zur Übersetzung meines Buches: „Das Sinngedicht“ durch eine Dame angegangen, welche so gut deutsch wie französisch verstehe. Ich mußte nachher die betreffenden Hefte ausdrücklich verlangen und fand, daß die

[1]) Aufsätze Schotts über Heyse, Storm und W. Raabe.

Person nicht nur nicht deutsch konnte, sondern auch das Buch in seinem zusammenhängenden Text auseinandergezerrt und willkürlich ganze Novellen weggelassen hatte.

Ich hoffe nun meine erstarrte Korrespondenzfähigkeit wieder auftauen zu sehen und wünsche Ihnen und der lieben Familie einen heitern ungestörten Genuß der „zwölf Nächte“, wie der selige Theodor Storm die herannahende Julzeit zu nennen pflegte.

Ihr mit besten Grüßen ergebener

Gottfr. Keller

380. An Sigmund Schott in Frankfurt.

Zürich, 18. Mai 1889.

Mein lieber Herr! Der unselige Briefstreik, an welchem ich laboriere, scheint sich allerdings nicht so rasch zu heben, wie jener der armen Kohlengräber in Westfalen 2c., richtet dafür aber auch keinen Schaden an[1]).

Zunächst, mit Anfang Juni, muß ich endlich an die Herstellung meiner Gesundheit gehen d. h. an die Änderung meiner rheumatischen Übel, gegen die ich in den letzten Jahren wegen der Krankheit meiner armen Schwester nichts thun konnte. Ob ich nach Baden (im Aargau), Ragatz oder anderswohin gehen werde, ist noch nicht entschieden. Den Juli sodann hoffe ich auf einer gesunden Höhe am Vierwaldstätter See, Seelisberg, zuzubringen, wo ich auch eine Heilanstalt finde und zugleich dem mit einigen Beunruhigungen

[1]) S. Schott an G. Keller, 14. Mai 1889: „Der Streik im Westfälischen Kohlenrevier scheint nachzulassen, der Ihrige gegen das Briefschreiben aber noch auf seiner Höhe sich zu befinden!“

drohenden Geburtstag No. 70 entrinnen kann. Ob Ihre vorhabende Schweizerfahrt in diese oder eine spätere Zeit fällt, muß ich freilich gewärtigen. Auf alle Fälle will ich nicht versäumen, Ihnen bei diesem Anlaß schon meinen herzlichen Dank schriftlich auszudrücken für die erwiesenen Freundlichkeiten, wie das Geschenk der hübschen Photographieen Ihrer anmutigen Familie, der Gemahlin und Kinder samt Charakteristik. Sie liegen bei ähnlichen Novitäten obenauf.

Die Weinflaschen, welche Sie zu Weihnachten gesandt haben, that ich nicht erst in den Keller, wo fast alle vom letzten Male her noch vorhanden sind, aus Mangel an Gelegenheit, den Geiz hintanzusetzen, der sich an solche Dinge bei alten Leuten heftet. Ich habe daher die Liebfrauenmilch gleich nach einander getrunken, ganz allein, trotzdem sie mir nur um so besser schmeckte.

Aber thun Sie nun Ihrer Güte Einhalt, sintemal ich nicht weiß, wie sich und wo mein künftiger Aufenthalt gestalten wird!

Ich empfehle mich bestens Ihrer Frau Gemahlin und grüße Sie und die Kinder. Ihr ergebener

G. Keller.

381. An Marie von Frisch in Wien.

Zürich, 7. Juni 1889.

Verehrte brave Frau Professorin! Sie haben mich wieder sehr erfreut mit Ihrem Brief vom 3. März, für den ich schönstens danke. Ihre vier Hammonskinder stehen derweil mit andern Freundessachen auf meinem Schreibtisch und

sehen zu. Ich wünsche zu allem, was Sie von dem rüstigen Leben der Ihrigen melden, Glück und Fortsetzung.

Daß ich meinem Siebziger-Tag aus dem Wege gehen will, haben Sie richtig vermutet. Ich gedenke, nachdem ich den Juni in Baden an der Limmat zugebracht haben werde[1]), an einen Kurort am Vierwaldstätter See zu gehen und Luft nebst Wasserkünsten weiter zu genießen und mich dort still zu halten. Ich leide schon an dem Schwindel, indem es Lumpe gibt, die solche Unglückskandidaten schon Monate vorher um Material brandschatzen wollen.

Ihr Wolfgangsee wäre ein schöner Schlupfwinkel; aber ich kann nicht so weit reisen, ehe ich von dem permanenten Hexenschuß im Kreuz hergestellt bin, wenn das überhaupt noch geschieht. Die letzten zwei Jahre konnte ich nichts dagegen thun, weil ich die stets leidende Schwester nicht ganz allein in fremden Händen lassen konnte.

Sie starb auf schreckliche Weise an einem Herzklappenfehler. Die letzten acht Tage konnte sie weder liegen noch sitzen noch irgend anlehnen und fand keine Luft mehr. Ich mußte auch lange Nächte aufpassen und in der letzten die ganze Nacht mit der Wärterin dabei stehen und mit den Händen bereit sein, wenn sie in einer Art Bettes, das wir gebaut, mit dem Kopf nach vorn oder seitwärts fallen wollte. Das kam mir kurios vor. Und doch mußte ich später lachen, als sie zur Ruhe war und die Weiber erzählten, wie sie eines Nachts, als die Wärterin, die sie an einer langen Schnur am Beine zu ziehen pflegte, wenn sie etwas bedurfte, im Nebenzimmer eingeschlafen war, mit dem Stock in der

[1]) Was auf den September verschoben wurde.

Hand sich hinschleppte, sah, daß sie schlief und das Licht ausblies, das sie natürlich bereit hielt.

Ein wahrer Holbein! Und sehr liebenswürdig! Ich habe über die Zeit immer mit Heulen zu kämpfen gehabt. Ein Fläschchen Tokayer, das sich bei den schönen Weinflaschen fand, die Ihr mir vor einem Jahre oder so geschenkt, lieferte ihr die letzten Erquickungstropfen aus einem winzigen Gläschen.

Von meinem jetzigen Leben will ich nichts sagen; ich glaub' ich bin reingefallen durch wohltätige Frauen, die alte Mägde gut versorgen wollen

Sie haben mir, ehe der „Martin Salander" noch fertig war, ein sehr schmeichelhaftes Brieschen geschrieben. Das Bücherbällchen, welches die Freiexemplare der Buchausgabe enthielt, habe ich, nachdem es seit Weihnacht 1886 in einem Winkel gelegen, erst dies Jahr aufgemacht. Sie und Adolf haben die Eurigen auch noch zu beziehen.

Ich weiß nicht, ob Sie schon hinter dem Schafberg sind. Jedenfalls wird der Herr Gemahl, den ich schönstens und ehrerbietig grüße, noch in der Josefstädterstraße weilen Ich hoffe dies Jahr wieder mobiler zu werden im Briefschreiben. 10 000 Grüße

Gottfr. Keller.

„So ging denn der tote grüne Heinrich auch den Weg hinaus“ . . . .

Ein Leichenbegängnis wie dasjenige Gottfried Kellers am Vorabende seines einundsiebzigsten Geburtstages hatte Zürich noch keines gesehen. Die Stadt selbst ordnete die Bestattungsfeier an. Das ganze Schweizerland schritt hinter dem mit zahllosen Kränzen belasteten Sarge: Vertreter des Bundesrates, die Zürcher Regierung in ihrer Gesamtheit, Abordnungen des Kantons- und Stadtrates, beider Hochschulen, sämtlicher großeren Vereine, Vertreter der akademischen Jugend aller übrigen schweizerischen Universitäten mitten in einem Wald umflorter Banner. Am Trauerwege stand entblößten Hauptes die lautlose Menge. In der dichtgefüllten Fraumünsterkirche wurde die mit dem Trauermarsch aus der Eroika eingeleitete Abdankung gehalten. Der Geistliche sprach das liturgische Gebet, Professor Stiefel die Weiherede. Kellers Heimatlied brauste durch die Hallen. Dann zog's hinaus in langen Scharen durch den düsteren regnerischen Abend, dem städtischen Friedhofe zu. Stadtpräsident Hans Pestalozzi entbot dem Toten den letzten Gruß des dankbaren Vaterlandes[1]).

Man war vor dem Krematorium angelangt.

In der dämmerigen Halle des in seiner edlen Form er-

[1]) Weihereden bei der Bestattungsfeier von Dr. Gottfried Keller gehalten am 18. Juli 1890 von Prof. Dr. J. Stiefel und Stadtpräsident H. Pestalozzi (Zürich, Stenographisches Bureau).

greisenden kleinen Tempels steht der weiße Tannensarg des Dichters mit Blumen überdeckt. Eine Klingel ertönt. Von unsichtbarer Kraft geschoben gleitet er leise vor eine eiserne Thüre. Sie öffnet sich. Eine sonnenähnliche Glut umloht die Umrisse des Sarges. Ein Augenblick, und unhörbar schließt sich die Pforte wieder. Ein kurzes Flammenbad, und alle Schauer der Vernichtung sind aufgehoben.

Was an Gottfried Keller sterblich war, hat der Aschenkrug gesammelt.

Um Mitternacht aber drang aus allen hellen Fenstern der Stadt Jugendgesang und Gläsergeklirr. Die schweizerische Studentenschaft war beisammen.

Von der ganzen Veranstaltung hätte dem seligen Gottfried Keller diese am herzlichsten gefallen[1]).

Am schwarzen Nachthimmel standen einzelne Sterne, darunter wohl auch der, zu welchem der Dichter unlange vor seinem Tod also gebetet hatte[2]):

„Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen, das du fährst mit stetig stillem Zuge über den Himmel vor meinen Augen deine herrliche Bahn, von Osten aufgestiegen alle Nacht! O fahre hin und kehre täglich wieder! Sieh' meinen Gleichmut und mein treues Auge, das dir folgt so lange Jahre! Und bin ich müde, o so nimm die Seele, die so leicht am Wert, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und laß sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber! — — Ich spähe weit, wohin wir fahren."

[1]) Diese Worte schrieb ich unmittelbar nach der Bestattung in die „N. Zürcher Ztg." vom 20. Juli 1890, Nr. 201 p.

[2]) Es ist einer der letzten Gedicht-Entwürfe.

Anhang.

Zu Bd. 2, 543. Das Gedicht „Der Friedensmorgen“ ist ausgeführt worden und steht gedruckt im Jahrgang 1865 der in Bern erschienenen Zeitschrift „Die Schweiz“ Nr. 3. Vgl. Adolf Frey in der „Schweizerischen Rundschau“ 1895 I, 1 ff.

Der Friedensmorgen.

12 Brachmonat 1446.

(Zu einer ältern Melodie gemacht.)

Der Zwietracht Wagen rollt
Schwer durch die junge Schweiz,
Und mit sich selber grollt
Das sieggeborne Kreuz,
Das Land und seine Bünde wanken,
Das Recht erzittert in den Schranken,
Von gleicher Manneshand gebaut,
Die jetzt mit Schwertern darnach haut!

Aus eines Toten Hand
Fiel eine listige Saat,
Und rings erwuchs im Land
Die unbedachte That;
Und Helden, die im Licht nur schreiten,
Sieht man verstrickt im Dunkel streiten;
Doch wo die Nacht am tiefsten droht,
Da glüht Sankt Jakobs goldnes Rot!

Von Funken stiebt der Stahl,
Der Himmel steht in Glut,
Hinsinkt der Helden Zahl
Wie für das beste Gut

Das Schwert, es kann den Krieg nicht enden,
Da muß des Mannes Herz sich wenden,
Zum Rate kehrt er müd zurück
Und reicht die Hand mit feuchtem Blick

Da, um die Rosenzeit,
Mit Sonnenanfgang klang
Ein wundersam Geläut
Das Schweizerland entlang
Wo nur ein Glöcklein mocht' sich schwingen,
Mußt' es das Lied des Friedens singen,
Da pries den süßen Morgentau
Ein durstig Volk von Gau zu Gau.

Wo hoch im Silberschein
Der Firnenjäger steht,
Und durch den Wald am Rhein
Der Wächter ruhig geht,
Wo in des Münsters kühlem Schatten,
Im weiten Ring auf Frühlingsmatten
Der Eidgenoß übt Wahl und Recht
Da schirmt den Bund ein neu Geschlecht.

Zu Bd 3, S. 11.

Antiquarische Buß- und Opferhymne auf den Berchtoldstag 1864.

Melodie: Prinz Eugen u. f. f.

Was durchschauert uns beim Mahle,
Sträubt der Wein sich im Pokale
Und das Haar in unserm Schopf?
Heidelberg hat uns durchlöchelt,
Ausgekocht und ausgeköchelt
Ist's im Hafen, Krug und Topf!

Ja, der Köchly zieht von dannen,
Phöbus thät den Bogen spannen
Und durchschoß uns mit dem Bolz!
Und doch sei'n wir keine Drachen!
Ach, was sollen wir nun machen,
Sagt, wo nehmen wir nun Holz?

Das Geschick uns zu versöhnen,
Freunde, hebt mit hellen Tönen
An zu krähen und zu schrei'n,
Daß es uns're Götter rühret,
Alle, die wir rubrizieret,
Sei's in Thon, Holz, Bronz oder Stein!

Und die in den Gräbern schliefen,
Die auf Höhen wir und Tiefen
Fleißig aufgegrübelt schon:
Laßt die Völker uns beschwören,
Bringet ihnen mit herrlichen Chören
Eu're beste Libation!

Was sucht Pallas, hochgeboren?
Dort im Schilf und in den Mooren
Geht sie fischen früh und spat,
Uns're Meisterin geht ins Wasser.
Seht ihr schnöden Frauenhasser,
Wie sie schöne Waden hat!

Aus den Seeen, Tümpeln, Pfützen,
Treibt sie uns in Ottermützen
Ein benäßtes Volk zur Hand,
Einen Schnaps für seine Kehlen!
Wißt, daß zwischen seinen Pfahlen
Man gebrannte Kirschen fand!

Und der Kelte steigt hernieder
Dort vom Wald, die schlanken Glieder
Stolz mit Spang' und Ring geschmückt!
Ihm ein Schweinlein zu servieren,
Soll's der Keltoman' tranchieren,
Seht, er ist schon ganz entzückt!

Dort den römischen Soldaten
Gebt von eurem besten Braten,
Schenkt des Weines gold'nen Guß!
Müssen nach Windisch heut' marschieren
Und in Baden korrespieren
Sagen nie non possumus!

Zauberdorne und Sibylla,
Von des Frankenkönigs Villa
Kellerin kommt und Meyersfrau;
Opfert Weinbeer' und auch Mandeln
Byzantinischen Marmandeln
Auf des Geldgrunds hehrer Au!

Und von Ninive bis Kloten
Sei nun allem aufgeboten,
Was je rote Ziegel buk,
Unsern Weißbart zu bedrängen
Und ihn gänzlich einzuengen
Und am Frack zu zieh'n zurück!

Also laßt mit frommen Händen
Weislich uns das Opfer spenden,
Das versöhnt die Schattenwelt,
Daß der große Antiquare
Säuberlich mit uns verfahre,
Der einst uns're Knochen zählt

—

Zu Bd. 3, S. 260. Die Vorlage zu dem Gedicht „Tafelgüter" (Ges. Werke 10, 109) ist eine Erzählung in Thuanus' (J. A. de Thou) Selbstbiographie. Vgl. Seybold, Selbstbiographieen berühmter Männer (Winterthur 1796) 1, 364 ff. Thuanus gelangt auf einer Gesandtschaftsreise 1589 zu dem Bischof von Mende in den Cevennen, Adam Heurteloup („Stoßenwolf") Graf von Gevaudan.

„Bei der ersten Mahlzeit bemerkte man gleich mit Erstaunen, daß jedem Geflügel oder Wildpret, das aufgetragen wurde, entweder der Kopf, oder ein Flügel oder ein Schenkel, oder sonst ein Teil fehlte. Der Bischof sagte daher scherzend, man müsse seinem Lieferanten diese Leckerei verzeihen. Immer koste er zuerst von dem, was er ihm liefere. Als nun die Gäste ihn fragten, wer denn sein Lieferant sei, so antwortete er: „In diesen gebürgigen Ländern, die wegen ihrer Fruchtbarkeit die reichsten des Reichs sind, haben die Adler die Gewohnheit, ihr Nest in der Öffnung eines unzugänglichen Felsen zu machen, wo man sie kaum mit Leitern oder Klammern erreichen kann. Sobald es die Schäfer bemerken, bauen sie an dem Fuße des Felsen eine kleine Hütte, die sie gegen die Wut dieser gefährlichen Vogel schützt, wenn sie ihren Jungen

die Beute bringen. Das Männchen verläßt sie drei Monate lang nicht, und das Weibchen geht nicht aus dem Neste, so lange ihr Junges nicht die Kräfte hat, es auch zu verlassen. Eben so wenig sucht sie das Männchen. In dieser Zeit nun gehen beide auf den kleinen Krieg aus im Lande umher und rauben Kapaunen, Hennen, Enten und alles was sie in den Höfen finden, zuweilen sogar Lämmer, Ziegen, ja gar Milchschweine, die sie ihren Jungen bringen. Ihre beste Jagd aber machen sie auf dem Felde, wo sie Fasanen, Rebhühner, wilde Enten, Hasen, Rehe u. dgl. rauben. Sobald nun die Hirten bemerken, daß beide aus dem Neste geflogen sind, steigen sie eilends den Felsen hinan, holen was die Adler ihren Jungen gebracht haben, und lassen statt dessen die Eingeweide einiger Tiere zurück. Weil sie aber nicht so geschwinde hinaufklettern können, daß nicht die Alten oder das Junge schon einen Teil ihrer Beute verzehrt hatten, so ist dieses die Ursache, daß Sie das Wildpret so verstümmelt sehen. Dafür aber ist's schmackhafter als alles andere, das man auf dem Markte kauft u. s. w."

Der zweite Band der Seyboldschen Sammlung enthält die Selbstbiographie des schwäbischen Theologen **Joh. Valentin Andreae**, es sind jene Aufzeichnungen, „in denen der dreißigjährige Krieg rauchte und schwelte". Lucie im „Sinngedicht" besitzt dieses Buch, aus dem Keller, Gesammelte Werke 7, 39 f., einige Stellen wörtlich citiert (z. B. S. 347 bei Seybold).

Zu S. 260. Dem „**Narr des Grafen von Zimmern**" liegt folgende in der Zimmerischen Chronik Bd. 2, 585 (Ausg. von Barack 1869) von Michele, dem Narren des Grafen Johannes Werner v. Zimmern erzählte Anekdote zu Grunde: „Er hat uf ain zeit, als er aim priester zue Möskirch zu altar gedienet, kein glögklin gehapt, damit er ad elevationem klinglen kinden (können); damit nun an seinem fleiß nichts erwinde (mangle), hat er, wie man eleviert und er hinder dem priester geknuet, mit baiden henden an die rollen, so er an seinen oren gehapt, zugleich, als ob er klingelt, geschlagen; ist sein gelacht worden. Er hat wol zu dem priester gefüegt, der inter elevandum eucharistiam die mit der ainen handt ufgehept und mit der andern handt geschellt. Ußer disem allein leichtlichen hat megen abgenommen werden, daß er sich kainer thorhait ußer schalkhait angenommen, sonder ain lauters kindt gewesen."

Ebendaselbst 2, 536 die Vorlage zum „Has von Ueberlingen“: „Es ist auch bei wenig jaren ain burger zu Ueberlingen gewesen, hieß der Has, der besorgt sich auch so übel vor dem Merzen, derhalben unterließ er nicht, sondern ging den ersten tag Marcii gewapnet in ruck und kreps mit ainer hellenparten für sein hausthür, da sagt er dem Merzen ab und erbott sich, mit ihm zu schlagen. Es ist ihm auch gerathen, daß er sein letzten Merzen überlebt hat. Wie er sterben söllen, hat er verschafft, daß ainer sallte der baar vorgeen und schreien: ‚Hie fert der Has‘. Wenig jar vor seinem absterben hat er ainsmals den sterbendt zu Uberlingen gesagt und auch domals versagt, darvon noch viel zu Uberlingen gesagt wurt.“

Keller schrieb mir am 30. Juli 1877, er hätte sich aus derselben Chronik noch einen dritten Gedichtstoff gemerkt: „Den Auszug der öffentlichen Dirnen aus dem Frauenhause zu Meßkirch, welche sich wegen allgemeiner Sittenlosigkeit nicht mehr ernähren können. Sie binden ein Schnupftuch an einen Stecken und ziehen so mit der Frau Mutter aus dem Thore.“ Es ist die folgende Stelle 2, 128 gemeint: „Es haben ainest die alten allerlai mittel an die handt genommen, die jugendt zu ziehen und mit ainem bösen ain ergers zu furkommen (verhüten), als dann sein gewesen die gemainen frawenheuser in den stetten. Also auch ist von vil jaren her ein sollich gemain frawenhaus zu Meßkirch gewesen in der undern statt an der ringkmaur an der Ablach. Bei zeiten aber und regierung Herr Johanns Wernhers, Freiherren zu Zimbern, des jungern, do ist ain solichs verwegens und frechs wesen bei etlichen weibsbildern zu Mößkirch worden, daß die armen h . . . im frawenhaus sich nit mer erneren künden, sondern haben ir haus sampt der mueter verlassen und haben, wie man sagt, ain fatzenetlin (Nastuch) an ain stecken gepunden, damit sein sie mit fliegendem fendlin ußer der statt gezogen. Volgends ist solch haus von der obrigkait verkauft und verwendet worden, und ist zu besorgen, das kemmet (Kamin) sei dozumal im haus zersprungen, die funken hin und wider zerstaben.“

Hier mögen auch einige weitere Entwürfe zu Gedichten aus dem Anfang und Ende der 70er Jahre einen Platz finden.

„Ein Goldschiff aus Kalifornien, mit Millionen Goldstaub und bemannt mit reichgewordenen Goldgräbern auf der Reise nach Europa, geht unter.“

„Belagerung von Paris. Kampf der Commune. Während des ungeheuren Geräusches und Lärms geht in der Tiefe eines Gewölbes ein stilles Ereignis vor sich. Die Venus von Milo, in der Feuchte der Tiefe, fällt in den Hüften auseinander, wo sie zusammengesetzt war. Keim zu einem gelehrten Krieg, der unter den seltsamen Menschen gleich nachher ausbricht (Sieg des Humanismus). Um die gleiche Zeit wird die Holbeinische Madonna in Dresden entthront. Aufregung.“

„Die Wolken. Als freundliche Begleiterinnen des Menschen der Erde bilden sie sich stets neu, leer, leicht und nichtig, doch stets lieblich und stimmen, wiederspiegeln sein Gemüt, bald hell und licht, sonnig, bald ernst, kraftvoll finster, schwarz, als ob sie und der Mensch zusammen recht was Großes wären. Sie ziehen und wandern, und zerstreuen so die bekümmerte Seele, die ihnen flammend nachblickt, und führen ihn so in ewigem Spiele über die böse Stunde hinweg. Plötzlich, des Nachts, sind sie alle spurlos weggezogen und lassen den Sternen Raum, die siegreich hernieder funkeln. (Sie haben gesehen, daß nichts ihm helfen kann und sagten sich: laßt uns einmal fortgehen und ihn allein lassen.)“

„Mitternacht vorbei. Noch bin ich wach. Über weiter Wasserfläche strahlet einsam still der Mond. Meine Jahre sind entflohen. Es graut das Haupt. Aber sinn' ich an das ganze Leben, wohl mag ich nun sagen: Nicht will ich es lassen, was in jungen Tagen ich für löblich hielt und schön. Ehrenvoll bedünkt mich das in dieser Silbernächte tiefer Stille.“

Zu Bd. 3, S. 310.

Martin Salander (Excelsior)[1]

„Vorwort. Es scheint jetzt eine Zeit zu sein, in der alle Nationen, große und kleine, eine Art Romanbekenntnisse ablegen, in denen sie ihre Schäden vergleichen und beklagen, Überhebungen und Verirrungen abbüßen und ihre Besserungsrezepte austauschen. So eintönig der Gesang zu werden beginnt, kann sich doch keiner der auf den Bäumen herumsitzenden Vögel ihm entziehen, zumal die Kunstform eine Freiheit der Bewegung gestattet, die sonst nicht leicht vorhanden ist. Auch vorliegender kleiner Roman stellt sich in diesem Sinne an die Heerstraße und ohne anderen Anspruch, als in das allgemeine „es ist bei uns wie überall“ als umgekehrtes „c'est partout comme chez nous“ einzustimmen

---

Regenbogenschüsselchen. Wir sind zu dreizehn. Sie tafeln am Fuße des Regenbogens. Nachdem sie die Schüsselchen gewaschen, gehen sie in die Erde hinein und lassen das dreizehnte Fräulein zurück. Der Zuseher, Peel 2(trifft auf dem Heimwege das große Frauenzimmer, die das Schüsselchen in der Tasche hat.

Der Mann, der über Meer gekommen, hat seiner Zeit Frau und Kinder verlassen müssen, weil er das Vermögen durch Bürgschaft verloren hat. Die Erzählung dieses Vorgangs ist auszuführen. Sie geschieht durch ihn selbst, als er bei der Rückkehr erfahren hat, daß er abermals sein Wiedererworbenes durch Bankerott eines Hauses auf das

---

[1] Das Ehepaar Weidelich sollte erst Sproll heißen, Arnold Felix, und Möni Wighart Leutenant Kraus. Keller hat gewöhnlich zur Auffindung seiner Personennamen das Züricher Adreßbuch zu Rate gezogen. Für das neue Werk merkt er sich folgende an: „Nessel, Nordeißer Arnolt, Lohrind, Sprall, Schadenmüller, Muglich, Findlich, Endifink, Iltis, Reckolter, Weidelich, Weidlinger, Wümpi, Wäckerling, Wighart, Madig, Inderhud, Halbschiz, Frechmann, Flötzer, Hanak, Schletsam, Zepoß, Zwirnhaspele, Pfefferlein, Pfadler, Pfyn, Hasol, Schinders mit ihren dunkeln, durch die Jahrhunderte wie Flußgeschiebe abgeschliffenen Namen.“ — „Phöbe, Virginie.“

er sich angewiesen hatte, total verloren hat und sich entschließt, wieder im stillen abzureisen, ohne Frau und Kinder zu sehen (?) — [Jüngeres Blatt.] Salander erklärt erst, nachdem die Kinder genährt und schlafen gegangen sind, in der Stille der Nacht seine neue Schicksalswendung. Jetzt erst verliert die Frau den Gleichmut, mit welchem sie Not und Freude bestanden, und bricht in Weinen aus, von dem sie, immer heißere Thränen vergießend, in Zorn und Schelten auf den Hund, den Geldsauger, den Schwamm, den Landschaden übergeht.

Prinzip der Rasse. Die Güte und Schlechtigkeit, die Noblesse und Gemeinheit der Personen ist Frage der feineren oder gröberen Rasse. Excelsior und die Seinen haben Rasse. Das Weib mit dem Hut (die Mamma) und ihre beiden Zwillinge haben keine Rasse u. s. f.

Der Vater. Grundzug dumpfer Idealismus des Glaubens und Handelns. Von der Bürgschaftsgeschichte bis zum Schlusse, durch die Enttäuschungen des republikanischen Patriotismus bis zur Flucht und Grübelei zur haltlosen Religion der „Zukunft“, dem Suchen nach dieser. Mutter und Kinder würden hienach den Gegensatz des redlich klugen, weil naiven Fortschreitens bilden und im Gelingen am Schlusse den geschulten Alten bei sich ankommen sehen oder ihn erlösen ꝛc. Die Mutter hat bei aller blutig notwendigen Beweglichkeit allezeit mehr ideales Glauben- und Phantasieleben (wahres) als der Mann. Namentlich freiwillige Opferfähigkeit.

Salander wechselt, dem Zuge der Zeit gemäß, wiederholt den Beruf, d. h. die Erwerbsart. Erst Ansätze zum Studieren, dann Lehrer, dann kleiner Fabrikant oder Händler mit irgend etwas. Daher die Fragmente einiger Bildung und die Fähigkeit zu einer Weltanschauung, wenn auch illusorischen.

Frage, ob nicht Salander, der Vater, nach der zweiten ökonomischen Wiederherstellung als vermeintlicher Idealist sich auf die ultrademokratische Entwicklung werfen und für den rohen momentanen Volkswillen arbeiten soll. Moderne Unart der Jugend, die schon in der Schule sich mit dem Vorsatz zusammenthut, alles anders zu machen, als die kaum vierzig- oder fünfzigjährigen Alten, ohne zu wissen, was es sein werde, und es dann richtig ausführen, sobald sie ins Leben treten. So ist eine ewige Unsicherheit und Unruhe im Gange. An solche Elemente schließt sich der alte Idealist an und tritt an ihre Spitze u. s. f. Konflikt mit dem Sohne, der früh das Leben ernster anzusehen gelernt hat und fühlt, daß jenes nicht gearbeitet und nicht existieren heißen kann.

Das gute Ende wird hauptsächlich mit herbeigeführt durch einige gesunde Kinder, welche, in früher Ehe gezeugt, von der Mutter gehalten sich auswachsen und wohl geraten, bis die Eltern ihre lange Prüfungszeit bestanden haben.

Salander beharrt auf seinem Streben, dem Vaterland zu dienen (öffentlich rc.) und scheitert wiederholt an getäuschten Illusionen, daß es nur des guten Willens verbunden mit sachlichem zweckmäßig gewissenhaftem Fleiße bedürfe

Wohlwend dagegen bekommt Einfluß trotz einer schlechten Vergangenheit und seinem Mangel an wahrem Verstand und Verständnis Gerade die Komödienhaftigkeit, die unwahre Hanswurstart, die hohle Beredsamkeit tragen ihn empor, denn wenn der Pöbel oder die Menge ja das Wahre und Richtige verstehen würde, so brauchte sie ja keine Führer und Vorredner!

Es ist eine Zeit, wo die tüchtigen Staatsmänner, Richter rc nicht gesucht werden mußten und um der Sache willen mit ernstem Entschlusse einstanden, sondern wo die Streber und Ehrgeizigen überall verdrängten und jenen das Arbeiten schwer machten.

Beratung mit der Frau Unterschied der amtlichen Stellung und eigentlicher Arbeit durch Studium der Akten Kommissionen Anforderungen Nichtwissen, wobin das Frühere rc.. Gibt sich gewissenhaft Rechenschaft [„Martin Salander“ S 186 f]

Frau Marie gerät in eine Zeit der Prüfung und des Widerspruchs zu der Familie Die Mädchen halten es in verliebter Verblendung (Heiratslust) mit den Zwillingen, der Mann hört nicht mehr auf die Frau, auf Irrwegen gehend rc. es gibt eine Art häuslichen Unfriedens, in welchem alle Neigung zeigen, von der Pflicht abzuweichen Nur die Frau, voll Kummer, schweigend, thut jede Stunde das Notwendige wie eine Uhr, ohne das geringste zu versäumen Schönes Schauspiel

Die Mutter kämpft und opfert sich und siegt Die Mammas thun nichts oder können nichts

Die Frau hat außer dem Sohn zwei Töchter Als Gegenbilder zu den Töchtern Lears heiraten diese zwar auch, pflegen aber die Mutter abwechselnd bei sich, bis Sohn und Mann endlich heimkommen (Die Männer der Töchter noch vorbehalten)

Die zwei Töchter entwickeln sich neben der Mutter zu Erhalterinnen und Retterinnen Sie stellen die Fähigkeit des Weibes zum Widerstand gegen das Schlechte dar, zum Aufraffen rc.

Die Salander-Töchter wollen heiraten die Zwillingsnotare. Mutter verhindert es

Louis Wohlwend der schlechte Typus, Salander der gute.

Salander ist der Zustand der Gegenwart, Arnold der Zukunft. (Dieser soll Wandlungen leben und darin sich bewähren. Stimmung von Joseph in Ägypten oder so was.) Salander begeht mit seiner erotischen Abirrung eine Sünde wider die Sitte, wenn auch nur als Illusionär und bringt die Familie an den Rand des Verderbens.

Arnold löst und sühnt den Konflikt. Vertraut auf bessere Wendung. Zital der asketischen Gesellschaft von der Zeit der Helvetik. [„Martin Salander“ 341.]

Die geschichtlichen Kenntnisse Arnolds halten ihn aufrecht und seinen Blick offen.

Louis Wohlwend. Reineke-Künste. Läßt Kinder Tischbeten, weil es soliden Anstrich gebe. Treibt Allotria, während er schlechte Dinge plant oder verrichtet, z. B. geht fischen mit der Angel, treibt eine Lektüre, wolle sich „goetherei“ machen.

Einfachstes System gewisser Schubiaks, sich durch ein Spezial-Attribut obenzuhalten. z. B. ein solcher Schuft und Lump, der unter allen Umständen in seiner Familie das Tischgebet halten läßt, ohne im übrigen den Frömmler zu machen.

Ein Parasit in Paris, der Heraldik oder so was treibt und dadurch den Schein eines stillen würdigen Gelehrten darstellt, der überall zu Tisch gebeten wird. Ein Geldwucherer oder Schwindler, der Angelfischerei betreibt und für einen idyllisch lebenden harmlosen und ganz der Muße sich hingebenden Herrn gehalten wird ꝛc. ꝛc. Der Goethereise.

Das gesunkene Niveau der politischen Sitte und Moral hatte auch den Stand des Strebertums hinabgezogen, so daß im allgemeinen die Ober-, Mittel- und Unterstreber je um einige Grad niedriger als früher gegriffen waren. [„M. Salander“ S. 90.]

Politische Carriere- und Nutzensucher. Sie schleichen sich in günstigen Wahlgegenden bei unruhigen und launigen Wählerschaften ein, wo sie die ersten Stufen leicht erlangen können. „Dort ist's gut! Dort laß' uns niedersitzen!“ sagen sie zu einander wie die Landstreicher.

Die politischen Abenteurer, welche die Wohnsitze wechseln und nach Orten hinziehen, wo gewisse Parteien gerade herrschen und unruhig dornierte Wählerschaften das Auskommen möglich machen. Advokaten, Ärzte, Geistliche ꝛc. machen sich herbei, mischen sich in alle Händel. Das Ende ihres Strebens ist gewöhnlich der Besitz eines Hauses und gutes Auskommen oder umgekehrt. Also Spekulation auf be-

stimmte Wahlkreise und deren Eigenschaften. Erscheinung der Zugewanderten.

Der von einer alten Partei abtrünnige Philister, der zu den Neuen (Demokraten rc.) überläuft, um dort seinen Nutzen zu suchen, z. B. die Reichen im Steuerwesen zu schinden, um selbst mit seinem verheimlichten Vermögen verschont zu bleiben.

Psychisches Verhältnis zwischen den Zwillingsbrüdern. Ähnlichkeit und Verschiedenheit, letztere aus Not. Sie verstehen sich sehr wohl und ahnen einander und verstellen sich doch, als ob sie sich nicht verständen, d. h. durchschauten.

Julian Demokrat, gescheitelt breiter Hut. Isidor Zopf, geschoren, kleines Hütchen.

Kontrastierung der Notarzwillinge. Der eine wird ertappt wegen Doppel eines Kaufschuldbriefs, den er bei der Bank versetzen will. Der andere treibt's noch eine Weile, wird von einem Gehülfen, der ihn beobachtet, denunziert. Der eine geriert sich als stolz trauriger Gefangener, der auf sein Menschen- und Bürgerrecht eifersüchtig ist. Der andere (R . . . . [1])) brennt durch und läßt einen übermütigen Spottbrief zurück rc. Beide betreiben im Zuchthaus Projektmacherei.

Beredsamkeit der Zwillinge vor Gericht. Sie klagen über Mangel an geistiger und sittlicher Erziehung, an fortschrittlicher Bildung, über die zurückgebliebenen Schulen des Staates, der seine Pflicht nicht thue. Der Fortschritt mangle, daher ihr Unglück, für das sie verantwortlich machen.

Verteidigung der Zwillinge vor Gericht. A beklagt sich über die Kleinheit und Enge des Landes, welches vor lauter Kleinlichkeit der Korruption anheimfallen müsse und den Bürgern keinen Spielraum biete. B schimpft über schlechte Schulen, Erziehungsmangel. Zwar er sei in bessere Schulen (?) gegangen, und die Eltern hätten gethan, was sie gekonnt; allein sie hätten eben nicht viel gekonnt und verkehrt erzogen, weil selbst keine Schule genossen rc.

Die Mutter wohnt dem Schwurgericht bei und hört das. Tritt auf und schilt.

Verhalten der beiden Zwillinge nach der Katastrophe als Sträflinge. Der eine, der sich dem Zwangsgottesdienst im Zuchthause nicht fügen will und auch in dieser Lage noch die Gewissensfreiheit frech

[1]) Name des einen der Züricher Notare.

beansprucht. (Gemäßigte, d. h. objektiv humane Behandlung dieser Partie.) Der andere schimpft über Mangel an Erziehung. Klagt den Staat an, daß die Postulate, betreffend Ausbildung und Weiterentwicklung der Schule versäumt seien. Dummes und unverschämtes Geschwätz, da er selbst genugsam Schule und Unterricht genossen hat. Phänomen des veränderten, noch widerwärtigern Verhaltens der Sträflinge in den Gefängnissen.

Die Mutter der Zwillinge muß nach der Wandlung sich pathetisch vertiefen und nach ihrer Natur als Mutter der tragischen Leidenschaft verfallen. Die Mamma kommt sie teuer zu stehen.

Zank zwischen Weidelich und seiner Frau, aus wessen Abstammung die Unehrlichkeit der Söhne herrühre. Der Mann sagt, er könne bis auf seinen Großvater zurückdenken und habe sogar von einem Urgroßvater gehört, aber keiner sei je im Zuchthaus gewesen rc. Die Frau hat nur von einem weitläufigen Vetter gehört, der bestraft worden sei rc. [„M Salander" S. 314 f.]

Der demokratische Agitator und der Pfarrer, die sich gegenseitig gestehen, einander (Staat und Kirche) mit Unrecht geniert oder gar angefeindet zu haben, und daß hier eine Vereinbarung eintreten, das Versäumte nachgeholt werden müsse.

Pestalozzi. Volksbuch. Vogt Hummel. Wo sind wir nun nach hundert Jahren? Wie steht's mit dem vierzigjährigen Einfluß der Schule, Aufklärung, Prosperität?

Pfingstmontag. Kulminationspunkt. Zusammentreffen der verschiedenen symptomatischen Momente mit dem Naturphänomen auf dem Berge. Das junge degenerierliche Volk, das in der Nacht schon lärmend den Berg besteigt. Die Sozialisten, die einen „Agitationsbummel" mit Landpartie verbinden. Die Frommen, die der Zeit und den neuen Volksgewohnheiten, Lockungen rc. Rechnung tragen, haben ebenfalls eine Waldpartie mit Gesang und frommen Vergnügungen ausgeschrieben. (Die religiösen Gassenlieder zu weltlichen Gassenhauer-Melodieen. Dessauermarsch, „So leben wir rc., des Morgens bei dem Abendmahl, des Mittags ein Glas Bier, am Abend bei Herrn Jesulein im Nachtquartier" rc.) Dazu etwa noch andere Ausflügler-Vereine. Alles kommt auf dem brennenden Bergvorsprung, der von dem reißenden Gewitterregen, resp. angeschwollenen Bergbächen abgeschnitten ist, zusammen und dem Untergang nahe. Rechtliche und hülfsfähige Männer finden sich doch noch in den Landesfalten genug vor und bringen Rettung. Reinigende Wendung

Vor oder nach dieser Katastrophe kann das Märchen vom Kampfe zwischen Feuer und Wasser episodisch aber organisch eingeschaltet werden[1]).

Energische Ausführung des Motivs der Bergfahrt am Himmelfahrtstag. Alles geht hinauf auf allen Wegen. Unter den verschiedenen Religionsparteien sind auch heilsarmeeartige Aufzüge, die an Sturm und Gewitter 2c. ihre tollen Gesänge ertönen lassen. Schüchtern klingen die erkünstelten Gassenlieder älteren Herkommens der Evangelischen resp. Orthodoxen hindurch. Geschrei des Pöbels, Kampflieder der Sozialisten und Anarchisten. Weiber vordringlich, schrill!

Der Anarchisten-Überfall am Pfingstmontag soll nicht ein ernst gemeinter, sondern eine Probeübung, ein großartiges Manöver sein, verbunden mit Mystifikation der Bourgeois (Dynamitdrohung, Bern 2c.)

Die Sozial-Anarchisten schlagen eines Tages los. Widerstand des Volkes der Ordnung, welches, wie aus der Erde hervorwachsend, mit spontaner Kraft überall heranzieht, überall niederschlägt, was sich entgegenstellt. Auf einem Punkte herrschen jene ganz kurze Zeit (einen Tag oder so was).

Rettung. (Salander muß berauscht sein, daß er Verstand und Haltung verliert.)

In dieser Verwirrung kommt auch die zerstreute Familie Salander zusammen und findet sich glücklich. Die Frau ist in Gefahr und wird von den Ihrigen gesucht.

Wohlwend will den Pfingsttag zum dritten Raubzug auf Salanders jetzigen Reichtum benutzen. Er verlockt ihn zur Bergfahrt mit einer sozialistischen Fraktion mit Weibern (zugleich politische Falle) und isoliert ihn mit dem Weib in einem seitwärts gelegenen Berghaus. Verführungsversuch. Scheitert durch Marie Salander und Sohn.

Bei „Orsini“[2]). Gespräch zweier Arbeiter. Ein Schweizer (Zürcher) und ein Süddeutscher (Schwab). Jener Typus eines aufgeblasenen selbstrühmenden Dummkopfs, der sich vom Schwaben den Hof machen läßt als Schweizer. Er ist dabei brutal und gleich zu Zank und Streit bereit. Er nimmt es gnädig auf, wenn der Schwab sagt, er schäme sich, ein Deutscher zu sein, weist aber gleich darauf plumpes Lob grob zurück, er brauche das nicht, sei darüber erhaben, kenne sich schon 2c. 2c.

---

[1]) Auf einem andern Zettel stellt Keller dagegen die Frage: „Ist der Märchenstoff hier zu opfern oder zu selbständigem Zweck aufzubewahren?

[2]) Züricher Café. Die ausgeführte Scene steht in „Martin Salander“ S. 77 ff.

Salander als Zuhörer fährt über beide her und sagt ihnen, sie seien gleich dumpfe Tröpfe oder Lumpen. Ergötzliche Verblüffung.

Der reiche Emporkömmling, welcher sich auf schlauem Wege adelig machen will. Er kauft einen verschollenen Schloßhügel mit feudalem Namen. Dann baut er ein stattliches Haus in der Stadt, dem er diesen Namen beilegt als harmlose Inschrift. Dann läßt er sich beiläufig das alte Wappen auf das Siegel oder Petschaft stechen. Dann legt er mit Bezug auf das Haus seiner Adresse die Bezeichnung „zum" bei und verläßt sich darauf, daß der Sprachgebrauch ein „von" daraus machen werde, während er auf jenem Hügel längst ein kleines Chateau gebaut hat mit einem Turm.

Der Schurke, der sich fortwährend zu den sozialen Zerstörern, zum rohen Haufen derselben hält, ihnen das Wort redet, sie beschützt, entschuldigt etc., während er sich darauf verläßt, daß die besonnenen und vernünftigen Leute schon sorgen werden, daß jene nicht die Oberhand bekommen.

Mordsucht resp. Schießsucht beim jungen Volke. Revolver-Handel bei den Trödlern, deren Schaufenster Arsenale der Feigheit und des Meuchlertumes.

Es wird eine Zeit kommen, wo der schwarze Segen der Sonne unter der Erde aufgezehrt ist, in weniger Jahrhunderten, als es Jahrtausende gebraucht hat, ihn zu häufen. Dann wird man auf die Elektrizität bauen. Aber da die lebenden Wälder jetzt schon langsam, aber sicher aufgefressen werden, wo werden die geregelten Wasserkräfte sein, welche die elektrischen Maschinen bewegen sollen? Dahin führt das wahnsinnige „mehr, mehr! immer mehr", welches das „genug" verschlingen wird.

Wir haben Sehnsucht nach oben, nach Licht und Ruhe, aber nicht der erfüllten Pflicht und des befriedigten Gewissens, nach dem Lichte der Ordnung, sondern nach dem Glanze der befriedigten Selbstsucht, des Ehrgeizes und der Ruhe des Genießens.

Die Korruption, der sittliche Verfall des Volksstaates ist so gut der Regeneration fähig wie das Körperliche des Volks, durch Reaktion seiner Kräfte, natürliche Polizei, Anstrahem, es ist ja überall in der Geschichte dieser Rhythmus von Sinken und Erheben. Glücklich, wenn die Perioden nur so lange dauern, daß die Erinnerung an das Glück derjenigen an das Übel das Gleichgewicht hält.

Erziehungsfrage. Wir können Leute sozial und sittlich erziehen, die selbst nicht erzogen sind? Volksleidenschaften ꝛc. Beweis: die Volkslehrer sollen größtenteils außer den Stunden den rohen Sitten anheim. Sausargon lassen Aristokratie (natürliche) der Erzogenen. Wohlerzogene, wenn sie einzeln unter Unerzogene geraten, werden wieder roh. Wenn unter sich, so stützen sie sich und gelangen zur Macht.

Die heutige Republik, die nur noch bürgerlicher Natur mit gleichen Rechten sein kann, besteht auch im modernen Leben nur mit einem gewissen Grade von Einfachheit und Ehrbarkeit. Wenn Luxus, Genußsucht, Unredlichkeit und Pflichtvergessenheit überhand nehmen, lohnt die Aufrechthaltung der Form und des Namens nicht mehr der Mühe und die verkommende Gesellschaft fällt besser der nächstbesten monarchischen Zwangsanstalt anheim, wo sie dann als Unterthanen ein neues Leben versuchen mögen. Peinlichkeit des Zustandes, der zwischen Chauvinismus und düsterer Zukunftsahnung hin und her schwankt.

Gegensatz. So verfällt ihrerseits die Monarchie, wenn sie in ihrer Weise entartet und ihre sittlichen Grundlagen verliert, der Republik und Demokratie, man könnte diese zwei Gegenspiele die Geschichte nennen. Kreislauf.

Der Autor stellt sich anläßlich des Festschwindels (Schulreisen ꝛc.) selbst dar als büßenden Besinger und Förderer solchen Lebens [„Martin Salander“ S. 216]. Alternder Mann, der unter der Menge geht und seine Lieder bereut ꝛc. Beispiel von ernster Ethik der Nichtkirchlichen.

Die populären Liebhaberkünste, Gesang und Komödie, werden heutzutage so alltäglich und berufsartig betrieben, daß die Festlichkeit und Erholung (Unterbruch) verloren geht und das agierende Volk sich benimmt wie Histrionen. Folgen dieser Übertreibung.

Im Stil und Komposition ruhig zu halten, getragen, ohne Leidenschaft und Polemik. (Bei Lektüre Homers gedacht.)“

Zu Bd. 3, S. 316.

„An Arnold Böcklin zum sechszigsten Geburtstage[1]).

Seit du bei uns eingezogen
Und dein leichtes Haus gebaut,
Schauen wir der Iris Bogen,
Wenn der hellste Himmel blaut,

Sehn die Fülle der Gesichte
Dich im Reigentanz umzieh'n,
Seh'n wie Knospen, Blüten, Früchte
Rastlos deiner Hand entflieh'n.

Heute rauscht ein leises Wehen
Lausche nicht zu lang, o Mann!
Um Entstehen und Vergehen
Fange nicht zu zählen an!

Wie dir täglich hat gegohren
In der Seele neuer Wein,
Also sollst du neugeboren
Selber jeden Morgen sein!

Und erst spät mag es geschehen,
Daß es fern herüberhallt
„Seht, auf jenen grünen Höhen
Hat der Meister einst gemalt!

„Starken Herzens, stillen Blickes
Teilt' er Licht und Schatten aus —
Meister jeglichen Geschickes
Schloß gelassen er das Haus!“

Zürich, am 16. Oktober 1887,
Dienstagsgesellschaft.“

---

[1]) Zuerst gedruckt in der Festschrift für Gustav Freytag „Zur Feier des 13. Juli 1894 (Leipzig, Hirzel), faksimiliert in der „Schweizer Dichtermappe“ 1895. (Künstlerhaus Zürich.)

Nachtrag.

74a. An Jakob Dubs in Zürich[1]).

[Berlin, März 1854.]

Verehrtester Freund! Der Umstand, daß nun das Jahr wieder bedeutend vorgerückt ist, und die Sorge, meine Verhältnisse möchten sich durch Ungewißheit eher verschlimmern als verbessern, veranlassen mich, Dir abermals mit einem Briefe lästig zu fallen, was ich meiner ängstlichen Stimmung zu verzeihen bitte.

Ich habe mich seit meinem letzten Briefe nochmals gründlich geprüft und besonnen und finde, daß unter den vorhandenen Umständen eine Anstellung als Lehrer weder für die betreffende Schule noch für mich ersprießlich wäre. Ich müßte wenigstens ein Jahr lang alle Zeit ausschließlich dazu verwenden und würde dadurch mein bisher verfolgtes Ziel gänzlich aus den Augen verlieren; alle erlittenen Sorgen und das langjährige Ausharren in einer eigenen und selbständigen Entwicklung würden ohne Abschluß sein und die neue Laufbahn nichtsdestominder zweifelhaft bleiben in ihrer Zweckmäßigkeit für mich und andere. Denn es ist einmal ein Unterschied zwischen Lehren und Produzieren. Ich stehe jetzt auf dem Punkte, eine thätige produktive Periode mit gereiften Sinnen anzutreten und die Früchte einer Reihe von Jahren ans Licht zu

---

[1]) Das Original, das mir erst nach dem Druck des zweiten Bandes zugegangen, befindet sich im Besitze von Herrn Dr. J. J. Sulzer in Winterthur. Der Brief ist weder adressiert noch datiert, geht indessen an Dubs, er ist die Antwort auf den Bd. 2, S. 86 abgedruckten Brief vom 7. Februar.

bringen, gegründet auf eine feste sittliche Anschauung der Welt und des Lebens, und für die nächsten Jahre bin ich wegen meines äußern Fortkommens sicher, wenn ich nur erst einmal aus der gegenwärtigen Krisis heraus bin, welche sich durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände zusammengezogen und besonders durch die unverhoffte Aussicht auf eine unmittelbare Hülfe, welche mir Freund Heußer unvorsichtigerweise vor Monaten eröffnet, ich kann wohl sagen, erst recht zusammengeschnürt hat.

Ich ziehe es nun vor, erst einige Zeit in Zürich zu leben, meine ungerecht beurteilte Persönlichkeit dort herzustellen und dann nach und nach zu sehen, etwa durch freie zweckdienliche Vorträge unter irgend einer Form meine Nutzbarkeit zum Lehrfach zu prüfen und auszubilden, oder aber dann, wenn es nötig sein sollte, vielleicht eine bescheidene Stelle in der Staatsverwaltung zu versehen; ich bin im Grunde gar nicht so unpraktisch, als man glaubt; wenn ich nur erst einmal Ruhe habe.

Hingegen bin ich neulich wieder lebhaft auf meinen Wunsch zurückgekommen, daß man bei der Wahl eines Professors für die bewußten Fächer auf Hermann Hettner in Jena aufmerksam werden möchte. Er war dieser Tage in Berlin und hat im wissenschaftlichen Verein einen litterarhistorischen Vortrag gehalten, welcher durch seine Frische und Klarheit in dieser blasierten Stadt ein allgemeines günstiges Aufsehen erregte. Hettner ist ebensowohl Litterarhistoriker wie Archäologe und Kunstgelehrter, und hat dahin einschlagende tüchtige Arbeiten geliefert, liest auch vortreffliche Kollegien in diesem Fache, ohne im mindesten zu der alten verkommenen Zunft zu gehören. Und so wüßte ich nach meiner ehrlichsten Überzeugung keinen bessern Mann für Litteratur- und Kunstgeschichte als diesen. Er ist eine anregende und lebendige Natur; ich würde mich in rühriger Thätigkeit mit ihm verbinden, es ließe sich von dem freien Boden Zürichs aus kräftig auf die korrupten und verwirrten Litteraturzustände Deutschlands einwirken durch Gründung eines Journals &c., so daß auch nach dieser Seite hin unsere heimatlichen Zustände an geistiger Regsamkeit und Mannigfaltigkeit gewinnen würden. Hettner würde, so viel ich weiß, gerne kommen,

da es für einen frischen Menschen in Deutschland nicht mehr erfreulich zu leben ist. Er ist von guter Familie, verheiratet und besitzt einiges Vermögen, und man würde in jeder Beziehung einen anständigen akademischen Bürger gewinnen.

Was mich betrifft, so ist es mir jedenfalls unmöglich, bis nächsten Herbst eine derartige Stellung anzutreten. Meine Arbeiten sind wegen unausgesetzter Sorgen und über der täglichen Bemühung, nach Nahrung auszugehen, nicht vorgerückt; die daherigen Mittel ausgeblieben; mein Verleger behandelt mich schnöde, da er mich nun bald reif glaubt zu beliebiger Verfügung; ein hiesiger Buchhändler, welcher mir als Freund vorgeschossen, glaubt nun mich auch in der Tasche zu haben zur Verschleuderung meines Talentes, und mein früherer Hauswirt hat mich um die Summe von 119 Thalern verklagt, da er überzeugt ist, ich wolle ihn nicht bezahlen und habe ihn mit meinen Vertröstungen angelogen, während Ihr in Zürich wahrscheinlich glaubt, ich habe Euch angelogen mit meinen Aussichten &c. und Ihr müsset deshalb ein vorsichtiges Verfahren beobachten. So greift eines ins andere, und es bleibt dabei immer beim Alten. Wie dem auch sei, so habe ich im mindesten nicht im Sinne, darüber zu verkrüppeln, und werde mich, wenn ich gesund bleibe, jedenfalls zurecht finden.

Es thut mir aufrichtig leid und kränkt mich als guten Schweizer und Zürcher, daß in diesem Augenblicke, wo Euere Thätigkeit in öffentlichen Dingen so sehr in Anspruch genommen ist, ich mit diesen peinlichen Privatgeschichten mich aufdrängen muß, statt etwas nützen zu können. Doch bitte ich Dich, geehrter Freund, angelegentlich, den offenen Ton dieser Mitteilung nicht zu mißverstehen, denselben zu entschuldigen und einem verzeihlichen Gefühle meiner unangenehmen Lage zuzuschreiben. In jedem Falle werde ich in besserem Sinne seiner Zeit mich wieder hören lassen. Bis dahin empfehle ich mich einer milden Beurteilung und Deinem ferneren Wohlwollen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit Dein

Gottfr. Keller.

109a. An Gottfried Kinkel in London[1]).

Verehrter Herr Professor! Das Geschenk und die werte Zuschrift, womit Sie mich so freundlich beehren und überraschen wollten, habe ich dieser Tage erhalten und beeile mich, Ihnen für beides meinen herzlichsten Dank abzustatten. Über Ihr schönes Werk[2]) sich auszusprechen, erfordert eine längere Vertrautheit mit demselben, als der Besitz von einigen Tagen gewähren kann. Bis jetzt habe ich sowohl die schön geschliffene poesiereiche Form bewundert als auch die tiefsinnige Kunst, mit welcher Sie alle und jede Beziehungen und Charakterzüge des Stoffes, jeden überraschend zutreffend an seiner rechten Stelle, zu einem ebenso organischen als demonstrativen Ganzen verwoben haben. Jede Person Ihrer Tragödie ist ein verkörpertes Prinzip, und alle zusammen bringen durch ihre Wechselberührung alle Erscheinungen der Geschichte hervor. Erschütternd wahr ist, wie die schaffende und gestaltende Monarchie das eigene liberalere Fleisch und Blut verleugnet und, selbst untergehend, den erkannten brutalen schlechten Willen zum Erben nimmt. Möge sie nur unmittelbar von der energischen Freiheit selbst durch Panzer und Fleisch ins Herz getroffen werden, als ebenbürtiger Gegner, so wird der inkarnierte schlechte Willen allein nicht mehr lange fortkommen!

Es war nur sehr wunderlich aber auch angenehm, von einem Manne, wie Sie, meiner von aller Welt vergessenen Gedichte so freundlich erwähnt zu sehen, und es erhält mir die Hoffnung, daß ich vielleicht doch noch einige sonnige lyrische Jahre kriegen werde, wo ich jene mehr zufälligen Anfänge zu einem besseren Liederbuch gestalten kann, und zwar ohne dem Schematismus zu verfallen. Dazu gehört vor allem Freiheit, Ganzheit und Unbefangenheit des Lebens, und, nachdem die Jugend vorüber, kann ich mir jene nur durch eine Zeit anhaltender künstlerischer Arbeit wieder herbei-

[1]) Im Besitze von Frau Professor M. Kinkel in Berlin.
[2]) „Nimrod, ein Trauerspiel“ (1857).

führen. Es läßt sich jetzt nichts Besseres thun, als diese Zeit der Nichtswürdigkeit und der Verwirrung mit getroster Arbeit zu verbringen. Indes wird gewiß der Tag wieder kommen, wo ein freies Lied von selbst entsteht und die steifen Finger wieder leicht werden und zu plaudieren anfangen; denn es plaudert sich am Schwertgriffe der Freiheit mindestens so leicht als auf dem Nacken einer Römerfrau.

Möge die Unzulänglichkeit der kontinentalen Herren Souveräne und ihrer Spießgesellen recht bald den Umschwung herbeiführen, und dankbar werde ich Sie, geehrter Herr, einst auf dem festen Lande wieder begrüßen!

Indem ich nochmals meinen innigen Dank für Ihr wohlwollendes Entgegenkommen wiederhole, erwidere ich von Herzen Gruß und Handschlag und verbleibe Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Zürich, den 29 September 1857

140a. An Ludmilla Assing in Florenz[1].

Zürich den 6 August 1867.

Verehrtestes Fräulein! Ich habe nun doch die von Ihnen mir freundlichst gestellten Fristen versäumt zur Beantwortung Ihres willkommenen Briefes und Geschenkes vom 22. Mai und muß Ihnen diese Zeilen nun auf gut Glück nachsenden. Ich danke Ihnen abermals für die zwei interessanten Briefbände[2]) aufs herzlichste. Leider habe ich die eigentliche Lesung derselben im Wirbel und Drang dieses Sommers verschieben müssen und werde erst mit den längeren Abenden, die nächstens kommen, wieder daran gehen können. Gleich anfangs hatte ich aus schlechter Neugierde

[1]) Das Original ist im Besitz des Herrn Dr. L. Darmstädter in Berlin.

[2]) Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a. Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen v. Ense. 1867.

die Partie der Pauline Wiesel mitgenommen und bin dann dafür bestraft worden durch einen unerfreulichen Eindruck, so manches Hübsche und Feine darin ist und so tüchtig z. B. die Briefe des Prinzen sind. Bei dem unerquicklichen Schlusse angelangt, sagte ich unwillkürlich: Geschieht Euch ganz recht! In der That, wenn die geistig und gesellschaftlich Bevorzugten da glauben Toleranz üben zu dürfen, wo die Armen und Verlassenen mit Verachtung ausgeschlossen werden, so ist dies einfach unrecht und führt zu nichts. Ein ähnliches Gefühl hatte ich neulich, als man nachträglich erfuhr, daß Lassalle jenem Frauenzimmer zu Gefallen auch noch hatte katholisch werden wollen. Dieser eine Zug beweist sattsam das Unrichtige seines ganzen Wesens. Vielleicht irre ich nicht einmal, wenn ich halb und halb glaube, daß gerade in Erkennung dieses Wesens die Dame sich plötzlich von ihm abwandte und damit recht hatte.

Ich gönne Ihnen sehr wohl, daß Sie sich in Berlin so gut befunden und doch so viele Freunde noch gefunden haben. Böckh ist nun seither auch gestorben, der Fürst Pückler wird Ihnen wohl auch gelegentlich ausreißen. Es ist aber doch ganz hübsch von dem alten Kauz, daß er mit Ihnen, der Herausgeberin von Varnhagens Tagebüchern con amore, so frei verkehrt als Hofmann; dieser Unabhängigkeitssinn hat wirklich etwas geistig Aristokratisches.

Die Manuskripte des 9. und 10. Bandes der Tagebücher sind von unsern ungeschickten Oberrichtern scheint's sehr eifrig gelesen worden, denn sie sagten mir, daß ich auch im 10. Bande figuriere und hatten sogar die betreffenden Stellen ausgeschrieben und trugen sie in der Westentasche herum. Ich erbat mir den Band noch von Herrn Goll[1]) und fand, daß der Selige mich einigermaßen mit Hartscher[2]) verglich, jedoch mich vor dessen Schicksal freundlich schützte. Sogleich suchte ich in den Denkwürdigkeiten nach, was der für ein Gesell gewesen sei, und fand manches, jedoch den Abschluß, nämlich das Schicksal nicht. Ich bitte Sie,

[1]) Ludmillas Anwalt in Zürich.

[2]) Vgl. o. Bd. 2, 79. Näheres im Basler Jahrbuch 1886, S. 1 ff. „Erinnerungen an Dr. Nikolaus Hartscher“.

mir darüber gelegentlich Aufschluß zu geben oder die Stelle in Varnhagens Werken nachzuweisen, wo allenfalls etwas steht. Den Oberrichtern, die mich fragten, was es mit diesem Harscher für eine Bewandtnis habe, sagte ich indessen, daß sei ein schlechter Kerl gewesen, der sich schließlich gehängt habe.

Jetzt ist das Papier schon zu Ende, das ich an Herrn Wehl schicke. Ich denke, Sie werden jetzt in Hamburg sein. Nochmals meinen besten Dank und Gruß. Ihr ergebener

Gottfr. Keller.

Man wolle einige Wiederholungen, die durch Vorwegnahme von Briefstellen entstanden sind, entschuldigen. Für den ersten Band ist dergleichen in der vierten verbesserten Auflage (1895) bereits getilgt. — Eine vollständige Gottfried Keller-Bibliographie, die den vorliegenden Band zu sehr belastet hätte, werde ich an einem andern Orte geben. — Zu Bd. 2 sind folgende Verbesserungen anzubringen: S. 10 Z. 18 v. o. l. „Erec“ st. „Iwein“. — S. 14 Z. 15 v. o. l. Philosoph st. Historiker. — S. 46 Z. 12 v. o. l. Levin st. Lewin. — S. 74 Z. 4—5 v. o. l.: „Wunderbar, daß, gerade wie bei den Venetianern, Keller das Kolorit, Zeichnung“ rc. — S. 90 Z. 15 v. o. l. 107 st. 106. — S. 267 Z. 9 v. o. l. Stadler st. Stoeller (gemeint ist der spätere Oberst Karl Stadler aus Zürich). — S. 322 Z. 14 v. o. l. Nachfrühling st. Nachsommer. — Zu S. 331. Die ältere Fassung des „Apothekers von Chamounix“ ist nun abgedruckt in den Mitteilungen aus der Litteratur des 19. Jahrhunderts, S. 134—189. Ergänzungsheft zu Sauers „Euphorion“ Bd. 2 (1895). — S. 536 Z. 9 v. o. l.: „Wahl des ersten Sekretärs des Großen Rats“. — S. 537 Z. 17 v. o. l. dem st. den.

I. Verzeichnis der Empfänger

der hier gedruckten Briefe Gottfried Kellers.

Die Ziffern bedeuten die Nummern der Briefe.

II. Namenverzeichnis *).

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen.

*) Die Zahl in Klammern nach Band I verweist auf die vierte verbesserte Auflage jenes Bandes hin (1895).

[1] Zum ersten Mal in dieser Biographie mitgeteilte Stücke sind mit * bezeichnet.

Novellen und Erzählungen.

a) Ausgeführte.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.



